This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Holzmo's

Erbauungsreden.

I.

1.50

E61591

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES

P
17

Dr. Bernard Bolzano's

Erbauungsreden

an die Hörer der Philosophie

an der Prager Universität,

herausgegeben

von einigen seiner Verehrer.

Quid fortius desiderat
anima, quam veritatem?
S. August. tract. 26. in Joan.

Neue Folge. Erster Band.

Der Reinertrag ist zur Gründung eines Waisenhauses unter dem Namen Bolzano's Erziehungsanstalt für Lehrerwaisen bestimmt.

Inv. 268
MĚSTSKÉ MUZEUM PELCLOVO RYCHNOVĚ n./Kc.

Prag 1884.
Buchdruckerei von B. Stýblo.
Selbstverlag.

BR123
B579
v.1

Vorwort.

Dr. Bernard Bolzano, geboren zu Prag am 5. October 1781, gestorben daselbst am 18. Dezember 1848, von 1805 bis 1820 Professor der Religionsphilosophie an der Karl-Ferdinandischen Universität in Prag, hat durch seine Gelehrsamkeit in der Philosophie und Mathematik, durch eine tief begründete und unerschütterliche Festigkeit seines Glaubens an die Wahrhaftigkeit der christkatholischen Lehre, durch eine seltene Klarheit und Überzeugungskraft seiner Vorträge, durch seinen offenen und kühnen Muth, mit dem er in seinen Vorträgen auftrat, um Reformen sowohl im kirchlichen als auch im socialen Leben anzustreben, und nicht minder durch seinen in jeder Hinsicht idealen Lebenswandel sich einen Ruhm erworben, der bis auf unsere Tage ungeschwächt fortdauert, und ohne Zweifel sich auch in die ferne Zukunft hin fortpflanzen wird. — Seine wissenschaftlichen und volksthümlichen Werke sind nur zum kleineren Theile im Drucke herausgegeben worden, der weit größere Theil harret noch günstigerer Umstände, um ans Tageslicht gefördert zu werden. Von besonderem Interesse für den gebildeten Leser sind Bolzano's Erbauungsreden, von denen nebst den bereits gedruckten 5 Bänden (Sulzbach 1849; Prag 1849, 1850, 1851; Prag, Wien und Leipzig 1852) eine nicht geringe Zahl in bloßen Abschriften verbreitet ist. Da man jedoch nicht ohne Grund befürchten muss, dass auf diese Art manche von den auserleseneren Erbauungsreden aus Bolzano's schriftlichem Nachlasse mit der Zeit in Vergessenheit gerathen, ja sogar verloren gehen könnten: haben sich einige Verehrer Bolzano's entschlossen, die zerstreuten Manuscripte und Abschriften zu sammeln,

zu sichten und, insoferne sie geeignet erscheinen, die Sache der Aufklärung, der Menschenbeglückung und des Christenthums auch noch derzeit zu fördern, sie der Öffentlichkeit zu übergeben. Hinsichtlich derjenigen Manuscripte, welche durch die Gefälligkeit vieler ehemaligen Schüler und Verehrer Bolzano's uns zugekommen sind, beabsichtigen wir eine Ausgabe in 3 Bänden, von denen hier der erste Band dem gebildeten Leser geboten wird. Eine ziemlich große Zahl von Bolzano's Erbauungsreden konnte aber bisher nicht ausfindig gemacht werden. Möge diese Bemerkung Anlass geben, dem Einsammeln dieser Handschriften eine größere Aufmerksamkeit zu widmen, damit das Gute, das man durch ihre Veröffentlichung bezweckt, im volleren Maße zustande komme! Und dieses Gute, welches die Herausgeber vor Augen haben, ist nebst der Förderung einer wahrhaft christlichen Aufklärung die Gründung eines Waisenhauses unter dem Namen Bolzano's Erziehungsanstalt für Lehrerwaisen. Mögen beide Zwecke dazu beitragen, dass diesen Erbauungsreden eine große Verbreitung und eine wohlwollende Aufnahme in den gebildeten Kreisen zutheil werde!

I.

Von den heilsamen Wirkungen, welche ein ununterbrochener Besuch dieser Erbauungsreden hervorbringen dürfte.

(Am 25. Sonntage nach Pfingsten 1818)

Eingang.

Wenn ich erwäge, m. Fr., von welchen ernsten und wichtigen Folgen für Sie, und hiedurch auch für mich diese Stunde sei, die gegenwärtig ihren Anfang nimmt, wie viel davon abhängig sei ob ich durch meine heutigen Bemühungen im Stande sein werde, einen gewissen edlen Entschluss in Ihren Herzen zur Reife zu bringen: so fühle ich lebhaft, dass ich heute mit Anstrengung all meiner Kräfte dahin wirken müsse, damit mein Vortrag ja bei niemandem aus Ihnen durch meine eigene Schuld seinen Zweck verfehle. Nach einer Reihe von mehr als zwei Monaten übe ich heute wieder zum erstenmale aus das Amt eines geistlichen Redners vor der Versammlung jener Jünglinge, die ich mit Recht als den wahren Adel der Jugend meines Vaterlandes betrachte, weil es diejenigen sind, die man aus tausenden ausgewählt hat, um sie in dieser Hauptstadt und an diesem Sitze der Wissenschaften zur künftigen Übernahme aller höheren Ämter und Würden im Lande durch uns heranbilden zu lassen. Und eben heute ist die Versammlung dieser Jünglinge so zahlreich, dass kaum noch jemand fehlt von denen, die ein bestimmtes Gesetz hier zu erscheinen verpflichtet, überdies wohl nahe an hundert andere zugegen sind, die nur ihr eigener und freier Wille hieher geführet hat. Was ist natürlicher, als dass ich bei diesem Anblicke den Wunsch empfinde, es möchte mir doch gelingen, zu bewirken, dass in dem Herzen eines jeden, der mich heute anhört, der feste Entschluss sich ausbilde, auch in der Zukunft immer ein aufmerksamer Zuhörer von diesen Vorträgen zu sein, gleichviel, ob ihn ein äußeres Gesetz dazu verbindet oder nicht. —

Ja, diesen Wunsch, m. F., erlaube ich mir in der That, und nicht etwa Eitelkeit hat ihn in dieser Brust erzeugt; nicht darum wünsche ich, Sie an mich fesseln zu können, um mir den Ruhm eines beliebten Kanzelredners zu verschaffen; denn nicht beeifere ich mich um diesen Ruhm, und nur zu gut weiß ich auch, dass ich nicht fähig sei, ihn zu verdienen. O, ungleich wichtiger sind die Gründe, die mich bestimmen, zu wünschen, dass alle jene Jünglinge, die einst zu höheren Ämtern und Würden im Staate gelangen, erst meine Zuhörer gewesen wären. Ich wünsche das gar nicht um meinetwillen, sondern um ihres eigenen und um des Wohles unseres Vaterlandes willen, dass für mich kein anderer Vortheil hieraus entspringen möge, als der sehr wichtige, mir sterbend sagen zu können: dass ich die Stelle, die mir die Vorsehung an dieser Lehranstalt zuwies, nicht unwürdig ausgefüllt habe. Allein hiezu gehört meiner Meinung nach sehr viel! Und ob ich gleich weder Zeit, noch Kräfte, noch Mühe spare, um der wichtigen Pflicht meines Amtes nach Möglichkeit zu entsprechen; dennoch gestehe ich es Ihnen: so lange es der Weisheit des Himmels nicht gefällt, meine Bemühungen durch einen sichtbareren Erfolg, als der bisherige war, zu segnen, so lange werde ich immer mit Zittern nur den Gedanken denken, ob nicht ein anderer an meiner Stelle vielleicht glücklicher wäre. Um jedoch nichts zu versäumen, was diesen Segen etwa diesmal herbeiführen könnte, will ich es — selbst auf die Gefahr, vor manchen für unbescheiden zu gelten — wagen, in dieser ersten Stunde gleich von jenen heilsamen Folgen zu sprechen, die ein durch mehrere Jahre ununterbrochener Besuch dieser religiösen Vorträge bei jedem aus Ihnen, wie ich weiß und mir schmeichle, hervorbringen würde. Je deutlicher ich erkenne, dass ich auf diese Art das äußerste und gleichsam das letzte Mittel, das mir noch zu Gebote steht, versuche, um desto inniger bitte ich Gott, dieses entweder zu segnen, oder mich mit der Kraft, die zur geduldigen Ertragung eines Missgeschickes nothwendig ist, zu stärken. Eine löbliche Sitte verlangt, dass Christen bei jeder Betrachtung, die sie in ihrer gottesdienstlichen Versammlung anstellen wollen, erst jenes Buch aller Bücher berathen, dem wir mit Wahrheit nicht zu viel thun, wenn wir es das geschriebene Wort Gottes nennen. Lassen Sie denn auch uns dieser Sitte folgen, und vernehmen wir eine Erzählung, die völlig geeignet ist, um in uns die heilsamsten Gedanken zu erwecken. Apostelgeschichte 8, 26—39.

Ein Engel des Herrn aber redete zu Philippus, und sprach: „Mache dich auf, und geh gen Mittag auf die Straße, die von Jerusalem nach Gaza hinabführt.“ Dieses ist öde. Da machte er sich auf, und zog fort. Und siehe, ein Mann aus Äthiopien, ein Kämmerer, ein Gewaltiger der Candace, der Königin von Äthiopien, der über alle ihre Schätze war, derselbe war gekommen, anzubeten in Jerusalem, und kehrte wieder zurück, und saß auf seinem Wagen, und las den Propheten Isaias. Der Geist aber sprach zu Philippus: „Geh hin, und nähere dich diesem Wagen!“ Philippus aber lief hinzu, und hörte ihn lesen den Propheten Isaias, und sprach: „Meinst du auch zu verstehen was du lieſest?“ Er sagte: „Wie kann ich es, wenn mich niemand unterweiset?“ Und er bat den Philippus, daß er aufsteige, und sich zu ihm setze. Die Stelle der Schrift aber, die er las, war diese: „Wie ein Schaf wird er zur Schlachtbank geführt; und wie ein Lamm vor dem, der es schert, keine Stimme hat, also thut er seinen Mund nicht auf. In der Erniedrigung wird weggenommen sein Gericht; (wer kann sein Geschlecht erklären?) denn sein Leben wird weggenommen von der Erde.“ Es hob aber der Kämmerer an, und sprach zu Philippus: „Ich bitte dich, von wem sagt dies der Prophet? Von sich selbst, oder von einem andern?“ Da that Philippus seinen Mund auf, und fieng an von dieser Schriftstelle, und verkündigte ihm die frohe Botschaft Jesu. Und als sie auf der Straße fortzogen, kamen sie an ein Wasser, und der Kämmerer sprach: „Siehe, da ist Wasser! Was hindert, dass ich getauft werde?“ Philippus aber sprach: „Wenn du glaubst von ganzem Herzen, so darf es geschehen.“ Er antwortete und sprach: „Ich glaube, dass Jesus Christus der Sohn Gottes ist.“ Und er ließ den Wagen halten; und sie stiegen beide hinab in's Wasser, Philippus und der Kämmerer; und er taufte ihn. Als sie aber aus dem Wasser heraufgestiegen waren, entrückte der Geist des Herrn den Philippus, und der Kämmerer sah ihn nicht mehr; da zog er auf seinem Wege fort mit Freuden.

Abhandlung.

Wenn jemand zweifeln könnte, ob es gewisse Augenblicke gebe, in welchen der Mensch durch sein so oder anders eingerichtetes Betragen über das Wohl oder Weh seines ganzen künftigen Lebens, ja oft zugleich über das Glück oder Unglück ganzer mit ihm verbundener Familien und wohl gar Völker entscheide; so würde es ihm der Text, den wir so eben lasen, durch ein sehr anschauliches Beispiel darthun. Ein Glück, das größer ist, als unser schwacher Verstand nur zu begreifen vermag, ein Glück, das seine segenreichen Folgen nicht nur auf dieses Leben, sondern auf eine ganze Ewigkeit ausdehnt, wurde dem Schatzmeister der Königin Candace auf seiner Rückreise von Jerusalem zutheil. Mit den beseligenden Lehren der Religion Jesu Christi ward er bekannt gemacht, und durch das Bad der Wiedergeburt in das Reich Gottes auf Erden als Mitglied aufgenommen. Und dass

durch diesen Einen noch viele hunderte von seinen Landsleuten auf den Weg der Seligkeit geleitet worden seien, das, m. F., läßt sich, auch wenn die heutige Geschichte davon schweiget, vermuthen. Allein bemerken wir auch, aus welcher einzigen, scheinbar ganz unbedeutenden Handlung alle diese seligen Folgen entsprangen? Es war die Art und Weise, womit der Schatzmeister die Frage des Philippus: Verstehst du denn auch, was du hier lieseſt? aufnahm. Hätt' er sie stolz von sich gewiesen, diese Frage; hätte er es beschämend gefunden, von einem Fremdlinge Belehrung anzunehmen: ach, diese günstige Gelegenheit zu seinem und seiner Brüder Heil würde der Himmel wohl nicht zum zweitenmale herbeigeführt haben; der Same des Christenthums wäre nach Äthiopien auch nicht verpflanzet worden. Weil er dagegen sich anders, weil er sich weiser benahm bei Beantwortung der ihm aufgestellten Frage; weil er den Unterricht, den man ihm durch sie anbot, als einen Dienst ansah, den er mit Dank annehmen müsse: siehe, so fand er und mehrere andere durch ihn das seltene Glück, die ersten Mitglieder und Verbreiter des himmlischen Reiches zu werden. Können Sie dieses Ereignis erwägen, m. F., und noch zweifeln, ob ich recht habe, zu behaupten, daſs unser ganzes Glück öfters von einer einzigen Handlung, von der Benützung eines günstigen Augenblickes, den uns die Fürsehung zuführt, abhängig sei? Wenn Sie dies glauben, so werden Sie mir am Ende unserer heutigen Betrachtung hoffentlich zugeben, auch diese gegenwärtige Stunde sei für Sie selbst eine von den entscheidensten, von den verhängnisreichsten in Ihrem ganzen Leben. Denn von dem Umstande, ob Sie sich heute entschließen, von jetzt an meine ununterbrochenen Zuhörer durch eine Reihe von mehreren Jahren zu werden, und sich die Grundsätze, die ich an dieser Stätte entwickele, sich eigen zu machen, von diesem Umstande hängt ab, ob Sie einst zu der Classe der guten oder bösen Mitglieder höherer Stände gehören, ob Sie gemeine Sache mit jenen haben werden, die auf den Umsturz des Glückes von Millionen Menschen eine eigene nicht wahre, sondern nur geträumte Glückseligkeit zu gründen suchen; oder ob Sie sich anschließen werden an jene Auserwählten, die das Reich der Heiligen auf Erden in derjenigen Vollkommenheit, die es dem jetzigen Grade der Aufklärung gemäß erhalten kann, nach aller Möglichkeit befördern, und so in dem Bewusstsein, andere glücklich zu machen, auch ihre eigene und wahre Glückseligkeit finden. Ich weiß, m. F., daß ich jetzt viel

gesagt habe; aber ich glaube im Stande zu sein, es zu beweisen. Lassen Sie mich erst auseinandersetzen, aus welchen Gründen ich denjenigen, die heute den Vorsatz, meine Zuhörer zu bleiben, so lange nur immer es ihre Umstände erlauben, nicht fassen können, so Schlimmes weissagen muss.

1. a) Ich muss es einmal schon darum, weil uns der Umstand, dass Sie es nicht über sich vermögen, einen solchen Vorsatz zu fassen, einen sehr traurigen Beweis gibt, dass keine wahre Liebe zum Guten in Ihrem Herzen lebt. Denn ich berufe mich hier auf das Urtheil eines jeden, der noch nicht ganz verblendet ist durch seine eigene Leidenschaft. Kann man wohl sagen, dass jemand Liebe zum Guten besitze, wenn er die schönste und bequemste Gelegenheit, im Guten Fortschritte zu machen, kennen lernet, und nicht einmal den Vorsatz fasst, von ihr Gebrauch zu machen? Kann er sich rühmen, dass es ihm darum zu thun sei, immer weiser, besser und vollkommener zu werden, wenn er nicht einmal beschließt, die Orte zu besuchen, in denen ihm die Anleitung hiezu gegeben werden soll? Und kann er sich rühmen, dass er den herrschenden Willen habe, immer der Vorschrift seiner Vernunft zu folgen, wenn er gleich in einem so leichten Stücke nicht thut, was sein Verstand ihm gewiss als seine Pflicht darstellte? Jedoch wir wollen recht billig sein, m. F., wir wollen ihm nicht sogleich alle und jede Liebe zum Guten absprechen. Aber wie schwach und wie ohnmächtig diese Liebe sei, das liegt doch wohl am Tage! Der kurze Weg, den er in dieses Haus an jedem der Andacht geweihten Tage zu machen genöthiget wäre, ist für seine Liebe zum Guten schon eine zu große Beschwerde. Die Zeit einer Stunde, die er hier zubringen müsste, ist schon zu viel für ihn. Die Unterhaltungen, die Spiele und Vergnügungen, die er, um hier erscheinen zu können, verschieben oder versäumen müsste, sind ein zu großes Opfer für ihn, als dass die Liebe für das Heil seiner Seele ihn dazu vermögen könnte. Er will nicht weiser, besser und vollkommener werden, wenn er um einige vergnügte Stunden des Jahres dadurch gebracht werden sollte. Sagen sie selbst, m. F., was sich bei einer so schwachen, so ohnmächtigen Liebe zum Guten für die Zukunft hoffen lässt? was sich erwarten lässt von ihr in höheren Ständen, in denen man wahrlich nirgends seiner Pflicht treu bleiben kann, ohne große Schwierigkeit und Versuchung zum Bösen erst überwunden zu haben? was lässt sich sicherer voraus sehen, als dass ein so schwacher Mensch bei allem dem Wollen des Guten, das er hat, doch nirgends thun werde, was gut ist; dass ihn das allgemeine Beispiel wie ein gewaltiger

Strom mit sich fortreißen werde, zu thun, was diese thun, d. h., dass er eigenhändig in der Gemeinschaft mit ihnen versuchen wird, auf den Trümmern des Wohles der übrigen Menschheit sein eigenes scheinbares Glück zu gründen? Doch vielleicht habe ich in diesen Schlüssen eine unrichtige Voraussetzung einschleichen lassen, indem ich annahm, dass ein jeder von Ihnen, der diesen Vortrag anhört, in ihm Stoff und Veranlassung zu seiner weiteren geistigen Ausbildung antreffen werde, und vielleicht gibt es mehrere, für die ich hier nichts Neues, nichts, was Sie nicht anderwärts oder doch wenigstens von mir selbst gehöret hätten, vortrage. Dass dieses nicht der Fall sei, darüber verlasse ich mich getrost auf das Zeugnis jener Männer, die mich schon seit der Zeit, da ich zu lehren anfieng, kennen, schon damals meine Zuhörer waren, und mir noch jetzt, so oft es die Verhältnisse erlauben ihre Gegenwart schenken, deren Urtheil über mich jeden Zweifel aufheben muss, dass diese Vorträge nicht ohne Nutzen sind. Was soll ich nun sagen von demjenigen, den ein bestimmtes Gesetz zu ihrer Anhörung verpflichtet, wenn er sich gleichwohl kein Bedenken macht, sie zu versäumen? Wie kann ich von dem, der so gewissenlos in seiner Jugend schon handelt, in seinen späteren Jahren wohl etwas Besseres erwarten? Muss ich von einem solchen nicht mit Schmerzen eingestehen, dass meine Gegenwart, was mich auch am meisten schmerzt, einem solchen statt zum Heile zu dienen, vielmehr nur zur Vergrößerung der Schuld und zur Verschlimmerung des Herzens diene? Denn dadurch eben, dass meine Gegenwart ihm die Gelegenheit gibt, eine so bestimmte Pflicht zu übertreten, wird er sich allmählich auch daran gewöhnen, jedes andere menschliche und göttliche Gebot zu übertreten.

b) Diese Besorgnis ist um so gerechter, m. F., weil noch ein zweiter Umstand, den ich vor Ihnen durchaus nicht verhehlen darf, obwaltet. Gerade in dieser Hauptstadt nämlich sind Sie gleich wie umringt von einer Menge verdorbener Menschen; haben überall nichts als verführerische Beispiele vor Augen. Denn also bringt es die Unvollkommenheit unserer bisherigen Verfassung mit sich. Nicht als wäre die Natur des Menschen schon an sich selbst bösartig, und als müsste dort, wo der Menschen mehrere in Menge in einer engeren Verbindung leben, der Hauch des einen nothwendig vergiftend auf andere einwirken. Nur jetzt, da wir so unvollkommene Gesetze und Einrichtungen haben, nur jetzt noch ist es wahr, daß ein Mensch den anderen verdirbt, und dass in allen großen Städten, zumal in solchen, die viele Mitglieder höherer Stände und viele reiche Personen in ihrer Mitte haben, auch ein sehr großes

Verderbnis der Sitten anzutreffen ist. In dieser Hauptstadt also rechnen Sie schon im voraus darauf, m. F., fast überall nur verkehrte Grundsätze zu hören, und verführerische Beispiele zu sehen; mehr noch, Sie werden die Thorheit und das Laster, nicht etwa in dem Lichte einer verdienten Verachtung und Bestrafung antreffen, sondern umgeben mit Ehre und Ruhm, mit Macht und Ansehen, und im Besitz aller derjenigen Vortheile, die eigentlich nur eine Belohnung der Weisheit und Tugend sein sollten. Es ist nicht möglich, dass Sie das alles sehen und hören, und dabei doch unverdorben bleiben, wenn Sie von Zeit zu Zeit nicht in jenen besseren Begriffen, die ich beinahe nur in diesem Saale aussprechen darf, ein sicheres Gegengift gegen die Ansteckung der Welt erhalten. Denn wenn Sie in jeder Gesellschaft, in die Sie nur immer eintreten mögen, beinahe nichts als verkehrte Begriffe hören; wenn diese verkehrten Begriffe auch aus dem Munde solcher Personen ertönen, die Sie um ihres Alters und ihrer hohen Ämter und Würden wegen nicht anders als mit Ehrfurcht anblicken sollten; wenn man auch allerlei täuschende Trugschlüsse zur Rechtfertigung dieser Begriffe vorbringt; wenn diese Ansichten noch überdies ihrer eigenen Sinnlichkeit und Leidenschaft schmeicheln; wenn Sie von allen Seiten her durch Worte und Thaten aufgefordert werden, in diese allgemeinen Gesinnungen einzustimmen; wenn Ihre Weigerung Ihnen, wenigstens in die nächste Gegenwart, nichts als Verspottung und Verdrießlichkeit zuzieht: wie kann ich hoffen, dass Sie der Tugend treu bleiben werden, wenn Sie nicht einmal begierig sind, eine einzige Stimme zu hören, die die verkannten Wahrheiten in Schutz nimmt, die Trugschlüsse der Bosheit widerlegt, und Thorheit und Laster in ihrer Häßlichkeit zeigt. O, die Erfahrung, m. F., hat es mich nur zu oft schon gelehrt, dass Jünglinge, die diese Vorträge nicht mit dem gehörigen Fleiße besuchten, zu schwach waren, um der Verführung des Lasters zu widerstehen, daß Sie auf Abwege geriethen, in Thorheit und Ausschweifungen verfielen zu denen sie, gestärkt durch die Grundsätze, die hier von Woche zu Woche vorgetragen werden, nicht einmal eine Versuchung gefühlt haben würden! Was ich bisher so oft erfahren musste, habe ich das nicht auch künftig zu befürchten, und muss ich also nicht jedem der heute nicht einmal den Vorsatz fassen will, mich in der Folge zu hören, so oft und so lange es nur seine Verhältnisse gestatten, muss ich nicht jedem, der dies nicht thun will, Schlimmes weissagen?

2. Doch schon zu lange verweile ich bei dem so traurigen Geschäfte, Unglück zu weissagen. Wenden wir uns zu der viel angenehmeren Betrachtung: was sich erwarten lasse von allen jenen, die heute den Vorsatz, meine getreuen Zuhörer zu werden, fassen, und dies mit einer solchen

Festigkeit, dass er auch wirklich zur Ausführung kömmt. Ich gebe es im voraus zu, m. F., dass meine Vorträge nur wenig nützen können jenen, die sie nur theilweise, und zuweilen hören, und keine Mühe sich geben, auch das in Erfahrung zu bringen, was ich etwa in früheren Jahren gesagt; die sich, mit einem Worte, nicht bestreben, eine gewisse Vollständigkeit in der Erkenntnis meiner Grundsätze zu erlangen.

a) Nur demjenigen, der dies letztere thut, glaube ich größere und wichtigere Vortheile versprechen zu können, glaube ihm, was erstlich seine Person betrifft, versprechen zu können, er werde weiser, er werde besser, er werde glücklicher werden, als es die meisten anderen Menschen sind in unserem Zeitalter. Glauben Sie nicht, m. F., dass ich, indem ich so große Dinge verspreche, meine eigenen Unvollkommenheiten vergesse. O, ich erkenne es, dass ich noch viele und wichtige Fehler an mir habe, und dass tausend andere Menschen weiser und besser sind, als ich, und eben darum auch vergnügter sein können. Dennoch verzweifle ich nicht, dass, wo es anders Gottes unendlicher Barmherzigkeit gefällig wäre, sich meiner unwürdigen Vermittelung zu bedienen, ich im Stande sein würde, Sie zu den weisesten, besten und glücklichsten Menschen unseres Zeitalters zu erheben. Oder, darf ich denn nicht voraussetzen, dass Sie, wenn Sie erst meiner Weisung folgen, es weiter, ja viel weiter bringen werden in der Vollkommenheit, als ich? Haben Sie nicht einen sehr großen Vorsprung vor mir, wo Sie die besseren Grundsätze, die ich mir erst nach und nach, manche erst nach vielfältiger Verirrung und in diesen letzten Jahren mühsam erworben habe, auf einmal und im Zusammenhange und in so früher Zeit erhalten? Müssen Sie nicht, wenn Sie in Ihrer Jugend schon von dem Punkt ausgehen, an dem ich jetzt in meinem Mannesalter stehe, nothwendig weiter kommen, als ich? Doch ich will bestimmter sprechen, will jenes Ziel, das zu erreichen Sie im Stande sind, etwas genauer bezeichnen. So viel also, so viel zum wenigsten kann ich mit der gewissesten Zuversicht einem jeden von Ihnen, der meine Grundsätze sich aneignen will, versprechen. Er wird erfahren, worin das wahre Wesen der Tugend und der letzte Grund aller Pflichten und Obliegenheiten bestehe. Er wird sich überzeugen, daß alles, was uns Vernunft und Offenbarung als unsere Pflicht vorschreiben, keinen andern Grund, als unsere wechselseitige Beglückung habe; und schon um dieser Überzeugung willen wird es Ihnen in unzähligen Fällen viel leichter als anderen sein, dem Rufe Ihrer Pflichten zu folgen. Er wird ferner auch einsehen lernen, dass nur die wenigsten Menschen die wahre Natur der auf Erden

erreichbaren Glückseligkeit kennen, daſs ſie nach Gütern ringen, die es nur in der Einbildung ſind, und darüber wirkliche verſäumen. Er wird vernünftiger denken, er wird das Glück des Reichthums, das Glück der Ehre und des Ruhmes, das Glück der ſinnlichen Vergnügungen, das Glück der Herrſchaft und Obermacht über andere für das, was ſie ſind, für elende Güter erkennen; wird unangefochten von ihnen nach anderen Gütern ſtreben, nach Gütern, deren Erlangung viel leichter, deren Beſitz viel ſicherer, deren Genuſs reinere Freude gewähret. Er wird die ergiebigſte Quelle der Freude ſich im eigenen Buſen, in dem Bewuſstſein ſeiner Unſchuld und Tugend zu verſchaffen wiſſen. Er wird nicht unempfindlich für die Schläge des Schickſals ſein; aber es wird ihm bei weitem weniger anhaben können, als tauſend anderen Menſchen. Dies vornehmlich darum, weil er ſich erhoben hat zu einem Glauben an Gott, wie ihn noch wenig Menſchen kennen, zu einem Glauben, kraft deſſen er nicht einen Augenblick zweifelt, daſs Alles, was immer geſchieht, zu ſeinem und zum allgemeinen Beſten diene. Aber eben ſo unerſchütterlich, wie ſein Glaube an Gott, wird auch ſein Glaube an Chriſtum, und an das Reich der Himmeln, das Chriſtus geſtiftet hat, werden. Er iſt überzeugt, daſs dieſes Reich nur darum ein Reich der Himmeln genannt ſei, weil es beſtimmt iſt, uns ſchon auf dieſer Erde zu dem Genuſſe der Seligkeit zu erheben, die ein wahrer Vorgeſchmack derjenigen iſt, die unſer Antheil einſt im Himmel werden ſoll. Er weiß, daſs die Verfaſſung dieſes Reiches ſich von Jahrhunderten zu Jahrhunderten vollkommener ausbilden werde, und ſieht es an als ſeinen eigentlichen Beruf, zu dieſer Ausbildung ſebſt nach Kräften beizutragen.

b) Dies leitet mich aber ſchon auf den zweiten Vortheil, den ich allen aufmerkſamen Zuhörern dieſer religiöſen Vorträge verſprechen kann. Denn Sie ſollen nicht bloß für Ihre eigene Perſon gewinnen, ſondern auch fähig werden, der ganzen menſchlichen Geſellſchaft viele wichtige Dienſte zu leiſten, Dienſte, die ich zuſammenſetzen will in den Begriff: daſs Sie das Reich der Himmeln auf Erden ganz in der Vollkommenheit, wie es der jetzige Grad der Aufklärung zu erlangen vermag, befördern und ausbreiten werden.

Wenn Thorheit und Laſter anſteckſich ſind, m. F., wie nicht geläugnet werden kann: ſo muſs ein jeder zur Ehre der Menſchheit bekennen, daſs Weisheit und Tugend ſich noch leichter mittheilen; und ſo nützt jeder weiſe, jeder tugendhafte Menſch ſchon dadurch vielen anderen, daſs ſeine Weisheit und Tugend von ihnen

bemerkt und nachgeahmt wird. Auch Sie werden also, wo Sie nur erst für sich selbst recht weise und gut geworden, schon durch Ihr Beispiel vortheilhaft auf Ihre Mitmenschen einwirken. Aber auch noch auf manche andere Art; — denn Sie werden ja auch in einer innigen Verbindung mit ihnen leben; Sie werden eintreten in jene höheren Stände, denen die menschliche Gesellschaft ihre heiligsten Güter zu einer freien Verwaltung anvertrauet hat. — O wenn Sie Weisheit und Tugend besitzen, wie viele herrliche Gelegenheit werden Sie da erhalten, nicht bloß im kleinen, sondern auch im großen Gutes zu thun! Wie viele schädliche Vorurtheile werden durch Sie gestürzt, und wie viele heilsame Wahrheiten verbreitet werden können! Wie vielen Verbrechen und Lastern werden Sie steuern, wie viele verderbliche Einrichtungen und Sitten abstellen können! Wie vielem Elende, wie vielen Leiden abhelfen; wie viele Glückseligkeit verbreiten! Und wenn Sie das thun, wer kann mit größerem Rechte als Sie den Namen eines Beförderers des Reiches Gottes tragen? — Darin besteht es ja, dies Reich, das ist sein Zweck, dass es uns glücklich mache. — Wer also immer Glückseligkeit und Tugend unter den Menschen befördert, der befördert Gottes Reich! — Sie aber werden es noch auf eine besondere Weise zu befördern im Stande sein, nämlich auch dadurch, dass Sie die Geheimnisse dieses Reiches, diese bisher so missverstandenen und eben deshalb missbrauchten Geheimnisse so werden auszulegen wissen, dass niemand, niemand mehr etwas wider sie einwenden, sondern ein jeder zugestehen wird, es seien Wahrheiten den Menschen mitgetheilt von Gott zur Seligkeit für jeden, der daran glaubt. So Großes, m. F., so Hoffenswertes werden Sie vermögen, wo Sie die Bildung annehmen wollen, die Ihnen angeboten wird! O, möchte doch niemand aus Ihnen diesen Anbot ausschlagen! Möchte ein jeder, gerührt durch die Betrachtung der Wichtigkeit dieser Güter, dem Rufe folgen, der heute an Sie ergeht! Denn nicht bloß ich rufe, sondern Gott selbst ist es, der Sie durch meinen Mund beruft zu einem höheren Dasein. Und selig jeder, der dem Rufe Gottes folget. Amen. —

II.

Von den Pflichten, welche uns die Entdeckung einer neuen Kraft an uns auflegt.

(Am 26. (letzten) Sonntage nach Pfingsten 1818.)

Eingang.

Dass ein vernünftiger Mensch immer aufmerken müsse auf die Veränderungen, die sich von Zeit zu Zeit in seinen Kräften und Verhältnissen ereignen, das, meine Freunde, wird hoffentlich niemand aus Ihnen in Abrede stellen. Nach unseren Kräften und Verhältnissen nämlich muss unser ganzes Betragen sich richten, wofern es anders den Lobspruch der Weisheit verdienen, wofern es anders nicht bloß uns, bloß unseren Mitmenschen nicht nur nicht schädlich, sondern vielmehr so ersprießlich, als nur immer möglich, sein soll. Eben dieselbe Art des Betragens, die ganz untadelhaft war, als uns nur diese oder jene Kräfte zu Gebote standen, hört es nun auf zu sein, so bald sich neue, und vordem noch nicht gefühlte Kräfte in uns entwickeln, oder die schon vorhandenen einen bedeutenden Zuwachs erhalten. Wir sind jetzt mehreres zu leisten im Stande, und wenn wir nur ein gleiches thun, sind wir der Trägheit zu beschuldigen. Ja, wenn sich auch nichts an uns selbst, an unseren Kräften, meine ich, geändert wenn sich nur in demjenigen, was uns umgibt, in jenen Dingen und Menschen, auf die wir Einfluss haben, eine bedeutende Veränderung zutrug, so kann schon eben dasselbe, was vorhin am rechten Orte stand jetzt am unrechten stehen; was vorhin erlaubt war, jetzt sträflich; was nützlich und gedeihlich für uns und andere war, jetzt ihnen und uns nachtheilig und verderblich sein. Diese Wahrheiten sind so einleuchtend, m. F., dass der Vernünftige ihrer niemals vergessen kann; und um daher nicht bei dem besten Willen aus bloßer Unkunde seiner Kräfte und Verhältnisse zu fehlen, behält er stets ein aufmerksames Auge auf die Veränderungen, die sich in diesen beiden Stücken im Verlaufe der Zeit ergeben. Wie er entdeckt, dass sich hier etwas Wichtiges geändert habe, so eilt er

auch sogleich zu überlegen, welche Abänderungen in seiner bisherigen Art, sich zu betragen, nunmehr mit Recht von ihm gefordert werden können. Muss ich nicht annehmen, m. F., dass auch Sie alle thun, wovon Sie einsehen, dass es ein jeder Vernünftige thut? Kann ich daher nicht mit Gewissheit hoffen, Ihnen willkommen zu sein, wenn ich Sie aufmerksam mache darauf, dass auch Sie selbst sich in dem Falle, von dem ich so eben sprach, befinden, dass auch in Ihren Kräften und Verhältnissen sich seit nicht langer Zeit wichtige und sehr erfreuliche Veränderungen ergeben haben? So ist es in der That nicht bloß bei denjenigen aus Ihrer Mitte, die vor nicht vielen Tagen zuerst als Mitglieder in die Gesellschaft der Jünglinge, die sich an dieser Lehranstalt ausbilden wollen, aufgenommen wurden, nicht nur bei diesen hat sich sehr vieles und vortheilhaftes geändert; sondern auch für jene, die schon durch mehrere Jahre hindurch Antheil an dieser Bildungsanstalt nehmen, ereignet sich gewiss mit jedem neuen Jahreslaufe, hat sich auch sicher mit dem eben jetzt begonnenen manche sehr wichtige Veränderung ereignet. Ihre Aufmerksamkeit auf diese Veränderung, so viel es in einigen allgemeinen Vorträgen geschehen kann, hinzuleiten, und Ihnen Winke zu geben, wie Sie denselben gemäß auch ihr Betragen einrichten müssen, damit es zu jeder Zeit zweckmäßig heißen könne, daran erkenne ich eine meiner vornehmsten Pflichten, m. F., die zu erfüllen ich gleich heute anfangen will. Die Natur der Sache bringt es mit sich, dass ich zuerst Ihre Aufmerksamkeit auf jene wichtigen Veränderungen richte, die Sie, so viel ich vermuthen kann, an Ihrer eigenen Person entdecken können, oder mit anderen Worten dass ich Sie auffordere zu untersuchen, welche neuen oder vorhin noch nicht vorhandenen oder wenigstens doch nicht in diesem Grade vorhandenen Kräfte sich bei Ihnen ausgebildet haben. Es verstehet sich von selbst, dass ich zu gleicher Zeit auch erinnern muss an die Pflichten, die sich aus der Entdeckung solcher Kräfte für einen jeglichen ergeben. Zu diesem Geschäfte, das wir in dieser Stunde, unter dem Segen des Allmächtigen beginnen, scheint zur Einleitung in dasselbe keine andere Stelle der Schrift geeigneter als die schöne Gleichnisrede des Herrn, die uns der heilige Evangelist Matthäus im 25. Kapitel vom 14. bis 29. Vers aufbewahret hat.

Bei einer Gelegenheit sprach Jesus Folgendes: „Es war ein Kaufmann, der in die Fremde zog, und seine Knechte berief, um ihnen seine Güter zu übergeben. Einem gab er fünf Talente, dem andern zwei, dem dritten aber eines, einem jeden nach seiner Fähigkeit, und reiste alsbald fort. Der nun, welcher die fünf Talente empfangen hatte, gieng hin, und handelte damit

und gewann andere fünf dazu. Desgleichen gewann auch der, welcher zwei empfangen hatte, andere zwei. Der aber eines empfangen hatte, gieng hin, und grub es in die Erde, verbarg das Geld seines Herrn. Nach langer Zeit nun kam der Herr dieser Knechte, und hielt Rechnung mit ihnen. Da trat hinzu, der die fünf Talente empfangen hatte, brachte andere fünf Talente, und sprach: „Herr! Fünf Talente hast du mir übergeben; siehe, ich habe noch fünf andere darüber gewonnen.“ Da sprach sein Herr zu ihm: „Wohlan, du guter und getreuer Knecht! Weil du über weniges getreu gewesen bist, so will ich dich über vieles setzen; geh ein in die Freude deines Herrn!“ Es trat aber auch der hinzu, welcher zwei Talente empfangen hatte, und sprach: „Herr! Zwei Talente hast du mir übergeben; siehe, ich habe noch andere zwei gewonnen.“ Da sprach sein Herr zu ihm: „Wohlan, du guter und getreuer Knecht! Weil du über weniges getreu gewesen bist, so will ich dich über vieles setzen; geh ein in die Freude deines Herrn!“ Es trat nun auch hinzu, der das eine Talent empfangen hatte, und sprach: „Herr! Ich weiß, daß du ein harter Mann bist; du ernteſt, wo du nicht gesäet, und sammelst, wo du nicht ausgestreuet hast; und ich fürchtete mich, gieng hin, und verbarg dein Talent in die Erde. Siehe, da hast du, was dein ist!“ Da antwortete sein Herr, und sprach zu ihm: „Du böser und fauler Knecht! Du wusstest, dass ich ernte, wo ich nicht gesäet, und sammle, wo ich nicht ausgestreuet habe; du hättest also mein Geld den Wechslern geben sollen, so würde ich bei meiner Ankunft das Meinige mit Gewinn wieder erhalten haben. Nehmet ihm also das Talent, und gebet es dem, der die zehn Talente hat! Denn jedem, der da hat, wird gegeben, dass er im Überfluss habe; wer aber nicht hat, dem wird auch das, was er zu haben scheint, genommen werden.

Abhandlung.

Es ist wohl nicht zu verkennen, m. F., was Jesus uns durch diese Erzählung zu Gemüthe führen wollte. Er will uns sagen, dass sich niemand Hoffnung machen soll, vor Gottes Richterstuhle einst zu bestehen, wenn er die Kräfte, die ihm Gott verliehen hat, unbenützt lässt, wenn er mit ihnen nicht für das allgemeine Beste wuchert. Damit wir aber auch, wenn wir nur geringe Kräfte zu besitzen glauben, diese mit freudigem Muthe gebrauchen, und nicht besorgen dürfen, anderen im Lohne nachzustehen, eröffnet er uns, dass nicht von der Größe dessen, was wir zu Stande bringen, sondern nur von der Größe des Eifers und der Treue, die wir bei unserer Kräfteanwendung beweisen, die Größe unseres Lohnes dort abhängen werde. Der Diener, der seinem Herrn nur zwei Talente gewonnen, weil ihm nur zwei Talente zur Verwaltung anvertrauet waren, wird mit selbem Lobspruch: „Ei, du getreuer und geschickter Diener!“ empfangen, als jener, der mit fünf Talenten

noch fünf andere gewann. „Ei du getreuer und geschickter Diener" das sind die Worte, die dem einen wie dem andern gleichförmig zugerufen wurden. „Hast du bei wenigem dich so getreu bewiesen; so will ich dich setzen nun über mehreres." — Dass wir durch eine getreue Benützung der Kräfte, die wir bisher besitzen, uns die Verleihung größerer verdienen können, und dass diejenigen, die uns noch einst zu theil werden so bedeutend groß sein werden, dass selbst die größten, die wir jetzt besitzen, verglichen mit ihnen, für ein geringes zu erachten sind: das sind denn, wie jeder aus Ihnen bemerkt, noch ein paar Nebenwahrheiten, die der geschickteste der Lehrer hier noch gelegenheitlich in seinen Unterricht einflocht. Für so erfreuliche Aufschlüsse, wie sie uns Jesus hier gibt, können wir uns nicht anders dankbar beweisen, meine Freunde, als wenn wir, folgsam seinen Warnungen, erst untersuchen, welche Kräfte wir besitzen, und dann diejenigen, die wir an uns entdecken, auf das getreueste anwenden, wie sie nur immer zu unserem und zu unserer Mitmenschen Besten angewendet werden können. — —

a) Fangen wir an mit der Betrachtung derjenigen aus unseren Kräften, welche die wichtigste von ihnen allen ist. Brauch' ich erst zu sagen, dass es die Kraft des Denkens sei, die ich hier meine? Gibt es, — ich sage nicht bloß unter jenen Kräften, welche der Mensch in seiner Niedrigkeit besitzt, nein — unter allen, deren sich irgend ein geschaffenes Wesen freut, selbst unter allen Kräften, die das unendliche Urwesen aller Dinge, der Inbegriff aller Vollkommenheit in sich vereinigt: gibt es unter allen diesen Kräften keine von höherer und edlerer Art, als die Vernunft, die Kraft zu urtheilen und zu schließen? Ist es nicht diese Kraft, die allen übrigen erst einen Wert gibt, dadurch, dass sie die rechte Weise, sie zu gebrauchen, uns lehret? Wie sehr erfreuet es mich also, und wie sehr muss es nicht erst Sie selbst erfreuen, m. F., dass ich in Wahrheit sagen kann: gerade an dieser Kraft, an der Kraft des Denkens haben Sie alle einen bedeutenden Zuwachs erhalten, wenn Sie das jetzige Maß derselben vergleichen mit dem, was Sie etwa vor einem oder vor etlichen Jahren vermochten. Dieses behaupte ich mit so viel Zuversicht, einmal schon darum, weil gerade diese Kraft es ist, die in uns allen schon dadurch, dass wir leben, und so lange, als wir leben, eine gewisse Übung und Vervollkommung erhält, und folglich auch, wenn eigene Fürsorge für sie getragen wird, fortwächst, wenn anders nicht Um-

stände, die ganz besonders ungünstig sind, Verblendung einer wüthenden Leidenschaft, verheerende Lüste und Ausschweifungen, oder Schwächen, die ein hohes Greisenalter mit sich führt, eintreten. Schon die Erfahrungen, die wir von Tage zu Tage, auch ohne dass wir es darauf anlegen, machen; die vielen Urtheile anderer, die wir gelegenheitlich hören; die vielen Anlässe, ja sogar Nöthigungen zum Nachdenken, die wir auch bei der größten Trägheit des Geistes nicht immer von uns weisen können; wenn etwas ungewöhnliches sich zuträgt, wenn sich ein Räthsel uns darbietet, wenn wir ein Unglück, das sehr empfindlich ist, und durch Klugheit hätte vielleicht vermieden werden können, erleben: dies alles, sage ich, übt und entwickelt unseren Verstand, und macht, dass wir fast insgemein mit der Zunahme unserer Jahre, wenn gleich nicht in demselben Maße, auch an Einsicht und Urtheilskraft zunehmen. Um wieviel mehr, m. F., muss dieses nicht bei Ihnen der Fall sein! bei Ihnen, an deren Geistesbildung eigens und mit so vielem Fleiße gearbeitet wurde. Wer immer nur einigermaßen mit den Bemühungen, die seine Lehrer sich gaben, mitwirkte, o! dessen Denkkraft muss in dem Zeitraume eines Jahres einen bedeutenden Zuwachs erhalten haben! Wenn er die Fertigkeit in Urtheilen und Schlüssen, die jetzt sein Eigenthum sind, mit jenen vor ein oder mehreren Jahren vergleicht, so muss er hier eine sehr erfreuliche Veränderung bemerken. Stelle denn also ein jeder aus Ihnen, stelle ein jeder die Vergleichung an, und suche genau bei sich selbst auszumachen, wie viel er nach dem jetzigen Maße seiner Kräfte zu leisten im Stande ist! Ein mehreres, als er vor einigen Jahren vermochte, wird gewiss jeder vermögen, und darum thue er denn auch dieses Mehrere. Wenn ihm etwa noch vor wenigen Jahren die Kraft des Selbstdenkens gebrach; wer nur im Stande war, Gedanken, die ihm ein anderer vortrug, nachahmend in sich selbst zu erzeugen: o! der wird doch jetzt etwas mehreres vermögen; o! der versuche doch endlich, wozu die höchste Zeit ist, ein eigenes und von anderen unabhängiges Urtheil sich zu verschaffen! Er spreche nicht länger mehr ohne Prüfung nach, was er von anderen bloß gehöret hat; sondern verlange Beweise, und nehme nichts an, was er nicht aus vernünftigen Gründen für gut halte! Wer etwa vor Jahren nicht im Stande war, in der Erlernung einiger sehr schweren Wissenschaften glückliche Fortschritte zu machen, der glaube doch nicht, dass dies ihm auch jetzt noch unmöglich sein werde! Er wage nur muthvoll einen erneuerten Versuch, und siehe, was ihm vor einem Jahre misslang, um wie viel besser wird es ihm jetzt nicht von statten gehen! Was er vor einem Jahre nicht zu begreifen vermochte, was ihm ein unauflösliches Räthsel

schien, was seiner Fassungskraft zu hoch war; das wird er jetzt besser verstehen, das wird ihm jetzt erklärlich vorkommen, und er wird es sich ganz aneignen können. Sollte es wohl möglich sein, m. F., dass ich Sie auffordere und zu einem Versuche von dieser Art eine Fehlbitte thue? Was kann wohl angenehmer sein, als der Fortschritt, den man in der Kraft zu denken gemacht hat, dadurch recht anschaulich zu erkennen, dass man nun Wirkungen durch sie hervorbringt, die man in früherer Zeit noch nicht vermochte? —

b) Doch die Urtheilskraft ist nicht die einzige Kraft Ihres Geistes, von der ich fast mit Gewissheit annehmen kann, dass sie jetzt größer als vor einem Jahre sei. Bei einer genauen Prüfung wird vielmehr jeder von Ihnen die erfreuliche Entdeckung machen, es wohne ihm jetzt so manche Kraft und Fertigkeit bei, die sich in früheren Jahren entweder gar nicht, oder doch sicher nicht in diesem Grade bei ihm vorgefunden hätte. Nicht von derselben Art werden diese Anlagen und Kräfte, die Sie an sich gewahr werden, sein: sondern verschiedene werden sich in dem Besitze verschiedener Gaben sehen, der eine aus Ihnen wird eine seltene Anlage zu dieser, ein anderer zu jener nützlichen Kunst oder Wissenschaft an sich entdecken. Niemand wird finden, dass er ganz verwahrloset worden sei, und niemand auch, dass alle Anlagen und Kräfte in ihm vereiniget sind. So nämlich ordnet es an die Weisheit des göttlichen Geistes. Damit niemand Ursache habe, zu klagen, dass er von Gott vergessen worden sei, so findet sich jeder betheilt mit irgend einer Gabe, findet die Kunst und Geschicklichkeit an sich, zum wenigsten irgend etwas zu leisten, in einer Vollkommenheit, wie es wir andere ihm nachzuthun nicht vermögen. Damit aber auch niemand sich erhebe, und auf andere stolz herabblicke, so ist auch niemandem Alles gegeben, sondern selbst der Begabteste aus uns muss in gewissen Fällen von der Geschicklichkeit anderer das, was ihm fehlt, erborgen. Durch diese weise ungleiche Vertheilung aller Gaben werden wir auch wechselseitig einander zum Bedürfnisse, gehen Verbindungen ein, und sind zuletzt, indem wir ein jeder die Früchte von der Geschicklichkeit so vieler tausend anderer genießen, bei weitem reicher, als wir es bei einer gleichen Vertheilung aller Gaben jemals geworden wären. Es erkenne denn jeder mit größtem Danke gegen Gott die Gabe an, die ihm der Geist Gottes verlieh; er vergrabe sie nicht, sondern er wende vielmehr auf ihre weitere Ausbildung allen denjenigen Fleiß an, den sie nach ihrer Wichtigkeit, d. h., nach ihrem Nutzen, den sie der Menschheit leisten kann, verdient! Wohl hüte sich jeder vor dem Fehler der Einseitigkeit

in seiner Geistesbildung; wohl hüte er sich nur diese eine Kunst, zu der er eine so ganz vorzügliche Anlage zu besitzen glaubt, mit Vernachlässigung aller anderen und weit wichtigeren Künste zu betreiben. Er thue das eine, ohne hiebei das andere zu versäumen. Er handle so, wie er glaubt, dass es demjenigen gefällt, dem er einst Rechenschaft ablegen wird nicht nur von dieser, sondern von allen seinen Kräften. —

c) Doch in der Wahrheit, dass wir vor Gott Rechenschaft ablegen werden von allen unseren Kräften, liegt noch, was ich bei Ihnen vorzüglich zu beherzigen bitte, dass wir Gott Rechenschaft zu geben haben auch von allen jenen Kräften, mit denen er selbst unseren Leib nach seiner Huld ausgestattet hat. Gerade jetzt, m. F., gerade jetzt befinden Sie sich in jenem glücklichen Zeitraume Ihres Lebens, in dem sich alle Kräfte und Vorzüge Ihres Leibes mit der größten Schnelligkeit entwickeln, und bald schon wird derselbe auf dem Gipfel seiner Vollkommenheit stehen. Mit jedem Jahre gewinnt Ihr Leib an Größe, Festigkeit und Stärke, je länger je deutlicher entfalten sich die Züge einer gewissen männlichen Schönheit, Anmuth und Würde an ihm. Aber so wichtig auch diese Geschenke sind, und so viel Ursache Sie haben, Ihrem gütigen Schöpfer für sie zu danken; eben so vernünftig müssen Sie im Gebrauche dieser Gaben sein, wenn sich dasjenige, was für Sie zur Erhöhung dieses Glückes bestimmt ist, nicht in eine Quelle Ihres Elendes verwandeln soll. Ein hoher Wuchs, eine schöne Gestalt, ein Antlitz, das Anmuth und Würde verkündet, sind wahrlich Güter, die nirgends gering zu schätzen sind, am allerwenigsten in jenen höheren Ständen, wo so viel ankömmt auf den Eindruck, den wir gleich bei der ersten Gelegenheit, da man uns kennen lernt, durch unsere äußere Gestalt auf andere machen. — Gleichwohl, wie groß ist nicht die Anzahl jener Jünglinge, die der Besitz dieser Güter unglücklich machte; die durch die Vorzüge ihrer Gestalt zur Eitelkeit, zum Stolze, zu gefährlichen Bekanntschaften, zu Lastern und Ausschweifungen verführt wurden und ihren Untergang fanden! In voller Gesundheit und Kraft sich zu fühlen, o! jeder Kranke weiß, was für ein großes, unschätzbares Gut das ist, gleichwohl, wer möchte sie zählen all die Unglücklichen, denen nur eben dies Gefühl eine Verführung zu den schändlichsten Verbrechen wurde, zu Verbrechen, durch die sie ein Abscheu vor Gott und Menschen wurden, und sich eine lebenslängliche Siechheit und ein frühes Grab zuzogen! O! dass kein einziger von denen, die heute versammelt sind in diesem Saale, und mich gewiss nicht ohne Schaudern sprechen hören von so unglücklichen Verirrungen, kein einziger durch seine eigene Person ein

Beispiel zur Bestätigung werde! Niemand entweihe seinen Leib; denn er ist Gottes Tempel, und seine Glieder sind des Geistes Gottes Glieder! Gebrauchen wir vielmehr die Kräfte und Vorzüge unseres Leibes so, wie es mit unserem und dem Heile unserer Mitmenschen bestehet! Wohnet uns Gesundheit und Leibeskraft bei, o! so benützen wir sie zu einer ungehinderten Verrichtung unserer Geschäfte! Ist unser Leib mit Anmuth und Schönheit gezieret, o! so benützen wir sie, um einen vortheilhaften Eindruck auf unsere Mitmenschen zu machen, um unseren wohlgemeinten Räthen einen leichteren Eingang zu verschaffen, und endlich auch durch unser Beispiel zu zeigen, dass ein tugendhafter Wandel das sicherste Mittel sei, die Schönheit des Leibes bis in ein hohes Alter zu bewahren!

d) Es ist noch übrig, m. F., Sie auch auf die Veränderungen, die sich in Ihren äußeren Kräften etwa ergeben haben, in der Kürze aufmerksam zu machen. Unter den äußeren Kräften des Menschen verstehe ich solche Kräfte, die in ihm durch Dinge in der äußeren Welt entspringen. Hierher gehört vornehmlich jenes Recht des Eigenthums, das ihm die bürgerliche Gesellschaft über so viele Güter einräumt. Wie vortheilhaft ist die Veränderung, die sich für einen großen Theil von Ihnen auch in diesem Stücke zutrug! Zwar weiß ich es, und denke mit theilnehmender Betrübnis stets daran, dass sich sehr viele aus Ihrer Mitte jetzt schon im Anfange dieses neuen Jahreslaufes beinahe ganz entblößt von allem Eigenthume sehen, und dass ihre Lage hiedurch um desto schrecklicher wurde, je weniger sie es erwartet hatten, dass durch die Bosheit der Begüterten in diesem Lande der Preis der nöthigsten Lebensbedürfnisse, selbst nach der reichlichsten Ernte, in einer solchen Höhe sich erhalten werde. Aber so traurig auch dies alles ist, so wahr ist es doch, dass sich bei vielen anderen das Eigenthum vermehret, und zwar ansehnlich vermehret hat. Es sei nun, dass sie diese Vermehrung ihrer eigenen Geschicklichkeit und ihrem Fleiße zuschreiben dürfen, oder dass sie dieselbe bloß dem Reichthume und der Freigebigkeit ihrer Eltern zu verdanken haben: in jedem Falle ist durch den Zuwachs Ihres Eigenthumes auch Ihre äußere Kraft und Ihr Vermögen, Gutes oder Böses zu wirken, um ein bedeutendes größer geworden. Wie traurig ist es doch, wenn Sie diese Vergrößerung Ihrer Kräfte, die Sie in den Stand setzt, so viel Gutes zu thun, zum Bösen anwenden! Wie traurig, wenn ein Jüngling, der sich doch bereits dem reiferen Alter nähert, keinen anderen, keinen edleren Gebrauch von dem Überflusse seiner Einnahme kennt, als die Vergnügung seines Gaumens, oder die Befriedigung einer kindischen

Neugierde, oder die Unterhaltung, die ihm ein pöbelhaftes Spiel gewähret! Wie traurig, wenn er zu einem solchen Missbrauche sich verirren kann, zu einer Zeit, wo er so viele andere Jünglinge, die durch die freundschaftlichsten Verhältnisse mit ihm verbunden sein sollen, darben und nothleiden sieht! So handeln, m. F., so handeln heißt, das Pfund, das uns Gott anvertrauet hat, nicht etwa nur vergraben in die Erde, sondern verschwenden und veröden. Und wenn der Knecht, der sein Talent vergrub, so hart bestraft wurde: was stehet demjenigen, der noch viel Schlimmeres thut, bevor? Das möge niemand aus uns einst an sich selbst erfahren! Beschließen wir vielmehr in dieser Stunde, dass wir, wie eine jede Kraft, auf deren Besitz wir heute aufmerksam wurden, so auch das kleine oder größere Vermögen, das unser Eigenthum heißt, pflichtgemäß anwenden wollen. Es heißt nicht darum unser Eigenthum, weil wir von dessen Anwendung niemandem, sondern nur, weil wir keinem Menschen darüber Rechenschaft zu geben schuldig sind. Denn nur unter Menschen gilt der Unterschied zwischen eigenem und fremdem Gute; vor Gottes und vor dem Richterstuhle unseres Gewissens ist alles, was sich auf Erden befindet, der Menschheit heiliges Gemeingut. Vergessen wir nie, dass wir nur die Verwalter dessen, was unser Eigenthum genannt wird, seien, und dass wir am Tage der Rechenschaft vor Gott nur dann bestehen werden, wenn wir in Wahrheit werden bezeugen können, dass wir es zum Besten aller angewendet haben. Nur dann wird auch uns ertönen das Freudenwort: „Ei, du getreuer und geschickter Diener, hast du bei wenigem dich so getreu bewiesen, so will ich dich nun setzen über sehr vieles; gehe ein zum Freudenmahle deines Herrn!“ Amen.

III.

Von dem Verhältnisse der Studierenden zu ihren Eltern.

(Am 1. Sonntage im Advent 1818.)

Sirach 3, 1—16.

Die Kinder der Weisheit sind die Gemeine der Gerechten; und ihre Nachkommenschaft ist Gehorsam und Liebe. Meine Kinder! Höret auf den Ausspruch euers Vaters, und handelt so, dass es euch wohl gehe. Denn Gott will, dass die Kinder ihren Vater ehren und will und bestätigt das Ansehen der Mutter über die Kinder. Wer Gott liebt, wird seine Sünden versöhnen, er wird sich davon enthalten, und in seinem täglichen Gebete erhört werden. Und wie einer, der Schätze sammelt, so ist, wer seine Mutter ehrt. Wer seinen Vater ehret, wird Freud' an seinen Kindern haben, und an dem Tage, da er betet, erhöret werden. Wer seinen Vater ehret, wird lange leben; und wer seinem Vater gehorsam ist, wird Trost seiner Mutter bringen. Wer den Herrn fürchtet, ehret seine Eltern, und dienet denen als seinen Gebietern, die ihn erzeugt haben. Mit Wort und That, und in aller Geduld ehre deinen Vater, damit sein Segen über dich komme, und sein Segen bis ans Ende dauere. Der Segen des Vaters befestiget die Häuser der Kinder; aber der Fluch der Mutter zerstöret sie vom Grunde aus. Erfreue dich nicht in der Schmach deines Vaters; denn seine Schande bringt dir keine Ehre; denn eines Menschen Ehre besteht in der Ehre seines Vaters, und ein ehrloser Vater ist Schande dem Sohne. Mein Kind! Nimm dich des Vaters im Alter an, und betrübe ihn nicht, so lange er lebt; und wenn seine Sinne abnehmen, so halt es ihm zu gute, und veracht ihn nicht in deiner Kraft; denn die Wohlthat, die du deinem Vater erzeugt, wird nimmermehr vergessen. Das Böse, das du von der Mutter leidest, wird dir mit Gutem vergolten werden.

Eingang.

Ernster und nachdrücklicher, als es in dem so eben gelesenen Texte geschieht, meine Freunde, kann man die Pflichten, die ein jeder Mensch gegen diejenigen hat, welche die irdischen Urheber seines Lebens sind, unmöglich einschärfen. Um uns gleich anfangs den Gesichtspunkt anzugeben, aus dem uns diese Pflichten in ihrer ganzen Wichtigkeit und ewig unabänderlichen Nothwendigkeit erscheinen: führt uns der heilige Verfasser unseres Textes die Wahrheit zu Gemüthe, dass es

nicht etwa die Willkür eines Menschen, sondern die weise Anordnung Gottes sei, der diese Pflichten ihr Dasein zu verdanken haben. Gott selbst ist es, schreibt er im Anfange unseres Textes, Gott selbst ist es, der Vätern und Müttern das Recht der Oberherrschaft über ihre Kinder eingeräumt hat. Einer gewissenhaften Erfüllung dieser Pflichten verheißt er die glänzendste Belohnung des Himmels. Wer seinen Vater ehrt, lesen wir unmittelbar nach dem jetzt Angeführten, wird die Vergebung manches Fehlers, den er als Kind begieng, von Gott erbitten können. Wer seine Mutter hoch achtet, sammelt sich bei Gott selbst Verdienste. Wer seine Eltern, wie sich's geziemt, behandelt; der nur kann hoffen, dass er an seinen eigenen Kindern auch Freude erlebt; der wird, um was er auch bittet, bei Gott Erhörung finden; der wird ein hohes und glückliches Alter erreichen. Allein sind die Belohnungen groß, die zur Erfüllung der kindlichen Pflichten antreiben können, so sind die Strafen, die den Leichtsinnigen vor ihrer Übertretung abhalten sollen, noch größer. Der Segen des Vaters macht das Haus des Sohnes fest, spricht Sirach, allein, setzt er hinzu, der Fluch der Mutter stürzt auch die letzte Grundmauer desselben nieder. Am Schlusse unseres Textes lesen wir sogar die furchtbaren Worte: Jeder, der seinen Vater verlässt ist wie ein Gotteslästerer; wer seine Mutter kränket, wie ein vom Herrn Verfluchter! Kann man wohl etwas Stärkeres sagen, m. F., um vor den Sünden zu warnen, wodurch sich Kinder so oft an ihren Eltern vergehen? Wie Menschen, die Gott selbst gelästert haben, und die von seinem Fluche deshalb verfolget werden sollen, waren nach unserem Texte alle diejenigen zu betrachten, die böse genug sind, um ihren Vater zu verlassen, und ihre Mutter muthwillig zu kränken. Mit diesen Aussprüchen des alten Bundes stimmt auch der neue Bund überein. Wer keine Sorge trägt für seinen Angehörigen, schreibt der Apostel Paulus (Tim. I. 5, 8.), der hat schon den Glauben verläugnet, ja der ist ärger noch, als ein Ungläubiger. — Ihr Kinder! schreibt er an einem anderen Orte (Ephes. VI. 1—4.), gehorchet eueren Eltern; denn sehet, das ist das einzige Gebot, dem die Verheißung beigefüget ist: auf dass es dir wohl ergehe, und du lange lebest auf Erden! Wünschen Sie sich Glück, m. F., dass Sie (die meisten wenigstens) Ihre lieben Eltern noch besitzen, und eben deshalb im Stande sind, durch eine eifrige Erfüllung aller Pflichten

und Obliegenheiten gegen sie ihr Gewissen nicht nur von jedem nagenden Vorwurfe zu bewahren, sondern sich überdies noch die heiterste Aussicht in eine glückliche und von Gott selbst Ihnen verheißene Zukunft zu eröffnen. Doch freilich kann dies nur dann geschehen, wenn Sie diese Pflichten auf das vollständigste und ganz nach Maßgabe Ihrer jedesmaligen Kräfte und Verhältnisse erfüllen. Dazu ist nöthig, dass Sie auf die Veränderungen merken, die sich in diesen beiden Stücken von Zeit zu Zeit ergeben. Und da ich neulich versprach, Ihnen bei diesem Geschäfte behilflich zu sein, so will ich gleich heute von den Veränderungen reden, die sich, so viel ich vermuthen kann, in Ihren Verhältnissen zu Ihren eigenen Eltern seit kurzer Zeit ergaben, und auch die Pflichten andeuten, die hieraus für Sie selbst entspringen. Möge die Aufnahme, die meine heutigen Worte bei Ihnen, m. F., finden, so gewiss eine günstige sein, als es gewiss ist, dass nur die besten Absichten mich zu diesem Vortrage bestimmen; denn ich wünsche nichts anderes, als Sie vor Fehlern zu bewahren, die Ihr Gewissen einst nur allzu schwer belasten würden. Ich wünsche nichts anderes, als Sie zu einem solchen Betragen gegen Ihre Eltern zu vermögen, an das Sie Ihr ganzes künftiges Leben hindurch mit Freude zurückdenken könnten. Gebe der gütige Gott, dass diese Absicht erreicht werde!

Abhandlung.

Gleich anfangs muss ich erinnern, m. F., dass ich den Namen der Eltern heute in jener weiteren Bedeutung nehme, in der wir ihn auch solchen Personen beilegen, die, ob sie uns gleich das Leben selbst nicht gaben, doch fast in allen anderen Rücksichten die Stelle eines Vaters oder einer Mutter an uns vertreten haben; die uns von Kindheit an gepflegt, ernährt, gekleidet, für unseren Unterricht gesorgt, kurz für uns alles das geleistet haben, was andere sonst von ihren leiblichen Eltern empfangen. Wer aus uns sollte nicht einsehen, dass wir gegen solche Personen fast eben dieselben, ja oft noch größere Verbindlichkeiten haben, als gegen eigentliche Eltern? Und so mögen denn heute nicht bloß diejenigen, die ihre wirklichen Eltern noch besitzen, sondern auch jene, die gewisse Stellvertreter derselben gefunden haben, zur Richtschnur ihres künftigen Betragens annehmen, was ich jetzt vortragen werde. Wer aber nicht mehr so glücklich ist, diese Personen noch lebend um sich zu haben, der höre wenigstens zu, um, wenngleich spät, zu erfahren, ob und in welchem Grade er

einst seine Pflichten gegen sie erfüllt habe; er freue sich herzlich, wenn sein Gewissen ihm bezeuget, dass er das alles gethan, was ich als Pflicht jetzt darstellen werde. Macht es ihm aber einen und den anderen Vorwurf, o! so bemühe er sich durch gute Handlungen anderer Art, die Schuld und den Fehler, den er nicht ungeschehen machen kann, zu tilgen!

a) Mit jedem Jahre, — das ist die erste Veränderung, auf die ich Sie aufmerksam machen muss, m. F., — mit jedem Jahre nahm und nimmt immer noch zu Ihre Einsicht in der Beurtheilung dessen, wie viel Sie eigentlich Ihren Eltern schuldig sind. Es war eine Zeit, die Zeit unseres frühesten Kindesalters meine ich, in der wir alle noch nicht den mindesten Begriff davon besaßen, wie viel wir der Guten, die uns auf ihren Armen trug, an ihrer Brust ernährte, zu verdanken hätten. Wir dachten da überhaupt noch an nichts, genossen das Gute, ohne zu fragen, oder nur fragen zu können, von wem es herrühre. — Wir wurden älter; und ein Naturtrieb fand sich ein, der uns mit Banden der Liebe zu unserer Mutter und zu unserem Vater hinzog, bevor wir noch fähig waren, uns durch vernünftige Gründe zu dieser Liebe und zu dem aus ihr entspringenden Gehorsam, einer für unser eigenes Beste damals so nothwendigen Tugend, zu bestimmen. Endlich, nachdem wir bereits acht bis zehn Jahre hindurch die Wohlthaten unserer Eltern genossen, hatte sich unsere Vernunft bis zu dem Maße entwickelt, dass wir anfangen konnten, zu begreifen, was und wie viel unsere Eltern für unser Bestes thun, und schon seit mehreren Jahren gethan. Waren wir aber im Stande, dies auf einmal und vollständig zu begreifen? O! keineswegs, m. F., vielmehr begriffen wir anfangs sehr wenig, und stellten es uns auch als eine leichte Sache vor, das alles herzustellen, was wir täglich von unseren Eltern empfiengen. Erst nach und nach erfuhren wir, wie viel Mühe und Anstrengung so manche Arbeit kostete, die uns so leicht und angenehm als unsere Spiele vorkam; erst nach und nach wurden wir inne, wie viele Opfer uns unsere Eltern gebracht, wie viele Leiden und Sorgen wir ihnen verursacht, wie viele Thränen sie für uns geweint haben. Doch glauben wir ja nicht, dass wir dies jetzt schon ganz erfahren haben! Wie vieles, was unsere Eltern um unser willen erlitten, verschweigen sie uns aus Schonung, oder aus anderen vernünftigen Gründen! Wie vieles ist von einer solchen Art, dass es durch Worte gar nicht beschrieben werden kann! Wie vieles kann nur von Eltern allein, nur von dem Herzen einer Mutter nachempfunden werden! So viel ist wenigstens gewiss, dass, je weiter wir selbst

in Jahren vorrücken, je mehr Erfahrungen wir im Leben einsammeln, und je größere Ähnlichkeit die Geschäfte und Sorgen, in die wir uns selbst verwickelt sehen, allmählich mit den Geschäften und Sorgen eines Hausvaters erhalten: um desto deutlicher und immer deutlicher lernen wir einsehen, wie viel es doch war, was wir unsere Eltern gekostet, und wie viel Dankbarkeit und Liebe wir ihnen dafür schuldig sind. Und eben darum kann ich es für sicher annehmen, dass auch Sie alle, m. F., die Frage, wie viel Sie Ihren Eltern schuldig sind, wenn sie dieselbe heute untersuchen, gewiss viel einsichtiger zu beurtheilen vermögen, als Sie es etwa noch vor einem oder vor etlichen Jahren gekannt. Was sich aus diesem Umstande für Sie als Pflicht ergebe: ist etwas so Offenbares, dass ich es nicht weitläufiger auseinanderzusetzen brauche. Je deutlicher Sie von Jahr zu Jahr erkennen, wie viel Sie von Ihren Eltern empfiengen, um desto sichtbarer soll sich auch Ihre Dankbarkeit äußern, um desto eifriger soll Ihr Bestreben werden, für so viel Gutes nun auch, was Ihre Kräfte vermögen, entgegenzuthun. Als Sie noch wenig oder nichts davon begriffen, was Ihre Eltern sind, da forderten diese auch noch keine Dankbarkeit von Ihnen; da trösteten sie sich bei jedem ungebührlichen Betragen ihres Kindes mit dem Gedanken, dass es aus Unverstand käme, und mit der Hoffnung, dass Sie in späteren Jahren dies alles einbringen würden. Nun sind sie da, diese späteren Jahre; nun ist die Zeit da, die Ihre Eltern so schmerzlich und doch mit so viel Geduld erwarteten, die Zeit, da man mit Recht verlangen kann, dass Sie die vielen Wohlthaten, die Ihre Eltern Ihnen erwiesen, dankbar erkennen sollen. Nun können und wollen Sie selbst nicht mehr sagen, dass Sie zu unerfahren sind, um die Verdienste Ihrer Eltern um Sie beurtheilen zu können Nun muss es, je älter Sie werden, je mehr Verstand und Einsicht Sie in allen anderen Dingen beweisen, um desto kränkender für Ihre Eltern sein, wenn Sie die Pflichten gegen sie nicht kennen.

b) Besonders, wenn sich hiezu auch jener zweite Umstand gesellt, dass die Verdienste Ihrer Eltern um Sie sich vielleicht noch bis jetzt mit jedem Jahre vergrößern. Dies ist wirklich ein Fall, der bei den meisten aus Ihnen stattfindet: denn nicht genug, dass Eltern insgemein sich genöthigt sahen, die oft sehr ansehnlichen Kosten, die die Ernährung und Kleidung, Erziehung und Unterweisung ihrer Kinder verursacht, bis in das zehnte bis zwölfte Jahr hin ganz allein zu bestreiten; wenn sie den großmüthigen Entschluss gefasst haben, ein oder das andere Kind über das Los gemeiner Alltäglichkeit zu er-

heben, ihnen die beste Art der Erziehung, welche die bürgerliche Gesellschaft bisher erfunden hat, zu ertheilen, ihnen das so wichtige Recht zum Eintritt in alle höheren Stände zu verschaffen: so können sie dies meist nicht anders ausführen, als wenn sie die Sorge für den Lebensunterhalt und alle übrigen nun immer steigenden Bedürfnisse ihres Sohnes noch durch zehn andere Jahre über sich nehmen. Ich gebe es zu, m. Fr., dass dies nicht Ihre Schuld ist, dass dies ein Fehler ist, der sich in der Verfassung unserer Staaten befindet; ich behaupte es selbst, dass eine andere Einrichtung der Dinge möglich wäre, eine solche, bei der die Kinder aufhören würden, eine Last für Ihre Eltern zu sein, weil der Staat selbst alle Kosten, die Ihre Ernährung und Erziehung verursacht, mit Freuden tragen würde. Da aber diese Einrichtung bisher noch nicht getroffen ist, so haben wir Alle, die wir von unseren guten Eltern auf jene kostspielige Art erzogen worden sind, und noch jetzt erzogen werden, eine um desto stärkere Verbindlichkeit, ihnen für diese große Aufopferung zu danken. Wer immer aus uns etwa noch bis auf den heutigen Tag Unterstützung von seinen Eltern erhält, o! der vergesse es nie, dass sich die Schuldenlast, die er an diese guten Eltern einst wird abzutragen haben, mit jedem Jahre vermehre, und dass eben deshalb auch seine Dankbarkeit stets größer werden müsse. Um wie viel mehr muss dieses nicht geschehen, wenn Sie sich sogar eingestehen müssen, dass jene Auslagen, welche Sie ihren Eltern verursachen, sich mit den Jahren statt zu vermindern nur vergrößern? Was soll ich erst sagen, wenn sich die Eltern das, was sie auf ihren Sohn verwenden, vielleicht selbst abdarben müssen? Wer sollte da nicht fühlen, dass die Verdienste, die seine Eltern sich um ihn erwarben, viel größer sind, als dass er sie je werde abtragen können? Wer sollte nicht fühlen, dass er unter solchen Umständen eine jede Gabe, die er von seinen Eltern empfängt, gleich einem Heiligthum verehren und zurathe halten müsse? Wer sollte sich nicht mit Schaudern abwenden von dem Gefühllosen, der im Stande sein sollte, selbst eine solche Beisteuer leichtsinnig zu verschwenden?

c) Doch dass Sie dieses nicht thun, m. F., dass Sie die Gaben Ihrer Eltern mit der gewissenhaftesten Genauigkeit und auf das beste verwenden, das ist im Grunde noch das Geringste, was Sie in einem solchen Falle zu thun verpflichtet sind. Sie sollen untersuchen, ob Sie nicht etwa im Stande sind, die Lage Ihrer Eltern zu erleichtern, wenigstens dadurch, dass Sie Ihnen die Last Ihres eigenen Unterhaltes ganz oder doch zum Theile abnehmen. Wirklich sind viele aus Ihnen so glücklich, dies

zu vermögen, und auch so gutdenkend, davon Gebrauch zu machen. — Mit Freuden sehe ich es, wie viele aus Ihnen bloß in der edlen Absicht, um Ihren Eltern eine billige Erleichterung zu verschaffen, sehr eifrig nachforschen, ob sich nicht irgend ein erlaubtes und mit Ihrer wissenschaftlichen Ausbildung nicht ganz unvereinbarliches Mittel, sich etwas zu erwerben, auffinden ließe. Dieser Eifer verdient fürwahr alles Lob, m. F., und ich habe nichts anderes hiebei zu erinnern, als daſs ein jeder aus Ihnen, der endlich so glücklich ist, eine Quelle des Lebensunterhaltes für sich zu finden, die ihn in den Stand setzt, seinen Eltern nicht ferner mehr lästig zu fallen, doch ja nicht anfange zu glauben, daſs er von jetzt an ihrer nicht mehr bedarf. Nichts könnte irriger sein, als diese Vorstellung! Wir haben ein jeder in unseren früheren Jahren des Guten so vieles von unseren Eltern empfangen, daſs wir durch unser ganzes Leben, ja unser ganzes Leben hindurch ihre Schuldner bleiben müssen. Wie viel wir auch später für sie gethan haben, wie hoch sie es auch aus ihrer Liebe Übermaß etwa selbst anrechnen mögen: wir dürfen doch niemals uns einfallen lassen, zu glauben, als hätten wir unsere Schuld im Ernste abgetragen; wir müssen, so lange uns der Himmel das Glück vergönnt, sie lebend an unserer Seite zu haben, durch Wort und That beweisen, daſs wir uns als ihre Schuldner ansehen. Wie hoch wir auch immer gestiegen, wie groß und vornehm wir geworden sein mögen: es wird uns nicht entehren, wenn wir vor unseren Eltern uns tief verneigen und gestehen: das seien die Personen, denen wir alles verdanken, denen wir noch jetzt Achtung und Aufmerksamkeit und eine Art von Gehorsam schuldig sind.

d) Doch dieses letztere erinnert mich an eine vierte Veränderung, die sich in dem Verhältnisse, worin sich manche aus Ihnen zu Ihren Eltern befinden, ergeben haben dürfte. Sie fangen nämlich an zu fühlen, daſs Sie in gewissen Stücken bereits eine Art von Überlegenheit über Ihre guten Eltern haben. So nämlich bringt es der Lauf der Welt mit sich; so fordert es jenes Gesetz der Wandelbarkeit aller Dinge, zufolge dessen das eine Geschlecht der Menschen untergehen muſs, während ein anderes aufkömmt. Eben diejenigen Personen, die uns das Dasein gaben, die stark und kräftig waren, als wir noch ein ohnmächtiges Kind durch den klagenden Ton unserer Stimme uns ihre Hilfe erbaten, die sehen wir jetzt abnehmen und von Tage zu Tage schwächer und hinfälliger werden. Sie, die uns einst an Weisheit so sehr übertrafen, die für uns nachdachten und entschieden, als wir noch nichts selbst zu beurtheilen

vermochten; denen wir alle unsere ersten Begriffe und Einsichten zu verdanken haben, die uns so oft belehren und zurechtweisen mussten: können wir es uns verhehlen, dass unsere Geisteskräfte jetzt die ihrigen bereits erreicht haben, oder wohl gar offenbar weiter gekommen sind? Mit je mehr Anstrengung sie einst für uns gearbeitet hatten, um desto früher treten die Schwächen des Alters nun bei ihnen ein; um desto zeitlicher sehen wir die Haare ihres Hauptes sich bleichen, die Schärfe ihres Geistes sich verlieren. Aus diesem Grunde kann ich denn mit Gewissheit annehmen, dass auch aus Ihrer Mitte mehrere schon die Bemerkung gemacht haben mögen, dass Sie in diesem oder jenem Stücke etwas voraus vor Ihren Eltern haben Dies ist beinahe nothwendig bei allen jenen der Fall, die Eltern haben, welche das Glück einer gelehrten Erziehung, das sie dem Sohne verschafften, nie selbst genossen haben. Ist es da wohl zu verwundern, m. F., wenn Sie bei einem solchen Vorsprunge, den Sie vor Ihren Eltern haben, sie auch in wenig Jahren an Einsicht übertreffen? Was könnte aber undankbarer sein, als wenn Sie diesen Vorzug, den Ihre guten Eltern Ihnen mit so viel Aufopferung verschafften, am Ende zu ihrer eigenen Kränkung missbrauchen wollten? Was könnte abscheulicher sein, als wenn Sie diese Guten in ihrem Alter verspotten oder sich Ihrer Abstammung von ihnen vor der Welt schämen wollten? — O! der Verständige sieht vielmehr ein, dass er die größte Ursache habe, gerade das Gegentheil zu thun. Je weniger eigene Bildung seine Eltern gehabt, um desto mehr Dank verdienen sie, dass sie dasjenige, was ihnen selbst gemangelt hat, ihrem Sohne mittheilen wollten; um desto mehr Ehre macht es auch ihm, dass er dem Wunsche seiner Eltern zufolge sich von jener Niedrigkeit, für die er anfänglich erzogen ward, zu einer höheren Stufe emporzuarbeiten wusste.

e) Doch es ist Zeit, dass ich mit wenigen Worten noch einer fünften Veränderung gedenke, die sich gerade jetzt bei mehreren aus Ihnen zutrug. Um an dem Unterrichte, den Sie an dieser Lehranstalt erhalten, theilzunehmen, sahen sich die meisten aus Ihnen genöthigt, den angenehmen Aufenthalt im Hause Ihrer Eltern zu verlassen. Diese Veränderung ist nicht unwichtig, m. F. Wohnend bei Ihren lieben Eltern haben Sie täglich und stündlich Gelegenheit, ihnen Beweise Ihrer Liebe und Achtung zu geben; sie bald durch diesen, bald durch jenen Dienst zu erfreuen; sie von der angenehmen Wahrheit, dass Sie sich wohl befinden, und ihrer Vorschrift eingedenk leben, durch den Augenschein selbst zu überzeugen. Dies alles fällt weg, wenn Sie in weiter Ent-

fernung von Ihren Eltern leben. Aber eben daraus ergibt sich, dass Sie nur desto eifriger alles dasjenige zu leisten haben, was auch noch jetzt in Ihren Kräften steht. Versäumen Sie also, so viel es thunlich ist, nie eine Gelegenheit, Ihren Eltern wenigstens schriftliche Nachrichten von Ihrem Wohlsein und von der treuen Befolgung jener Grundsätze, welche man Ihnen wohlmeinend eingeschärft hat, zu geben. Thuen Sie auch in der That, was Sie da sagen, und beobachten Sie die weisen Räthe und Vorschriften Ihrer Eltern in der Entfernung um so gewissenhafter, je weniger Sie im Falle einer Übertretung jetzt Verweise und Ahndungen zu befürchten haben. Ermangeln Sie nie, in Ihren Briefen zu erklären, dass Sie von Tag zu Tag es besser einsehen lernen, wie viele Dankbarkeit Sie ihnen schuldig sind. Und wenn jemand etwa aus Ihnen so böse und unglücklich gewesen war, dass er bei seinem Aufenthalte im Vaterhause in eine gewisse Missheligkeit mit seinen Eltern gerieth, und wenn eine falsche Scham ihn abhält, mündlich einzugestehen, wie er sein Unrecht bereue: o! so benütze er wenigstens die Gelegenheit, dies jetzt schriftlich zu thun! Behalte niemand aus uns das Bewusstsein irgend einer Versündigung gegen seine Eltern, die er nach aller Möglichkeit nicht wieder gut zu machen bestrebt gewesen wäre! — Sehen wir es überhaupt als einen Grundsatz an, dass es keine wichtigeren Pflichten für den Menschen gäbe, als die Pflichten gegen jene, die uns das Dasein schenkten. Hoffen wir keine Ruhe und kein Glück auf Erden, wenn wir nicht diese Pflicht erfüllen! Je eifriger aber und je gewissenhafter wir sie beobachten, um desto zuversichtlicher lässt sie uns erwarten, dass es uns wohl ergehen werde, weil es verheißen hat derjenige, dessen Worte untrüglich sind! Amen.

IV.

Von dem Verhältnisse der Studierenden zu ihrer Lehranstalt und zu ihren Lehrern.

(Am 2. Adventsonntage 1818.)

Math. 9, 35—38.

Und Jesus zog umher durch alle Städte und Dörfer, lehrte in ihren Synagogen, predigte das Evangelium vom Reiche, und heilte alle Krankheiten, und alle Schwachheiten. Als er aber das Volk sah, bemitleidete er es; denn es war geplagt, und lag zerstreut wie Schafe, die keinen Hirten haben. Dann sprach er zu seinen Jüngern: „Die Ernte ist zwar groß, aber der Arbeiter sind wenige. Bittet daher den Herrn der Ernte, dass er Arbeiter in seine Ernte sende."

Einleitung.

Wenn irgend eine Einrichtung neuerer Zeiten erfreuliche Aussichten gewährt, m. Fr., und uns gleichsam Bürgschaft leistet dafür, dass sich die Menschheit einst noch zu einer viel höheren Stufe der Vollkommenheit emporarbeiten werde; so gilt dies von den vielen Anstalten zum Unterricht und zur Verstandesbildung, die man in allen Orten eingeführt hat. Wenn wir zurückkehren in das Zeitalter, in dem der Sohn Gottes auf Erden erschien, o! wie viel ärmer an Mitteln zu ihrer Aufklärung war nicht die große Menschenmenge damals, selbst bei dem Volke, das sich noch des größten Schatzes der Weisheit zu erfreuen hatte, bei dem es sich am allerehesten der Mühe verlohnt hätte, eigene Lehrer und Erzieher anzustellen, die das zur allgemeinen Kunde des ganzen Volkes bringen sollten, was durch das Nachdenken der Weisesten erst entdeckt wurde. Selbst in dem Lande Palestina gab es so gut als gar keine Lehr- und Erziehungsanstalten. Dies gibt uns ein glaubwürdiges Zeugnis über das Betragen unseres Herrn in dem so eben gelesenen Texte. Denn eben nur darum fand er es nothwendig, von Stadt zu Stadt zu reisen, und überall einige Samenkörner der Wahrheit, einige seiner neuen und besseren Begriffe

auszustreuen; — ein Geschäft, welches er keineswegs hätte selbst zu verrichten gebraucht, wenn es in jedem Orte wenigstens einen tüchtigen Lehrer gegeben haben würde, der jede neu entdeckte gemeinnützige Wahrheit erst sich selbst anzueignen, dann auch der Welt mitzutheilen für seine Pflicht erachtet hätte. Nur eben darum, weil es an solchen Lehrern im Lande gebrach, und weil die Anstellung derselben der höchsten Obrigkeit nicht einmal noch in den Sinn gekommen war, konnte der Herr in aller Wahrheit sagen, dass dieses unglückliche Volk einer Herde, die ihren Hirten verlor, verglichen werden könne. Nur darum konnte er recht treffend anmerken, dass zwar die Ernte groß sei, aber der Arbeiter nur äußerst wenig wären! Bei anderen Völkern, meine Freunde, war für den Unterricht noch ungleich schlechter gesorgt, und man kann sogar sagen, dass es erst das Christenthum gewesen sei, welches den Fürsten der Erde den gesegneten Gedanken eingab, Schulen zu einer entweder völlig, oder doch beinahe unentgeltlichen Belehrung für jederman zu errichten. Aber nicht auf einmal konnte dies ausgeführt werden; Jahrhunderte wurden dazu erfordert, um eine so große Menge von Schulen und Lehranstalten aller Art, als wir in unseren Tagen bestehend bereits antreffen, zu stiften, und mit Lehrern, die nicht ganz unfähig sind, zu versehen! Wenn aber schon alle Länder Europas sich Glück wünschen können, dass sie, verglichen mit älteren Zeiten, sehr viele Anstalten zum Unterrichte ihrer Bürger besitzen: so können und sollen in diesem Betrachte die Bewohner unseres Vaterlandes sich glücklicher, als alle anderen preisen; denn eine solche Menge von gemeinen und höheren Schulen, als wir in unserem Lande besitzen, gibt es in keinem anderen! So viel Gelegenheit, sich unterrichten zu lassen, als sie der Böhme in seinem Lande antrifft; so viele in ihrer ersten Gründung auch so reichlich ausgestattete Versorgungsanstalten für Lehrlinge sowohl als Lehrer sucht man in jedem anderen Lande vergebens. Aber je größer das Geschenk des Himmels ist, m. F., um desto größer ist auch die Verbindlichkeit zu einer guten Anwendung desselben. Wir Böhmen sind also stärker als andere verpflichtet, einen recht guten und gewissenhaften Gebrauch von den vielen Hilfsmitteln zur Bildung, die gerade uns zu Gebote stehen, zu machen. Wenn ich behaupten wollte, dass wir dies auch bisher wirklich gethan hätten, so würde ich vielmehr eine Schmeichelei, als eine Wahrheit sagen. Bekennen wir vielmehr ganz aufrichtig, dass wir bei allem dem, was für die Sache der Aufklärung in unserem Lande geschehen ist, in unserer wirklichen Bildung und in den

Kenntnissen, die wir uns beigelegt haben, manchem benachbarten Lande nachstehen. Je unangenehmer dieses Bekenntnis ist, um desto ersehnlicher wünschte ich, dass wir bald aufhören möchten, einen solchen Vorwurf zu verdienen! — Doch es hängt lediglich von Ihnen ab, m. F., von jenem größeren oder geringeren Eifer, mit dem Sie künftig hin die Mittel zu Ihrer Geistesbildung benützen wollen. Ich kann nichts anderes thun, als Sie auf die Pflichten, die Sie in dieser Rücksicht haben, aufmerksam zu machen. — In der gedrängtesten Kürze will ich die Pflichten beschreiben, die einem jeden aus Ihnen in Ansehung auf jene Lehranstalt, an der er lebt, und auf die Lehrer, die er da finden wird, obliegen. — Welch eine Freude für mich, und welche Vortheile für Sie, wenn meine heutigen Worte bewirken, dass Sie nun einen recht sichtbaren Eifer und Fleiß in der Benützung jener Lehranstalt beweisen! —

Abhandlung.

1. Die erste Pflicht, m. Fr., die einem jeden aus Ihnen in Betreff der Lehranstalt, an der er aufgenommen wurde, obliegt, ist ohne Zweifel die, sich mit der Einrichtung derselben, und mit den Gesetzen, und den Verordnungen, die an derselben bestehen, genau bekannt zu machen. Wenn einer unbefangen in seinen Urtheilen ist, so wird er mir zugeben, und zwar ohne Schwierigkeit zugeben, dass es ein Dasein dieser Pflichten gebe; denn es ist eine Regel, die nicht blos hier, sondern in allen Fällen gilt, die auch ein jeder vernünftige Mensch auf das genaueste befolgt, dass er in keine Verbindung eingeht, in keine Gesellschaft sich als Mitglied aufnehmen lässt, ohne sich um die Einrichtung derselben, um ihre Gesetze, und um die Verbindlichkeiten, welche sie ihren Mitgliedern auflegt, entweder noch vor seinem Eintritte, oder doch wenigstens gleich nach demselben zu bekümmern. Denn, ohne zu wissen, wie eine Gesellschaft eigentlich eingerichtet sei, welche Gesetze sie habe, und welche Forderungen sie von ihren Mitgliedern mache, ohne dies alles zu wissen: können wir wohl gehörig beurtheilen, ob wir geeignet sind, ein Mitglied derselben zu werden? ob dies mit unseren Kräften und mit den Verhältnissen und mit den Zwecken, die wir uns vorgesetzt haben, mit unserer ganzen Bestimmung in keinem Widerspruche stehe? ob wir nicht vielleicht gar von einem schlauen Bösewicht, als Werkzeug zur Ausführung schändlicher Pläne, gemissbraucht werden

könnten? Doch ich will zugeben, daſs wir in manchen Fällen auch, ohne noch die genaueſte Kenntnis von der inneren Einrichtung einer Geſellſchaft zu haben, verſichert ſein könnten, man wird uns hier zu nichts Böſem gebrauchen; es ſeien auch unſeren Kräften die Forderungen, die man an uns machen wird, gewachſen. — Ich will geſtehen, daſs wir da vernünftiger Weiſe in die Geſellſchaft eintreten könnten, ohne ſie auf das genaueſte zu kennen. Werden wir aber fortleben dürfen in ihr, ohne uns je um die in ihr beſtehenden Geſetze und Einrichtungen zu bekümmern? Gewiſs nicht, meine Freunde! Und wie könnten wir ſicher ſein, daſs wir uns einmal nicht aus bloßer Unwiſſenheit gegen ein beſtehendes Geſetz verſtoßen, und eine verdiente Strafe uns zuziehen; daſs wir nicht Schaden anrichten; daſs wir nicht bald die Rechte dieſes, bald jenes Mitgliedes verletzen; daſs wir nicht manche Gelegenheit, uns oder anderen nützlich zu werden, nur darum verſäumen, weil wir nicht wiſſen, daſs die Einrichtungen der Geſellſchaft uns hiezu berechtigen? Deshalb betrachteten es vernünftige Menſchen von jeher als ihre Pflicht, alle Geſetze der Geſellſchaft, in der ſie, es ſei nun durch eigene Wahl oder aus Nothwendigkeit, lebten, vollſtändig kennen zu lernen; ſie ſahen es immer für einen Vortheil an, wenn dieſe Geſetze nicht zerſtreut umherflattern, ſondern in guter Ordnung geſammelt, und in bequemer Überſicht zur Kunde für jederman aufgeſtellt ſind. Sie erwarben ſich ſogar oft ſelbſt das Verdienſt, dergleichen Sammlungen, wenn ſie noch nicht vorhanden waren, anzulegen. — Wenden Sie dieſes, m. F., auf Ihre Verhältniſſe an, und ſie werden finden, daſs auch Sie alle Urſache haben, ſich um die Geſetze jener Lehranſtalt, an der Sie leben zu bekümmern. Wie oft geſchieht es nicht, daſs Sie aus bloßer Unkunde dieſer Geſetze ſich in die größte Verlegenheit ſtürzen, und den empfindlichſten Schaden zuziehen! Wie oft, daſs Sie die wichtigſten Vortheile unbenützt laſſen, nur weil Sie nicht wiſſen, was Ihnen kraft der beſtehenden Geſetze zuſteht! Wie oft, daſs Sie die Rechte angeſehener Perſonen verletzen, weil Ihnen unbekannt iſt, was dieſe in der That zu fordern berechtigt ſind! Dem allen wird bald künftig abgeholfen ſein, wenn Sie ſich Mühe geben, die innere Einrichtung und die Geſetze der Anſtalt, an der Sie ſich befinden, genauer kennen zu lernen. Ich wiederhole es, daſs Sie dies als die erſte Pflicht, die Ihnen in Betreff derſelben obliegt, betrachten!

2. Doch, weil das bloße Wiſſen ohne das Thun nichts nützt, ſo verſteht ſich von ſelbſt, m. F., daſs ich die wirkliche Befolgung jener Anordnungen Ihnen gleich als die zweite Pflicht

auflegen müsse. Auch hier wieder hab' ich das Urtheil aller vernünftigen Männer und ihre allgemeine Handlungsweise für mich. Denn jeder Vernünftige hält es für seine Pflicht, diese Gesetze der Gesellschaft, in der er lebt, zu befolgen. Von dieser Befolgung allein hängt nämlich, wie man sieht, das ganze Bestehen der Gesellschaft ab; und sie ist aufgelöst, wenn jedes einzelne Mitglied nicht nach demjenigen, was die gesetzgebende Gewalt beschlossen hat, sondern nach seinem eigenen Belieben handelt. Schon dadurch also, dass wir in eine gewisse Gesellschaft eintreten, dass wir uns in die Zahl ihrer Mitglieder aufnehmen lassen, legen wir stillschweigend das Versprechen ab, dass wir auch ihre Gesetze befolgen, und selbst dann befolgen wollen, wenn sie mit unserer eigenen Einsicht nicht übereinstimmen werden. Zwar kann es Fälle geben, wo dies Versprechen auch seine Ausnahmen hat; Fälle, wo wir mit Deutlichkeit erkennen, dass die Befolgung eines Gesetzes von dem größten Nachtheile für das allgemeine Beste wäre; von größerem Nachtheile, als jenes Ärgernis, das etwa einige an unserer Übertretung nehmen. In solchen Fällen hält der Vernünftige den Ungehorsam eben so sehr für seine Pflicht, als in allen übrigen den Gehorsam. Wende ich diese allgemein geltenden Begriffe auf Ihre jetzige Lage an, m. F., so glaube ich in der That, der Fall, in welchem Ungehorsam, ich will nicht sagen Pflicht, sondern nur etwas Erlaubtes wäre, komme in Ihren gegenwärtigen Verhältnissen nicht einmal vor; denn die Gesetze, die an unserer Lehranstalt bestehen, sind wirklich sehr vernünftige, und allen Gehorsams würdige Gesetze. Es sind Gesetze, die ihr Dasein nicht durch die Willkür eines einzelnen erhielten; sondern fast immer nur durch die gemeinschaftliche Berathung und den Beschluss mehrerer, und dies zwar solcher Personen entstanden, die keinen Vortheil davon hatten, das Unvernünftige zu wollen. Es sind Gesetze, bei deren Abfassung kein Eigennutz und keine Leidenschaft ihre Befriedigung suchte, sondern bei denen größtentheils bloß die Beförderung der Aufklärung und des Wohles derjenigen, die unter diesen Gesetzen leben sollen, beabsichtigt wurde. — Es sind Gesetze, die, dass ich es kurz sage, zwar nicht vollkommen, aber doch so gerecht, so billig, und so ersprießlich für das gemeine Beste sind, dass sich nicht viele andere Gesetze eines gleichen Grades der Güte rühmen können. Es sind Gesetze, die völlig geeignet sind, um Sie, meine Freunde, an ihrer Befolgung in der so nothwendigen und schönen Tugend der Gesetzlichkeit zu üben. — Wie sehr

versündigt sich also nicht jeder, der so vernünftige Gesetze übertritt! Wie tadelnswert handelt nicht schon derjenige, der es bei irgend einer Gelegenheit nur an der Achtung ermangeln läßt, die man vor jedem Gesetze, um wie viel mehr vor so zweckmäßigem an den Tag legen soll! — Nur wenn die Gesetze, die es an einer Lehranstalt gibt, von allen in Ehren gehalten und heilig beobachtet werden, wird sich die Anstalt in einem blühenden Zustande befinden. Und je gewissenhafter die Jugend diese Gesetze nicht sowohl aus Furcht vor Strafe, als vielmehr aus Achtung gegen sie befolgt, um desto gesegneter werden die Früchte sein, die man an dieser Lehranstalt erntet. Nur dann, wenn die Gesetze in Ehren sind, kann alles in schönster Ordnung und Übereinstimmung sein. Stehen Schüler, Lehrer und Vorgesetzte in einem freundschaftlichen Vernehmen mit einander; wird nicht bloß Verstand, sondern auch das Herz gebildet: da kann man in Wahrheit sagen, dass die Zöglinge hier mit jedem Tage weiser, und besser werden, und so zu würdigen Mitgliedern der höheren Stände heranwachsen. —

3. Dies alles gilt aber freilich nur dann, m. F., wenn die Gesetze nicht nach dem bloßen Buchstaben, sondern dem Geiste nach betrachtet werden. Dieses setzt unter anderem voraus, was ich als Ihre dritte Pflicht darstellen will: dass jeder sobald als möglich zu erfahren suche, wie viele Mittel seiner Vervollkommnung die Lehranstalt, an der er sich einmal befindet, gerade ihm darbiete, und dass er diese dann auch mit allem Eifer benütze. Nicht alle Lehranstalten nämlich, auch selbst diese nicht, die einen gleichen Namen tragen, gewähren denjenigen, die sich an ihnen aufhalten, gleich viele und gleich vortreffliche Mittel, um ihren Geist und ihr Herz auszubilden. Ja auch dieselbe Anstalt ist nicht für alle ihre Zöglinge dieselbe; sondern nach der verschiedenen Empfänglichkeit zur Bildung, die ihre Schüler schon zu ihr mitbringen, nach dem verschiedenen Berufe, den sie haben, zum Theile schon nach dem Reichthum, den sie besitzen, und nach den Verbindungen, in denen sie stehen, findet an einem und demselben Aufenthaltsorte der eine mehr, der andere weniger Mittel zu seiner Ausbildung. Nicht immer aber läßt es sich auf den ersten Blick beurtheilen, was und wie viel eine Anstalt diesem oder jenem zu werden vermöge. Zuweilen ist es ein wichtiger Dienst, den eine Anstalt ihren Zöglingen zu leisten fähig ist, der, gleichwohl nicht aus der Ferne bemerkbar, bei einer näheren Untersuchung aber erst entdeckt wird. Darum sei jeder aus Ihnen beizeiten aufmerksam auf diesen Umstand,

m. F., jeder bestrebe sich beizeiten zu erfahren, was und wievieles er von der Anstalt, an der er sich einmal befindet, zu lernen Gelegenheit habe. Es hüte sich jeder vor dem voreiligen Urtheil, dass er in diesem oder jenem Studium, von diesem oder jenem seiner Lehrer nur wenig oder nichts erlernen könne, während er bei einer näheren Bekanntschaft vielleicht das gerade Gegentheil gefunden hätte. Denn nur zu leicht überreden wir uns, da oder dort wäre nichts mehr zu lernen für uns, weil dies eine Entscheidung ist, die unserer Eitelkeit schmeichelt, und unsere Trägheit, welche die Mühe des Lernens scheut, begünstigt. Erlaube sich also niemand ein solches Urtheil eher, als bis die vollwichtigsten Gründe ihn bestimmen; und ich bin überzeugt, dass er dann niemals den Fall, sich's zu erlauben, finden werde. Übersehen Sie nur niemals leicht ein einziges, an sich auch noch so unbedeutendes Hilfs- und Erläuterungsmittel zu Ihrer Ausbildung, es mag von dieser oder jener Seite wohlmeinend angeboten werden. Machen Sie vielmehr sich es zum Gesetze, nicht nur selbst aufzumerken auf alles, was diese Lehranstalt Gutes und Brauchbares enthält, sondern auch jeden Ihrer Bekannten darauf aufmerksam zu machen. Benützen Sie aber auch, wovon Sie gefunden, dass es von Ihnen benützt werden könne; und benützen Sie es mit der Gewissenhaftigkeit, die der Gedanke eingibt, dass Sie darüber einst zur Rechenschaft gezogen werden sollen; erwägen Sie wohl, dass Ihr Richter um so strenger sein werde, je größer die Wichtigkeit der Stände ist, zu deren Eintritte Sie sich jetzt vorbereiten sollen. Bedenken Sie, dass Sie nur darum allein an dieser Lehranstalt leben, um die daselbst vorhandenen Bildungsmittel zu benützen. Bedenken Sie, dass Sie von der bürgerlichen Gesellschaft schon durch so viele Jahre ernährt worden sind, und ferner noch ernährt werden sollen, ohne ihr nur den geringsten Gegendienst zu leisten, wenn es nicht der ist, dass Sie sich ausbilden zu wackeren Mitgliedern der höheren Lebensstände. Bedenken Sie, dass alle übrigen Menschen in Ihrem Alter bereits nützliche Arbeiten verrichten, und das Brod, das sie essen, mit dem Schweiße ihres Angesichtes verdienen. Bedenken Sie, um wie viel kostbarer die Art ist, auf welche gerade Sie ernährt und erhalten werden; bedenken Sie, was für einen Aufwand die Einrichtung und Erhaltung aller dieser Lehranstalten verursacht hat, und noch verursacht; bedenken Sie endlich, dass Sie den Stiftern sowohl, als auch denjenigen Personen, die eben jetzt als Lehrer oder Vorsteher an dieser Lehranstalt leben, für ihre Verdienste um Sie nicht anders danken können, als durch die Benützung

der Mittel, die sie zu Ihrer Ausbildung mit Mühe herbeigeschafft haben. Erwägen Sie und prüfen Sie dies alles, und dann erst werden Sie die Größe der Verantwortung einsehen, die sich ein jeder zuziehet, der diese Mittel zu seiner Ausbildung unbenützt läßt! —

4. Doch die Erwähnung, die ich jetzt von Vorstehern und Lehrern machte, erinnert mich, daß Sie auch gegen diese Personen gewisse Pflichten haben. Erlauben Sie also, daß ich auch über diesen Punkt noch etwas Weniges sage. Von der Übertreibung jener, welche die Pflichten gegen Lehrer so wichtig, ja wichtiger noch darstellen wollen, als die gegen Eltern, bin ich weit entfernt. Wer mag die Gefühle, die in den Herzen eines Vaters und einer Mutter leben, auch mit der zärtlichsten Sorgfalt, die irgend ein Lehrer gegen seine Zöglinge trägt; wer mag die Opfer, die Eltern ihren Kindern bringen, mit den Bemühungen, die sich der Lehrer gibt, vergleichen? Am allerwenigsten kann diese Vergleichung in Ihrem jetzigen Alter und auf die Verhältnisse, in denen Sie jetzt zu Ihren Lehrern stehen, passend angebracht werden. Wir können, auch wenn wir wollten, nicht auf jeden einzelnen aus Ihnen so sorgfältig merken, als es bei der geringen Anzahl der Glieder in einer Familie geschehen kann. Es scheint auch für die Jahre, in denen Sie jetzt leben, nicht einmal nöthig zu sein, daß man so aufmerksam auf jeden sei, da Ihre eigene Vernunft schon Ihre Leiterin sein sollte. Aber so vieles doch, meine Freunde, so vieles werden Sie mir doch zugeben, daß Ihre Vorsteher und Lehrer Personen sind, die schon des ehrenvollen Amtes wegen, das ihnen die bürgerliche Gesellschaft anvertraut hat, gerechte Ansprüche auf Ihre Achtung haben. Das werden Sie doch gestehen, daß Sie verpflichtet sind, solchen Personen im voraus nichts anderes, als Gutes zuzumuthen, den thörichten Äußerungen, die unüberlegte Menschen öfters aus Rache sich erlauben, keinen Glauben beizumessen, und selbst diejenigen Schwächen und Fehler, die Sie mit eigenen Augen bemerken, liebevoll zuzudecken, wohlwissend, daß die vortheilhafte Meinung, die man von solchen Personen hegt, die nothwendigste Bedingung zu ihrer Wirksamkeit sei. — Sie werden mir ferner gestehen, daß es Versündigung gegen diese Personen sei, wenn man den Unterricht, den sie ertheilen, verschmäht, ihn keiner Aufmerksamkeit würdigt, sebst andere, die gerne lernen wollten, stört und abhält. Sie werden, wenn Sie die Sache mit Unbefangenheit erwägen, eingestehen müssen, daß ein solches Betragen selbst dann nicht rechtmäßig wäre, wenn die Personen, gegen die es gerichtet ist, durch ihre Unwissenheit, und durch Fehler des Herzens Ursache dazu gegeben

hätten. Was soll man erst sagen, wenn gar kein Grund dazu auffindbar ist? wenn es Personen sind, die durch vieljährige, der Menschheit geleistete Dienste, und weit ausgebreitete Gelehrsamkeit, durch das vortrefflichste Herz, durch den untadelhaftesten Wandel, durch ihre Schriften, und durch viele andere Vorzüge die Achtung der Mitwelt gewonnen, und die der Nachwelt sich verdienen werden? Personen von solcher Beschaffenheit verdienen nicht bloß von Ihnen mit Achtung behandelt zu werden, und ein aufmerksames Ohr zu finden, sondern sie sollten vielmehr auf Ihre Liebe und Dankbarkeit rechnen können. Denn dass das Amt eines Lehrers ein sehr mühevolles Amt sei, dass jeder, der hier seine Pflicht mit Eifer erfüllt, es nicht aus Hoffnung auf Belohnung des Staates, sondern aus edleren Gründen, aus reiner Liebe zu Ihnen thun müsse, das sehen Sie wohl selbst ein, m. F. Soll denn nun Liebe nicht auch Gegenliebe finden? Sollen Personen, die ihre ganze Lebenszeit, alle ihre Kräfte, selbst mit der Aufopferung ihrer Gesundheit, nur Ihrem Dienste, nur Ihrer Ausbildung widmeten, gar kein Gefühl des Dankes in Ihren Herzen erregen können? — Doch, wenn Sie noch fragen, wodurch Sie diesen Personen Ihre Liebe und Dankbarkeit beweisen können, so kehre ich wieder auf das schon vorhin Gesagte zurück: nur durch Benützung ihres Unterrichtes und durch Befolgung desselben. Ja, m. F., hinreichend, überschwenglich werde ich mich belohnt glauben, wenn Sie die Grundsätze, die ich Ihnen beizubringen suche, mit Aufmerksamkeit anhören, prüfen, und nachdem Sie sich von ihrer Wahrheit überzeugt haben, befolgen! Belohnt und herrlich belohnt werde ich sein, wenn Sie einst eingestehen, dass Sie durch diese Grundsätze weiser, besser und glücklicher geworden sind! — Von einem anderen Lohne ist auch der leiseste Wunsch in meinem Herzen nicht zu finden; mag mir nur dieser werden durch die Kraft Gottes! Amen. —

V.

Von dem Verhältnisse der Studierenden zu den Bewohnern dieser Hauptstadt und zu den Bürgern dieses Landes.

(Am 3. Adventsonntage 1818.)

Einleitung.

Wohl weiß ich es, m. Fr., dass man nicht allen Menschen willkommen sei, wenn man sich erbietet, sie auf ihre Pflichten und Obliegenheiten aufmerksam zu machen. Wohl weiß ich, dass nicht alle es für einen Gewinn achten, zu erfahren, welch ein Betragen die Verhältnisse, in denen sie sich befinden, nach dem Ausspruche einer mit Unbefangenheit urtheilenden Vernunft von ihnen fordern. Die meisten wähnen vielmehr, es sei ein eigener sehr wünschenswerter Vortheil, gar nicht zu wissen, was die Pflicht gebiete; denn um so ungestrafter, meinen sie, könne man dann ihre Gebote übertreten: je genauer dagegen und je vollständiger man alle seine Pflichten und Obliegenheiten kennt, um desto mehr werde man in der Freiheit des Thuns beschränkt, um desto mehr Opfer müssen wir bringen, um desto weniger sei an ein frohes und vergnügtes Leben zu denken. — Nichts kann unrichtiger sein als diese Vorstellung, m. F. Man muss nicht wissen, worin das wahre Wesen menschlicher Pflichten bestehe; man muss nicht wissen, dass die Gesetze der Tugend keine willkürliche Anordnung, sondern die Ausdrücke der unabänderlichen Nothwendigkeit sind; man muss nicht wissen, dass jede Übertretung derselben sich durch sich selbst schon bestrafe, auch wenn kein Gott und Himmel wäre, der für die Bestrafung sorget; man muss nicht wissen, dass die Vernunft nichts anderes als eine Pflicht von uns verlange, als was zu unserer und unserer Mitmenschen Beglückung nothwendig ist: wenn man so thöricht sein kann, zu glauben, es sei ein Vortheil, wenn man auf seine Pflichten nicht einmal aufmerksam gemacht wird. Da ich voraussetzen konnte, dass Sie das alles einsehen, m. F., so durfte ich eben deshalb auch nicht besorgen, Ihnen zu missfallen, als ich gleich in dem zweiten meiner

heurigen Vorträge versprach, dass ich Sie auf die wichtigsten Veränderungen, die sich seit kurzem in Ihren Pflichten ergeben haben mögen, nach und nach aufmerksam machen wolle. Es kömmt nur darauf an, dass ich dieses auf die rechte Art thue, und über alles, wovon ich zu sprechen versuche, sage, was nicht nur an sich selbst wahr und beherzigungswert ist, sondern durch meine Darstellung es auch in Ihren Augen erscheint. Dies zu bewirken, habe ich mir wirklich angelegen sein lassen. Bei aller Kürze, die ich mir wegen all zu großer Reichhaltigkeit des gewählten Stoffes zum Gesetze machen musste, habe ich mich doch bemüht, die Wichtigkeit der hier berührten Wahrheiten schon durch die Ausdrücke, in denen ich ihrer erwähne, anzudeuten. Ich rechne darauf, dass Sie ein jeder über das, was für ihn wichtig ist, noch bei sich selbst nachdenken; denn nur dadurch allein kann es geschehen, dass diese Wahrheiten bei Ihnen zu einer so lebhaften und festen Überzeugung erwachsen, als sie nothwendig haben müssen, wenn sie recht fruchtbar und gedeihlich sein sollen. Ich machte den Anfang damit, Sie aufmerksam zu machen auf die erfreulichen Veränderungen, die sich an Ihnen selbst, in Ihren eigenen Kräften ereignet, und deutete kurz auf die Pflichten, die hieraus entspringen. Dann übergieng ich auf die Betrachtung jener Veränderungen in Ihren Pflichten und Obliegenheiten, die sich aus einer Änderung in Ihren äußeren Verhältnissen ergeben. Nichts billiger, als dass ich hier die Verhältnisse zu Ihren Eltern als die wichtigsten zuerst hervorgehoben. Zunächst nach diesen glaubte ich die wichtigste Veränderung in dem Verhältnisse zu bemerken, in dem Sie ein jeder zu Ihrer Lehranstalt stehen. Wohl ist es wahr, dass sich auch in demjenigen Verhältnisse, das Sie zu Ihren Geschwistern und sehr nahen Anverwandten haben, manche Veränderung ereignet haben kann, aus der noch wichtige Pflichten für Sie entspringen. Sollte ich aber nicht all zu weitläufig werden, so müsste ich dies übergehen; so wie ich aus gleichem Grunde die Veränderungen noch, die Ihr Verhältnis zu den Mitgenossen Ihrer Bildung erfahren hat, übergehen will. Ich komme daher auf die Verhältnisse zu sprechen, in denen Sie zu den Bewohnern dieser Hauptstadt, und zu den sämmtlichen Bürgern unseres Vaterlandes stehen. Diese Verhältnisse sind viel zu manigfaltig, als dass ich sie einzeln ins Auge fassen könnte; nur einige allgemeine Bemerkungen also, deren Beherzigung Sie vor den wichtigsten Verirrungen bewahren kann, werde ich in Kürze aufstellen. Zu einer Einleitung hiezu kann ich wohl

keine schicklichere Stelle der heiligen Schrift erwählen als die, in welcher die Jünger des Herrn gewisse Regeln für den Umgang mit ihren Landsleuten aus Jesu eigenem Munde empfangen. Mth. 10, 6—16.

> Gehet nicht den Weg zu den Heiden, und ziehet nicht in die Städte der Samariter; sondern gehet vielmehr zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel. Gehet aber hin, prediget und saget: Das Himmelreich ist nahe! Heilet die Kranken, erwecket die Todten, reiniget die Aussätzigen, treibet die Teufel aus; umsonst habt ihr es empfangen, umsonst gebet es hin. Ihr sollt weder Gold noch Silber, noch (anderes) Geld (als Eigenthum) in eueren Gürteln haben; auch keine Tasche auf dem Wege, noch zwei Röcke, noch Schuhe, noch Stab; denn der Arbeiter ist seiner Nahrung wert. In welche Stadt aber, oder in welches Dorf ihr immer kommen werdet, daselbst fraget, wer darin würdig sei, und bleibet da, bis ihr weiter gehet. Wenn ihr aber in ein Haus gehet, so grüßet dasselbe, und saget: Der Friede sei mit diesem Hause! Und wenn das Haus dessen würdig ist, so wird euer Friede über dasselbe kommen; ist es aber dessen nicht würdig, so wird euer Friede auf euch zurückkehren. Und wer immer euch nicht aufnimmt, und eure Reden nicht anhört, aus dessen Hause oder Stadt gehet hinaus, und schüttelt den Staub von euern Füßen. Wahrlich, sage ich euch: es wird dem Lande der Sodomiter und Gomorrhiter erträglicher ergehen am Tage des Gerichtes, als jener Stadt. Siehe, ich sende euch wie Schafe mitten unter Wölfe. Seid daher klug wie die Schlangen, und einfältig wie die Tauben!

Abhandlung.

Das Verhältnis, in dem sich die Jünger unseres Herrn zu ihren Zeitgenossen befanden, ist dem Verhältnisse, in dem auch Sie alle, m. F., zu Ihren Zeitgenossen stehen, ähnlicher, als Sie es vielleicht selbst vermuthen. Die Jünger des Herrn waren bestimmt, die Herbeiführer eines neuen und besseren Zeitalters zu werden. Und ist dies nicht die Aufgabe, mit deren Lösung sich die Mitglieder der höheren Stände zu jeder Zeit, also auch Sie bald beschäftigen sollen? Die Jünger des Herrn wurden von ihm unterwiesen und beauftragt, beides, die leiblichen sowohl als auch die geistlichen Gebrechen ihres Volkes zu heilen. Ist dies nicht auch das Geschäft, zu dem Sie Gott beruft? Werden Sie nicht unterwiesen in allem, was unser Zeitalter nur immer kennt als taugliches Mittel, um die Vollkommenheit des Leibes sowohl als auch des Geistes zu erhöhen? Die Jünger des Herrn lebten mitten unter Menschen von den verdorbensten Sitten, bei deren Umgange sie sich stets inacht nehmen mussten, von ihnen nicht mitangesteckt zu werden. Ist denn der Fall nicht auch bei Ihnen, vornehmlich während Ihres Aufenthaltes in dieser Hauptstadt, vorhanden? Die Jünger des

Herrn hatten, so gut und so menschenfreundlich auch ihre Absichten waren, doch überall Widerstand, Verläumdung und Verfolgung zu erwarten. Wollte der Himmel, dass nicht auch dieses einst bei Ihnen eintreffe, wenn Sie versuchen werden, der Menschheit recht große und wichtige Dienste zu leisten! — Bei so viel Ähnlichkeit in den Verhältnissen ist nicht zu wundern, m. F., wenn auch die Räthe, welche ich Ihnen heute ertheilen werde, völlig denjenigen ähnlich sind, die unser Herr in dem so eben gelesenen Texte oder sonst irgendwo seinen Jüngern mitzutheilen pflegte.

1. Mein erster Rath ist, dass Sie doch ja nur überall Ihrer erhabenen Bestimmung sich deutlich bewusst zu bleiben suchen. Denn darauf drang auch Jesus bei seinen Jüngern; darum erklärte er ihnen gleich bei der Aufnahme in seinen Unterricht, dass er sie von der niedrigen Bestimmung, nur ihren eigenen Lebensunterhalt durch ihrer Hände Arbeit zu suchen, zu einem unendlich höheren Berufe erhebe, zu dem Berufe Menschen zu fangen, und ihnen das ewige Leben zu geben. Darum verlangte er von ihnen, sich zu betrachten als das Salz der Erde, das dem Verderbnisse der Menschheit, gleich einer immer mehr und mehr um sich greifenden Fäulnis widerstehen müsse; oder als jenes Licht, das zur Erleuchtung des ganzen Erdkreises diene. Darum ertheilte er einem und dem anderen sogar einen eigenen Namen*), der es durch seine Bedeutung ihm unmöglich machen sollte, seiner ehrbaren Bestimmung jemals zu vergessen. Diese Fürsorge war nicht überflüssig, m. F., vielmehr ist jedem, der sich einen wichtigen und schweren Lebenszweck gesetzt hat, zu rathen, dass er sich ähnlicher Mittel bediene, um das Bewusstsein dieses Zweckes ununterbrochen bei sich zu behalten. Denn es ist unmöglich, etwas Großes auszuführen, wenn man nicht stets sich bewusst bleibt, dass man es ausführen wolle, und nicht eine jede Gelegenheit, die zur Beförderung desselben sich ergibt, benützt, und sich nicht überall so beträgt, wie man es bei diesem Zwecke muss. So hoffe denn auch niemand von Ihnen, dass er die wichtige Bestimmung, die er als ein künftiges Mitglied der höheren Stände hat, in ihrem ganzen Umfange erreichen werde, wenn er nicht stets derselben eingedenk lebt. Nicht einmal in dem bloßen Umgange mit seinen Nebenmenschen wird er sich auf die gehörige Weise zu benehmen wissen, wenn er vergessen kann auch nur auf Augenblicke, wer er sei, und zu welchem er-

*) z. B. Felsenmann.

habenen Berufe er sich vorbereite. Und darum, m. F., lassen Sie mich's aufrichtig eingestehen: hunderterlei Verirrungen, in welche einige aus Ihrer Mitte gerathen, Verirrungen, durch die Sie den Namen eines Studierenden brandmarken, sind nur daraus erklärlich, dass diese Jünglinge die hohe Wichtigkeit Ihres künftigen Berufes entweder nie gefühlt, oder doch wenigstens in gewissen Stunden derselben ganz vergessen haben. Sie hätten unmöglich sich so tief erniedrigen, sich so entehrende Reden und Thaten erlauben, in so verächtliche Verbindungen eintreten können, wenn sie nur einen Begriff von der Würde gehabt, zu der die bürgerliche Gesellschaft sie dadurch erhoben hat, dass ihre Namen aufgenommen wurden in das Verzeichnis der künftigen Mitglieder höherer Stände und Lebensarten. — O, dass man insgemein viel zu geringfügig denkt von dieser Würde; dass man nicht einsieht, worauf es einzig bei der Beurtheilung des Wertes eines Menschen ankommt; dass es nicht darauf ankomme, woher er stamme, oder was seine Vorfahren gethan, oder wieviel Eigenthum er an sich gerissen: sondern bloß darauf, was er selbst der bürgerlichen Gesellschaft zu leisten willens und im Stande ist! — Wenn er dies einsehe, wie deutlich würde er erkennen, dass ein erwiesener Beruf zu den höheren Lebensständen denjenigen, der ihn besitzt, mit einer Würde schmücke, die ihm kein anderer Gegenstand zu verleihen vermag. O, möchten doch wenigstens Sie selbst das überlegen, und sich dessen stets bewusst bleiben! O, möchten Sie doch nie vergessen, dass Sie in wenig Jahren die Lehrer, Führer, Schützer und Vertheidiger der ganzen übrigen Menschheit werden sollen! Wie würden Sie da von selbst schon einsehen, was sich in Ihrem jetzigen Umgange mit Ihren Mitbürgern für Sie gezieme oder nicht gezieme! Wie würden Sie ferne davon, je etwas der Art zu begehen, worüber Sie selbst von den Mitgliedern unterer Stände könnten zurechtgewiesen werden, viel mehr stets so zu handeln, dass jeder eingestehen muss, Sie werden wohl nicht unverdient in jene höheren Stände aufgenommen! Bei jeder Gelegenheit würden Sie darauf bedacht sein, sich den Menschen darzustellen von einer vortheilhaften Seite, hier Ihre Geisteskräfte, dort die noch ungleich wichtigeren Vorzüge Ihres Herzens an den Tag zu legen. Die geringste Kleinigkeit, jeden unbedeutenden Dienst, den man von Ihnen sich erbittet, jede kleine Frage, die man an Sie gestellt hat, würden Sie zu einem sehr löblichen Zwecke zu benützen suchen, ganz nach der Vorschrift, die auch unser Herr Jesus seinen Jüngern ertheilte, wo er zu ihnen sprach: Lasset euer Licht leuchten vor den Menschen, auf dass Sie

sehen euere guten Werke, und den Vater im Himmel preisen!

2. Doch habe ich nicht zu besorgen, m. F., dass eine so stete Beschäftigung mit dem Gedanken an die Wichtigkeit Ihres zukünftigen Berufes Sie stolz und hochmüthig machen werde? Ich müsste es wirklich besorgen, wenn ich zu meinem ersten Rathe nicht den zweiten fügte: Nie zu vergessen, dass Sie noch nicht sind, was Sie zu werden hoffen und nicht anders werden können, als durch sehr große Kosten, die Sie der bürgerlichen Gesellschaft verursachen. Verstehen Sie wohl, was ich hier fordere! Es ist mir nicht genug, dass Sie in Ihrem Umgange mit Ihren Nebenmenschen stets zu erkennen geben, Sie wüssten es wohl, dass Sie bis jetzt noch nicht sind, was Sie zu werden hoffen; es ist mir nicht genug, dass Sie Verzicht leisten auf jede solche Achtungsbezeugung, die Sie bis jetzt noch nicht verdienen; dass Sie stets sich bewusst bleiben, Sie hätten der Menschheit bisher noch gar keine, oder doch noch keine wichtigen Dienste geleistet: nein, ich verlange noch mehr, ich verlange, dass Sie sich bisher als Schuldner von Ihren Mitbürgern betrachten. Und das sind Sie in Wahrheit alle; denn Sie alle sind von jenem Tage an, da Sie zuerst das Licht der Welt erblickten, bis auf den heutigen, ernährt, beherbergt, bekleidet, unterwiesen, reichlich versehen worden mit allem, was Sie für Leib und Seele bedürfen, durch niemanden anderen, als durch die bürgerliche Gesellschaft, der Sie für diese großen Dienste gleichwohl noch nichts entgolten haben. Befremdet es Sie, dass ich der bürgerlichen Gesellschaft hier zuschreibe, was Sie doch größtentheils von Ihren eigenen Eltern empfiengen? Wen dies befremdet, der befrage sich doch nur, durch wessen Vermittelung dessen Eltern sich in den Stand gesetzt haben, das Recht des Eigenthums über so viele Güter der Erde auszuüben, dass Sie nicht bloß sich selbst, sondern auch Sie zu ernähren vermochten? Er wird begreifen, dass er dies nur der Anordnung der bürgerlichen Gesellschaft zu verdanken habe. Erinnert er sich aber, dass keine Anordnung, wie sie auch immer laute, und von wem sie herrühre, etwas verändern kann an jenem Rechte, womit die Menschheit selbst fordert, dass niemand etwas genieße, der nicht auch etwas leistet oder zu leisten Hoffnung gibt: so wird er einsehen, dass die Schuld, die er der Menschheit für so viele genossene Güter abzutragen hat, durch seiner Eltern Reichthum gar nicht vermindert, sondern wohl eher noch vergrößert werde. Wer immer genießt auf dieser Erde, gleichviel durch wessen Hand ihm diese Genüsse werden, und ob sie den Namen eines rechtlich erworbenen

Gutes, oder den einer Staatswohlthat führen: der Menschheit ist er und bleibt er ein Schuldner für diese Genüsse so lange, als er nicht etwas, das ihren Wert aufwiegt, zum Besten der Menschheit zu Stande gebracht hat. — Wenn Sie sich diese Vorstellung stets gegenwärtig halten, m. F., so werden Sie hoffentlich mit jedem anderen Menschen, am allermeisten aber mit Menschen aus der arbeitenden Classe auf eine solche Art umgehen, dass niemand Sie des Stolzes und Hochmuthes wird beschuldigen können. Sie werden vielmehr den schönen Lobspruch der Bescheidenheit erhalten; Sie werden in jedem, der sich auf eine gemeinnützige Art beschäftigt, einen von Ihren Gläubigern, einen derjenigen, durch deren Arbeit Sie ernährt werden, verehren. Bietet sich eine Gelegenheit dar, so werden Sie gewiss schon jetzt anfangen, Ihre Schuld an der Menschheit durch kleine, dem oder jenem geleistete Dienste abzutragen.

3. Bei dieser Bereitwilligkeit, anderen zu dienen, muss ich Sie aber warnen, m. F., vor aller näheren Bekanntschaft und Verbindung, die Ihnen in irgend einer Rücksicht gefährlich und nachtheilig sein könnte. Denn, wie sich Jesus in unserem Texte genöthigt sah, seine Jünger vor Heiden und Samaritern zu warnen, zum Theil gewiss auch darum, weil sie durch ihre verkehrten Begriffe leicht hätten irregeleitet werden können: so muss auch ich warnen vor vielerlei Arten von Menschen. Denn so ersprießlich es auch in mancher Rücksicht wäre, der Menschen recht viele kennen zu lernen: so sehr besorge ich, dass viele Bekanntschaften Sie nur zerstreuen, die guten Grundsätze, die ich Ihnen beizubringen trachte, aus Ihrem Bewusstsein verdrängen, und ihre Herzen immer mehr und mehr vom Guten abwenden werden. Zu groß ist nämlich, m. F., zu überwiegend groß die Menge der Menschen in dieser Stadt, die, wenn nicht ganz verkehrt und lasterhaft, doch in sehr groben Irrthümern befangen sind. — Der Umgang mit diesen, wie kann er vortheilhaft für Sie sein? Wie muss ich nicht besorgen, dass er die guten Eindrücke, die von anderer Seite her auf Sie gemacht worden sind, wieder verlöschen werde? — Wenn sogar Männer, die sich das Gute durch eine lange Übung schon zur Gewohnheit gemacht hatten, die ihren Grundsätzen schon ihres hohen Alters wegen einen höheren Grad von Festigkeit zutrauen konnten, wenn solche Männer sogar durch böse Gesellschaft und Verbindung vom Pfade des Rechtes abgebracht wurden: wie muss es jenen ergehen, die erst Anfänger sind auf der Bahn der Weisheit und Tugend; die weder das Alter besitzen, das dazu nöthig ist, um seine einmal gefassten Grundsätze unerschütterlich fest zu halten,

noch jene Fertigkeit im Denken haben, die sie in den Stand setzen würde, die Unhaltbarkeit all jener Trugschlüsse zu erkennen, welche die Bosheit zu ihrer Beschönigung aussinnt? — Und haben Sie nicht schon zu oft erfahren, dass diejenigen, die sich zu frühzeitig in das Getümmel der Welt gewagt, vom Sturme fortgerissen wurden? O, möchte doch diese Erfahrung anderen zur Warnung dienen; möchten Sie doch wenigstens noch einige Jahre abwarten, m. F., bevor Sie die seltene Kunst sich zutrauen, in der Gesellschaft der Bösen ein guter Mensch! gut zu bleiben! Sie sind es sich selbst, Sie sind es der Menschheit schuldig, eine Gefahr zu vermeiden, in der Sie für sich und für die Welt, für alle höheren Zwecke des Lebens verloren gehen könnten.

4. Aber noch eine Regel der Vorsicht, die Sie in Ihrem Umgange zu beobachten haben, kann ich nicht unberührt lassen. Auch darauf nämlich müssen Sie aufmerksam sein, dass Sie nicht jene besseren Begriffe, die Sie allmählich einsammeln, durch eine unvorsichtige Verbreitung der Gefahr eines Missverständnisses oder einer Verlästerung und Verfolgung aussetzen. Denn dass Sie alle, so viele Sie nur die Zeit der Ausbildung Ihres Verstandes nicht ganz unbenützt vorbeistreichen lassen, mit jedem Tage an Einsicht gewinnen, mit jedem Tage einige neue, und dem größeren Theile Ihrer Zeitgenossen bisher noch unbekannte Begriffe und Wahrheiten kennen lernen: das ist wohl ganz in der Ordnung; es ist der eigentliche Zweck, zu dem Sie sich an dieser oder jener Lehranstalt befinden. Doch eben so natürlich ist der Drang, das Neue, das man erfahren hat, auch anderen mitzutheilen. Und diese Mittheilung ist an sich auch gar nicht tadelnswert, vielmehr zu loben und zu wünschen. Denn ist es nicht Ihre Bestimmung, zu arbeiten an einer zweckmäßigen Aufklärung Ihrer Zeitgenossen? Würden Sie dieses, wenn Sie die neuen besseren Begriffe, die Sie allmählich kennen lernen, alle nur bei sich selbst behielten? Sollten Sie nicht vielmehr recht bereitwillig sein, jeden, der unwissend ist, zu belehren; jeden, der irrt, von seinem Irrthum zurückzuführen; jede Wahrheit dort, wo ihre Mittheilung Nutzen verspricht, bekannt zu machen? Wo ihre Mittheilung Nutzen verspricht, habe ich gesagt. Denn vergessen Sie ja nicht, dass auch die heilsamsten Wahrheiten statt Nutzen Unheil stiften können, wenn sie an einem unrechten Orte vorgetragen werden. Bei Wahrheiten, die in das Gebiet der Religion und des Rechtes gehören, ist dieser Fall wirklich sehr häufig vorhanden. Es ist nichts leichter, als solche Wahrheiten miss-

zuverstehen, aus ihnen Folgerungen abzuleiten, die sich wirklich nicht ergeben, und die sehr falsch und verderblich sind. Wem solche Wahrheiten nicht in ihrem ganzen Zusammenhange beigebracht werden können, bei dem ist die Gefahr, von der ich hier spreche, unvermeidlich. Einzeln aus dem Zusammenhange, in dem man sie Ihnen, m. Fr., beibringt, herausgerissene Behauptungen können nicht anders, als Missverstand und Verwirrung anrichten, wenn man sie unter die große Menge von Menschen ausstreut. Das hat dann weiter zur Folge, dass alle diejenigen, die sich als Freunde dieser neuen Begriffe bezeugen, die man sogar vielleicht für ihre Urheber hält, in ein sehr zweideutiges Licht gerathen; dass man sie als gefährliche Leute betrachtet, als Menschen, die vom Glauben abgefallen wären, und alle Bande der Gesellschaft auflösen wollten. Darum sehe denn ein jeder aus uns sich vor, dass er nicht Unheil anrichte, indem er den Samen nützlicher Wahrheiten auszustreuen glaubt! Folgen wir alle der Weisung unseres Herrn, der uns die größte Klugheit empfiehlt! Er sagt uns, dass wir die Klugheit des listigsten Böswichts nachahmen mögen, wenn nur die Absichten, zu denen es geschieht, gut und unschuldig sind. Wenn unser Herz so gut und arglos ist, wie man die Taube sich denkt; dann, sagt er, mögen wir selbst von der Schlange lernen, mit welcher Klugheit man bei Ausführung eines Zweckes vorgehen müsse. Amen.

VI.

Über den Umgang mit Personen des anderen Geschlechtes.

(Am 4. Adventsonntage 1818.)

Joh. 4, 4—19.

Er musste aber durch Samaria reisen. Da kam er zu einer Stadt von Samaria, welche Sichar genannt wird, nahe bei dem Felde, welches Jakob dem Josef, seinem Sohne, gegeben hatte. Es war aber daselbst ein Brunnen Jakobs. Weil nun Jesus von der Reise ermüdet war, setzte er sich so an den Brunnen nieder. Es war um die sechste Stunde. Da kam ein Weib, eine Samariterin, um Wasser zu schöpfen. Jesus sprach zu ihr: Gib mir zu trinken! (Seine Jünger waren nämlich in die Stadt gegangen, um Speise zu kaufen.) Und das samaritische Weib sagte zu ihm: Wie begehrest du, da du ein Jude bist, von mir zu trinken, da ich ein samaritisches Weib bin? Denn die Juden haben keine Gemeinschaft mit den Samaritern. Jesus antwortete, und sprach zu ihr: Wenn du die Gabe Gottes erkenntest, und wer der ist, der zu dir spricht: Gib mir zu trinken, so würdest du ihn etwa gebeten haben, und er hätte dir lebendiges Wasser gegeben. Das Weib sprach zu ihm: Herr! du hast doch nichts, womit du schöpfest, und der Brunnen ist tief; woher hast du denn das lebendige Wasser? Bist du größer als unser Vater Jakob, der uns den Brunnen gegeben hat? Er selbst hat daraus getrunken, auch seine Kinder und sein Vieh. Jesus antwortete, und sprach zu ihr: Jeder, der von diesem Wasser trinkt, den dürstet wieder, wer aber von dem Wasser trinken wird, das ich ihm geben werde, den wird nicht mehr dürsten in Ewigkeit; sondern das Wasser, das ich ihm geben werde, wird in ihm zur Wasserquelle, die in's ewige Leben fortströmt. Das Weib sprach zu ihm: Herr! gib mir dieses Wasser, damit ich nicht mehr dürste, und nicht mehr hieher kommen darf, um zu schöpfen. Jesus sprach zu ihr: Geh hin, ruf deinen Mann und komm hieher! Das Weib antwortete und sprach: Ich habe keinen Mann! Jesus sprach zu ihr: Du hast recht gesagt: Ich habe keinen Mann! Denn fünf Männer hast du gehabt, und der, den du jetzt hast, ist nicht dein Mann; das hast du wahr gesagt! Das Weib sprach zu ihm: Herr! ich sehe, dass du ein Prophet bist.

Einleitung.

Die Geschichtschreiber des Lebens Jesu, m. Fr., erzählen uns an mehr als einem Orte, dass selbst der heiligste und der untadelhafteste aus allen Sterblichen, Jesus der Nazarethaner, es nicht vermocht

habe, die Zunge der Verläumdung von sich ganz abzuwehren. So viele Großthaten er auch verrichtet hatte, Thaten, die ihm den Dank, die Liebe und Bewunderung von allen Menschen hätten verschaffen sollen; so sichtbar es war, dass der Sohn Mariens, gleich einem Wesen höherer Art, gar nicht berührt werde von den Versuchungen gemeiner menschlicher Naturen: doch hoffte die Bosheit seiner Feinde, wenn auch nicht überall, doch wenigstens hie und da Glauben zu finden, wenn sie bald diesen, bald jenen Vorwurf mit frecher Zuversicht wider ihn aussprechen würde. Man wagte es, wie uns das Evangelium bezeugt, man wagte es zu sagen: dass unser Herr und Heiland die Feier des Sabbathes entweiht; dass er den Tempel — ja Gott selbst gelästert habe; dass er die Grenzen der Mäßigkeit in Speise und Trank nicht zu beobachten gewusst; dass er ein Volksaufwiegler gewesen; dass er als Freund der Sünder und Zöllner auch gleiche Gesinnungen mit ihnen gehegt habe. — Allein je vielfältiger diese Beschuldigungen sind, m. F., um desto merkwürdiger muss es uns sein, dass bis noch auf den heutigen Tag kein Lästerer des Namens Jesu sich gefunden hat, der frech und unverschämt genug gewesen wäre, um das Betragen unseres Herrn gegen das andere Geschlecht in irgend ein nachtheiliges Licht zu stellen. Diese Erscheinung ist um desto ruhmvoller für unseren Herren, je bekannter es ist, dass die Menschen gerade in diesem Stücke so gerne Böses von einander argwöhnen und einander nachzureden suchen. — Können wir hieraus nicht den sicheren Schluss ableiten, dass unser Herr, wenn er schon überall vorsichtig war, um kein vermeintliches Ärgernis zu geben, auf dieses eine, auf sein Betragen nämlich gegen das andere Geschlecht, eine ganz vorzügliche Sorgfalt verwendet haben müsse? Gewiss nur dadurch konnte er es dem bösen Willen der Verläumder unmöglich machen, ihn hier auf irgend eine Art in den Verdacht einer Schwäche zu bringen. Könnten wir noch hieran zweifeln, das Evangelium, das ich vorher gelesen, würde es uns in einem Beispiele beweisen, dass der Vollkommenste der Menschen auch der behutsamste in seinem Umgange mit dem anderen Geschlechte gewesen. Zu eben dieser Zeit, da er ermüdet von den Beschwerden einer Reise am Brunnen Jakobs ausruht, kömmt ein samaritisches Weib herbei, um Wasser aus dem Brunnen zu schöpfen. So geringfügig auch dieser Zufall scheint, so weiß ihn doch Jesus auf eine solche Art zu benützen, dass nicht nur diese Person, sondern mit ihr die Bewohner einer ganzen Stadt mit dem Reiche Gottes auf Erden bekannt werden, und den Eingang in

dasſelbe finden. Hiezu war aber freilich nothwendig, ein Geſpräch mit dieſer Frau anzuknüpfen. Jeſus erſucht ſie denn, ihm einen Trunk des ſo eben geſchöpften Waſſers zu vergönnen. Er thut dies auf eine ſolche Art, daſs dieſe augenblicklich fühlt und geſteht, daſs ſeine Bitte wahre Herablaſſung ſei. In dieſem Gedanken beſtärkt ſie denn auch unſer Herr, und verſichert, eine große Gnade Gottes ſei es, die ihr ſo eben angeboten werde; nur wenige Worte werden noch gewechſelt, und ſchon hören wir Jeſum dem Weibe auftragen: Wenn ſie ein mehreres von ihm vernehmen wolle, auch ihren Gatten zu rufen. Bei dieſem Auftrage geräth die Samariterin in eine ſichtbare Verlegenheit. Sie ſagt: Ich habe keinen Gatten. Sogleich erräth Jeſus die ganze Unordnung ihres bisherigen Wandels, verweist ihr dieſes ernſtlich, und vollendet eben hiedurch auch in ihr die Überzeugung, daſs er ein Prophet, ein Mann ſei, den Gott ſelbſt geſendet hat, auf daſs ſich die Menſchen durch ihn belehren, und auf den Weg des Heils zurückführen laſſen! — O, daſs doch auch wir, m. F., auch wir in unſerem Umgange mit dem anderen Geſchlechte ſo glücklich wären, wie es hier Jeſus geweſen! daſs doch auch über uns niemals ein anderes Urtheil gefällt werden möchte, als das ſo ehrenvolle: daſs wir alle nur da ſind, um zu belehren, und wahrhaft glücklich zu machen! Denn nicht mehr ferne ſind die Jahre, — bei einem Theile von Ihnen ſind ſie wohl gar bereits vorhanden — die Jahre, in welchen eine gewiſſe Art des Umganges mit dem anderen Geſchlechte für beide Theile recht zuträglich werden kann. — Ich würde mein Verſprechen, Sie auf die wichtigſten Veränderungen in Ihren Verhältniſſen und Pflichten aufmerkſam zu machen, ſehr unvollkommen erfüllen, wenn ich es unterließe, von den Verhältniſſen, in denen Sie jetzt zu dem anderen Geſchlechte ſtehen, und von den Pflichten, die Ihnen in dieſer Rückſicht obliegen, das Allernöthigſte zu bemerken. Aber ſo nothwendig es iſt, von dieſem Gegenſtande zu ſprechen, ſo ſchwer iſt es, dieſes auf eine ſolche Art zu thun, daſs jeder Miſsverſtand und jedes Ärgernis vermieden werde. — Möge denn alſo Gott ſelbſt mir eingeben, was ich heut ſprechen ſoll, daſs es ſein Wohlgefallen habe! Möge er auch Ihre Herzen ſo leiten, daſs Sie ein jeder, was für Sie lehrreich iſt, ergreifen, und es ſo anwenden, wie es zu Ihrem Heile dient!

Abhandlung.

Wenn ich das Alter erwäge, dem sich der größere Theil aus Ihnen, m. Fr., nähert, und die Bestimmung betrachte, die Sie als künftige Mitglieder der höheren Lebensstände einst noch erreichen sollen: so kann ich nicht umhin zu gestehen, eine gewisse Art des Umganges mit gewissen ausgezeichneten Personen des anderen Geschlechtes sei als ein großer Vortheil zu erachten, und von jedem, der dazu Gelegenheit hat, mit Danke zu benützen. — Ich werde gleich näher erklären, welche Eigenschaften ich von diesen weiblichen Personen fordere. Es müssen dies nämlich Personen sein, die wegen der Untadelhaftigkeit ihres Wandels und wegen der Vorzüge ihres Verstandes und Herzens eine allgemeine Achtung nicht nur genießen, sondern auch in der That verdienen. Es müssen ferner Personen sein, die sich bereits in einem solchen Alter befinden und unter solchen Verhältnissen leben, dass die Art des Umganges, die man sich hier erlaubt, weder der Ehre noch der Tugend, weder des einen noch des anderen Theiles nur im geringsten gefährlich werden könnte. Ich stelle mir also vor, dass es Personen sind, die über die Jahre der Jugend schon weit hinausgerückt sind, die im verehelichten Stande leben, und eine Wahl getroffen, die nicht ganz unglücklich ist; Frauen, die in dem Zutritte, den sie einem Jünglinge gestatten, nicht etwa eine Art Entschädigung für jene Kränkungen suchen, die sie von ihrem eigenen Ehegemahl erleiden, die vielmehr keine andere Absicht bei der Unterhaltung einer solchen Bekanntschaft haben, als nur das Bewusstsein sich zu geben, dass sie zur Bildung und Veredlung manches Jünglings durch ihren Umgang etwas beigetragen haben; die eben deshalb auch dieses alles nur mit dem Vorwissen und mit der völligsten Beistimmung ihres Gemahls thun, und ohne seinen Willen es nie zu thun wagen würden. Nur solche Frauen, von denen ich leider im voraus eingestehen muss, dass ich nur eine geringe Anzahl derselben in dieser Stadt vermuthe, nur solche allein sind es, deren Umgang aufzusuchen ich dem Jünglinge anrathe. Anrathe, sage ich, denn groß und vielfältig sind die Vortheile, die ich mir von einem solchen Umgange für ihn verspreche. Ich hoffe nämlich, ein solcher Umgang werde erstlich das sicherste Verwahrungsmittel gegen jede Verirrung des in ihm erwachenden Geschlechtstriebes sein. Hier nämlich wird er sich zuerst gewöhnen,

Personen des anderen Geschlechtes nicht mit Augen einer lüsternen Neugier, sondern mit dem Gefühle der Achtung und einer gewissen heiligen Scheu zu betrachten. Hier wird er sich gewöhnen an jene Einrichtung, die Gott zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes getroffen hat, zu denken, wie es einem vernünftigen Manne geziemt, mit Ernst und Würde. Hier wird er seine Einbildungskraft beherrschen lernen, wird jeden unanständigen Gedanken, der in seiner Seele aufsteigt, gleich im Keime zuersticken suchen, besorgend, dass man an seiner Stirne vielleicht, woran er denkt, liest und schon voll Unwillens ihn von sich weist. — Ein Jüngling, der das Glück hat, mit einer edlen und ehrwürdigen Frau genau bekannt zu sein, der, und nur der allein lernt das andere Geschlecht nach seinem wahren Werte kennen, erwirbt sich allmählich einen Begriff davon, welche Verdienste dieses Geschlecht um die Menschheit habe, und welche noch ungleich größere Verdienste es sich beilegen könnte und würde, wenn es im Besitze seiner natürlichen Rechte wäre, und wenn die Erziehung desselben nicht meistens von Kindheit an völlig vernachlässigt würde. Aus der Betrachtung des Musters, das diese Frau darbietet, wird sich der Jüngling seinen Begriff von einer würdigen Gemahlin zusammensetzen; aus diesem Beispiele wird er endlich entnehmen, was er der Billigkeit nach von seiner künftigen Gemahlin fordern und nicht fordern könne; auf welche Eigenschaften er bei seiner Wahl zu sehen und nicht zu sehen habe. An ihr wird er in diesem schwierigen Geschäfte vielleicht einst noch die beste Rathgeberin finden; sie wird viel richtiger als er selbst den weiblichen Gegenstand, dem seine Neigung sich einmal zugewandt hat, beurtheilen können. — Der Umgang mit Frauen von gebildetem Geschmacke ist endlich auch eines der besten Mittel, um seinen eigenen Geschmack zu berichtigen, und gewisse Fehler, die wider die gute Lebensart sind, zu verbessern, und bei Zeiten abzulegen. Denn richtiger als unser eigenes Geschlecht fühlt und empfindet das Geschlecht der Weiber. Tausend bedeutende oder auch unbedeutende Unschicklichkeiten, die uns bei all unserer Gelehrsamkeit, bei all unserem Tief- und Scharfsinn entgehen, von dem Geschlechte der Frauen werden sie gleich auf den ersten Blick bemerkt. Zu sehr mit der Ausbildung einzelner Theile beschäftigt, vergessen wir gar oft auf jenes Ebenmaß, das sich bei dem vergleichenden Überblick des Ganzen offenbaren soll. Und daher kömmt es denn, dass oft sehr mühevolle Werke, welche der Fleiß des Mannes zu Tage fördert, sein Stolz

aber dem Urtheile des Weibes nicht unterziehen will, am Ende durch diesen oder jenen sehr lächerlichen Fehler entstellt und unbrauchbar befunden werden. Daher geschieht es auch, dass Männer, die sich durch ihren Beruf oder Stand beinahe von jedem Umgange mit Frauen abgeschnitten sehen, die gute Lebensart fast ganz verlernen und unfähig werden, in einer großen Gesellschaft vermischter Personen mit Glück aufzutreten. — Um dieser Gründe willen, m. Fr., erachten Sie es als einen Vortheil, der mit Dank ergriffen zu werden verdient, wenn eine Frau von solchen Eigenschaften, wie ich sie vorhin beschrieben, Ihnen den Zutritt in ihr Haus vergönnt.

2. Doch, wenn Sie einsehen, dass ich hier Recht habe; so glauben Sie mir auch, wenn ich beisetze, dass selbst bei diesem Umgange noch sehr viele Vorsicht nothwendig sei, wenn er in keinem Betrachte nachtheilig werden soll. Die Regeln dieser Vorsicht sind eben das zweite Stück, worauf ich Sie heute aufmerksam machen muss. — Zuvörderst müssen Sie sich schon inacht nehmen, m. F., dass nicht die Annehmlichkeit, die ein solcher Umgang hat, Sie verleite, ihm mehr Zeit zu widmen, als es Ihre übrigen Geschäfte erlauben. Denn freilich sind gesellschaftliche Unterredungen besonders mit Personen, die viel Verstand und Witz besitzen, eine weit angenehmere Beschäftigung, als es die meisten jener Arbeiten sind, die unser Stand und Beruf von uns fordert. Allein die Bestimmung des Menschen ist nicht, dass er sich angenehm unterhalte auf Erden, sondern, dass er wirke, und etwas Großes und Wohlthätiges zu Stande bringe. — Wollen Sie dieses, m. F, einst in der That, o! so müssen Sie Ihre Zeit sehr wohl zu Rathe ziehen; so dürfen Sie nie — in Ihrem ganzen Leben nie — einen beträchtlichen Theil Ihrer Zeit der bloßen Unterhaltung und den Gesprächen widmen! Am allerwenigsten darf dieses in Ihren jetzigen Jahren geschehen, wo Sie so überaus viel zu thun, so viele Kenntnisse sich beizubringen haben, wenn Sie einst Großes ausführen sollen! — Nur einzelne Stunden der Woche, durchaus nicht mehr, dürfen Sie dem Umgange mit geprüften Personen des anderen Geschlechtes widmen, wenn Sie sich vor sich selbst darüber rechtfertigen wollen. Aber auch diese Stunden würden meistentheils unbenützt vorübergehen, wenn Sie nicht mit dem bestimmten Vorsatze erscheinen, jetzt recht viel Nützliches zu lernen. Denn auch die geistreichste Person, wenn sie den Gang der Unterredung nie auf einen Gegenstand von Wichtigkeit lenkt, kann nicht belehrend für Sie sprechen, und

auch die Winke, welche Sie Ihnen hie und da geben mag, werden von Ihnen nicht bemerkt und aufgefaſst, wenn Sie nicht mit dem Willen zu lernen erſchienen ſind. Sie müſſen gekommen ſein in der Abſicht, recht vieles Neue und für Sie Erſprießliche zu lernen; Sie müſſen ſelbſt dafür ſorgen, daſs das Geſpräch nicht auf gleichgültige Dinge abſchweift; Sie müſſen durch beſcheidene Fragen Gelegenheit geben, daſs man ſich über Punkte, die Ihnen wichtig ſind, erkläre; Sie müſſen aber auch auf ſolche Belehrungen merken, die das weibliche Zartgefühl nicht durch ausdrückliche Worte, ſondern durch einen leiſen Wink ertheilt: oder Sie werden es überhaupt nicht verdienen, daſs eine Frau von ſeltenen Eigenſchaften, Vorzügen des Geiſtes und des Herzens einige ihrer koſtbaren Stunden Ihrem Umgange ſchenke. Doch wenn ich Lehrbegierigkeit von Ihnen fordere, m. F., ſo muſs ich zu gleicher Zeit Sie vor dem Fehler einer allzu großen Nachgiebigkeit warnen. Denn es ereignet ſich wirklich nur allzuoft bei Frauen, die gewiſſe beſonders glänzende Vorzüge beſitzen, daſs man es in der Verehrung, die ſie verdienen, übertreibt; daſs man ihr Urtheil für ein unfehlbares hält, daſs man in allen Stücken nach ihrem Sinne und Geſchmacke ſich richten will, und ſeine Eigenthümlichkeit hiedurch auf eine ſchimpfliche Weiſe einbüßt. Wo ſich des Guten ſo vieles vorfindet, überredet ſich jeder leicht, es müſſe alles gut ſein; aus einem Munde, aus dem er bereits ſo viele treffende Entſcheidungen vernommen, erwartet er niemals ein Urtheil, das unrichtig wäre. Doch ſo natürlich auch dieſe Erwartung iſt, ſo falſch und trüglich iſt ſie. Denn kann wohl irgend ein Menſch ganz ohne Irrthum ſein? Wird alſo ſelbſt die weiſeſte der Frauen zuweilen nicht Unrecht haben? Und, wenn ſie Unrecht hat, wird ſie es da verdienen, daſs man ihr beipflichte? Wie, m. F., iſt es denn nicht ſogar beſſer zu irren, als der Wahrheit beizupflichten, wenn dieſes letztere nicht aus einer gründlichen Überzeugung, ſondern aus einer bloßen blinden Anhänglichkeit an das Urtheil anderer geſchehen ſoll? Wie ſchimpflich finden wir es, wenn man uns in Bezug auf Perſonen unſeres eigenen Geſchlechtes beſchuldigt, daſs wir gewiſſe Meinungen derſelben ohne Prüfung nachſprechen: iſt es dann weniger ſchimpflich, wenn wir dies bei Perſonen des anderen Geſchlechtes thun? Iſt es im Gegentheile nicht um deſto ſchimpflicher, da hiedurch jene Verſchiedenheit in den Begriffen aufgehoben wird, welche ſelbſt nach dem Willen der Natur zwiſchen den beiden Geſchlechtern obwalten ſoll? So nehme ſich denn jeder

aus uns wohl macht, m. F., dass er nicht einst in den Fehler, von dem ich hier spreche, verfalle. O! es hüte sich jeder, es in der Achtung, die er für eine Person des anderen Geschlechtes hegt, zu übertreiben, und die Urtheile, die er aus ihrem Munde vernommen, ohne hinlängliche Prüfung zu den seinigen zu machen! Aber weit mehr noch als von dieser unmännlichen Nachgiebigkeit muss ich freilich warnen vor einem jeden Betragen solcher Art wodurch die Ehre oder die Tugend einer auch noch so geringen Gefahr ausgesetzt werden könnte. Denn wo auch an sich keine Gefahr vorhanden ist, kann sie durch Mangel an Behutsamkeit entstehen. Eine lange Bekanntschaft macht vertrauter mit einander, durch einen vieljährigen Umgang wird jeder aus beiden Theilen dem anderen wichtiger und gleichsam zum Bedürfnis. Diese Veränderung in ihrem wechselseitigen Verhältnisse kann Gefahr erzeugen, die anfangs nicht vorhanden war. Das Herz der Gattin, das des Gatten Eigenthum auf ewig bleiben sollte, kann sich allmählich von ihm abwenden zu dem Manne, der als ein Gast freundschaftlich in das Haus aufgenommen wurde. Und wo auch das nicht zu fürchten, wo für die Tugend nichts zu besorgen wäre, kann doch die Ehre gefährden. Wir wissen es ja, wie argwöhnisch insgemein die Menschen sind, wie der geringste Anschein hinreichend für sie ist, um ihrem Mitbruder das schwärzeste Verbrechen schuldzugeben. So meiden wir also, o! meiden wir auch diesen geringsten Anschein! Betragen wir uns mit einer solchen Vorsicht, dass auch der boshafteste Mensch, der uns Übles nachsagen will, nicht die Gelegenheit, uns zu verläumden, finde!

3. Daraus ergibt sich aber schon von selbst, m. F., was für ein Urtheil zu fällen sei über den Umgang mit Personen, denen die Eigenschaften mangeln, die wir bisher vorausgesetzt haben. Nur in der gedrängtesten Kürze kann ich meine Gesinnungen über diesen Punkt entwickeln; die weitere Auseinandersetzung bleibt ihrem eigenen Nachdenken anheimgestellt.

a) Was erstlich solche Personen betrifft, die einen unsittlichen Lebenswandel führen, oder doch wenigstens in dem Verdachte eines solchen stehen; so werden sie mir für die Behauptung, dass nicht nur aller Umgang mit ihnen zu vermeiden, sondern dass man sich überhaupt nicht weit genug von ihnen entfernt halten könne, alle Beweise erlassen. Denn wer hier noch Beweise verlangt; wer nicht von selbst einsehen sollte, dass ein jeder Umgang mit Personen solcher Art verdammlich und strafwürdig sei, weil er die Tugend des Jünglings der äußersten Gefahr aussetzt, und seinen guten Namen

brandmarkt; wem dieses erst weitläufig dargethan zu werden brauchte: dessen Vernunft müsste durch eine starke Leidenschaft bereits verblendet sein. Und um uns zu erklären, wie diese Leidenschaft entstehen, wie Liebe und Zuneigung dort Platz greifen konnte, wo das Gefühl des Abscheues das natürlichste gewesen wäre: müssten wir annehmen, dass er auch früher schon keine Scheu vor dem Laster gehabt, und mithin überhaupt nie zu der Classe jener Jünglinge gehört habe, denen allen der Eintritt in die höheren Lebensstände gestattet werden sollte. Ohne Sie zu beleidigen, m. F., darf ich nicht voraussetzen, dass sich in dieser Versammlung ein Jüngling dieser Art befinde. Ich hege denn also zu Ihnen allen das Zutrauen, dass Sie gewiss nicht erst meiner Ermahnung bedürfen, und mit Personen, die von einem zweideutigen Rufe sind, nie einen Umgang pflegen, nie auch nur eine Bekanntschaft anknüpfen.

b) Allein sehr wohl zu unterscheiden von Personen solcher Art sind jene, die obgleich in aller Zucht und Ehrbarkeit erzogen, dennoch auf einer sehr niedrigen Stufe der Geistesbildung stehen. Es wäre die größte Ungerechtigkeit, wenn wir diesen mit eben dem Blicke der Verachtung, der jenen ersteren gebühren mag, auch begegnen wollten. O! nicht Verachtung verdienen sie deshalb, weil sie von niedriger Herkunft und in dem Stande der Armut geboren nur durch ihrer Hände Arbeit ein kümmerliches Dasein fristen, und hiebei nie so viel erschwingen, um auf die Ausbildung ihres Geistes etwas verwenden zu können. Doch sollen Sie diese Personen auch nicht verachten, m. Fr., so ist doch das gewiss, dass sie zu keinem näheren Umgange für sie geeignet sind. Dieses ergibt sich nämlich als eine nothwendige Folge daraus, dass der Grad der Geistesbildung dieser Personen von dem Ihrigen so sehr verschieden ist. Was wollten Sie lernen von ihnen? Oder falls sich auch in der That einiges lernen ließe: die in der bürgerlichen Gesellschaft einmal bestehende Sitte erlaubt es nicht, dass Sie mit solchen Personen mehr als das Allernothwendigste sprechen. Und diese Sitte hat wahrlich einen sehr vernünftigen Grund; denn ist nicht jede nähere Vertraulichkeit mit Personen dieses Standes um so gefährlicher, je mehr sich der eine Theil dadurch geschmeichelt und angezogen fühlt, und gleich sehr weit hinausgehende Hoffnungen fasst? Und können diese Hoffnungen etwa befriedigt, kann eine Verbindung eingegangen werden zwischen Personen, die so verschieden in ihrer Bildung sind?

4. Doch dieſes leitet mich auf die letzte Warnung, die ich noch vorzutragen habe. Sie betrifft den Umgang mit denjenigen Perſonen, die nach ihrem Alter, nach ihrer Verſtandesbildung, und nach der Vortrefflichkeit ihres Herzens vielleicht geeignet wären, einſt Ihre Gattinnen zu werden. Ich muſs ſie bitten und beſchwören, auch hier die möglichſte Vorſicht und Zurückhaltung zu beobachten. Es iſt aus mehr als einem Grunde für ein wahres Unglück anzuſehen, wenn ſich im Herzen des Jünglings frühzeitig ſchon eine beſtimmte Neigung für dieſe oder jene Perſon des anderen Geſchlechts entwickelt. Nicht nur, daſs er in dieſen Jahren noch nicht im Stande iſt, recht zu beurtheilen, welche Eigenſchaften er von ſeiner zukünftigen Gemahlin zu fordern habe, und ob die Perſon, die ihn mit Liebe umſtrickt hat, ſie auch beſitze: ſondern durch eine ſo frühzeitige Leidenſchaft wird auch die Luſt und Liebe, ja ich möchte ſagen, ſogar die Kraft geraubt, zu jenen ernſten Arbeiten, mit denen ſich der Jüngling jetzt unaufhörlich beſchäftigen muſs, wenn er einſt würdig ſein ſoll, eine edle Jungfrau als ſeine Gattin zu umarmen. Ich ſchweige davon, daſs durch die Unvorſichtigkeit des Umganges oft ſelbſt die Tugend in Gefahr gerathe, und Verbrechen herbeigeführt werden, die beide Theile oft für ihr ganzes Leben unglücklich machen. Mögen die traurigen Beiſpiele, die wir hievon bereits erlebt haben, zur Warnung für einen jeden aus uns hinreichend ſein! Nur durch die größte Vorſicht, nur durch die gänzliche Vermeidung alles deſſen, was eine heilige, von unſeren Vorfahren ererbte Sitte für uns unanſtändig erklärt hat, wird dieſe Gefahr vermieden, m. F. Verbleiben wir darum, verbleiben wir getreu bei dieſer Sitte; denn wenn es von irgend einer Regel der Vorfahren gilt, ſo iſt es von dieſer Regel wahr, was das Wort Gottes ſagt: „Wann wird der Jüngling ſeinen Weg unſträflich wandeln? Wenn er ſich hält an die Gebote Gottes, und an die Satzungen, die ſeine Vorfahren ihm überlieferten.“ Amen.

VII.

Die Ereigniſſe, die wir am Geburtsfeſte unſeres Herrn feiern, ſind über alle Zweifel erhaben.

(Am Geburtsfeſte des Herrn 1819.)

Eingang.

So iſt er uns endlich erſchienen, m. F., der wichtige und freudenvolle Tag, auf deſſen Ankunft wir uns durch einen vierwöchentlichen Zeitraum vorbereitet haben! So haben wir es wieder aufs neue erlebt, das heilige Weihnachtsfeſt, das wie ein freudiger Bote des Himmels erſcheint, uns in der rauheſten, traurigſten Zeit des Jahres von Gottes nie veraltender Liebe und Huld zu verſichern; das Feſt des Andenkens an die Geburt desjenigen, der aller Menſchen Erlöſer, Heiland und Seligmacher iſt! Mit welchen Betrachtungen, Gefühlen und Entſchließungen mag ein ſo erhabenes Feſt am wichtigſten von uns gefeiert werden? Womit beſchäftigen wir uns in dieſen heiligen Stunden, um ſie der Wichtigkeit des Tages gemäß zu verleben, und uns noch in der Zukunft mit Nutzen und Vergnügen deſſen, was wir heut kennen gelernt, zu erinnern? — Es gibt der Gegenſtände, worüber uns dieſer Tag zu denken Veranlaſſung gibt, gewiß ſehr viele, m. F., und ſchon mehrere von nicht geringer Wichtigkeit habe ich in früheren Jahren beſprochen. Allein wenn ich erwäge den Geiſt des Unglaubens, der mit jedem Tage mächtiger um ſich greift, und es ſich zum angelegenſten Geſchäfte macht, jede vermeintliche oder wirkliche Stütze unſerer heiligen Religion theils zu erſchüttern, theils völlig umzuſtoßen: ſo däucht es mir, als ob ich gerade den Gegenſtand, der für unſere Zeiten am allernothwendigſten iſt, noch nie zur Sprache gebracht habe. Die Feinde des Chriſtenthums nämlich haben ſich von jeher — weil es nicht möglich iſt, das Ereignis ſelbſt, deſſen Gedächtnis wir heute feiern, in Zweifel zu ziehen — alle erdenkliche Mühe gegeben, die wichtigſten Umſtände, mit denen es nach evangeliſchem Berichte begleitet war, ihrer Glaubwürdigkeit zu berauben; ſie wollten nicht zugeben, daſs wirklich Bethlehem der Geburtsort unſeres Herrn geweſen, weil wir aus dieſem

Umstande die Erfüllung einer merkwürdigen Weissagung erwarteten, dass er aus dem Stamme Davids abstammen werde. Die Feinde des Christenthums wollen nicht zugeben, dass die Erzeugung unseres Herrn auf eine ungewöhnliche Art geschehen sei, weil dieser Umstand zu seiner eigenen sowohl als zur Verherrlichung seiner preiswürdigen Mutter Maria gereicht. Sie wollen endlich nicht zugeben, dass sich in jener Nacht irgend etwas von jenen außerordentlichen Dingen, die uns die Hirten im Evangelio erzählen, zugetragen habe. Sie bezweifeln dies nur eben darum, weil wir aus diesen Ereignissen die Absicht Gottes erkennen, Jesum gleich in der Kindheit als den schon lang erwarteten Gesandten anzukündigen. Die Gründe, m. F., die unsere Gegner zur Unterstützung ihrer frechen Behauptungen ausgedacht haben, sind zwar sehr alt, und schon oft beantwortet worden: nichts desto weniger, da man sie immer wieder aufs neue vorbringt, und sie so aufstellt, als ob sie noch nie widerlegt worden wären; da ich vermuthen darf, dass auch sie mit manchem dieser Scheingründe bekannt geworden sind, ohne vernommen zu haben, wie er sich widerlegen lasse: so ist es hohe Zeit, dass ich dies letztere Geschäft einmal selbst übernehme. Und wann könnte ich dies schicklicher thun, als eben heute? Denn, wenn es auch wahr ist, dass man nicht immer die Wirklichkeit eines Ereignisses voraussetzen müsse, um sich der Vorstellungen desselben zur Erweckung sittlicher Gefühle und Entschließungen zu bedienen: so ist es doch gewiss, dass unsere Erbauung gewinnt, dass sie uns wenigstens leichter gemacht wird, wenn uns auch über die Wirklichkeit dessen, was wir uns vorstellen sollen, kein Zweifel aufsteigt. So will ich denn also versuchen, Ihnen allen anschaulich zu machen, dass die Ereignisse, deren Gedächtnis wir heute feiern, eine über jeden Zweifel erhabene Gewissheit besitzen. Wenn mir dieser Versuch durch Gottes Segen gelingt, so werden sie hoffentlich zugestehen, dass wir diese heilige Stunde auf eine nützliche und dem Zwecke des Festes entsprechende Weise zugebracht haben. Vernehmen Sie zuerst mit aller Aufmerksamkeit, wie uns das Evangelium selbst die Ereignisse, deren Glaubwürdigkeit wir untersuchen wollen, erzählt. Lukas 2, 1—19.

> Es geschah aber in denselben Tagen, dass vom Kaiser Augustus ein Befehl ausgieng, das ganze Land zu beschreiben. Dies war die erste Beschreibung, und geschah durch Cyrinus, den Statthalter von Syrien. Und alle giengen hin, sich anzugeben, ein jeder in seine Stadt. Und es gieng auch Josef von Galiläa, von der Stadt Nazareth, hinauf nach Judäa in die Stadt Davids, welche Bethlehem heißt, weil er aus dem Hause und Geschlechte Davids war, um mit Maria, seinem verlobten Weibe, die schwanger

war, sich anzugeben. Es begab sich aber, als sie daselbst waren, kam die Zeit, dass sie gebären sollte. Und sie gebar ihren erstgebornen Sohn, wickelte ihn in Windeln, und legte ihn in eine Krippe, weil in der Herberge kein Platz für sie war. Und es waren Hirten in derselben Gegend, die hüteten, und Nachtwache hielten bei ihrer Herde. Und siehe, ein Engel des Herrn stand vor ihnen, und die Herrlichkeit Gottes umleuchtete sie, und sie fürchteten sich sehr. Der Engel aber sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht! denn siehe, ich verkündige euch eine große Freude, die allem Volke widerfahren wird; denn heute ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren worden, welcher Christus, der Herr ist. Und dies soll euch zum Zeichen sein: ihr werdet ein Kind finden, in Windeln eingewickelt, und in einer Krippe liegend. Und sogleich war bei dem Engel eine Menge himmlischer Heerscharen, welche Gott lobten und sprachen: Ehre sei Gott in der Höh', und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind! Und es geschah, als die Engel von ihnen geschieden waren in den Himmel, sprachen die Hirten zu einander: Lasst uns bis nach Bethlehem gehen, und das sehen, was zu uns gesprochen worden ist und was der Herr uns angezeigt hat. Und sie kamen eilends, und fanden Maria und Josef, und das Kind, das in der Krippe lag. Als sie es aber sahen, fanden sie wahr, was von diesem Kinde zu ihnen gesagt worden war. Und alle, die es hörten, verwunderten sich über die Dinge, welche die Hirten ihnen erzählt hatten. Maria aber behielt alle diese Worte, und überlegte sie in ihrem Herzen.

Abhandlung.

Der Aufsatz, den ich so eben vorgelesen habe, m. Fr., hat alle *inneren* sowohl als äußeren Merkmale der Ächtheit an sich. Er ist also wirklich geflossen aus der Feder eines Mannes, der als ein geborener Grieche den christlichen Glauben erst in seinem männlichen Alter annahm, der als ein Arzt mancherlei Kenntnisse besaß, und durch das doppelte Geschichtswerk, das er uns hinterließ, Beweise genug an den Tag gelegt hat, dass er mit einer vortrefflichen *Darstellungsgabe* auch *so viel Prüfungsgeist* als wir bei einem *Geschichtsschreiber* nur immer anzutreffen wünschen, vereinigt habe. Aus einer Bemerkung, die er gleich im *Eingange* seiner Schrift macht, ersehen wir, dass er überall nur solche Umstände in seine Erzählung aufgenommen habe, die ihm von Augenzeugen, nur von Personen die von Anbeginn bei Jesu waren, mitgetheilt wurden. Muss uns ein solcher Mann nicht *Zutrauen* einflößen, m. Fr.? Können wir argwöhnen, dass die Erzählung, die wir jetzt vernommen, *erdichtete Umstände* enthalte, da es ihm doch in seinem Zeitalter und unter den Verhältnissen, in denen er sich befand, ein leichtes gewesen sein musste, die Richtigkeiten oder Unrichtigkeiten dieser Erzählung auszuforschen; da

er endlich auch gar keinen Beweggrund haben konnte, etwas nur Halberwiesenes, um so weniger eine selbstgeschaffene Erdichtung in sein Geschichtswerk aufzunehmen? Denn zu dem Zwecke, den er sich einzig vorgesetzt hatte, zu dem Beweise, dass unser Herr ein wahrhaft göttlicher Gesandte gewesen, bedurfte es in der That keiner erdichteten Wunder; genügte vollkommen eine klare Darstellung seiner vernünftigen Lehren und die Berührung des Umstandes, dass selbst seine erbittersten Feinde ihm nicht widersprochen haben, er sei ein großer Arzt, der die unheilbarsten Übel zu heilen gewusst hat. Dies allein hatte ja schon bewiesen, dass ihm Gott beigestanden auf eine außerordentliche Weise, und ihn nur darum mit so großen Kräften ausgerüstet habe, um uns zu zeigen, dass er sein vielgeliebter Sohn sei den wir hören sollen. Was bedurfte es also der Erzählung solcher Dinge, die sich nicht strenge darthun ließen? Und so glauben wir denn, wenn die Ereignisse, die uns der heilige Evangelist von der Geburt Christi erzählt, zu jener Zeit nur etwas zweifelhaft gewesen wären, der vorsichtige Mann würde sie schon eben deshalb mit demselben Stillschweigen übergangen haben, mit dem er so manche anderen Erzählungen, die damals im Umlaufe waren, übergehet (z. B. verschiedene Ereignisse aus den Jugendjahren Jesu; die Eule über dem Kopfe des Herodes Antipas). Dies, m. Fr., sind einige Gründe der Glaubwürdigkeit welche das ganze der gelesenen Erzählung angehen. Lösen wir sie in ihre einfachen Bestandtheile auf, so finden wir, dass ein jeder noch sehr viele eigene Gründe der Wahrheit und Wahrhaftigkeit für sich hat.

Wir lesen zuerst, dass die Geburt unseres Heilands nicht in der Stadt Nazareth, dem gewöhnlichen Aufenthaltsorte seiner Eltern, sondern zu Bethlehem, der Vaterstadt Davids, erfolgt sei; wir lesen, dass die Veranlassung hiezu in einer gewissen vom Kaiser Augustus gebotenen und von Cyrinus geleiteten Beschreibung oder Abschätzung gelegen habe. Lassen Sie mich gestehen, m. Fr., dass sich in dieser Erzählung einige Schwierigkeiten finden. Die Ausdrücke nämlich, deren der heilige Evangelist sich bedient, können so ausgelegt werden, als hätte er eine nicht bloß im jüdischen Lande, sondern auf dem ganzen Erdkreise vorgenommene Beschreibung anzeigen wollen, und als ob Cyrinus schon damals, da er sich mit dieser Abschätzung beschäftigte, Syriens Statthalter gewesen wäre. Sowohl das eine als das andere kann schwerlich zugegeben werden; und so benützen es unsere Gegner, um die ganze Er-

zählung in den Verdacht einer Lüge zu bringen. Wie ungerecht dieses Verfahren sei, werden Sie alle gleich selbst beurtheilen. Der heilige Lukas ist nicht der einzige Evangelist, der Bethlehem als den Geburtsort Jesu angibt; schon der Apostel Matthäus, der sein Evangelium früher und in Palestina selbst geschrieben, meldet das nämliche. Wie kann man also behaupten, dass Lukas lüge, und den Befehl der Abschätzung nur darum erdichtet habe, um uns begreiflicher zu machen, wie die Eltern Jesu nach Bethlehem kamen? Hätte er etwa, wenn er die Absicht zu betrügen gehabt, nicht eine Ursache angeben können, bei der es viel weniger möglich gewesen wäre, die Lüge zu entdecken, als bei dem kühnen Vorgeben, eine Abschätzung des ganzen Landes sei befohlen worden, — wenn dies nicht wirklich geschah? Denn überlegen wir nur, dass dieses eine Sache gewesen, von der, ob sie sich zugetragen oder nicht, jede Familie des Landes wissen musste. Wäre es also eine Erdichtung gewesen, so wäre es in der That die ungeschickteste, auf die der heilige Schriftsteller nur hätte verfallen können; besonders, da er die Umstände dieser Begebenheit so genau bestimmt, indem er anmerkt, dass diese Schätzung unter Cyrinus stattgefunden habe, dass sie die erste gewesen, auf welche dann später noch eine zweite gefolgt. Was soll ich erst sagen, wenn, wie man uns glauben machen will, der heilige Schriftsteller behauptet (Apostelgesch. 3, 39.), dass diese Schätzung in der ganzen bewohnten Welt, d. h. im ganzen Reiche der Römer angestellt worden sei? Wie hätte er es da wagen können, von einer solchen Schätzung zu reden, wenn sie erdichtet gewesen? Würde er sich da nicht vor der ganzen Welt als Lügner preisgegeben haben? Und so müssen wir also eins von beiden thun: entweder die Worte des Evangelisten von einer, das ganze Reich betreffenden Beschreibung auslegen, dann aber eben deshalb glauben, dass er als ein vernünftiger Mann hier keine Lüge gewagt habe; oder wir müssen zugeben, dass er unter dem ganzen bewohnten Lande nur das Land Palestina verstanden habe. Man wirft uns zwar ein, dass sich nicht einmal von einer auf das jüdische Land beschränkten Volkszählung um diese Zeit eine ausdrückliche Erzählung bei anderen Schriftstellern finde. Aber wie unbedeutend ist dieser Einwurf! War diese Schätzung vielleicht etwas so Wichtiges, dass sie von den Geschichtsschreibern des israelitischen Volkes nicht übergangen werden dürfte? Oder ist das, was wir in anderen Schriftstellern lesen, etwa im Widerspruch mit ihr? Im Gegentheil, was uns Josephus von gewissen Schätzungen erzählt, die zwischen dem Kaiser Augustus und dem ihm steuerpflichtigen

Könige Herodes stattgefunden hatten, diese Erzählung, sage ich, macht es sehr wahrscheinlich, dass der erzürnte Kaiser zu des Königs Demüthigung den Befehl gegeben, das ganze Land zu beschreiben. Und wie, wenn wir in dem Werke des jüdischen Schriftstellers selbst eine Stelle antreffen, die eine solche Volkszählung vorauszusetzen scheint? Er gedenkt gelegenheitlich eines gewissen Eides, den das ganze Volk dem Kaiser und Herodes hatte leisten müssen (Joseph. 1, 17. c.), und er erwidert, dass sich sechs tausend Pharisäer nicht dazu bequemt hatten; soll man nicht glauben, dass dieser Eid wirklich die im Evangelio bewiesene Beschreibung sei? Woher hätte man die Zahl der oder jener Widerspenstigen wissen können, wenn nicht mit dieser Eidesleistung eine Beschreibung verbunden war? So zweifeln wir also nicht länger, dass uns der Evangelist die reine Wahrheit erzählte, und wenn sich nicht annehmen lässt, dass Cyrinus, der das Geschäft der Beschreibung geleitet schon damals Statthalter von Syrien gewesen: so genüge es uns, dass er diese Würde doch in der Folge erhalten, wie uns dies andere Schriftsteller bezeugen. Entfernen wir also jenes unwürdige Misstrauen gegen das, was der Evangelist erzählt; glauben wir, dass es sich mit dem Geburtsorte Jesu, und mit der Veranlassung, die ihm derselbe gegeben hat, nicht anders, als wie wir gelesen haben, verhalte. Bewundern wir hierin die Weisheit Gottes, die so fremdartige Dinge, als es der Zwist jener zwei Könige war, zu benützen gewusst hat, um seine Zwecke auszuführen, um seinem Sohne den Geburtsort zu verschaffen, den er ihm schon Jahrhunderte durch den Mund des Propheten angewiesen hatte. Du Bethlehem, heißt es, bist die geringste nicht unter den Städten Juda, denn aus dir wird einst derjenige hervorgehen, der mein Volk Israel regieren wird.

2. Allein wenn Gottes Fürsehung schon die Geburtsstätte Jesu so sorgfältig auserwählt hat, dass sie ihm zur Verherrlichung diene; so könnten wir wohl nicht glauben, meine Freunde, dass Gott ihm eine Mutter gegeben, die ihm zur Schande gereicht. Die Frechheit, die das Gegentheil zu sagen wagt, zu widerlegen, ist eben das zweite Geschäft, das mir heute obliegt. Eine Verlobte, nicht eine Gattin Josefs nennt unser heilige Evangelist in dem vorgelesenen Texte Maria, und kurz vorher erzählte er umständlich, dass ihr das durch eine himmlische Erscheinung kund gemacht worden: sie werde die Mutter des Herrn nicht auf eine gewöhnliche Weise werden. Die Kraft des Allerhöchsten, waren die Worte des Engels, die Kraft des Allerhöchsten wird dich

überschatten. Darum wird das Heilige, so aus dir geboren werden soll, Sohn Gottes genannt werden. Also der Evangelist. Die ruchlosen Lästerungen, zu welchen diese Worte eine unschuldige Veranlassung gegeben, scheue ich mich in der heiligen Versammlung anzugeben. Sei es genug, wenn ich sage, dass man sich nicht entblödet, die Edelste ihres Geschlechtes, die Zierde aller Frauen mit den verworfensten Personen in eine Classe zu stellen. Es verräth sich von selbst, meine Freunde, aus welcher Quelle solche Beschuldigungen fließen. Nur dort, wo aller Sinn für das Schöne und Erhabene mangelt, alle Fähigkeit Großes zu begreifen, aller Glaube an Tugend ausgestorben ist, im eigenen Busen nichts als Verdorbenheit herrscht: dort nur kann sich der Verdacht ausbilden, dass auch Maria schlecht gewesen. Und nur ein Menschenfeind, ein wahrer Bösewicht kann es sein, der diesen Verdacht, nachdem er ihn selbst gefasst, auch unter anderen zu verbreiten sucht. Kein guter Mensch wird, wenn er die heilige Schrift gelesen hat, unwürdig von Maria denken. Denn wie umgeben mit einem himmlischen Glanze strahlt uns das Bild Mariens aus diesem Buche entgegen. Bei ihrem stillen und eingezogenen Leben geschieht es zwar nur selten, dass sie auf dem Schauplatze des öffentlichen Wirkens ihres Sohnes auftritt; aber so oft es geschieht, erblicken wir nur neue Tugenden an ihr. Welch eine anspruchlose Bescheidenheit, welche Güte des Herzens, wie viel Aufmerksamkeit auf die Bedürfnisse anderer, selbst auf die leisesten Wünsche derselben; welch eine Liebe und Sorgfalt für ihren Sohn, so lange er sich noch in den Jahren der Kindheit befindet; welch eine heldenmüthige Treue und Anhänglichkeit für ihn, wenn er als Mann nur überall gehasst und verfolgt wird? Wenn er ans Kreuz geschlagen wird, so finden wir — herzdurchschneidender Anblick! — die Mutter — sie unter dem Kreuze! — Wie können wir glauben, dass, wo so viel Tugenden vorhanden waren, nur jene einzige werde gemangelt haben, welche die Grundlage von allen übrigen ausmacht, und die dem weiblichen Geschlechte überhaupt die natürlichste ist! Wie können wir uns überreden, dass eine Mutter, der eine so wichtige Tugend gefehlt, vermögend gewesen wäre, in ihrem Sohne der Welt das Vorbild menschlicher Vollkommenheiten zu erziehen? So ist es, meine Freunde; unser Herr Jesus selbst ist die beste Bürgschaft für seiner Mutter Tugend. Mariens Ehrenrettung braucht keine anderen Beweise, als den Sohn, den sie der Welt gegeben. Nur zum Überfluss also sei es erinnert, dass Maria nicht ohne Zeugen lebte, dass sie

mit Josef verlobt, an diesem einen getreuen Gesellschafter ihres unschuldigen Wandels hatte. Er erzählte uns, dieser Vortreffliche, dass er schon mit dem Entschluss umgegangen sei, Marien zu verlassen, weil er sich Veränderungen, die mit ihr vorgegangen, nicht zu erklären wusste. Würde er diesen Entschluss in der Folge geändert haben, wenn er nicht wirklich jenen merkwürdigen Traum, den uns das Evangelium erzählt, gehabt hätte? Und die Herbeiführung dieses Traumes, ist sie nicht eine vom Himmel selbst bewirkte Ehrenerklärung Mariens? Wer also wollte noch zweifeln, nachdem Gott selbst gesprochen hat? Nein, meine Freunde, ein solcher Zweifel sei fern von jedem aus uns! Lasset uns gerne, gerne glauben, was nebst so vielen Beweisgründen, die es für sich hat, auch noch so wohlthuend für unser Herz ist, dass Maria die Mutter Jesu geworden, ohne auf irgend eine Weise das Wort: Ich erkenne keinen Mann! zu brechen. Lasset uns Maria, gereinigt durch ein wunderbares Band, verehren! Lasset uns öfters mit Dank gegen Gott bei diesem Wunder verweilen, das er auch darum veranstaltet hat, damit Mariens Andenken um so wohlthätiger auf die Veredlung unseres Herzens einwirken möge, damit auch die verdorbenste Einbildungskraft, wenn sie Mariens Bild sich vorstellt, nichts antreffe, was unsere Sinnlichkeit reizt, damit wir im Gegentheile bei jeder Versuchung zur Sünde in dem Gedanken auf Maria das Mittel, uns wieder aufzurichten, finden.

3. Doch wenn Maria unsere Verehrung verdient, m. F., so gebührt dem Sohne, den sie zur Welt gebracht, nicht nur Verehrung, sondern nach seiner göttlichen Natur, die sich mit ihm vereinigt hatte, selbst unsere Anbetung. Und damit ihm diese schon in der ersten Stunde seines Daseins gezollt werden möge, veranstaltete sein wahrer Vater im Himmel jene so ungewöhnliche Erscheinung, welche die Hirten in Bethlehems Gegenden in unserem Evangelio bezeugen. Die Glaubwürdigkeit dieser Erscheinung zu beweisen, ist noch das letzte Geschäft, das mir erübrigt. Der heilige Evangelist gibt uns die Quelle, aus der er seine Erzählung von diesem merkwürdigen Vorfalle geschöpft, am Schlusse selbst an. Maria, schreibt er, behielt dies alles in ihrem Angedenken, und dachte darüber oft in ihrem Herzen nach. Aus ihrem Munde also vernahm er diese Worte, die er darniederschrieb; es ist nicht sowohl Lukas, als Maria selbst, die wir im Evangelio erzählen hören. Können wir also zweifeln, dass wir die reinste und ungetrübteste Wahrheit vernehmen? Können wir zweifeln, wo Maria spricht? Wenn sie

aussagt, dass in derselben Nacht, da sie den Göttlichen geboren, eine große Menge von Hirten aus der umliegenden Gegend herbeigekommen wäre, dass sie versichert hätten, von einem Boten des Himmels belehrt worden zu sein, dass ihnen der Heiland in dieser Nacht geboren, und dass sie ihn finden werden in Leinen eingehüllt in einer Krippe liegen: muss dieses nicht alles wirklich geschehen sein? Müssen die Hirten nicht eine wirkliche Erscheinung von der Art, wie sie übereinstimmend erzählen, gehabt haben, wenn uns Maria sagt, dass diese Erzählung der Hirten auch von vielen anderen Personen vernommen worden sei, und dass sich alles darüber erstaunt und verwundert habe? Müssen wir nicht hieraus schließen, dass man sich einige Mühe gegeben habe, diesen Vorfall zu erklären, dass man die Sache nicht ohne Untersuchung gelassen, dass man mit Fleiß nachgeforscht habe, ob nicht vielleicht ein Betrug im Spiele gewesen? Und wenn man nichts gefunden, müssen wir nicht schon eben darum gestehen, dass dieses Ereignis, wie auch der wahre Hergang desselben immer sein mochte, eine Veranstaltung Gottes zur Verherrlichung Jesu auf jeden Fall gewesen? Was es auch immer war, wessen sich die Allmacht Gottes als Mittel bediente, um jene Hirten zur Krippe Jesu zu führen, genug, sie kamen, und kamen ihn anzubeten, kamen, um ihm zu huldigen, als ihrem Könige, als ihrem längstverheißenen Erlöser und Heiland aller Welt. Sie sanken auf ihre Knie vor ihm; denn so war es ja Sitte in jenen Zeiten, wenn man vor Königen erschien. Mögen sie also, mögen sie immerhin nicht geahnt haben, in welch einer noch viel höheren Bedeutung dem Kinde, das sie in jener Krippe fanden, die Verehrung des Kniefalles gebühre: wir, m. F., wir wissen es, und uns muss die Art der Verehrung, die diese Hirten dem Herrn nach Landessitte zollten, als eine sinnvolle Veranstaltung Gottes erscheinen die uns erinnert, um wie viel stärker wir verpflichtet sind, ihm unsere Knie zu beugen. Denn eine Würde, ruft der Apostel uns zu, eine Würde hat ihm Gott gegeben, die über alle Würden ist, auf dass vor Jesu Namen sich alle Knie beugen, im Himmel und auf der Erde, und unter der Erde, und jede Zunge bekenne, dass er der Herr sei zur Verherrlichung Gottes des Vaters. Amen.

VIII.

Das Leben und die Geisteseigenheiten des Apostels Johannes.

(Am Sonntage nach Weihnachten 1819.)

Johann. 21, 18—24.

Bei jener Gelegenheit sprach Jesus folgende Worte zu Simon Petrus: In deiner Jugend pflegtest du oft dich zu umgürten, um bald dahin, bald dorthin zu gehen, so wie du selbst wolltest. In deinem Alter wirst du einst, gedenke, dass ich es gesagt — deine Hände ausstrecken, auf dass ein anderer dich umgürte, und dich führe, wohin geführt zu werden du nicht mögen wirst. (Durch diese Worte wollte Jesus andeuten, mit welcher Todesart Simon einst Gott verherrlichen würde.) Darauf sagte er weiter: Folge mir nach. — Als aber Petrus sich umsah, erblickte er den Schüler, den Jesus lieb hatte, der auch beim letzten Abendmahl an seiner Brust gelegen war, und ihm die Frage vorgelegt hatte, wer ihn verrathen würde. Diesen erblickend sprach Petrus zu Jesu: Herr! was wird mit diesem geschehen? Ihm erwiderte Jesus: Was gienge es dich an, wenn ich auch diesen bis zu meiner Ankunft ließe? — Dies Wort gab Anlass zu dem Gerüchte, dass jener Schüler nicht sterben werde. Und doch sprach Jesus nicht: er wird nicht sterben, sondern, was gienge es dich an, wenn ich auch diesen bis zu meiner Ankunft ließe? Dieser Schüler ist eben derselbe, der diese Schrift verfasst hat, und die Wahrhaftigkeit dessen, was in ihr stehet, bezeuget.

Eingang.

Nicht ohne Grund, meine Freunde, haben die Vorsteher der katholischen Kirche verordnet, dass man an dem Tage, der dem Gedächtnisse Johannis des Evangelisten geheiliget war, der biblische Text, den wir eben vernommen, vorgelesen werde. Denn dieser Text, der von Johannes selbst abgefasst ist, macht uns mit einer höchst merkwürdigen Weissagung Jesu bekannt, die eben von dieses Apostels Lebensende handelt. Es wird hier nämlich geweissagt, dass der Apostel Johannes nicht etwa so, wie Petrus, eines gewaltsamen Todes sterben, sondern einschlafen werde erst dann, nachdem er zuvor die Ankunft Jesu — nicht jene zum letzten Weltgerichte, sondern die zum Gericht über

Jerusalem — erlebt haben wird. Diese Weissagung ist in Erfüllung gegangen. Johannes, er, der einzige aus allen zwölf Aposteln, erlebte ihn, den schmählichen Untergang, den der Staat Israel fand, einen Untergang, der mit einem so furchtbaren Elende für das Volk selbst verbunden war, und durch Befolgung der Grundsätze Jesu so sicher hätte vermieden werden können, dass man ihn füglich ein Gericht Gottes zur Strafe wegen der Verwerfung Jesu nennen konnte. So traurig dieses Ereignis auch an sich selbst war, meine Freunde, so musste es doch den Anhängern Jesu zu einer nicht geringen Beruhigung gereichen und die erfreulichsten Aussichten in die Zukunft gewähren. Denn erfüllt sahen sie beinahe auf den kleinsten Umstand alles, was ihr Herr und Meister von diesem Untergange vorausgesagt hatte: befreit fanden sie sich jetzt von ihren gefährlichsten Feinden, erwarten konnten sie von diesem Augenblicke an mit der größten Zuversicht, dass eben das schreckliche Ende, welches Jerusalem genommen, die Menschen warnen und um so geneigter machen werde, zur Lehre Jesu überzutreten; anschaulich wurde es jetzt — so gut eine Sache von dieser Art anschaulich werden kann — dass, so wie Jesu Weissagung von der Zerstörung Jerusalems erfüllt worden sei, auch seine Verheißung von der Verbreitung des Reiches Gottes über den ganzen Erdkreis in Erfüllung gehen werde. — Aus diesen und noch so manchen anderen Gründen, meine Freunde, musste der Untergang des israelitischen Staates in den Augen jedes Christen eine sehr trostreiche Begebenheit sein, zu der er sich selbst und der Welt Glück wünschen dürfte, und die erlebt zu haben, er für eine große Gnade des Himmels ansehen musste. Erwägen wir nun, dass unter allen Aposteln Johannes der einzige gewesen, dem diese Gnade zutheil ward. Beherzigen wir, dass wider die sonst bei allen Menschen gewöhnliche Regel, die Stunde ihres Todes ihnen verborgen zu halten, ihm allein eröffnet ward, er werde nicht eher sterben, als bis er die Ankunft Jesu gesehen: so wird uns einleuchten, nicht nur, mit welch einer vorzugsweisen Liebe Johannes von seinem Meister geliebt worden sei, sondern auch, wie gut und über die gewöhnlichen Gefahren zur Verführung bereits erhaben er in dem Lebensalter, in dem ihn Jesus dieser Eröffnung fähig hielt, gewesen sein musste. Dieser letztere Umstand ist um so merkwürdiger, meine Freunde, da, wie sie alle wissen, Johannes noch ein sehr jugendliches Alter hatte, als die Begebenheit, die er uns in dem gelesenen Texte erzählt, sich zutrug. Welch eine hohe Stufe der Vollkommenheit musste die

Tugend dieses Jünglings bereits erstiegen haben, wenn der vorsichtigste der Lehrer nichts zu wagen besorgte, indem er ihm die Versicherung gab: er werde leben bis zu Jesu Wiederkunft auf Erden! — Je dunkler der Sinn dieser Worte gewesen, je sonderbarer die Auslegung, die wirklich einige sich erlaubten, ausfiel: um desto ehrenvoller für unseren Jüngling das Zutrauen Jesu zu ihm, er werde sie gewiss nicht missdeuten und zu einem schädlichen Gebrauche anwenden. Sollte ein Mann, meine Freunde, der schon als Jüngling so vollkommen war, und der mit jedem Jahre des Lebens gewiss noch an Vollkommenheit zunahm, nicht von uns näher gekannt zu werden verdienen? Sollte es nicht der Mühe verlohnen, uns von dem Leben dieses Mannes und seinen Geisteseigenheiten ein — aus Mangel ausführlicher Nachrichten auch noch so unvollständiges — Bild zu entwerfen? — Das ist es wirklich, was ich mir heute zu versuchen vorgenommen habe. Gelingt es mir einigermaßen, so bin ich im voraus gewiss, nicht ohne Nutzen zu sprechen; denn Männer von der Art, wie Johannes, lernt man nie ohne eigene Erbauung näher kennen.

Abhandlung.

1. Von sehr rechtschaffenen Eltern, die aber nur gemeinen Standes waren, stammte der edle Jüngling, der unseres Heilandes Lieblingsjünger wurde. Übte er gleich das Gewerbe seines Vaters, die Kunst des Fischfanges, weil ihm damals noch kein besseres Mittel bekannt war, um sowohl sich als seinen Eltern den nöthigen Lebensunterhalt zu verschaffen: so beschäftigte ihn die Sorge des Erwerbes doch nicht so ausschließend, dass er nicht nebenbei auch an die höheren Zwecke des Lebens gedacht, und insbesondere den lebhaftesten Antheil an allem dem genommen hätte, was auf das Wohl seines Volkes, oder wohl gar auf das Wohl der ganzen Menschheit sich bezog. Begierig hörte er deshalb, so oft es nur immer sein Gewerbe erlaubte, den Vorträgen Johannis des Täufers zu, der davon sprach, dass eine gewisse Erlösung der Menschheit, und die Erscheinung eines himmlischen Reiches auf Erden nahe. Er wurde ein Schüler Johannis. — Brauche ich es erst zu sagen, m. Fr., wie belehrend für uns dieser Zug in dem Leben des Jünglings sei? — O, wie wenige aus uns würden, wenn sie in gleichen Umständen lebten, einen gleichen Eifer für höhere Zwecke, eine gleiche Lernbegierde beweisen! Und doch ist Lernbegierde ununterbrochenes Bestreben, jede Gelegenheit zur

Entwickelung oder Erweiterung seiner Kenntnisse zu benützen, die erste und wichtigste Bedingung zu aller Art von Fortschritten in der Vollkommenheit. Wer keine Wissbegierde hat, nicht immer mehr lernen will, als er schon weiß, nicht über alles nachdenkt, der bleibt auch ewig stehen auf derselben Stufe, auf die ihn nicht seine eigene, sondern die Bemühung anderer hinangehoben hat, oder richtiger zu sagen, er sinkt allmählich nur immer tiefer herab. Durch Wissbegierde dagegen kann man es selbst unter ungünstigen Verhältnissen beträchtlich weit bringen, kann die verschiedenartigsten Kenntnisse einsammeln, und allmählich gelangen zu einem Grade der Geistes- sowohl als Herzensbildung, wie ihn nur wenige besitzen.

2. Sehen wir nur nach, wohin es Johannes gebracht hat. Wie eine wichtige Entdeckung gewöhnlich mehrere andere veranlasst: so erfuhr auch unser wissbegierige Johannes durch die Bekanntschaft, die er mit dem Täufer angeknüpft, dass noch ein größerer als dieser, ein ungleich größerer noch, ein Mann, dem sein bisheriger Lehrer sich nicht einmal zu vergleichen wagte, auf Erden wandle. Wie feurig wünschte er nicht auch diesen kennen zu lernen! Als es daher sich traf, dass unser Herr eben vorübergieng, wie Johannes in einem Gespräche mit seinem Lehrer begriffen war, und als dieser ihn zur Benützung einer so günstigen Gelegenheit ermunterte: folgte er auch wirklich, und besiegte die Schüchternheit durch seine stärkere Wissbegierde. Die Folge war, dass er noch in derselben Stunde von Jesu als Schüler aufgenommen ward. Wem fällt bei dieser Erzählung nicht ein, dass auch wir alle uns vornehmen sollten, bei jeder ähnlichen Gelegenheit — (denn freilich nur ähnliche kennen wir zu erleben hoffen) — so wie Johannes zu handeln? Wie oft hält uns nicht eine zur Unzeit eingetretene Schüchternheit, eine, es sei nun gegründete oder ungegründete Besorgnis, dass wir uns nicht zu unserem Vortheile auszeichnen würden, von Unternehmungen ab, die gleichwohl sehr ersprießlich für uns wären, und die eine bessere Vernunft uns anräth. Wie oft verabsäumen wir nicht die günstige Gelegenheit, eine Bekanntschaft zu machen, welche die wohlthätigsten Folgen für unsere Bildung verspricht; verabsäumen sie bloß weil wir fürchten, in Anfang eine sehr unvortheilhafte Rolle in der Gesellschaft zu spielen! Wie noch weit öfter unterdrücken wir so manche Frage, die wir zu unserer Belehrung stellen könnten bloß weil wir besorgen, unsere Unwissenheit hiedurch zu sehr an den Tag zu legen! — Nicht also that es Johannes. Mochte er immerhin in Verlegenheit sein, mit welchen Worten er den großen Mann am schicklichsten anzureden hätte (wie er denn auch in

der That auf die Frage Jesu, was er von ihm verlange, keine geschicktere Antwort hervorzubringen wusste, als die: Meister! zu sehen, wo du wohnest!): da ließ er sich nicht abhalten, die so wichtige Bekanntschaft je eher je lieber anzuknüpfen. Und eben so wenig ließ er sich in der Folge von Fragen abhalten, von denen er nur in irgend einer Rücksicht hoffte, dass ihre Beantwortung belehrend für ihn sein werde. Selbst wenn er vermuthen kann, dass sein bei einer gewissen Gelegenheit beobachtetes Betragen Tadel verdienen werde: erzählt er es aus freien Stücken, um hierüber zur Gewissheit zu kommen. Wir haben, spricht er (Luc. 9, 49.), jüngst einen Menschen gesehen, der in deinem Namen Dämonen austrieb, und doch nicht dein Anhänger ist. Thaten wir recht, dass wir ihm dies verboten?

3. Doch eben dieses Ereignis erinnert uns, m. Fr., dass der vortreffliche Jüngling nicht gleich anfangs so vollkommen war, als er es in der Folge geworden. Die edelste aus allen menschlichen Begierden, die Ehr- und Ruhmbegierde, wusste der Jüngling Johannes nicht gleich im Anfange gehörig zu beherrschen. Es scheint, dass sich auch seine Einbildungskraft gewisser unrichtigen, aber doch sehr gemeinen Vorstellungen von dem, was ehrenvoll sei, nicht allsogleich habe entschlagen können; es scheint, dass er zum wenigsten nicht immer im Stande war, den Wunsch nach Auszeichnung und Ehre in den gehörigen Schranken der Mäßigung zu erhalten. Daher wohl jene bekannte Bitte seiner Mutter: der Herr wolle den einen ihrer Söhne zu seiner Rechten, den anderen zu seiner Linken sitzen lassen in seinem neuen Reiche. Daher auch wohl jene zu wiederholtenmalen eingetretenen Streitigkeiten unter den Jüngern des Herrn, wer doch der vornehmste unter ihnen wäre. Auch das Gefühl des Unwillens, mit dem uns der Anblick des Bösen jederzeit erfüllt, die edelste Art des Zornes wusste Johannes nicht immer durch die Vernunft, sowie es sein muss, zu beherrschen. Er vergaß sich — aus Liebe zu seinem Meister — einmal so weit, dass er Gott bitten wollte, Feuer vom Himmel herabzusenden über einen Ort, der unserem Herrn die Herberge versagte. Sei es dieser oder ein anderer Anlass gewesen, der Jesum bestimmte, ihn und den Bruder, der ihm in diesem Stücke gleich kam, die beiden „Donnerer" zu nennen: genug, dieser Beiname zeigt, dass selbst von Seite des Herrn einige Mühe angewandt werden musste, um diese Heftigkeit in den Gemüthsbewegungen Johannes zu besiegen. Und hier-

aus ſehen wir, daſs ſelbſt die edelſten Naturen nicht ohne Erziehung zur Vortrefflichkeit gelangen. Erziehung iſt dem Menſchen ein Bedürfnis, das eben zufolge des höheren Ranges, den er in der Stufenleiter der Weſen behauptet, ihm unentbehrlich iſt. Nicht durch uns ſelbſt können wir das, was wir zu werden beſtimmt ſind, erreichen, nicht ohne fremde Nachhilfe entwickeln ſich alle in unſerer Natur liegenden Kräfte und nehmen eine jede die Richtung, die ſich für ſie geziemt. Nein, auch die trefflichſten Anlagen verwildern und arten aus, wenn nicht die Hand des Erziehers hiezu kömmt. Das iſt ſo nothwendig, daſs zufolge der Vorſtellung, die uns die Offenbarung gibt, auch ſchon der erſte Menſch nicht ohne der Wohlthat der Erziehung von Gott gelaſſen wurde, ſondern Gott ſelbſt erſchien, die Stelle des Erziehers hier zu vertreten. Möchten wir dieſe wichtige Wahrheit, m. F., wohl zu Gemüthe führen, möchten wir nie vergeſſen, daſs wir, ſo lange wir leben, der Erziehung fähig und ihrer bedürftig ſind! Möchten wir uns alle recht willig und begierig hingeben dem Entſchluſſe einer jeden vernünftigen Erziehungsweiſe; möchten wir jede Belehrung und Zurechtweiſung annehmen, ſo alt wir auch immer geworden und von wem ſie immer komme! Werde doch niemand aus uns darüber kleinmüthig, daſs er noch Fehler an ſich hat; ſondern nur darüber mag er erſchrecken, wenn ſein Bewuſstſein zu ihm ſagt, daſs er Belehrung über dieſe Fehler von ſich ſtößt. Wer nur dieſes nicht thut, wer nur erziehen ſich läſst, der hat beſonders in einem Alter, wie es das Ihrige iſt, m. Fr., nicht zu verzweifeln, daſs ihm die Ablegung ſeiner Fehler gelingen werde. Wie vollkommen gelang dies nicht unſerem Apoſtel in der Schule Jeſu! Jede unordentliche Regung der Ehrbegierde tilgte er ſo völlig aus in ſeiner Bruſt, daſs er mit eben dem Jünger (Petrus), mit dem er früher ſo oft Rangſtreitigkeiten gehabt, ſpäter die zärtlichſte Freundſchaft errichtete, ihm gerne zur Seite und als der geringere erſchien. Die Heftigkeit ſeiner Gemüthsbewegung lernte er ſo beherrſchen, daſs in der Folge

4. die Tugend der Sanftmuth eine der unverkennbarſten Züge in dem Gemälde ſeiner Gemüthsbeſchaffenheit wurde. Sie verdient es, daſs wir ſie eigens betrachten. Wenn wir die Briefe nachleſen, jene herrlichen Briefe, die von der Hand Johannes übrig ſind: ſo weht uns auch jetzt noch an der Geiſt der Sanftmuth und Liebe, der den Verfaſſer beſeelte. „Meine Kinder! ich ſchreibe an euch, zu bitten, daſs ihr nicht ſündiget! — Hat

aber jemand gesündigt, so wisse er, dass wir einen Sachwalter beim Vater haben, nämlich den Herrn Jesum Christum. — Wer seinen Bruder hasst, der wandert noch in der Finsternis und weiß nicht, was er thut. — O, Kinder! nicht mit Worten, nicht mit der Zunge lasset uns lieben, sondern mit That und Wahrheit. Liebe war es, die für uns starb, die Liebe sei auch in uns stark genug, für die Brüder zu sterben. — Keine größere Freude hab ich auf Erden, als zu hören, dass meine Kinder rechtschaffen wandeln." — — Sagen Sie selbst m. Fr., ob es nicht völlig so ist, als lesen wir Worte des zärtlichsten Vaters an seine eigenen Kinder? Kann sich ein Vater, der nur zu seinen Kindern spricht, zärtlicher ausdrücken, als hier Johannes thut? Kann es wohl eine mildere Ansicht der Sünde geben als die, nach der man sie Unwissenheit, Finsternis nennt? Kann man den Sünder, der seinen Fehler bereut, schonender aufnehmen, als mit der Erinnerung, dass wir einen Sachwalter beim Vater haben? — Wie viele innere Glaubwürdigkeit erhält aus diesen Briefen nicht die Erzählung, die uns ein christlicher Schriftsteller des fünften Jahrhundertes (Hieronym.: in Galat. VI.) mittheilt! Als unser Apostel schon so entkräftet war vom Alter und von Arbeit, dass seine Füße ihm den gewohnten Dienst nicht mehr zu leisten vermochten, ließ er noch einigemal sich tragen in die Versammlung, und weil er kein mehreres vermochte, sprach er mit leiser, ersterbender Stimme bloß die Worte: Kindlein! liebet euch unter einander! — Warum nur immer dies eine? warf ihm da jemand vor. Weil das, erwiderte der sanfte Greis, das Gebot des Herrn ist und schon alles Übrige in sich schließt! — Soll ich der Art noch erwähnen, wie dieser heilige Apostel einst einen Jüngling gebessert, der von dem Pfade des Rechtes schon so weit abgeirrt war, dass er der Anführer einer Räuberhorde geworden? — Johannes, erzählt man, ließ sich gefangen nehmen und vor den Anführer bringen. Den Blick der Wehmuth, mit dem er den Jüngling ansah, war dieser nicht zu ertragen im Stande; er sank dem Apostel zu Füßen und war wieder gewonnen für die Tugend. Das ist die Macht der Sanftmuth, m. Fr.! Was keine Darstellung kalter Vernunftgründe vermag, was keine Drohungen, was keine Zwangsmittel ausrichten können, das bringt die Sanftmuh zu Stande auf dem gelindesten Wege. Einer sanften Bitte, einem mit der Thräne sich füllenden Auge vermag nicht jemand leicht zu widerstehen. Lassen wir uns dieses

gesagt sein, m. Fr., und befleißen wir uns frühzeitig einer Tugend, die uns in Stand setzt, so vieles Gute zu stiften, und uns noch überdies so viele Freude gewährt!

5. Die Zeit erlaubt mir nicht, m. F., dass ich noch manche andere vortreffliche Eigenschaft unseres Apostels umständlicher betrachte: seine Liebe zu Gott, seine wahrhaft englische Unschuld und Herzensreinigkeit, die er als zarter Jüngling zu Jesu mitbrachte und bis in sein Grab behielt, seine Verachtung aller Scheingüter dieser Erde, seine bei allem Ernste und bei aller Feierlichkeit doch wahrhaft heitere Gemüthsart, die auf der zuversichtlichsten Hoffnung beruhte, dass sich am Ende noch alles herrlich erklären müsse! Ich übergehe dies alles, um nur noch eine Eigenschaft zu berühren, die seiner eigenen Ansicht zufolge seinen Hauptzug ausmachte: die Liebe nämlich, die er zu Jesu trug, und die Gegenliebe, die er bei diesem fand. Mit welcher Innigkeit Johannes seinen Meister geliebt haben müsse, wie alle Kräfte in ihm gerungen und gestrebt, Jesum Christum nur immer vollkommener zu lieben; wie er mit heißer Lernbegierde auf jeden seiner Winke geachtet; wie alle Größe der Erde ihm ein Geringes geschienen, verglichen mit dem Glücke, an der Brust Jesu geruht zu haben; wie er sich gelabt in der Anschauung der Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater; wie er so ganz sich ergab in Jesus Willen, sogar nichts ihm vorschrieb, nichts besser als er wissen wollte, und eben wegen der Stärke seiner Liebe auch die meiste Hochachtung für Jesum hegte: das alles, m. F., das alles ersehen wir aus den heiligen Evangelien sehr deutlich, wenn wir sie mit Aufmerksamkeit lesen. Auch aus den eigenen Schriften des Apostels, aus seinen Briefen leuchtet es hervor. Von welchem lieberfüllten Herzen zeugen nicht folgende Worte: „Dadurch ist offenbar worden die Liebe Gottes gegen uns, dass er ihn uns gesandt hat. — Niemand hat Gott gesehen, aber der Eingeborne hat ihn uns offenbart. Lasst uns ihn lieben, weil er uns zuerst geliebt und durch seinen blutigen Tod von jeder Sünde gereinigt hat. Man kann nicht mehr sich versündigen wider die Wahrheit, als wenn man läugnet, dass Jesus Gottes Sohn ist. Das ist das Hauptgebot des Vaters, dass wir an den Sohn glauben. Glaube an ihn überwindet die Welt; wer ihn hat, hat das Leben. Seine Gnade sei mit euch allen!" — Diese Liebe war es, die ihn auch in den Stand setzte, Jesum bei jeder Gelegenheit besser als alle übrigen zu fassen, in seinen Geist einzu-

dringen, seine Art zu denken, zu fühlen, und zu handeln, auch sich selbst anzueignen, und ihm immer ähnlicher zu werden. Darum vermochte er auch ein Evangelium zu schreiben, wie wir kein anderes haben, ein Evangelium, das, wie er selbst gesagt hat, uns den Geist Jesu gibt, während die übrigen uns das bloße Äußere an ihm, seine großen Thaten beschreiben. Durch diese Liebe gelang es ihm auch die Lehre Jesu so glücklich weiter auszubreiten. Bis zu den Parthern und bis nach Indien hat, wie es scheint, Johannes den Samen des Evangeliums verpflanzt. Kleinasien aber, diese aufgeklärteste Gegend der ganzen damals bewohnten Welt, und die Stadt Ephesus wählte er sich zu seinem Hauptsitze; und je mehr Bildung man hier hatte, je mehr Empfänglichkeit dafür, was wahre und innere Größe sei, zu begreifen: desto mehr Liebe und Bewunderung gewann Johannes, desto mehr Eingang fand seine Lehrart, desto mehr glaubte man ihm. Die feurige Liebe aber, mit der er als Greis noch sprach von seinem göttlichen Meister, begeisterte jeden, der nicht ganz unfähig war für edlere Gefühle, mit einer gleichen Liebe. — Doch nicht die Früchte, die er von seinen Arbeiten sah, m. Fr., waren der schönste Lohn Johannis. Diesen und überhaupt seines Lebens größtes Glück fand er in nichts anderem, als in Jesu Gegenliebe, in der Erinnerung an jene unzweideutigen Beweise von einer wahren Freundschaft, die ihm sein Meister, als er noch wandelte auf Erden, gegeben, und in der seligen Hoffnung, dass er mit seinem Herrn in dem jenseitigen Leben wieder zusammenkommen und die auf Erden begonnene Freundschaft dann ohne Trennung ewig fortsetzen werde. — Das hoffte Johannes, und zwar mit allem Rechte. Denn warum sonst hätte Jesus an jenem letzten Abendmahle nur ihm, ihm nur die theuere Stelle an seinem Busen angewiesen? Warum sonst hätte er dies gethan, als um an den Tag zu legen, dass ihm Johannes sei der theuerste aus allen? Warum hätte er schon hangend am Kreuze Marien, seine Mutter, der Pflege keines anderen, nur der Pflege Johannis anempfohlen? Gab er hiedurch nicht deutlich zu erkennen, dass er nur ihn für den fähigsten halte, die Stelle des Sohnes bei seiner Mutter, d. h. ihn selbst zu vertreten? Warum versprach er ihm endlich in unserem Texte ein so hohes Lebensalter, nur ihm, dem einzigen, dass er seine Wiederkunft erleben solle? Gab er ihm hiedurch nicht stillschweigend zu verstehen, dass er nach seiner Ankunft ihn zu sich nehmen und dann ewig ungetrennt mit ihm fortleben werde? —

O, daſs dieſe, ſo ſelige Liebe, die wir hier zwiſchen Johannes und Jeſum kennen lernen, nicht ohne alle Nachahmung bleibe! Daſs wir durch dieſes Beiſpiel Johannis aufmerkſam gemacht, den hohen Wert der Liebe zu Jeſu richtiger ſchätzen lernten! daſs wir einſehen lernten, die Liebe zu Jeſu ſei Liebe zur Tugend, Liebe zu Gott, Liebe zu allem, was gut und vortrefflich iſt: der erſte Anfang und das wirkſamſte Beförderungsmittel aller wahren Vollkommenheit! Ja, m. Fr., lernen wir Jeſum lieben! Laſſen wir es auch uns geſagt ſein, das Wort des liebenden Johannes: „Lieben wir ihn, weil er uns zuerſt geliebt und durch ſeinen Tod uns von jeder Sünde gereinigt hat!“ Amen.

IX.

Über die sträfliche Gewohnheit, unser Leben ohne Noth in Gefahr zu bringen.

(Am Sonntage nach dem Neujahre 1819)

Math. 2, 19—23.

Nachdem Herodes gestorben war, erschien dem Josef, der noch in Ägypten verweilte, ein Engel des Herrn im Traume, und sprach zu ihm: „Mach dich auf, nimm das Kind und seine Mutter und kehre in das Land Israel zurück. Denn die Personen, die dem Kinde nach dem Leben stellten, sind bereits todt.“ Da machte sich Josef auf, nahm das Kind und seine Mutter, und kam in das Land Israel zurück. Als er aber vernahm, dass statt Herodes nun sein Sohn Archelaus über Juda regiere, scheute er sich dahin zu gehen, und zog, durch einen Traum belehrt, nach Galilea. Da schlug er seinen Wohnsitz in der Stadt Nazareth auf, wodurch erfüllt wurde, was die Propheten sagen: Einen Nazaräer wird man ihn heißen.

Eingang.

Die treue Sorge, m. F., die der vortreffliche Nährvater Jesu Christi für die Erhaltung des Lebens jenes von Gott ihm gegebenen Kindes getragen, spricht sich auf eine recht rührende Weise in der so eben vorgelesenen Erzählung aus. Kaum war das göttliche Kind geboren, kaum hatten jene Magier ihm ihre Huld erwiesen, als der nachdenkende Mann schon die Gefahren ahnte, welche aus der Nachfrage, die diese arglosen Freunde am Hofe Herodes gewagt, für das Leben Jesu hervorgehen konnten. Seine Besorgnisse waren jenes natürliche Mittel, dessen sich Gott bediente, um ihm durch einen lebhaften Traum den Auftrag zu ertheilen, dass er mit Kind und Mutter in das nahe gelegene Ägyptenland flüchte. Kaum hatte er diesen Auftrag erhalten, als er schon eilte, ihn zu vollziehen. Nur eine kurze Zeit hatte sein Aufenthalt in Ägypten gedauert, als er die Nachricht von des Tyrannen Tod erhielt, und schon bei sich selbst überlegte, ob es jetzt nicht rathsamer wäre, wieder zurückzukehren in das Land Israel, und in jenem

Bethlehem, das Gott auf eine so wunderbare Art zum Geburtsorte dieses Kindes erkoren, seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Auf das erste Ereignis, das er als einen bestimmten Wink des Himmels hierüber ansehen kann: bricht er schon auf und reiset. Allein, da er den Grenzen Judäas sich nahet: steigt ein neuer Zweifel in der besorgten Brust auf. Archelaus, der Sohn Herodes, ist wie der Erbe des Thrones so auch der Erbe der Grausamkeit seines Vaters. Sollte es rathsam sein, in eben das Bethlehem, das die Aufmerksamkeit des Hofes einmal auf sich gezogen, wieder zurückzukehren? Sollte es nicht sicherer sein, jenes Nazareth zu wählen, das schon vordem der stille Aufenthaltsort der Eltern Jesu gewesen, und auch schon außerhalb des Gebietes lag, das Archelaus beherrschte? Nur noch ein lebhafter Traum, der diesem Gedanken das Ansehen, dass er von Gott gebilligt sei, verschaffte, und wir sehen Josef seinen Reiseplan ändern, und bis nach Nazareth ziehen. Nur dieser Sorgfalt, m. F., nur dieser ununterbrochenen Aufmerksamkeit auf eine jede Gefahr, die das Leben Jesu bedrohte, und dieser Entschlossenheit, alles zu thun und zu lassen, was zur Abwendung dieser Gefahr nur immer nothwendig sein dürfte: verdanken wir es, dass unser Herr und Heiland nicht schon in seinen frühesten Kinderjahren ein Raub seiner Feinde geworden; verdanken wir es dass er die Jahre des männlichen Alters erreichte, dass er das Werk unserer Erlösung ausführen konnte, dass wir — die vorhin Kinder des Zornes gewesen, nun Gegenstände der Liebe und des Wohlgefallens Gottes zu werden hoffen können, wenn wir nur selbst wollen. Nur einer einzigen Sorglosigkeit hätten die Eltern Jesu sich schuldig zu machen brauchen, und es hätte alles, was der Sohn Gottes auf Erden auszuführen erschienen — wenn ich so menschlich reden darf – ungeschehen bleiben müssen. Hier, m. F., hier oder nirgends muss es uns anschaulich werden, welch eine große Sache es sei, die Gefahren, die irgend ein Menschenleben bedrohen, abzuwenden. Denn wissen wir gleich, dass kein zweiter Mensch auf Erden auftreten werde, der so unendlich vieles wie Jesus leisten wird: so erinnert uns doch sein Beispiel daran, wie oft es geschehe, dass Menschen überaus viel, und unberechenbar mehr, als man erwartet hatte, leisten. Gleichwohl geschieht es nur allzuoft, dass wir bald fremdes, bald auch das eigene Leben beträchtlichen Gefahren aussetzen, ohne dass irgend etwas uns dabei rechtfertigen könnte. Besonders das letztere wird in unseren Tagen je länger je gewöhnlicher. Man sucht eine Art von Ehre darin, das Leben geringschätzig zu behandeln, und sich vor

keiner Gefahr, die uns bedroht, zu scheuen. Ich glaube daher ein Wort zu seiner Zeit zu sprechen, wenn ich den Anlass, den mir das heutige Evangelium darbeut, ergreife, um über die sträfliche Gewohnheit, sein Leben ohne Noth in Gefahr zu bringen, etwas umständlicher zu reden. Ich werde das Wesen und die Strafwürdigkeit dieses Fehlers entwickeln, seine Quellen aufsuchen, endlich die Mittel, die gegen ihn angewandt werden könnten, beschreiben. Werden diese Mittel auch nur insofern, als es in Ihrer Macht steht, m. F., angewandt werden, so soll man, wie ich hoffe, künftig seltener, als es leider jetzt der Fall ist, von Menschen hören, die sich den Tod aus bloßem Leichtsinn zugezogen haben.

Abhandlung.

Nur eine einzige Pflicht, m. Fr., die Pflicht sich zu betragen, wie es am vortheilhaftesten für das Wohl des Ganzen ist, kennt keine Grenzen und Beschränkungen, keine Ausnahme und kein Übermaß. Denn sie allein ist jene oberste Pflicht, aus welcher alles, was Pflicht heißt, abgeleitet wird. Jede andere Regel des Wirkens wird darum, weil sie nur abgeleitet ist, durch jenes oberste Gesetz bestimmt, verpflichtet nur dort und nur insofern, wo und wiefern es das allgemeine Wahl befördert oder fordert. Es kann sich denn also ereignen, dass wir an eine solche Regel uns zur Unzeit halten oder auf ihre Befolgung mehr Kraft oder Anstrengung verwenden, als geschehen sollte. Dies gilt auch von der Pflicht, für die Erhaltung des Lebens zu sorgen. Auch diese hat ihre Ausnahmen sowohl als ihre Grenzen. So ist es, um nur von den letzteren zu sprechen, gewiss eine zu weit getriebene Sorge für die Erhaltung des Lebens, wenn wir aus lauter Furcht das Leben zu verkürzen, es gar nicht anwenden zu dem Zwecke, zu welchem es uns von Gott gegeben ist. Wohl ist auch dieser Fehler nicht selten, m. Fr., wohl gibt es hie und da Menschen, die sich vor allem, was nur mit einiger Gefahr verbunden ist, so ängstlich fürchten, dass sie des Lebens nicht einmal froh werden können; wohl gibt es noch viel mehrere, die aus feiger Todesfurcht jedes Geschäft unterlassen, das für den Unternehmer gefährlich werden kann, sei es übrigens auch noch so ersprießlich und nothwendig für das Ganze. So verächtlich auch Menschen von dieser Art in meinen Augen sind, so ist es doch andererseits nicht minder strafwürdig, wenn man sein Leben ohne Noth Gefahren aussetzt. Und eben darum muss ich etwas bestimmter erklären, wann dies

eigentlich der Fall sei. Nicht etwa nur dann, m. Fr., kann man uns vorwerfen, dass wir uns ohne Noth in Gefahr des Lebens gesetzt hätten, wenn die Gefahr, der wir uns bloßstellten, in gar keiner Rücksicht nothwendig war, wenn wir dasjenige, wornach wir strebten, auf einem anderen, minder gefährlichen Wege in gleicher Vollkommenheit hätten erreichen können, wenn also weder wir selbst noch ein anderer Mensch auf Erden nur den geringsten Vortheil davon hatten, dass wir uns in die Gefahr begaben; nicht bloß in einem solchen Falle, in welchem die Gefahr, der wir uns aussetzen, eigentlich eine vergebliche heißt, trifft uns der Vorwurf, ohne Noth das Leben aufs Spiel gesetzt zu haben: sondern diesen Vorwurf verdienen wir auch schon, so oft der Vortheil, den wir mit Lebensgefahr gewinnen, nicht von so großer Wichtigkeit ist, dass er den möglichen Schaden, den der Verlust unseres Lebens anrichten würde, aufwiegt. Wenn der Vortheil, den wir uns oder anderen verschaffen, so unbedeutend ist, dass er in gar keine Vergleichung mit dem Leben kommen kann, wenn wir uns eines bloßen Vergnügens wegen in eine wichtige Lebensgefahr begeben; dann trifft uns immer die Beschuldigung, dass wir uns ohne Noth gewagt. Aber freilich kommt es noch in allen diesen Fällen auf die Größe der Gefahr an. Denn völlige Sicherheit ist, wie Sie wohl wissen, m. Fr., hienieden nirgends anzutreffen. Wohin wir uns immer begeben, was wir auch immer thun oder unterlassen wollten: vollkommen sicher vor dem Tode sind wir, so lange wir noch auf dieser Erde wandeln, niemals. Gefahren also, die eben nicht größer sind, als es diejenige ist, in der wir uns überall befinden, brauchen wir gar nicht zu achten, und mit dem Namen einer Gefahr nicht einmal zu bezeichnen: sondern nur dort müssen wir von dem Vorhandensein einer Gefahr reden, wo eine größere als die alltägliche herrscht, wo sich der Schlünde, aus denen der Tod uns bedroht, wirklich noch mehrere geöffnet haben, als es sonst überall ist. Nur hier ist wirkliche Gefahr, und auf die Größe derselben und auf die Wichtigkeit des Zweckes, den wir nicht anders als so zu erreichen wissen, kömmt es nur an, ob wir recht daran thun, wenn wir uns preisgeben. Dass die Entscheidung dieser Frage zuweilen schwerer sein müsse, leuchtet wohl ohne meine Erinnerung ein, m. Fr. Und so ist auch die Pflicht, für die Erhaltung des Lebens zu sorgen, eine derjenigen, deren Grenzen sich nicht in allen Fällen gleich scharf bestimmen lassen. In allen Fällen von dieser Art, also in allen zweifelhaften Fällen dürfen wir niemanden beschuldigen, wenn er sich anders benimmt, als es nach unserer Ansicht sein sollte, wenn jemand eine Gefahr, die unserer Vorstellung nach schon

etwas größer als die alltägliche ist, noch nicht dafür erkennt, wenn er in jedem Falle, wo wir den Vortheil, der zu ergreifen steht, kaum noch so wichtig finden, um einer Lebensgefahr wert zu sein, das Entgegengesetzte behauptet. Aber nicht so zweifelhaft ist die Entscheidung immer, sondern es gibt der Fälle genug, in welchen alle vernünftigen Menschen, alle darüber einstimmig sind, dass die hier obwaltende Lebensgefahr etwas ungleich Wichtigeres sei, als alle Vortheile, die man durch sie erkauft. Und nur hier ist es, m. Fr., wo ich den Schritt zur Gefahr sündhaft und strafwürdig finde. Sie werden mir beipflichten müssen, sobald Sie nur einigermaßen in Erwägung ziehen wollen, was für ein wichtiges Gut das Leben des Menschen sei. Nicht die Genüsse nämlich, nicht die Genüsse, die uns das Leben gewährt, müssen wir als die einzige, oder auch nur die wichtigste Ausbeute desselben ansehen. So groß sie auch sind; mit so vielem Danke wir auch von der Hand unseres Vaters im Himmel sie annehmen sollen; so wahr es endlich ist, dass niemand, selbst unter den ungünstigsten Verhältnissen niemand behaupten könne, dass ihm auf dieser Erde gar keine Freude mehr blühe: so ist es doch ausgemacht, dass uns das Leben noch beiweitem wichtigere Vortheile gewähre, als die Freuden sind, die wir ein jeder selbst genießen. Denn wie, meine Freunde, leben wir etwa ein jeder für uns selbst? Kamen wir unabhängig von anderen auf diese Welt? Ist unser Leben nicht verflochten mit dem Leben tausend anderer Menschen? Ist unser Dasein nicht beides, Folge vom Dasein früherer sowohl, als auch Bedingung zum Dasein späterer Menschen? Und wir, so lange wir leben, leben wir nur müßig, oder beschäftigen wir uns nicht ein jeder mit Hervorbringungen, die auch zum Besten anderer dienen? Wer aus uns kann berechnen, wie vieles Gute zu stiften ihm noch der morgige Tag, falls er ihn erlebt, Gelegenheit geben wird? Wer kann es wissen, ob ihm nicht morgen noch, wenn er lebt, sich die Gelegenheit darbieten werde, einen Verirrten zurecht zu bringen; ein großes Unglück zu verhüten, und vielleicht mehr als einen Menschen von der größten Wichtigkeit vom nahen Tode zu retten; eine Erfindung zu machen, durch welche tausend Menschen, die jetzt noch im Elende schmachten, die Befriedigung ihrer Bedürfnisse finden? Wer kann es wissen, ob er oder eine von seinen Handlungen, die er noch in dem übrigen Leben zu üben Gelegenheit erhält, nicht das vermittelnde Glied in einer Kettenfolge von Begebenheiten ist, an deren Ende das segenreichste Ereignis steht? Wie kostbar muss jeder Tag und jede Stunde auf Erden erscheinen, wenn wir uns des Zusammenhanges erinnern, in dem unser

gegenwärtiges Leben mit jenem künftigen steht! wenn wir beherzigen, was uns die Offenbarung versichert, dass eine zweckmäßig angewandte Stunde hienieden in der jenseitigen Welt Früchte hervorbringen könne, die uns durch die ganze Ewigkeit erfreuen! Wie sträflich, und wie verantwortlich muss uns aus einem solchen Gesichtspunkte eine jede Handlung erscheinen, durch die wir unser Leben ohne Noth verkürzen, oder doch der Gefahr einer Verkürzung aussetzen! — Und gleichwohl, meine Freunde, ist nichts gewöhnlicher, als dies Verbrechen. Täglich erschreckt man uns ja mit der traurigen Nachricht von bald diesem, bald jenem Todesfalle, der aus Mangel an Vorsicht erfolgte; täglich vernehmen wir, wie Menschen eine Beute des Todes wurden, weil sie sich ohne Noth in die Gefahr begeben hatten; täglich hören wir davon, und täglich sehen wir doch die Menschen scharenweise wieder in eben die Orte eilen, in denen bereits so viele ihr Grab gefunden haben. Viele — wie kommt dies? muss sich der Nachdenkende fragen. Sollte denn etwa der Trieb zum Leben unter den Menschen zu unserer Zeit erloschen sein? Doch dieser Trieb ist ja dem Menschen so natürlich, dass er nicht anders als nur in den seltensten Fällen auf eine kurze Zeit durch eine Art krampfhaften Wahnsinnes unterdrückt werden kann. Den Fehler aber, von dem wir heute reden, begehen der Menschen so viele, begehen Menschen, die völlig gesund und gar nicht missvergnügt sind, und was das Merkwürdigste ist: wir sehen eben diese Menschen, die bei gewissen Gelegenheiten so tollkühn sind, in anderen Fällen allzu bedächtig und furchtsam verfahren. Doch eben das, meine Freunde, lässt uns die wahre Ursache dieses Fehlers errathen.

1. Man ist nur dort so kühn, wo es sich um den Genuss eines Vergnügens handelt; und hieraus geht hervor, dass die vornehmste Quelle dieses Fehlers leichtsinnige Vergnügungssucht sei. Man ist zu leichtsinnig, und liebt das Vergnügen zu sehr, als man dort, wo es sich um den Genuss eines Vergnügens, um eine Lustbarkeit handelt, mit Ruhe überlegen könnte, welche Gefahren damit verbunden sind. Man schlägt es sich aus dem Sinne, dass an dem Orte, dahin man eilt, schon so viele ihren Untergang gefunden; man vergisst dies nur darum, um sein Vergnügen nicht zu stören, um guter Dinge sein zu können. So stürzt man sich also in die Gefahr, nicht mit Bewusstsein derselben; es ist nicht Muth, den man an den Tag legt, sondern nur Leichtsinn, der den Hang zum Vergnügen erzeugt hat. Daher denn, dass man in anderen Fällen, wo keine Stimme der Sinnlichkeit lockt, ganz anders sich beträgt; dass man in Fällen, wo man des allgemeinen Besten wegen sich einer Gefahr

aussetzen soll, erst lange überlegt, und endlich entscheidet: dies sei man nicht verpflichtet.

2. Auf diese Entscheidung kömmt es um so gewisser hinaus, m. F., da man zweitens auch äußerst niedrige Begriffe von der Bestimmung des menschlichen Lebens besitzt. Denn insgemein, leider, stellt man sich vor, als ob das Leben des Menschen keinen höheren Zweck hätte, als die selbsteigene Beglückung eines jeden. Nur für sich selbst, meint man, habe jeder zu sorgen; nur darauf habe er zu sehen, wie er sich selbst während der kurzen Zeit seines irdischen Daseins die größte Summe der Vergnügungen bereiten könne. Dass wir ein jeder auch um der anderen willen da sind, will den selbstsüchtigen Menschen unseres Zeitalters durchaus nicht einleuchten. Kein Wunder, dass sie bei solchen Begriffen nicht einsehen können, es sei Versündigung, wenn man sein Leben um eines kleinlichen eigenen Vortheils willen, um eines bloßen Vergnügens in die Gefahr setzt. Wen geht dies an? sprechen sie; sind wir nicht Herren unseres Lebens? Wenn wir es freudenleer zubringen sollen, was kann es noch für einen Wert für uns haben? Wir wollen lieber uns der Gefahr, es zu verlieren, aussetzen, als in der traurigen Sicherheit leben, dass es uns ungenützt verfließen werde.

3. Zu diesen Begriffen gesellt sich noch die thörichte Eitelkeit, die eine Art von Ehre in der Verachtung der Gefahren sucht. Man scheut den Verdacht der Feigheit, man will sich den Lobspruch des kühnen Muthes verdienen; daher begibt man sich besonders nur dort in Gefahren, wo man von anderen bemerkt und bewundert wird. Daher strebt einer den anderen in kühnen Wagestücken zu übertreffen; und wer der Pflichtvergessenste gewesen, und sich am meisten in Gefahr begeben, der glaubt den meisten Ruhm davonzutragen; und bei der großen, bei der unvernünftigen Menge der Menschen erlangt er auch in der That den lautesten Beifall. Das ist denn, wenn ich nicht irre, die wahre Ursache des Fehlers, dem entgegenzuarbeiten wir uns heute vorgenommen haben. Sie werden nun leicht selbst beurtheilen m. F., von welchen Mitteln man sich einen glücklichen Erfolg versprechen könne. Nur durch Verstopfung der Quellen kann man das Übel zu beseitigen hoffen.

1. Es ist denn also zuerst nothwendig, dass man die Menschen von jener unbändigen Vergnügungssucht und von dem Leichtsinne, der sich unter ihnen verbreitet hat, heile; eine Aufgabe, die freilich sehr schwer ist, und bei der wir fast nichts anderes thun können, als dass wir den Anfang nur bei uns selbst machen, und dann ruhig

abwarten, wie viel unser Beispiel auf andere wirken werde. So ist es, m. F. Bessern wir uns selbst, wenn wir es nöthig haben; bekämpfen, bändigen wir den wilden Hang zum Vergnügen, der sich vielleicht in unserer eigenen Brust befindet! Mäßigen wir unsere Begriffe vom Werte des Vergnügens, vertilgen wir das schädliche Vorurtheil, das so häufig anzutreffen ist, und vielleicht auch bei uns sich eingeschlichen hat, als ob Menge der Vergnügungen, die man genossen, der Maßstab der Glückseligkeit des Lebens wäre; lernen wir einsehen, dass des Lebens wahre Seligkeit auf ganz anderen Bedingungen, als auf dem Genusse so flüchtiger Freuden beruhe! Steuern wir ferner auch dem Geiste des Leichtsinns, und verhehlen wir weder uns noch anderen die Größe der Gefahr, der man sein Leben bei diesen oder jenen Vergnügungen aussetzt! Wenn Leichtsinn ansteckend ist, so bleibt dagegen auch das Beispiel der Besonnenheit, welches der Klügere gibt, nicht ohne Nachahmer, nicht ohne Wirksamkeit. Besonders bei Ihnen, m. F., lässt sich aus einem doppelten Grunde erwarten, dass Ihr Beispiel Eindruck machen werde. Ihr Lebensstand erwirbt ihnen Aufmerksamkeit, ihr jugendliches Alter beseitigt den Verdacht, als ob sie aus bloßer Milzsüchtigkeit Vergnügungen tadeln, denen Sie selbst bereits abgestorben wären.

2. Verbinden Sie mit diesem Beispiele, so oft es sich thun lässt, auch die ausdrückliche Erklärung darüber, wie Sie von der Bestimmung des menschlichen Lebens denken. Denn dass Sie selbst hierüber richtiger denken, als der gemeine Haufe der Menschen, das muthe ich jedem von Ihnen zu, m. F.! Aber, wenn irgend einige ihrer Begriffe es verdienen, dass Sie für ihre Verbreitung auch unter anderen Menschen sorgen, so sind es diese. Benützen Sie also jede Gelegenheit, am meisten jene, die aus der gemeinschaftlichen Theilnahme an einem nur durch Unvorsichtigkeit gefährlichen Vergnügen selbst entsteht, benützen Sie jeden Anlass, den die Gespräche des geselligen Lebens darbieten, um es bemerklich zu machen, wie Sie von der Bestimmung des Menschen auf Erden denken. Bekennen Sie frei, dass Sie nicht glauben könnten, ein jeder aus uns sei nur um seinetwillen auf Erden; gestehen Sie, dass Sie nicht umhin könnten, den, der so denkt, zu verachten; gestehen Sie, dass sich in Ihren Augen ein jeder selbst beschimpfe, der auf sein eigenes Leben so wenig Wert legt, dass er es um eines bloßen Vergnügens wegen der Gefahr aussetzen mag.

3. Durch diese letztere Bemerkung werden Sie auch schon der dritten Ursache, die diesen Fehler veranlasst, entgegenarbeiten, der

thörichten Eitelkeit nämlich, die eine Art von Ehre darin sucht, was bei vernünftigen Menschen nur Schande bringen kann. Setzen wir nur dieses recht auseinander, m. F., machen wir es bei jeder Gelegenheit recht anschaulich, wie wenig wahren Wert derjenige besitzen müsse, der kein Bedenken trägt, alle Zwecke seines Lebens aufs Spiel zu setzen, um ein Vergnügen zu erhaschen! Sprechen wir von den Unglücklichen, die auf so entehrende Art ihr Leben eingebüßt haben, nie anders, als mit der Bemerkung, wie vielen Tadel sie um dieses Fehltrittes wegen verdienen! Tragen wir einst, wenn es uns möglich sein wird, tragen wir an darauf, dass selbst von Seite des Staates eine gewisse Einrichtung getroffen werde, wodurch diese, die ihr Leben ohne Noth wagen, in Strafe verfallen, oder mit Schande gebrandmarkt werden! Tragen wir an darauf, dass man im Tode noch einen Unterschied zwischen denjenigen mache, die auf dem Bette der Ehre, d. h. die in der Erfüllung einer heiligen Pflicht gestorben, und zwischen jenen, die aus bloßem Muthwillen ihr Leben eingebüßt haben! — So lange dieses noch nicht geschehen kann, m. F., so lange seien wir um so sorgfältiger bedacht, dass nur durch unser eigenes Beispiel niemand geärgert werde! Vergessen wir nie, dass wir bei unserer Erscheinung vor Gottes Richterstuhle auch über die Stunde, in der wir erscheinen, die erste Rechenschaft zu geben haben werden! Wohl uns, wenn unser Gewissen uns dann das Zeugnis geben wird, dass wir die Stunde des Todes auf keine sträfliche Weise beschleunigt, dass wir keinen Augenblick von dieser Erde eher abgetreten sind, als bis die Nothwendigkeit der Natur oder die Stimme der Pflicht, oder die Stimme Gottes uns abrief! Dann werden wir ihm willkommen sein, dann wird er uns eingehen heißen in jene ewigen Wohnungen, die uns von Anbeginn bereitet sind. Amen.

X.

Von der Königswürde Jesu.

(Am Feste der Erscheinung 1819.)

Math. 2, 1—12.

Als in den Tagen des Königs Herodes Jesus zu Bethlehem in Judäa geboren wurde, erschienen Magier aus dem Morgenlande zu Jerusalem, und erkundigten sich, wo denn der neugeborene König der Juden wohne? Denn, sagten sie, wir haben seinen Stern im Osten gesehen, und sind gekommen, ihm unsere Ehrerbietung zu bezeugen. Da solches der König Herodes hörte, erschrak er sehr, und ganz Jerusalem mit ihm. Er aber ließ die Hohenpriester und die Schriftgelehrten des Volkes zusammenrufen, und fragte sie, in welcher Stadt wohl der Messias der Juden geboren werden müsse. Da erwiderten sie ihm: Zu Bethlehem in Judäa; denn also verheißt es der Prophet, bei dem geschrieben steht: Du Bethlehem Ephrata, bist nicht eine der geringsten aus den Städten Juda, denn aus dir wird der Fürst hervorgehen, der mein Volk Israel regieren soll. Da ließ Herodes die Magier insgeheim vor sich, und forschte genau nach der Zeit, in welcher der Stern ihnen erschienen wäre. Dann aber wies er sie nach Bethlehem, und sprach: Reiset und forschet sorgfältig nach dem Knaben, und wenn ihr ihn gefunden habt, berichtet es mir damit auch ich hinreise, und meine Ehrerbietung ihm bezeuge. Auf diesen Bescheid reisten sie ab, und siehe, der Stern, den sie im Morgenlande gesehen hatten, schwebte nun wieder vor ihnen her, bis zu dem Hause selbst, worin das Kind lag. Als sie das sahen, geriethen sie in übergroße Freude, giengen hinein und fanden das Kind sammt seiner Mutter Maria. Voll Ehrfurcht fielen sie vor demselben auf ihre Knie nieder, langten Geschenke hervor, bestehend in Gold, Weihrauch und Myrrhen und überreichten sie dem Kinde als Zeichen ihrer Ehrerbietung. Als sie hierauf in einem Traume den Befehl erhalten hatten, nicht wieder bei Herodes einzusprechen, kehrten sie auf einem anderen Wege in ihr Vaterland zurück.

Eingang.

Das Fest des heutigen Tages, meine Freunde, ist eigentlich das Fest der Huldigung, die dem menschgewordenen Sohne Gottes als unserem Könige gebührt; es ist das hohe Fest der Königswürde Jesu. Heut nämlich war es, da unser Herr, wie uns das jetzt

gelesene Evangelium berichtet, das erstemal in seinem Leben die ihm gebührende Huldigung empfieng. Denn einen wahren König, der es nicht bloß im bildlichen, sondern im strengsten Sinne des Wortes werden würde, einen zukünftigen Beherrscher aller Völker glaubten die frommen Magier, die vor der Krippe Jesu heute erscheinen, in diesem Kinde zu erblicken; und eben die Art der Huldigung, eben die Zeichen der Ehrerbietung und des Gehorsames, die einem solchen Könige gehören, zollten sie auch dem Kinde in der Krippe. — Sie kamen, lesen wir, erst zu Jerusalem an, und erkundigten sich, wo denn der neugeborene König der Juden wohne. Und als sie erfuhren, dass er zu Bethlehem wohne, und als sie ihn hier ruhend im Schoße seiner Mutter fanden, da fielen sie, heißt es, voll Ehrfurcht vor ihm auf ihre Knie nieder, langten Geschenke, bestehend in Gold, Weihrauch und Myrrhen, hervor, und überreichten sie dem Kinde zum Zeichen ihrer Ehrerbietung. Gerade so, meine Freunde, war es bei jenen Völkern und zu jener Zeit gewöhnlich, Könige zu verehren. Wohl sagen wir also mit Recht, dass unserem Herrn Jesu heute das erstemal als einem wahren Könige, und zwar als einem allgemeinen Könige aller Völker gehuldigt worden sei. Denn es muss angemerkt werden, dass die Personen, die wir ihre Knie heut vor Jesu beugen sehen, aus einem Lande kamen, worüber sich Israels Scepter bisher noch nie erstreckt hatte. Verehren sie also Jesum als ihren König, so geben sie zu erkennen, dass sie von diesem Kinde erwarten, ihm werde einst die Herrschaft über alle Völker zufallen. Dieses ist um so beherzigenswerter, da, wie wir wissen, in der Folge die Sage aufgekommen ist, als wären jene Personen selbst Könige gewesen, in welchem Falle sie also durch ihre Huldigung zu verstehen gegeben hatten, dass Jesus Christus selbst der König über die Könige sei. — Scheint dies nicht alles, meine Freunde, von Gott wie nur in der Absicht veranstaltet zu sein, uns zu erinnern, dass wir in Jesu Christo nicht nur unseren Erlöser, sondern auch unseren König, und zwar den einzigen, der es in voller Wahrheit und über alles ist, zu verehren schuldig sind? — Dass diese Schuldigkeit für alle Christen bestehe, dass alle Christen Jesum unter anderem auch als ihren König ehren sollen, hat man von jeher in der katholischen Kirche behauptet. Gleich damals, als man zuerst anfieng, die Lehren des Christenthums in ein zusammenhängendes Ganze zu bringen, fand man die Lehre von dem königlichen Amte Christi so wichtig, dass man für gut hielt, ihr einen eigenen Abschnitt zu

widmen. Und wenngleich in unserer neuesten Zeit einige Lehrer des Christenthums den Sinn und die Bedeutung dieses Abschnittes, wie es scheint, nicht recht zu würdigen wissen, wenn sie geneigt sind, diese Lehre als etwas Überflüssiges aus dem Verzeichnisse der Lehren des Christenthums ganz hinwegzustreichen: der göttliche Geist, der unsere Kirche regiert, hat dieses letztere zu verhindern gewusst. Es traten nämlich bald andere auf, die dieses Lehrstück, gleichviel aus welchem Grunde, gesetzt, es wäre auch aus bloßer Anhänglichkeit an das Alte geschehen, in Schutz nahmen, und nicht zuließen, dass man es ganz beseitige. Und so wird also noch bis auf den heutigen Tag in unserer Kirche gelehrt, dass der Sohn Gottes nebst mehreren Ämtern, deren Verwaltung er bei jener Erscheinung auf Erden übernommen, auch das Amt eines Königs über uns bekleide. Gelehrt wird dies, sage ich; aber um rühmen zu können, dass wir es auch gehörig zu Herzen fassen, und schon alles dasjenige, was der Geist Gottes uns hiedurch bedeuten will, verstehen und befolgen: dazu fehlt meiner Meinung nach noch viel. Ich habe mich deshalb entschlossen, heute nur einiges von dieser Königswürde unseres Herrn zu sprechen, und sie gerade von der Seite darzustellen, die zu betrachten für unser Zeitalter vielleicht am allernothwendigsten ist. Ich werde zuerst den wahren Sinn dieser Lehre entwickeln, dann ihre **Vernunftmäßigkeit** und ihren **Nutzen** zeigen, endlich auch die Beglaubigung, die ihr Gott selbst gegeben, in der Kürze nachweisen.

Abhandlung.

1. Wenn die katholische Kirche mit einem solchen Nachdrucke verlangt, dass wir dem Herrn Jesu Christo unter anderem auch die Benennung eines Königs einräumen sollen, so versteht es sich wohl von selbst, dass sie durch diesen Ausdruck noch etwas anderes anzeigen wollte, als die Benennung: unser Herr und künftiger Richter — bezeichnet. Offenbar muss die katholische Kirche besorgen, dass wir wohl Jesum als unseren Herrn verehren, und in ihm unseren künftigen Richter erwarten, und dabei doch mancher Obliegenheit gegen ihn und mancher heilsamen Wahrheit, an die uns der Name König erinnert, vergessen können. So ist es auch in der That. Denn so verwandt auch die Begriffe sind, welche die Worte: Herr und Richter, und König bezeichnen, so verschieden sind doch die Nebenvorstellungen, die einem jeden derselben zur Seite gehen, und die Gefühle, die er anregt. Sagen Sie selbst, m. F., ob die Benennung Jesu als Ihres Königs

nicht einen ganz anderen Eindruck auf Sie macht, als die Benennung desselben als Ihres Herrn, oder als Ihres Richters? Ist es nicht eine ganz andere Reihe von Gedanken und Empfindungen, als jener erste Name herbeiführt? Doch bei verschiedenen Menschen, ja auch bei einer und derselben Person sind zu verschiedener Zeit die Gedanken und Gefühle, die das Bild eines Königs begleiten, nicht ganz von einerlei Art. Welchen Gedanken und welchen Empfindungen sollen wir uns gerade damals überlassen, wenn wir das Bild eines Königs auf unseren Jesum anwenden, wenn wir uns eben ihn als unseren König denken? — Diese Frage, m. F., hat die katholische Kirche weislich auf keine so ganz bestimmende Art entschieden, dass unserer Freiheit kein Spielraum übrig bliebe, und bei dem Fortschritte der Zeit keine Vervollkommnung stattfinden dürfte. Jede Auslegung dieses Bildes, die nur vernünftig und erbaulich für uns ist, wird uns nicht nur gestattet, sondern anempfohlen. Sehen Sie also nur zu, ob die Auslegung die ich jetzt vortragen will, diese beiden Eigenschaften besitze. Keineswegs will ich also die Lehre von der Königswürde unseres Herrn ausgelegt wissen, als ob wir vielleicht darum, weil Jesus unser König heißt, niemandem anderen auf Erden weder den Namen noch die Macht eines Königs zugestehen dürften. Nein m. F., wie unausführbar wäre nicht eine Forderung von dieser Art! welche verderblichen Kämpfe würde sie nicht erzeugen! wie viele Ströme Blutes nicht fließen machen! Leben wir immerhin unterthan einer jeden rechtmäßig herrschenden Obrigkeit, sie heiße König oder Kaiser, oder was sonst für Namen sie habe! Sehen wir ferner für pflichtmäßig an eine jede Gewalt, die, ob sie zuweilen auch Verfügungen trifft, die uns nicht zweckmäßig scheinen, doch so beschaffen ist, dass ihre Erhaltung für das Ganze unläugbar zuträglicher ist, als der Versuch ihres Umsturzes wäre! Wenn wir nur solchen Obrigkeiten und nur in solchen Dingen wo der Gehorsam besser als Widerspenstigkeit ist, gehorchen: dann haben wir wahrlich nicht zu besorgen, dass wir durch dieses Betragen etwa die Rechte, die Jesus über uns hat, beeinträchtigen. Denn eben sein eigener Wille, sein deutlich ausgesprochener Befehl ist es, den wir befolgen, wenn wir den rechtmäßigen Obrigkeiten folgen. Er ist es, dem wir als unserem höchsten Könige dienen, wenn wir den Königen der Erde, an die wir von ihm selbst gewiesen sind, in aller Geduld und Unterwürfigkeit dienen um seinetwillen. Um Jesu willen, sage ich, soll dies geschehen; denn darin besteht meines Erachtens der richtigste und fruchtbarste Sinn der Forderung, dass wir Jesum als unseren König ansehen sollen. Bei allem nämlich, was wir

nur immer thun, auch bei demjenigen, was wir weltliche Angelegenheiten nennen, worin wir so viele Rücksicht auf die Verordnungen unserer Könige zu nehmen haben, auch bei demjenigen, was wir nach dem Befehle dieser Könige thun sollen wir uns nicht ohne Hinsicht auf Jesum und auf die Grundsätze, die er uns aufgestellt hat, bestimmen; wir sollen thun, was unsere Obrigkeit von uns verlangt, weil wir uns deutlich bewufst sind, dafs er selbst, der unsere höchste Obrigkeit ist nichts anderes wolle, als dafs wir gehorchen. Wenn Jesus Christus uns bloß als unser Lehrer und als der Stifter unseres Glaubens dargestellt würde; ja, wenn wir auch überdies wären angeleitet worden, ihn als unseren Herrn und künftigen Richter zu verehren: doch wäre, wie vielbedeutend auch diese Namen sind, zu besorgen, dafs wir Jesum bei uns sehr wenig gelten lassen würden, da wir der Meinung sein würden, genug gethan zu haben, wenn wir uns nach den Lehren und Vorschriften Jesu nur in Dingen solcher Art richten, die sich unmittelbar auf die Verehrung Gottes, als auf das Ganze beziehen, was wir allein Religion zu nennen pflegen. Dies zu verhüten, bleibt uns zu erinnern, dafs sich die Lehren und Vorschriften, die uns Jesus mitgetheilt hat, viel weiter erstrecken, als auf den bloßen Gottesdienst, dafs sie das ganze Gebiet menschlicher Thätigkeit umfassen; uns zu erinnern, dafs wir auch in der Besorgung aller weltlichen Angelegenheiten, in jenen Einrichtungen, die wir in unsere bürgerlichen Verfassungen aufnehmen, in den Gesetzen und Verordnungen, die wir uns geben lassen, in dem Gehorsame endlich, den wir der Obrigkeit bald mit freudigen, bald mit betrübten Herzen leisten, von Jesu Christo vieles zu lernen Gelegenheit haben und lernen sollen: das uns erinnerlich zu machen, wird gesagt, dafs wir an Jesu Christo auch einen König haben. So m. F., so lege ich mir diese Benennung aus; denn also, glaube ich, ist es vernünftig und ersprießlich.

2. Wer dieses nicht schon jetzt einleuchtend findet, wird überzeugt werden, wenn er das Übrige, was ich eben sagen werde, auffassen und beherzigen will. So wichtig auch die Verdienste sind, die sich Jesus Christus um die Aufklärung unserer Begriffe über Gott erworben; so wenig wir ihm nach Würde danken können für jene höchst erfreulichen Aufschlüsse, die er uns über das Wesen Gottes und über alles das mitgetheilt hat, was wir gewöhnlicher Weise unter dem Namen Religion verstehen: so ausgemacht ist es, dafs wir auch in Betreff irdischer Dinge von ihm überaus viel zu lernen Gelegenheit haben, wenn wir nur die Winke, die er uns

gegeben hat, benützen. Hätten wir nicht nur schon die vorgefaßte Meinung, daſs wir in Dingen dieſer Art, in unſeren weltlichen Angelegenheiten aus dem Evangelio und aus der heiligen Schrift überhaupt nichts lernen könnten; ließen wir es uns erſt nur einfallen, in aller Art von Zweifeln — wenn ſie nur keinen bloß wiſſenſchaftlichen Gegenſtand betreffen — zur heiligen Schrift und zu den Mitteln, die das katholiſche Chriſtenthum uns darbietet, unſere Zuflucht zu nehmen: o, wie viel beſſer wären wir da in unzähligen Fällen berathen! wie vielen Irrthümern wären wir ausgewichen! wie viele reifere Einrichtungen in dem, was wir zu unſerer bürgerlichen Verfaſſung zählen, würden wir eingeführt haben! wie viele Miſsgriffe würden unſere Geſetzgeber ſowohl als wir vermieden haben! Welche Fälle von Belehrung aller Art bieten uns nicht die heiligen Schriften des alten ſowohl als des neuen Bundes dar! wie vieles könnten wir nicht aus den Geſetzen, die Moſes für das Volk Iſrael gegeben, noch in unſeren Zeiten lernen! wie manche nachahmungswürdige Einrichtung treffen wir nicht ſchon in den erſten chriſtlichen Gemeinden an! wie gut müſste es nicht um uns alle ſtehen, wenn jene zweckmäßige Art, wie die katholiſche Kirche jede in ihrer Mitte entſtehende Streitigkeit entſchieden ſehen will, je länger je allgemeiner angewandt würde! wenn wir auch alle unſere Geſetze und Verordnungen nur auf einem ſolchen Wege erhielten! Wenn es je möglich iſt, daſs dieſes erfolge, m. F., durch den Gedanken, daſs Jeſus unſer König ſei, kann es am eheſten vermittelt werden. Denn, wenn wir glauben, daſs Jeſus königliche Rechte über uns beſitze, und wenn wir dies eben ſo, wie ich vorhin that, auslegen: ſo halten wir es für unſere Pflicht, auch ſelbſt bei allen unſeren weltlichen Angelegenheiten und bei demjenigen, was wir auf den Befehl unſerer Könige thun, erſt nach dem Willen unſeres Herrn Jeſu zu fragen. Sie, unſere Könige ſelbſt, erlauben ſich dann nie etwas zu verlangen, wenn ſie erſt nicht erkannten, daſs es dem Willen Jeſu, der auch ihr König iſt, gemäß ſei. Und ſo entnehmen Sie denn hieraus, wie heilſam und erſprießlich ſich dieſe Anſicht, wenn ſie erſt allgemein verbreitet wäre, beweiſen müſste. Verſchwinden müſste es nun, das ſo verderbliche Vorurtheil, als ob die chriſtliche Religion von uns nichts anderes verlange, als nur gewiſſe Gebote und Gebräuche, durch welche Gott verehrt wird. Wir müſsten einſehen lernen, daſs ſich die Lehren und Gebote unſerer heiligen Religion auf unſer ganzes Leben, auf alle unſere Kräfte, auf unſere ſämmtlichen Geſchäfte und Verrichtungen erſtrecken. Aufhören müſste er nun, der ſo thörichte Wahn, als

ob das Christenthum zu nichts anderem diene, als nur zum Himmel vorzubereiten, nur glücklich zu machen in jener anderen Welt. Wir müssten im Gegentheile jetzt begreifen, dass durch die vollkommene Befolgung aller Winke, die das Christenthum gibt, schon hier auf Erden ein Reich der Himmeln den Menschen aufblühen könne. Ich schweige davon, welche wohlthätige Veränderung diese Ansicht, wenn sie von allen Fürsten der Erde angenommen würde, in ihrem eigenen Betragen hervorbringen müsste. Statt dessen will ich nur die Besorgnis, dass diese Ansicht die Bürger vielleicht zur Unruhe verleiten könnte, heben. Vergessen Sie gleich nur nicht, m. F., was ich vorhin sagte, dass jene Königswürde, die das Christenthum unserem Herrn Jesu einräumt, die Würde derer, die bisher als Könige bestanden, nicht nur nicht aufhebt, sondern im Gegentheile befestigt, weil sie es anpreist, sie als Stellvertreter Jesu zu verehren. Zwar ist wahr, dass wir aus diesem Grunde auch um so größere Forderungen an unsere Könige machen, dass wir begehren, sie sollen Jesu Stelle auf eine würdige Weise vertreten: allein kann dies eine nachtheilige Wirkung erzeugen? kann es Veranlassung zur Unruhe geben, da wir doch ausdrücklich lehren dass es nicht erlaubt sei, uns gegen irgend eine rechtmäßige Obrigkeit aufzulehnen, sie mag auch noch so wenig dem Vorbilde Jesu entsprechen? Nur recht verstehen also, nur recht verstehen muss man diese Lehre von der Königswürde Jesu, nur auslegen muss man sie, wie ich es heute gethan, und sie ist eine der schönsten und fruchtbarsten Lehren unseres Glaubens. Ein wichtiger Verlust wäre es, wenn diese Lehre uns geraubt werden sollte wenn man, wie es in unseren neuesten Zeiten wirklich versucht worden ist, das Eigenthümliche derselben verwischen und sie so auslegen wollte, dass sie nichts anderes, als die Erhabenheit Jesu und sein künftiges Richteramt über uns ausdrückt. Nein, nicht umsonst hat es die göttliche Vorsicht veranstaltet, dass Jesus nebst so vielen anderen erhabenen Namen auch die Benennung des Königs erhielt

3. Wir werden dieses um so anschaulicher finden, wir werden uns gedrungen fühlen zu dem Geständnisse, dass die Lehre von der Königswürde Jesu das Siegel einer göttlichen Beglaubigung an sich trage, wenn wir noch in der Kürze die Entstehungsart dieser Lehre betrachten. Denn wie viel seltene Zufälle müssten sich vereinen, um ihr das Dasein zu geben! — Jahrhunderte voraus, bevor der Sohn Gottes auf Erden erscheinen sollte, fieng Gottes Fürsehung schon die Vorbereitungen an, die zur Entstehung der Königswürde Jesu das ihrige beitragen

mussten. Die gottbegeisterten Männer, die unter dem Volke Israel von Zeit zu Zeit auftraten, um vor dem Sittenverderbnisse, das immer weiter um sich griff, zu warnen, und das Unglück, das sich die Nation als Strafe zuziehen würde, vorherzusagen. Diese von Gott erleuchteten Propheten waren es, welche den ersten Grund zur Königswürde Jesu legten. Sie verkündigten nämlich, sichtbar durch Gottes Macht dazu veranlasst, dass die gebeugte Nation einst wieder aufgerichtet werden und einen Retter und Erlöser finden sollte in einem Könige, dessen Erscheinung für die größte und wunderbarste Segnung sie nicht nur dem Volke Israel, sondern der ganzen Welt versprachen. Es mag darüber gestritten werden, m. Fr., ob auch ein jeder dieser heiligen Propheten deutlich vorausgewusst habe, an wessen Person und auf welche Art dies in Erfüllung gehen werde, was er hier eben geweissagt; es mag behauptet werden können, dass manche der prophetischen Stellen sich nach der Meinung ihres Verfassers auf eine andere Person, als auf unseren Herrn bezogen haben: so viel ist für jeden, der diese Stellen im Zusammenhange übersieht, entschieden und unwidersprechlich, dass sie an niemandem so vollkommen und in so erhabenem Sinne erfüllt worden sind, als nur an Jesu. Seine Abstammung von dem Geschlechte Davids, die Zeit und der Ort, da er geboren wurde, der jungfräuliche Zustand seiner Mutter, seine Grundsätze, seine Gemüthsbeschaffenheit, seine Wunderthaten, seine Lebensschicksale, seine Todesart und seine Auferstehung: das alles ist geweissagt. Was soll ich sagen, wenn selbst das Ereignis des heutigen Tages von einem heiligen Sänger bezeichnet worden ist, wenn wir im 71. der Psalmen lesen: Ihm bringen Sabas Fürsten und Mohren Geschenke dar, es fallen alle Könige nieder vor ihm. Wer lebt, bringt ihm aus Saba Gold und betet an. So haben denn schon die Bücher des alten Bundes von unserem Herrn Jesu gesprochen und ihn uns angekündigt als einen König, der es über alle anderen sein würde. Darum erwartete auch das Volk Israel gerade damals, als unser Herr auftrat, nichts zuversichtlicher als die Erscheinung eines Königs, der mächtiger als alle übrigen sein und alles sich unterwerfen würde. Diese Erwartung hatte sich selbst in den fernsten Ländern verbreitet, sie war es, die auch jene Weisen aus dem Morgenlande heute nach Bethlehem geführt hatte. Und wie, m. Fr., betrug sich Jesus selbst in Hinsicht dieser Meinung? Widerlegte er sie als ein Vorurtheil? Gestand er es etwa nur gegen seine vertrautesten Jünger, dass es ein Irrthum wäre, sich den Messias als einen König zu denken? Bekannte er es nicht vielmehr öffentlich und

ſelbſt vor Pilato, daſs er ein wahrer König ſei, der ſich nur dadurch von anderen unterſcheidet, daſs ſeine Herrſchaft erſt nach ſeinem Tode beginne? Wenn wir dies alles erwägen, können wir noch zweifeln, daſs es der Wille Gottes ſei: wir ſollen Jeſum als unſeren König verehren, und dies zwar ganz auf die Art, wie ich es vorhin beſchrieb? So folgen wir denn, m. F., folgen wir dieſem erkannten Willen Gottes! Glauben wir nicht genug gethan zu haben, wenn wir auf Jeſum bloß aufmerken als — auf unſeren Lehrer; wenn wir ihn ehren bloß als — unſeren Herrn; wenn wir auf ſeine Erſcheinung warten als — auf die Erſcheinung eines zukünftigen Richters, ja ihn ſelbſt anbeten als — den menſchgewordenen Sohn Gottes, unſeren Gott: nennen und denken wir ihn über alles dieſes auch noch als — unſeren König! Vergeſſen wir nie, daſs es nur er ſei, dem wir dienen müſſen, wenn wir den Königen der Erde dienen wollen auf eine Art, daſs wir für unſere Dienſte nicht bloß von ihnen belohnt und ausgezeichnet werden, ſondern auch einen Lohn im Himmel finden ſollen! Geloben wir dies, ſo uns Gott helfen wolle! Amen.

XI.

Von der Würde des geistlichen Standes.

(Am 1. Sonntage nach der Erscheinung 1819.)

Eingang.

Wenn irgend ein Stand, den wir in unseren bürgerlichen Verfassungen antreffen, von allen Bürgern im Staate, auch von denjenigen, die nie gesonnen sind, sich in denselben aufnehmen zu lassen, näher gekannt werden soll, so ist es der, m. F., den wir den geistlichen Stand nennen. Welche Bewandtnis es mit diesem Stande habe, was die Bestimmung desselben sei, welches die vornehmsten Pflichten und Rechte seien, die diesem Stande zukommen, von welcher Wichtigkeit und Nothwendigkeit er sei, und welche Achtung ihm gebühre: das alles sollte billig niemandem im Lande unbekannt sein. Denn, wer nur immer in einem christlichen Staate sich aufhält, gesetzt, dass er für sich selbst nicht einmal so glücklich wäre, der christlichen Kirche als Mitglied zuzugehören: mit Personen vom geistlichen Stande kömmt er doch überall zusammen, und hat bald dieses, bald jenes Geschäft mit ihnen abzuthun. Können wir da erwarten, dass er sich gegen sie auf die gehörige Weise benehmen werde, wenn ihm das Eigenthümliche dieses Standes ganz unbekannt ist? — Um wieviel nöthiger ist es für einen jeden Christen, dass man ihm einen richtigen Begriff davon, was Geistliche in unserer Kirche sind, beigebracht habe! — Der Christ, besonders der Christ aus der katholischen Kirche, soll mit den Personen des geistlichen Standes in einer sehr innigen Verbindung stehen. Er soll den Unterricht, den sie ertheilen hören, er soll das Beispiel der Tugend, mit dem sie ihm etwa vorleuchten, nachahmen, er soll der Gottesverehrung, die sie veranstalten, seine Gegenwart schenken, er soll sich von ihrer Hand die christlichen Heilsmittel darreichen lassen, er soll sich aus ihrer Mitte jenen Gehilfen, dessen er zu dem Geschäfte seiner sittlichen Vervollkommnung bedarf, erwählen. Wie wird er, und kann er dies alles, wenn er mit der

Bestimmung des geistlichen Standes, den Pflichten und Rechten desselben nicht wohl bekannt ist? — Was für verderbliche Folgen muss es erst haben, wenn Mitglieder höherer Stände, vielleicht gar solche Personen, denen die bürgerliche Gesellschaft das Vorrecht eingeräumt hat, verschiedene geistliche Ämter zu besetzen, weder den Zweck dieser Ämter, noch die Eigenschaften, die man von den Bewerbern zu verlangen hat, kennen? Wie kann man da hoffen, dass diese Besetzungen zweckmäßig ausfallen werden? Wie unentbehrlich ist es vollends für alle jene, die in den geistlichen Stand selbst einzutreten wünschen, dass man sie g eich beizeiten auf die erhabene Bestimmung dieses Standes, und auf die schweren Pflichten, die ihnen da obliegen werden, aufmerksam mache! Ohne sie hierüber gehörig unterrichtet zu haben, kann man unmöglich erwarten, dass sie zum Eintritt in diesen Stand sich würdig vorbereiten, und in ihm selbst die ihnen obliegenden Pflichten getreu erfüllen werden. So kann es also nichts anderes als die verderblichsten Wirkungen haben, wenn sich in einem Lande Begriffe über den geistlichen Stand verbreiten, die sehr unwürdig und verkehrt sind. Es ist dann nicht zu wundern, wenn dieser heilige Stand nicht gehörig geachtet wird, wenn er nur wenige rechtschaffene und geschickte Mitglieder zählt, wenn sich selbst diese der Gelegenheit beraubt sehen, auf ihre Zeitgenossen wohlthätig einzuwirken, wenn die gute Sache der Religion und hiedurch unmittelbar auch die Tugend und Glückseligkeit der Menschen je länger je mehr in Verfall gerathen. — Wohl thue ich unserer Zeit nicht Unrecht, m. F., wenn ich ihr Schuld gebe, dass ihre Begriffe vom geistlichen Stande nicht eben die richtigsten und würdigsten sind. Denn woher sonst käme es, dass man nicht die Personen bloß, die in diesem Stande leben, sondern auch den Stand selbst oft so geringschätzig und verächtlich behandelt? Woher sonst käme es, dass man so oft die Frage aufwerfen hört: was denn doch dieser Stand der bürgerlichen Gesellschaft nütze? Woher sonst käme es, dass man bald auf die gänzliche Aufhebung dieses Standes, bald doch auf eine solche Umänderung desselben anträgt, durch die er gerade seiner herrlichsten Zierde, und seines wesentlichsten Vorzuges beraubt werden soll? Woher sonst käme es, dass sogar Mitglieder dieses Standes — nicht zwar in unserer Kirche, aber doch in verwandten christlichen Gemeinden — in diesen Vorschlag miteinstimmen konnten? — Ich glaube denn also nichts Überflüssiges zu thun, wenn ich mir vornehme, heut von der Würde des geistlichen Standes zu sprechen. Ich will die Bestimmung, die diesem Stande in unserer Kirche eingeräumt ist, seine Nothwendigkeit, und seine zweckmäßige Einrichtung, endlich die Achtung die ihm gebührt, ins Licht setzen. Der biblische

Text, den ich so eben vorlesen werde, mag uns bemerklich machen zu welchen wichtigen Zwecken der geistliche Stand, gleich bei der Entstehung der christlichen Kirche, bestimmt worden sei. II Timoth. 4, 12—16.

Betrage dich so, dass — so jung du auch bist, dich niemand geringschätzen könne; dass du im Gegentheil ein Vorbild für alle Gläubigen werdest, in deiner Art zu lehren, in deiner Lebensweise, in der Lebensweise deines Glaubens, deiner Liebe und deiner Herzensreinigkeit. Beharre, bis ich zurückkomme, in dem Geschäfte des Vorlesens aus den heiligen Schriften, in dem Geschäfte des Unterrichtes und der Ermahnung. Vernachlässige nicht die herrlichen Gaben, welche dir durch die Auflegung der Hände des Ältesten gemäß der göttlichen Verheißung mitgetheilt worden sind. Dieses lasse deine Hauptsorge sein, dies mache du zu deinem Hauptgeschäfte, auf dass dein Fortschreiten jederman einleuchten werde. Habe auf dich selbst, und auf dein Lehramt Acht. Folge diesen Vorschriften, denn so du dies thuest, wirst du dich selbst und deine Zuhörer retten.

Abhandlung.

1. Jener eigene Stand, dem wir in unseren Tagen den Namen des geistlichen Standes geben, wurde, wie der soeben gelesene Text zeigt, schon bei Entstehung der christlichen Kirche errichtet. Timotheus, an den das Sendschreiben des Apostels ergeht, war einer der ersten Mitglieder dieses Standes. Denn, was ist offenbarer, als dass er ein eigenes, erst seit der Einführung des Christenthums gestiftetes Amt verwaltet haben müsse, da wir in unserem Texte von einer Einweihung zu diesem Amte durch die Auflegung der Hände gewisser, unter dem Namen der Ältesten bezeichneter Personen sprechen hören? „Vernachlässige nicht die herrlichen Gaben, welche dir durch die Auflegung der Ältesten, gemäß der göttlichen Verheißung, mitgetheilt worden sind.“ Aus dieser und einigen anderen Stellen der heiligen Schrift entnehmen wir auch zugleich, mit welchem Namen man die Personen dieses Standes belegte. Man pflegte sie Älteste oder Priester zu nennen, man pflegte jene, denen die Aufsicht über mehrere Älteste anvertraut war, Aufseher oder Bischöfe, und solche, die ihnen zur Hilfe zugetheilt waren, Gehilfen oder Diakone zu heißen. Man pflegte zu sagen, diese Personen wären es, die dem Altare dienen, und folgerte hieraus, dass sie eben deshalb auch von dem Altare, d. h. von den Gaben der Gläubigen ernährt werden sollten. Leuchtet aus diesem letzteren Umstande, m. F., nicht deutlich ein, dass diese Personen Ämter verwaltet haben müssen, die ihnen der Geschäfte so viele auferlegten, dass sie nicht wohl im Stande waren, sich ihren Lebensunterhalt durch

eine noch nebenbei betriebene Arbeit zu verdienen? Wir können auch leicht errathen, worin das vornehmste dieser Geschäfte, oder doch dasjenige, welches der meisten Zeit bedurfte, bestanden sein mag. „Beharre," schreibt der Apostel an den Aufseher der Gemeine zu Ephesus, „beharre, bis ich zurückkomme, in dem Geschäfte des Vorlesens aus den heiligen Schriften, in dem Geschäfte des Unterrichtes, und der Ermahnung. Habe auf dich selbst — schreibt er weiter — und auf dein Lehramt acht, denn so du dieses thuest, wirst du dich selbst und deine Zuhörer retten."

1. Das Geschäft des Unterrichtes und der Ermahnung, das Amt des Lehrers stellt sich uns hier als das Hauptgeschäft einer Person vom geistlichen Stande dar. So ist es auch wirklich; denn wenn wir erwägen, dass die Apostel selbst zu diesem Stande gehörten, ja dass sie eigentlich die wichtigsten und die vornehmsten Personen waren, die es nur je in diesem Stande gegeben, und dass alle übrigen Glieder desselben im Grunde nur der Apostel Stellvertreter und Nachfolger werden sollten: so wird uns deutlich, dass die erste und ersprießlichste Bestimmung dieses Standes der Unterricht sei. Zum Unterrichten, zur Ausbreitung seiner religiösen Begriffe über den ganzen Erdkreis erwählte Jesus die Apostel. „Ich habe euch auserwählt," sprach er, „auf dass ihr meine Zeugen seid bis an die Grenzen der Erde. Gehet und verkündiget unter allen Völkern, was ich euch beigebracht habe." Der Unterricht also, nämlich der Unterricht im Christenthume ist die ursprüngliche Bestimmung des geistlichen Standes; seine Mitglieder sollen für die Ausbreitung und Vervollkommnung des christlichen Lehrbegriffes sorgen, sie sollen die Lehrer der Religion sein. Aber es würde sehr wenig nützen, m. F., wenn diese Bestimmung nur im allgemeinen ausgesprochen, aber nicht zugleich die Art und Weise, wie sie erfüllt werden müsse, angezeigt worden wäre. Auch dieses ist, wenigstens in unserer Kirche, so vollständig, als man nur wünschen kann, geschehen. Der geistliche Stand, heißt es in unserer Kirche, soll, sofern es äußere Umstände erlauben, seinen Unterricht auf alle Classen der Menschen, auf reiche und arme, gelehrte und ungelehrte Personen, von diesem und jenem Geschlechte, Christen und Nichtchristen, auf alle Menschen ohne Unterschied ausdehnen. Der geistliche Stand soll, wenn es möglich ist, seine Unterweisungen beim zarten Kinde schon anfangen, und durch alle Lebensalter des Menschen fortsetzen. Er soll seinen Unterricht theils an festgesetzten Orten und Zeiten, theils bei gelegenheitlichen Veranlassungen, und in den Gesprächen des geselligen Lebens ertheilen. Er soll nicht stehen bleiben bloß bei Entwickelung der allgemeinen Lehren und Vor-

schriften des Christenthums, sondern auch ihre Anwendung auf besondere Fälle zeigen, und so jeden einzelnen, der es bedarf, belehren, was er in seiner Lage zu thun oder nicht zu thun habe. Der geistliche Stand soll nicht nur mündlich, sondern auch durch Schriften von der verschiedensten Art nach der Fassungskraft und dem Geschmacke der Menschen unterrichten. Er soll sich bemühen, an einem Orte die Lehren des Christenthums in ein vollständiges Ganze zu bringen, ihre Gründe nachzuweisen, und aus ihrem Vortrage eine Art von Wissenschaft zu bilden; am anderen Orte wieder soll er sie nur theilweise und auf eine solche Weise vortragen, dass auch der Ungeübteste sie begreifen, und ihre Vortrefflichkeit einleuchtend finden muss. Der geistliche Stand soll nicht nur die Lehren, die ihm seine Vorfahren überliefert, getreulich aufbewahren, sondern, sowie die Fortschritte der Zeit neue Bestimmungen erlauben, soll er auch diese hinzufügen, auf dass sich der Lehrer des Christenthums eines Wachsthumes in der Vollkommenheit erfreue. Er soll die Ansichten, worüber sich alle vereinigen können, als eine von Gott selbst beglaubigte Ansicht ergreifen und rechtfertigen.

2. Der geistliche Stand soll endlich lehren, nicht bloß durch Worte, sondern auch durch die That, durch seinen eigenen Wandel; er soll das Vorbild der Nachahmung für alle übrigen Christen werden. Dies, m. F., ist eine so alte Pflicht dieses Standes, dass wir ihrer schon in unserem Texte ausdrücklich erwähnt finden. „Betrage dich so, dass, so jung du auch bist, doch niemand dich geringschätzen könne, dass du im Gegentheil ein Vorbild für alle Gläubigen werdest, in deiner Lebensweise, in der Vollkommenheit deines Glaubens, der Liebe und der Herzensreinigkeit." — Und der Apostelfürst Petrus schreibt (I. Petr. 5, 1—2.): „Die Ältesten unter euch ermahne ich, der ich auch Ältester bin: Weidet die Herde, die euch Gott anvertraut hat, nicht durch Befehle sowohl, als durch das eigene Beispiel!" Doch, wie hätte auch diese Pflicht vergessen werden können, da sie unser Herr selbst seinen Aposteln schon so nachdrücklich eingeschärft hatte! „Ihr seid das Salz der Erde; ihr seid das Licht der Welt. Euer Licht soll vor den Menschen leuchten, auf dass sie sehen euere guten Werke, und den himmlischen Vater preisen." Auf die Erfüllung dieser Pflicht haben die Vorsteher unserer Kirche zu allen Zeiten gedrungen, sie haben die Nothwendigkeit einer Auszeichnung des geistlichen Standes so lebhaft gefühlt, dass sie, verzweifelnd an der Ausgiebigkeit anderer Mittel, zu dem Gebote der Ehelosigkeit ihre Zuflucht nahmen, um diesem Stande einen

recht in die Augen fallenden Vorzug vor allen übrigen zu geben. Und in der That, m. F., wie man auch über die Zweckmäßigkeit dieses Gebotes denke, so muss man doch gestehen, dass es ein taugliches Mittel sei, die Genossen des geistlichen Standes stets an die Wahrheit zu erinnern, dass sie einer mehr als gemeinen Tugend und Vollkommenheit sich zu bestreben schuldig sind.

3. Eine andere Bestimmung dieses heiligen Standes nicht minder als die bisher betrachteten ist es, den öffentlichen Gottesdienst zu leiten. Auch unter uns Christen soll nämlich, wenn anders die weltliche Obrigkeit es uns gestatten will, eine öffentliche Verehrung Gottes bestehen; den Ort und die Zeit dieser Zusammenkünfte, und was in denselben zu geschehen oder nicht zu geschehen habe, das soll der geistliche Stand bestimmen. So hielt man es schon zu den Apostelzeiten. Schon damals waren Versammlungen zum Zwecke der Gottesverehrung, besonders am ersten Tage der Woche, als am Gedächtnistage der glorreichen Auferstehung unseres Herrn, gewöhnlich. Sie selbst, die heiligen Apostel, oder in ihrer Abwesenheit doch immer Personen des geistlichen Standes waren es, die hier die Leitung der Geschäfte übernahmen, hier als Gesetzgeber galten, und denen die übrige Menge sich fügte. Dies alles ersehen wir aus jenen Aufträgen, die der Apostel unserem Timotheus ertheilt. „Vor allem wünsche ich," schreibt er, „dass in den gottesdienstlichen Versammlungen Gebete und Fürbitten für alle Menschen angestellt werden. Mein Wille ist ferner, dass nur Männer vorbeten sollen; Weiber hingegen sollten bloß stille Zuhörerinnen machen." — Hätte Timotheus als Aufseher seiner Gemeine nicht das Recht gehabt, Anordnungen in Hinsicht des Gottesdienstes zu treffen: wie hätte sich Paulus hierwegen bloß an ihn wenden können?

4. Mit diesem Rechte hängt aber auch schon die Macht der Ausspendung der christlichen Heilsmittel sehr nahe zusammen. Auch diese Macht ist also, und zwar mit einigen nur geringen Ausnahmen, von denen man bloß im Falle der Noth Gebrauch machen soll, dem geistlichen Stande ausschließend eingeräumt worden. Nur er soll das Recht, aber auch die Pflicht besitzen, jene geheimnisvollen Quellen der Gnade zu öffnen, aus denen sich Heil und Segen in nie versiegender Fülle über die gesammte Christenheit ergießt. Wollen wir einen Beweis, dass diese wunderbare Gewalt schon in den ältesten Zeiten nur dem Stande der Geistlichen anvertraut worden sei? In unserem Texte haben wir ihn bereits gelesen; denn nur die Hände der Ältesten sind es, von deren

Auflegung der Apostel jene herrlichen Gaben, die seinem geliebten Timotheus mitgetheilt waren, herleitet.

5. Ist es zu wundern, wenn zu so viel Rechten endlich auch noch das Recht hinzugefügt wurde, Gesetze zu geben in allen solchen Dingen, in denen die weltliche Obrigkeit es gestattet? Schon die Apostel, finden wir, haben dies Recht der Gesetzgebung geübt. Sie haben befohlen, dass man die Witwen und Waisen auf öffentliche Kosten verpflege; sie haben befohlen, dass christliche Bürger ihre Streitigkeiten nicht vor den weltlichen Richterstuhl bringen, sondern durch ihre geistlichen Vorsteher sollen entscheiden lassen. Wahr ist es freilich, dass in jenen christlichen Gemeinden, die sich vor etwa dreihundert Jahren von unserer Kirche losgerissen haben, der geistliche Stand völlig Verzicht geleistet hat auf jedes Recht eigener Gesetzgebung: in der katholischen Kirche aber ist dieses niemals geschehen; in unserer Kirche hat man von jeher diese Macht nicht nur geübt, sondern auch dann noch, als es den weltlichen Obrigkeiten gefiel, sie beinahe ganz zu vernichten, mit Würde erklärt, dass man nichts Unrechtmäßiges vorhin gethan zu haben glaube.

II. Dies also, m. Fr., dies wären die Pflichten und Rechte des geistlichen Standes, dies seine Bestimmung in unserer Kirche. Untersuchen wir nun in der gedrängtesten Kürze, ob auch ein solcher Stand wirklich nothwendig sei, und ob er zweckmäßige Einrichtung habe.

1. Einleuchtend ist es, dass sich die christliche Religion nicht erhalten könnte, wenn niemand die Pflicht hätte, für den Unterricht in ihr zu sorgen. Nun ist es zwar bekannt, dass die katholische Kirche von jedem ihrer Mitbürger verlangt, dass er bei guter Gelegenheit zur Verbreitung der christlichen Wahrheit auch das seinige beitrage; aber wie wenig dies ausgeben würde, wenn es nicht einen eigenen Stand der Lehrer unter uns gäbe: das können wir am besten daraus entnehmen, wenn wir erwägen, wie unvollkommen die Kenntnis des Christenthums bei der gemeinen Menschenmenge selbst jetzt ist, da wir doch eigene Lehrer dafür und zwar so viele besitzen. Was müsste erst der Fall sein, wenn niemand da wäre, dem es zu seinem Hauptgeschäfte gemacht ist, andere im Christenthum zu unterrichten! Für die Befriedigung der edleren Bedürfnisse des Menschen ist sicher nichts nothwendiger, als die Errichtung eines eigenen Standes der Lehrer der Religion. Aber wie trefflich ist diesem Stande die Art und Weise seiner Wirksamkeit in unserer Kirche vorgezeichnet! Sie werden gewiss, als ich dies vorhin etwas umständlicher angab, selbst gefühlt haben, dass nichts zweckmäßiger sein könnte. Nur wundern also, nur wundern werden Sie sich, dass man bei keinem anderen Volke als bei uns Christen allein auf solche

Vorschriften für den Stand der Lehrer verfiel; ja was noch schlimmer ist, dass man nur bei den wenigsten Völkern den Gedanken hatte, eigene Lehrer der Religion einzuführen.

2. Dass man im Christenthume verlangt, der Stand der Lehrer soll nicht bloß mit Worten, sondern auch durch die That, durch das Beispiel seines eigenen Lebenswandels lehren: diese Forderung, die bedarf wohl gleichfalls nicht gerechtfertigt zu werden. Beispiele wirken viel stärker als Worte; und man unterrichte so gründlich, als man will, wenn man durch seine Thaten dem, was der Mund gelehrt hat, widerspricht, so wird man wenig nützen, wird vielleicht gar den Verdacht, als ob dies alles nur Lug und Trug wäre, erzeugen. Nur dort, wo zum Worte die That sich gesellt, wo Lehre und Leben in schönem Einklange stehen: da wirkt der Unterricht Wunder, da schwinden alle Zweifel und Einwendungen; und der vereinigten Macht der Gründe und des Beispiels nicht länger widerstehend folgt jeder dem Pfade, auf dem der geliebte Lehrer ihm vorangeht. Keine willkürliche Forderung also, sondern eine ganz unerlässliche Bedingung zu einem tauglichen Lehrer des Christenthums ist es, dass er sich auszeichne durch einen seltenen Grad sittlicher Vollkommenheit. Und kann er dieser Bedingung nicht um so eher entsprechen, da er in seinem Stande so viele Hilfsmittel zur Vervollkommnung hat? Ist es nicht sein beständiges Geschäft, andere zur Tugend zu leiten? Wird er hiebei nicht stets an seine eigenen Schwächen erinnert? Zeigt sich nicht jede Tugend, die er anderen anempfiehlt, auch ihm selbst in einer immer liebenswürdigeren Gestalt? Hat er nicht alle Gelegenheit, das Beispiel Jesu, das Muster jeder menschlichen Vollkommenheit, immer genauer zu lernen, das herrliche Bild seines Daseins und Wirkens immer lebendiger und vollständiger bei sich auszumalen Erscheint er nicht täglich im Hause Gottes, um die Flamme der Andacht in sich und in anderen zu nähren? Spendet er nicht so viele Heiligungsmittel aus? Sollen sie ihre Kraft nur an anderen, und nicht auch an ihm beweisen?

3. Doch dieses letztere lässt uns schon einsehen, wie weise die Anordnung sei, dass unsere Lehrer der Religion auch zugleich die Leiter des Gottesdienstes und die Ausspender aller Heiligungsmittel sind. Dieses ist nämlich einmal schon für sich selbst Gewinn, weil sie hiedurch so viele Antriebe und Hilfsmittel zur Vervollkommnung erhalten, wie niemand anderer im gleichen Grade hat. Doch eben so vortheilhaft ist diese Einrichtung auch für die übrige Menge der Christen. Oder wann ließe sich hoffen, dass der öffentliche Gottesdienst erbaulicher ausfallen werde, als wenn man die Leitung desselben eben denjenigen Personen

aufträgt, die mit dem Geiste des Christenthums am vertrautesten sind? Wie sonderbar doch, dass man dies nicht schon früher eingesehen? Statt dessen finden wir bei allen nichtchristlichen Völkern das Gegentheil. Die Priester oder die Personen, die den Gottesdienst verwalteten, befassten sich insgemein mit dem Geschäfte des Lehrens und des Unterrichtes gar nicht. Daher kömmt es denn, dass der Gottesdienst, den sie eingeführt haben, meistens so unvernünftig ist, so wenig abzweckt auf die Beförderung sittlicher Gefühle und Entschließungen, dass er wohl gar oft einen sehr verderblichen Einfluss auf die Tugend und Glückseligkeit der Menschen äußert. Nur in der christlichen Kirche ist dieses nie der Fall gewesen, nur hier hat der einzige Umstand, dass man die Diener Gottes zugleich zu Lehrern der Tugend bestimmt, das eine Amt durch das andere gehoben, und vor Missbrauch gesichert. In welcher Würde erscheint uns nun jeder Gottesdienst, da er, veranstaltet durch die Lehrer der Tugend, sichtbar abzweckt auf unsere sittliche Vervollkommnung! Wie eingreifend wirkt nicht jede Ermahnung zur Tugend auf uns, da sie uns aus dem Munde desjenigen kömmt, der als ein Diener Gottes nur Gottes Willen verkündigt! Was soll ich erst sagen zu dem glücklichen Gedanken, die Lehrer der Tugend zugleich zu den Amtsdienern der Heiligungsmittel zu machen! die wunderbarste Gewalt, die einem Sterblichen nur von Gott anvertraut werden mag, in ihre Hände zu legen! Wie ehrwürdig werden uns hiedurch nicht diese Lehrer! Und wie kann besser als hiedurch verhütet werden dass sich der Aberglaube nie einfallen lasse, die Gnade Gottes auf eine andere Art, als durch wahre Sinnesveränderung und Tugend zu gewinnen!

4. Hieraus ergibt sich endlich auch, dass es sehr zweckmäßig gewesen sei, dem geistlichen Stande das vorhin beschriebene Recht der Gesetzgebung zu verleihen. Denn, wenn er anders das ist, was er sein soll, dieser Stand, so ist kein anderer so sehr geeignet dazu, vernünftige und dem Geiste Jesu entsprechende Gesetze anzugeben; und kein anderer kann so sicher hoffen, dass wir ihm gehorchen werden. Denn von wem anders sollen wir Gesetze erwarten, die recht vernünftig und ganz entsprechend dem Geiste Jesu sein werden, als von denjenigen Personen, welche die Lehren und die Grundsätze am besten inne haben? Wer kann sich Hoffnung machen, dass wir ihm williger gehorchen werden, als die Personen, die uns in so vieler anderen Rücksicht so ehrwürdig sind; die so viel Kenntnisse gerade in demjenigen Gebiete des menschlichen Wissens besitzen, wo Irren so schädlich ist; die sich durch die bewährteste Rechtschaffenheit und Tugend auszeichnen; die auf alles, was diese Erde sinnlichen Menschen Erfreuliches darbieten kann, Verzicht geleistet haben

und daher jeden Verdacht einer eigennützigen Absicht bei ihren Räthen und Anordnungen entfernen? Wie sollten wir diesen Personen, denen wir das Heil unserer Seele anvertrauen, und die Gott selbst zu den Ausspendern seiner Gnade erhoben, nicht gerne auch in unseren irdischen Angelegenheiten folgen, sobald wir uns erst überzeugt, dass sie würdige Mitglieder ihres Standes sind?

III. Und so gestehen Sie denn, m. F., gestehen Sie mir, dass die Einrichtung, die unsere Kirche dem Stande der Geistlichen gegeben, eine sehr zweckmäßige Einrichtung sei; gestehen Sie es mit aller Unparteilichkeit und ohne Rücksicht darauf, ob Sie zu diesem Stande einst selbst zu gelangen hoffen oder nicht: dass es ein sehr gemeinnütziger und nothwendiger Stand in der Gesellschaft sei, der es im vollsten Maße verdient, dass wir ihn achten und verehren.

Die Pflicht dieser Achtung leuchtet uns ein, wir mögen die Wichtigkeit des Standes an sich, oder dasjenige, was für uns selbst ersprießlich ist, oder die Vortheile unserer Mitmenschen ins Auge fassen.

1. Wenn wir den Stand, wie er an sich ist, betrachten, so finden wir alles, was Achtung einflößen kann, in ihm vereinigt. Denn um ein würdiges Mitglied des geistlichen Standes zu sein, wie viele Kenntnisse und wie viele Tugenden muss man besitzen! Wie viel Verleugnug seiner selbst gehört nur dazu, um den Entschluss zu fassen, in einen Stand zu treten, der seinen Mitgliedern so schwere Pflichten auflegt; der die Befriedigung eines der stärksten sinnlichen Triebe verbietet; der es verlangt, den Kranken und Sterbenden auch mit der größten Gefahr des eigenen Lebens die geistliche Hilfe zu leisten; der jenes einzige Lebensverhältnis ist, das einmal angeknüpft nur von der kalten Hand des Todes wieder gelöst werden kann! — Wenden Sie mir nicht ein, m. F., dass es nur wenige Mitglieder dieses Standes gibt, die seiner würdig sind. Dies kann wohl unsere Verachtung des Unwürdigen entschuldigen, aber nicht die Achtung vermindern, die wir dem Stande selbst und seinen würdigeren Mitgliedern schuldig sind.

2. Wir schaden uns selbst, wenn wir auf diesen Unterschied vergessen, wenn wir die würdigen Glieder des geistlichen Standes von den unwürdigen nicht gehörig unterscheiden, und nicht für sie alle Achtung empfinden, die sie verdienen. Wir schaden uns selbst durch diese Ungerechtigkeit, weil sie uns hindern wird, von unserer Verbindung mit dem geistlichen Stande alle die Vortheile zu ziehen, die wir ziehen könnten und sollten. Denn, werden wir wohl, wenn wir geringschätzig vom ganzen Stande denken, auf den lehrreichen Unterricht merken, den vielleicht mancher einzelne hie und da ertheilt? Werden wir fleißig

erscheinen selbst in den Vorträgen derer, die manche billige Forderung unerfüllt lassen? Werden wir glauben, dass auch ihre Worte vermögend sind, uns auf manchen heilsamen Gedanken zu bringen? Werden wir völlig so oft, als es die Kirche wünscht, und als es uns zuträglich wäre, unsere Zuflucht nehmen zu einem Seelenfreunde, den wir ein jeder aus uns aus dem Stande der Priester erwählt haben sollen? Werden wir uns ihm nähern ganz in der gehörigen Gemüthsstimmung, und mit den Gefühlen, die sich für diese heilige Handlung geziemen, wenn uns der Stand der Geistlichen überhaupt verhasst ist?

3. Wie nothwendig also ist es, um unseres eigenen Heils wegen, dass wir nie die gehörige Achtung für den geistlichen Stand verlieren! Wie nothwendig endlich ist es nicht um des Beispiels wegen, dass wir nicht nur im Herzen Achtung für diesen Stand tragen, sondern diese auch äußerlich zu erkennen geben, dass wir den geistlichen Stand durch Worte und That ehren! Denn für die große Menge der Menschen ist dieser Stand ja nur der einzige, von dem sie Unterricht erhalten kann. Von ihren Geistlichen, oder sonst nirgends her kann sie es lernen, was die Bestimmung des Menschen auf Erden sei, worin seine Pflichten und Obliegenheiten bestehen, auf welchem Wege er sein Glück und Heil finden oder nicht finden könne. Durch ihre Geistliche, oder sonst durch niemanden kann sie zu allem Guten angeleitet, von allen Thorheiten und Ausschweifungen zurückgehalten werden. Raubt ihr das Zutrauen zu ihren Geistlichen, — und es sind keine Zügel zu ihrer Beherrschung mehr übrig! — Und so versündigt sich also jeder, der dem geistlichen Stande die ihm gebührende Achtung schmälert, an seinen Mitbürgern, am Wohle der Menschheit! — Möge dies niemals von jemand aus unserer Mitte geschehen! Möge im Gegentheil jeder aus Ihnen das seinige thun, um diese nützliche Achtung des geistlichen Standes zu erhalten und zu erhöhen! Mögen dies jene thun, die selbst nie gesonnen sind, in diesen Stand zu treten! Mögen sie immer mit der gehörigen Achtung von diesem Stande sprechen, und die Mitglieder desselben mit verdienter Rücksicht behandeln! Mögen noch mehr diejenigen, die nach der unendlichen Barmherzigkeit Gottes berufen sind, einst selbst in diesen Stand zu gelangen, alles für seine Verherrlichung thun, indem sie so heilig leben, wie es für diesen heiligen Stand geziemt! Amen.

XII.

Gegen das Vorurtheil, dass der Geistliche nicht ausgezeichnete Geistes- und Herzensgaben brauche.

(Am 2. Sonntage nach der Erscheinung 1819.)

Eingang.

Von jeher, m. Fr., sah ich es an als eine der heiligsten Pflichten, die mir mein Lehramt auflegt, Sie auf die hohe Wichtigkeit der Stände, für welche Sie sich eben jetzt vorbereiten, und auf die Eigenschaften, die jedes würdige Mitglied derselben besitzen muss, von Zeit zu Zeit aufmerksam zu machen. Nie ließ ich ein Jahr, nie auch nur eine von jenen beiden Hälften, in die es an unseren Lehranstalten zerfällt, vorüberstreichen, ohne über diesen Gegenstand etwas Ausführliches zu sagen. Konnte ich nicht immer die Stunden dieser gottesdienstlichen Versammlungen zu diesem Zwecke benützen: so ergriff ich bald einen von jenen anderen Anlässen, die mir die tägliche Pflicht des öffentlichen Lehrvortrages darbot. — Meine älteren Freunde aus Ihrer Mitte werden die Richtigkeit dessen, was ich hier sage, bezeugen können; werden noch überdies wissen, dass meine Ansichten über diesen Gegenstand würdiger als die gewöhnlichen sind; dass ich die Wichtigkeit der Stände, zu denen Sie einst zu gelangen wünschen, höher erhebe, als man insgemein thut; dass ich zwar wohl nichts Unmögliches, aber doch sicher mehr von den Mitgliedern dieser Stände, ja von den bloßen Bewerbern um sie fordere, als es im wirklichen Leben geschieht. Sie werden mir zugestehen müssen, dass ich von dieser Sache immer mit Wärme und auf eine solche Art gesprochen habe, dass man wohl hätte erwarten mögen, die Wahrheit, von der ich selbst überzeugt bin, werde auch bei anderen Eingang finden. Nichts desto weniger, m. Fr., muss ich die traurige Erfahrung machen, dass dieses nicht geschehen sei, dass es Jünglinge gibt, die mir den Namen ihres Lehrers geben, und doch keine Ahnung von den besseren Begriffen haben, deren Verbreitung ich mir seit so vielen Jahren angelegen sein lasse. Erfahren muss ich, dass wirklich nicht wenige meiner Zuhörer den Wert

und die Wichtigkeit der höheren Stände verkennen, daſs sie noch immer nicht glauben an die so oft von mir erwiesene Nothwendigkeit einer mehr als gewöhnlichen Geisteskraft und Tugend bei allen, die sich in jene Stände nicht als unwürdige eindrängen wollen. Erfahren muſs ich, daſs auch so mancher meiner Schüler miteinstimmt in das zwar sehr gemeine, aber äußerst verderbliche Vorurtheil, als ob gerade der geistliche Stand, gerade derjenige Stand, der aus allen höheren bei weitem der wichtigste ist, die geringsten Ansprüche auf etwas Vorzügliches zu machen berechtigt wäre. Jünglinge, die ganz verwahrlost sind; die es selbst fühlen, daſs sie zu jedem anderen höheren Stande unwürdig sind; die es nicht einmal wagen würden, sich um eines derjenigen Ämter zu bewerben, zu denen die Rechtswissenschaft oder Arzneikunde den Weg bahnt: tragen nicht das geringste Bedenken, die Aufnahme in den geistlichen Stand zu verlangen; sie thun dies mit so vieler Zuversicht, daſs sie selbst gegen diejenigen Personen, von denen ihre Aufnahme abhängt, geradezu gestehen, daſs sie, wenn auch zu keinem anderen, doch zu dem Stande der Geistlichen gut genug zu sein glaubten. — Wenn ich so eitel wäre, m. Fr., mir eine Wirksamkeit, die ich nicht habe, zuzuschreiben: Erfahrungen von solcher Art müſsten die Augen mir öffnen, und mich erkennen lassen, wie äußerst wenig, um nicht zu sagen, wie nichts es sei, was ich bisher unter der Jugend ausgerichtet habe! — Doch dieses alles soll mich, so lange ich das Amt eines Lehrers noch zu verwalten habe, nicht lässiger in meiner Pflichterfüllung machen, vielmehr will ich gleich heute wiederholt versuchen, das verderbliche Vorurtheil, dessen ich vorhin erwähnte, zu bekämpfen. Ich will mich bemühen zu zeigen, wie grundlos und nichtig das Vorurtheil sei, daſs für den geistlichen Stand nicht so viele Vorzüge des Geistes und des Herzens, als für so manche anderen Stände des Lebens erforderlich wären. — Der Text, den ich jetzt vorlesen werde, soll uns bemerklich machen, welche hohen Forderungen schon jener älteste Gesetzgeber, dessen Verordnungen bis auf uns gekommen sind, an den Stand der Geistlichen machte. III. Mos. 21, 1—23.

> Jehova sprach zu Mosen: Sage den Priestern, den Söhnen Aarons, daſs sich niemand aus ihnen durch die Berührung eines Leichnams verunreinigen solle. Unbefleckt sollen sie sich erhalten, denn sie sind Vorgesetzte ihres Volkes. Sie sollen weder ihr Haupthaar noch die Haare ihres Barts verschneiden, wie Götzendiener, denn sie sind Gott geweiht, und sollen Gottes Namen nicht entehren. Sie opfern die Opfer Jehovas, und speisen vom Brande Gottes. Sie sollen heilig sein. — Eine entehrte Person, eine von ihrem Manne

verstoßene Frau sollen sie nicht zu ihrer Gattin nehmen, denn sie sind heilig, und auch ihr sollt sie für heilig halten, denn ich Jehova habe sie erkoren. — Jehova sprach ferner zu Mosen: Sage dem Aaron, dass niemand aus seinen Nachkommen bis in die spätesten Zeiten das Brod Jehovas zu opfern wage, wenn er mit irgend einem Gebrechen behaftet ist, auf dass er vielleicht nicht das, was ich geheiligt wissen will, verunehre.

Abhandlung.

Kein neuer Gedanke, m. F., sondern eine bereits oft wiederholte und oft angestellte Vergleichung ist es, wenn ich die Vollkommenheit, die schon der alte Bund von seinen Priestern gefordert hatte, benütze, um zu zeigen, welch eine noch viel größere Vollkommenheit Personen des geistlichen Standes in unserer jetzigen Zeit und in der katholischen Kirche nothwendig haben. Denn, ist es vielleicht nicht wahr, dass die Geschäfte, die Gott den Priestern des neuen Bundes vertraut hat, von einer unendlich größeren Wichtigkeit sind, als es diejenigen waren, welche die Priester des alten Bundes zu verrichten hatten? Ist es nicht wahr, dass dieser alte Bund überhaupt nur ein mattes Vorbild von demjenigen war, was durch die Einführung des neuen geleistet werden sollte; dass man im alten Bunde nur die Verheißung der herrlichen Güter hatte, deren sich der neue in voller Wirklichkeit erfreut? Waren die Opfer, die von den Priestern des alten Bundes Gott dargebracht wurden, mehr als gemeine Speise? Unser katholische Glaube dagegen, lehrt er uns nicht, dass sich auf unseren Altären der wahre lebendige Gott in den Händen unserer Priester befinde? — Gleichwohl, welch einen hohen Wert legte Moses auf das Recht der Opferung schon in dem alten Bunde? „Sie opfern," spricht er von den Priestern seiner Zeit, „sie opfern die Opfer Jehovas, und speisen vom Brande Gottes; sie sollen heilig sein!" Was, m. F., würde der fromme Mann erst von den Priestern unserer Zeit verlangen, wenn er jetzt wieder unter uns auftreten sollte? Niemand, verordnete er, niemand von Aarons Nachkommen bis in die spätesten Zeiten wage das Brod Jehovas zu opfern, wenn er mit irgend einem Gebrechen behaftet ist, auf dass er nicht etwa das, was Gott geheiligt wissen will, verunehre! Wenn Moses es schon damals für ein Verbrechen ansah, das zu verunehren, was Gott geheiligt wissen wollte: um wie viel größer würde er nicht das Verbrechen finden, wenn wir die Heiligthümer, die uns in unserer Zeit anvertraut sind, entweihen? Und wenn er aus Besorgnis einer solchen Verunehrung be-

fahl, dass man von dem Amte des Opfers einen jeden ausschließe, den nur irgend ein Gebrechen des Leibes entstellt: um wie viel mehr müssen Gebrechen der Seele nicht von dem unendlich heiligeren Geschäfte, das der Priester unserer Zeit zu verrichten hat, ausschließen und zur Folge haben, dass er zu ihrer Verrichtung bald durchaus unfähig, bald doch ganz unwürdig wird? — Wie würde Moses erstaunen, ja wie entrüsten würde sich der Mann Gottes, wenn er, in unseren Tagen lebend, das Wort vernähme, dass für den Stand der Priester weniger Vorzüge des Geistes oder des Herzens nöthig wären, als für die übrigen Stände! Würde er diese Behauptung nicht für eine Gotteslästerung erklären? — Das ist sie auch, m. F., oder wenn wir recht glimpflich sein und nicht für Bosheit ausgeben wollen, was vielleicht doch aus bloßem Unverstande herrührt: eine Behauptung ist es, die durchaus falsch und verkehrt ist, und das gerade Gegentheil von dem, was der Wahrheit gemäß ist, aussagt. Dieses wird hoffentlich jeder, der nur der besseren Erkenntnis nicht absichtlich widerstrebt, aus dem wenigen, was ich jetzt sagen will, mit Überzeugung anerkennen. Erinnern wir uns nämlich jetzt nur an das, was ich in unserer neulichen Versammlung über die Bestimmung des geistlichen Standes, und über die Achtung, die er verdient, gesagt und nachgewiesen habe: so wird uns alsbald einleuchten, dass es für keinen Stand nöthiger sei, als für den geistlichen, dafür zu sorgen, dass nur lauter solche Personen in ihn aufgenommen werden, die mit den ausgezeichnetsten Kräften des Geistes auch die entschiedenste Güte des Herzens verbinden.

1. Der geistliche Stand, so habe ich es neulich erwiesen, ist seiner ursprünglichen Bestimmung nach in der christlichen Kirche der Stand der Lehrer, nämlich der Lehrer der Religion. Wie viele Geisteskräfte, und wie viele Kenntnisse müssen die Glieder desselben besitzen, sollen sie dieser Bestimmung nach Würde entsprechen! Ich will nicht sagen, dass Lehren ein Geschäft sei, das seiner Natur nach schon eine Überlegenheit des Geistes von Seite dessen, der es verrichtet, über diejenigen, die seinen Unterricht annehmen sollen, voraussetzt. Es mag verschiedene Künste und Wissenschaften geben, in denen man Unterricht zu ertheilen fähig ist, ohne diejenigen, die man belehrt, an Geisteskraft übertreffen zu müssen. Nur in dem Fache, worin der Geistliche vornehmlich Unterricht zu geben hat, in der Lehre von den Pflichten des Menschen ist es, so däucht mir, anders. Über die Pflichten, die dem Menschen obliegen,

wird man kaum etwas Neues, etwas, das ihm vorher wirklich noch unbekannt war, etwas, das in der That lehrreich für einen anderen ist, vorzubringen vermögen, wenn man nicht wirklich mehr Geist und Urtheilskraft, als er, besitzt. Nicht glückliches Gedächtnis, nicht eine lebhafte Einbildungskraft, auch nicht Belesenheit allein wird uns in Stand setzen: jeden Zweifel, den die Leidenschaft der Menschen gegen entschiedene Pflichten und Obliegenheiten oft mit sehr vielem Scharfsinne ausdenkt, gründlich zu widerlegen; jedem, der besser werden will, die Mittel und Wege dazu an die Hand zu geben; in allen verwickelten Fällen vernünftig zu rathen, und mit Bestimmtheit zu sagen, was hier zu thun oder nicht zu thun sei. Ohne in dem Besitze einer mehr als gemeinen Urtheilskraft zu sein, werden wir dies alles gewiss nicht zu leisten vermögen. Und wenn wir dies nicht leisten, wenn man vergeblich um Rath und Belehrung zu uns kommt, wenn wir in unseren Vorträgen sogar nichts Neues sagen, und selbst dem Alten, das wir vorbringen, nicht eine neue Seite abzugewinnen wissen: ist es zu wundern, wenn sich die Menschen da je länger je mehr von der Pflicht der Anhörung unseres Unterrichtes lossagen? — Ich schweige davon, wie viele Geisteskraft es erfordert, die höheren Lehren, die so oft gemisshandelten Geheimnislehren unseres Glaubens in ihr gehöriges Licht zu setzen, die Trugschlüsse, mit denen man sie schon durch Jahrtausende hindurch bekämpft, in ihrer Nichtigkeit zu zeigen, ihre Vernunftmäßigkeit, und ihren sittlichen Nutzen auf eine Weise darzustellen, die gleich einleuchtend wäre wie für Gelehrte, so für Ungelehrte. — Der geistliche Stand soll ferner nicht bloß lehren, er soll — durch seine vornehmeren Glieder — auch das Amt der Gesetzgebung verwalten in allen solchen Stücken, in denen die weltlichen Obrigkeiten es gestatten wollen. Wie viele Klugheit, und wie viel Umsicht gehört nicht abermals hiezu, m. F.: um zu beurtheilen, welche Gesetze und Anordnungen für jedes Zeitalter und bei jedem Volke der Erde die ersprießlichsten für das Heil der Kirche wären; um Satzungen, die ein graues Alterthum geheiligt hat, nicht ohne Noth aufzuheben, und auch nicht stehen zu lassen, wenn sie ganz zweckwidrig geworden sind. Um solche Abänderungen zu erdenken, durch deren Einführung die früher bestandene Vorschrift nicht eines Fehlers beschuldigt wird, und doch die Forderungen einer jetzt aufgeklärten Vernunft befriedigt werden, und weder zu viel noch zu wenig zu thun, um von der einen Seite nicht durch Verordnungen, welche die weltliche Obrigkeit für unkräftig erklärt, das Ansehen der Kirche nur dem Spotte preiszugeben, und von der anderen Seite nicht aus bloßer Menschenfurcht etwas Böses

zuzulassen, das man durch Widerspruch vielleicht hätte verhindern können; um bei so vielen Rücksichten, die man hier nehmen muss, immer das Rechte zu treffen, nie einen Fehlgriff zu thun, nie in die Nothwendigkeit zu gerathen, das wieder zurückzunehmen, was man erst kürzlich festgesetzt hatte; um eine gesetzgebende Gewalt, die sich auf keine sinnlichen Zwangsmittel, sondern auf bloße Hochachtung gründet, immer ungeschwächt zu erhalten: dazu wird wahrlich viel, sehr viel Urtheilskraft erfordert; das werden nur Menschen vermögen, die zu den weisesten ihrer Zeit gehören! Nur die Bestimmung des geistlichen Standes braucht man zu überlegen, um einzusehen, dass man zu Mitgliedern in diesem Stande nur lauter solche Menschen aufnehmen solle, die sich durch ihre Urtheilskraft auf das Vortheilhafteste vor anderen auszeichnen.

2. Aber auch ebenso durch die Vortrefflichkeit ihres Herzens und ihrer sittlichen Vollkommenheit. Denn die Bestimmung des geistlichen Standes ist, wie wir neulich sahen, nicht bloß durch Worte, sondern auch durch That zu lehren; seine Mitglieder sollen das Muster der Nachahmung für die gesammte übrige Christenheit sein. Wie wichtig und nothwendig dies sei, werde ich heute nicht wiederholen. Genug, es ist Christi Gebot, es ist das Gebot der Vernunft, die uns sagt, dass ein Lehrer, der nicht selbst lebt, wie er lehrt, nichts ausrichten könne; es ist auch allgemein unter dem Volke bekannt. Wenn also Personen des geistlichen Standes gewisse sittliche Fehler begehen, so sieht die große Menschenmenge hierin eine Art stillschweigender Erlaubnis, auch so zu handeln. Wie daher nichts erbaulicher einwirkt auf die gesammte Gemeine, als der mustervolle Wandel, den ihre Geistlichen führen; so ist im Gegentheile auch nichts verderblicher als der Anblick eines Geistlichen, der voll sittlicher Gebrechen ist. Nein, m. F., wer immer in diesen Stand treten, und nicht anderen zum Ärgernis sein will, der muss — ich sage nicht vollkommen sein, aber — sich frei wissen von jedem gröberen Gebrechen; an ihm muss man nicht herrschende Fehler, nicht Fehler, deren Verbesserung er sich nicht eifrig angelegen sein ließe, wahrnehmen; wohl muss man dagegen an ihm verschiedene Tugenden, ein zartes Gewissen, eine echte ungeheuchelte Andacht und Frömmigkeit, ein festes unerschütterliches Vertrauen auf Gott und seine Führungen, Liebe zu Jesu, ein zartes Mitgefühl und leichte Empfänglichkeit für alle sanfteren, edleren Gefühle, eine herzliche Liebe zur ganzen Menschheit, und noch viel andere

Tugenden muſs man an ihm bemerken können. Dies alles iſt um ſo nothwendiger, m. F., da der katholiſche Geiſtliche zugleich auch der Leiter des öffentlichen Gottesdienſtes, und der Ausſpender aller chriſtlichen Heilsmittel ſein ſoll. Er ſoll bei jeder gottesdienſtlichen Verſammlung derjenige ſein, der die Gebete aller vor dem Throne des Allmächtigen darbringt. Er ſoll es ſein, der die Perſon Jeſu Chriſti hier vorſtellt — er, der vielleicht täglich es verrichten ſoll, das allerheiligſte, das ſegensreichſte ſowohl als auch das fruchtbarſte der Opfer, das je von menſchlichen Händen dargebracht werden kann. Er ſoll den Leib des Herrn nicht nur an andere ſpenden, ſondern auch ſelbſt genießen, genießen den Leib, von dem der Apoſtel ſchreibt (I. Kor. 11, 29., timendum sacrificium): daſs, wer ihn unwürdig genießt, der eſſe ſich ſelbſt das Gericht! Ergreift Sie nicht Entſetzen, m. F., Entſetzen bei dem Gedanken eines Prieſters, der zum Altare des Herrn hinzutritt, während ſein Gewiſſen ihm Fehler, die mehr als unvermeidliche menſchliche Schwachheiten ſind, vorwirft? Welcher auch noch ſo unvollkommene Chriſt wagt es, den Herrn der Heerſcharen in ſein Innerſtes aufzunehmen, bevor er nicht ſein Gewiſſen von jedem auch dem geringſten Flecken gereinigt? Wer wendet nicht alle erdenkliche Sorgfalt an, um ſich wenigſtens an dem Tage, da ihm dies Heil widerfahren, von jedem Fehltritte frei zu erhalten? Schließen Sie denn hieraus, mit welcher Aufmerkſamkeit auf ſich ſelbſt, wie ſchuldlos und tugendhaft ein Prieſter leben müſſe, der alle Tage das heilige Abendmahl feiert, und den das Betragen des Geringſten aus ſeiner Gemeine beſchämen und verurtheilen ſoll!

3. Bedarf es nun wohl, nachdem uns die bloße Beſtimmung des geiſtlichen Standes ſchon ſo entſcheidende Gründe zur Widerlegung des Irrthums, den wir beſtritten, darbeut: bedarf es noch, daſs wir erwägen, was auch jene Achtung, die dem geiſtlichen Stande gebührt, verlange? — Wir überzeugten uns, wie ich hoffe, ſchon neulich, es ſei zum Beſten der Menſchheit nothwendig, daſs der Stand der Geiſtlichen geehrt und hochgeſchätzt werde. Er kann nur dann den Nutzen, zu dem er eigentlich beſtimmt iſt, ſtiften, wenn er von allen Claſſen des Volkes geehrt und hochgeſchätzt wird. Was alſo noch immer nothwendig iſt, um dem geiſtlichen Stande Ehre und Achtung zu verſchaffen, das muſs man thun, m. F., darüber muſs feſt gehalten werden. Hier darf ich aber mit Freuden eingeſtehen, daſs manches von dem, was Moſes zu ſeiner Zeit noch für nöthig fand, um die Achtung des Prieſterſtandes zu heben, auf der höheren Stufe der

Bildung, auf der wir jetzt stehen, entbehrlich geworden ist. Wir haben keineswegs nöthig (was Moses that), den Personen des geistlichen Standes jede Berührung eines Leichnams nur darum zu verbieten, damit sie nicht etwa in den Augen des Volkes als unreine erscheinen; denn unsere aufgeklärtere Zeit sieht solche Berührungen nicht mehr als eine Verunreinigung an. Wir haben keineswegs nöthig, mit einer so ängstlichen Genauigkeit, als Moses thun musste, die Gebrechen des Leibes aufzuzählen, die von dem Dienste des Altares ausschließen sollen; denn die höhere Stufe der Bildung, auf der sich die Menschen unserer Zeit befinden, lässt sie begreifen, dass die Gebrechen des Leibes an sich niemanden verächtlich machen. Wir haben endlich auch keineswegs nöthig, mit dem Gesetzgeber des israelitischen Volkes festzusetzen, dass nur gewisse Familien im Lande allein das Recht haben sollen, dem geistlichen Stande die nöthigen Mitglieder zu liefern; wir haben dies nicht nöthig, weil wir, dank sei es Gott, in unserer Zeit bereits begreifen, und immer völliger begreifen, dass Abstammung von diesem oder jenem Vorfahren den wahren Wert eines Menschen weder vermehren noch vermindern könne. Aber je deutlicher man dies erkennt, m. F., je weniger es also möglich ist, die gesunkene Achtung des geistlichen Standes durch irgend eine Vorkehrung, die bloß das Äußere betrifft, zu heben, um desto nothwendiger ist es, dass man nicht auf das einzige Mittel, das eine hinlängliche Wirksamkeit hat, Verzicht leiste. Es ist dies kein anderes, als darüber zu wachen, dass niemand in den geistlichen Stand aufgenommen werde, der sich nicht durch Vorzüge des Geistes und des Herzens auszeichnet. Nur diese Vorzüge sind es, die einen Maßstab für den wahren Wert des Menschen abgeben; und dieses wird auch je länger je allgemeiner unter uns anerkannt werden; es wird je länger je mehr dahin kommen, dass wir die Menschen nur nach dem Grade ihrer Tugend und nach den Geistesvorzügen, die wir an ihnen bemerken, schätzen werden. So nothwendig es also für das Beste der ganzen Menschheit ist, dass man dem geistlichen Stande Achtung, und eine bleibende, ja immer höher steigende Achtung erwerbe, so nothwendig ist es, die Regel, die ich so eben ausgesprochen habe, ausnahmslos zu befolgen. Wäre es also auch nicht der Geschäfte wegen, die von den Mitgliedern dieses Standes besorgt werden sollen, nöthig, dass man nur solche Personen aufnehme, die mit den besten Herzen auch vortreffliche Geisteskräfte verbinden; wäre es auch hie und da möglich, dass die Verrichtungen, die man

gerade dem einen oder dem anderen Gliede des geistlichen Standes zugewiesen hat, ohne ein höheres Maß der Urtheilskraft, und ohne besondere Vorzüge des Geistes in der gehörigen Vollkommenheit geleistet werden könnten: doch wäre man wegen der Ehre des Standes verpflichtet, auch hier noch keine Ausnahme zu machen, auch auf diese Posten eine Person zu stellen, von der sich hoffen läßt, daß sie durch ihre eigenen Vorzüge jederman Achtung einflößen werde.

4. Was ich hier sage, m. F., ist keine Regel, die in unserer Kirche erst neulich aufgekommen wäre; von jeher besteht dieser Grundsatz, von jeher haben die vernünftigsten Vorsteher unserer Kirche ihn mit Gewissenhaftigkeit befolgt. Und wäre es nöthig, was schon durch bloße Vernunft so klar ist, auch noch durch die Worte der Schrift und durch den allgemeinen Glauben der Kirche zu beweisen: auch hiedurch ließe sich das Vorurtheil, das wir bestritten, widerlegen. „Gehe nicht unvorsichtig um mit der Ernennung zum Priesterthume, mit der Auflegung der Hände," schreibt der Apostel Paulus an seinen bischöflichen Freund Timotheus, „gehe nicht unvorsichtig zu Werke, auf daß du dich nicht fremder Sünden schuldig machest. Wer nach dem Amte eines Aufsehers in der Gemeine verlangt," schreibt er an einem anderen Orte, „der verlangt ein wichtiges Amt. Darum soll niemand dazu gelassen werden, als nur ein Mann von unbescholtenem Wandel, ein Mann, der nüchtern, gesetzt und wohlgesittet, gastfreundlich und zum Geschäfte des Lehrers geschickt ist, ein Mensch, der nicht dem Trunke ergeben, auch nicht zankſüchtig, sondern verträglich und frei von Streitsucht und Geldgier ist: ein Mensch, der seinem Hause wohl vorzustehen weiß und gehorsame und wohlgesittete Kinder erzogen. Denn, wer seinem eigenen Hause nicht vorzustehen weiß, wie will er die Kirche Gottes regieren? Auch soll es ein Mann sein, der selbst bei den Nichtchristen im guten Rufe steht, damit er nicht den Schmähungen und Nachstellungen unserer Verleumder ausgesetzt sei. Ebenso sollen auch jene, die bloß zu Gehilfen erwählt werden, von unbescholtenem Betragen sein, und mit dem Glauben an die christliche Lehre reines Gewissen verbinden." So viel der Apostel. Erbaulich ist es, die Mühe und Sorgfalt kennen zu lernen, welche die Vorsteher der Kirche anwandten, um diesen Vorschriften, die sie auch sich gesagt zu haben glaubten, genügezuleisten. Einige Anstalten errichteten sie zur Unterweisung aller, die sich dem geistlichen

Stande dereinst zu widmen Hoffnung gaben; ja, um diese Jugend desto genauer kennen zu lernen, und zugleich auch sie von dem Umgange mit allen bösen Menschen, so viel es nur sein kann, zu entfernen, erbauten sie einige Häuser, in welche sie diese Jünglinge aufnahmen, und wie ihre eigenen Kinder verpflegten, und stets unter ihrer eigenen unmittelbaren Aufsicht erhielten. Noch nicht zufrieden damit, bestellten sie niemanden zu einem geistlichen Amte, ertheilten niemandem die Weihe geistlicher Personen, ohne zuvor die Stimme der ganzen Gemeine über ihn vernommen, ohne die ganze Gemeine feierlich aufgefordert zu haben: es möge jeder, der wider diese Personen etwas einzuwenden wüsste, hervortreten, und so ihre Aufnahme in den geistlichen Stand, weil es noch Zeit ist, verhindern. Viermal des Jahres ordneten sie für die gesammte Christenheit einige Bettage an, Gott zu erbitten, dass er ihre Wahlen segne, und den geistlichen Stand, der nur zu Seiner Verherrlichung da ist, mit würdigeren Gliedern ausstatten wolle. Das, m. Fr., das haben die Vorsteher unserer Kirche gethan; und gleichwohl kann man noch behaupten, dass der Stand der Geistlichen einer der letzten im Staate wäre, und dass Menschen, welche zu keinem anderen taugen, doch noch zu diesem gut wären? O, legen wir endlich, wenn sich ja irgend jemand in dieser Versammlung befindet, der so gedacht hat, dies thörichte Vorurtheil ab! Erkennen wir, dass die gesunde Vernunft sowohl als die göttliche Offenbarung das gerade Gegentheil verlangen! Hüten wir uns, uns um die Aufnahme in diesen Stand zu bewerben, wenn unser Bewusstsein nicht bezeugt, dass wir die nöthigen Eigenschaften haben! Hüten wir uns, auch anderen den Rath zu ertheilen, dass sie in diesem Stande ihre Zuflucht suchen möchten, wenn es sehr zweifelhaft ist, ob sie die nöthigen Eigenschaften dazu besitzen! Rathen wir vielmehr jedem, der nicht berufen scheint für diesen erhabenen Stand, rathen wir ihm vielmehr ab, und tragen wir so, was wir vermögen, bei, dass dieser heiligste der Stände, wenn auch nur wenige, doch lauter würdige Mitglieder erhalte, die ihm zur Ehre gereichen! Denn es bleibt dabei, m. Fr., dass wir das Beste der Menschheit befördern, wenn wir die Ehre dieses Standes auf eine solche Art befördern! Amen.

XIII.

Warum leistet man dem Geistlichen nicht die ihm gebührende Achtung.

(Am 3. Sonntage nach der Erscheinung 1819.)

Eingang.

So vieles Rühmliche ich auch in den zwei letzten gottesdienstlichen Versammlungen vom Stande der Geistlichen in der katholischen Kirche zu sagen gewagt, m. F., so hoffe ich doch, nicht den Vorwurf zu verdienen, dass eine blinde Vorliebe für diesen Stand mich verleitet habe, ihn über Gebühr zu erheben. Ich behauptete nichts, was ich nicht durch hinzugefügte Gründe erwies und noch viel umständlicher hätte erweisen können, wenn es die Kürze der mir bemessenen Zeit gestattet haben würde. Ich behauptete nichts, was nicht auch jeder vernünftige Mann, wes Standes er immer sei, nach reiflicher Überlegung zugestehen muss. Ich hütete mich auf das sorgfältigste, dem Umstande, dass ich durch die Barmherzigkeit Gottes selbst Mitglied dieses Standes bin, nur den geringsten Einfluss auf das zu gestatten, was ich vom Nutzen, von der Nothwendigkeit und von der Achtung, die diesem Stande nöthig ist, vorgebracht habe. Ich kann hoffen, dass mir dies um so eher gelungen sein werde, da mir mein innerstes Bewusstsein sagt, dass ich von jedem Vorrange, den man dem geistlichen Stande einräumt, nie einen eitlen Gebrauch, ich will nicht sagen — gemacht habe, sondern nicht einmal zu machen versucht gewesen sei. Nein, m. F., gar nicht an mich dachte ich, nicht meiner Person wollte ich eine erhöhte Achtung verschaffen, wenn ich neulich einigemale darauf drang, dass man den Stand der Geistlichen achten und ehren möge. Vielmehr gewünscht hatte ich, dass Sie bei dieser Gelegenheit ganz darauf vergessen hätten, dass ich gleichfalls zu diesem Stande gehöre. — Ja, wer mich näher kennt, und weiß, welch einen geringen Wert ich auf den Rangunterschied unter den Menschen überhaupt lege, der wird mir nicht zumuthen, dass ich nur bei dem einzigen Stande der Geistlichen meinen Grundsätzen ungetreu werden und ihn höher heben sollte, als er es wirklich verdient.

In der Natur dieses Standes, in den Verrichtungen, die man ihm anvertraut hat, liegt jener Grund, aus dem schicklich ist, ihm einen gewissen Vorrang vor allen übrigen Ständen einzugestehen. Und wenn wirklich der Menschheit einst noch ein Zeitalter bevorsteht, welches auf jeden Fall jetzt noch so entfernt ist, dass man die bloße Erwartung desselben Schwärmerei nennen kann; wenn eine Zeit bevorsteht, da man allen Rangunterschied der Stände aufheben, da man den äußeren Vorrang nur nach dem Alter, den inneren Wert der Menschen nur nach ihrer sittlichen Vollkommenheit abmessen wird: selbst dann noch werden die Menschen, wenn wir dies anders jetzt gehörig beurtheilen können, bei dem Stande der Geistlichen eine gewisse Ausnahme machen; werden den Mitgliedern dieses Standes zum wenigsten, so oft sie in Amtsgeschäften erscheinen, eine Art Vorzug vor anderen einräumen. Sie werden das thun, wie ich glaube, bloß darum, weil die Geschäfte dieses Standes, so wichtig sie auch für die Menschheit sind, doch keinen in die Sinne fallenden Nutzen gewähren, und eben deshalb es bedürfen, dass man durch irgend ein sinnliches Zeichen, durch jenen Vorrang nämlich, den man den Mitgliedern desselben zugesteht, an ihre Wichtigkeit erinnert werde. Denn alle die übrigen Stände, weil sie Geschäfte verrichten, die unser irdisches Wohl unmittelbar befördern; weil sie bald die Befriedigungsmittel für unsere leiblichen Bedürfnisse liefern, bald die Erhaltung unserer Gesundheit, bald die Sicherstellung unseres Vermögens und Eigenthums, bald die Abrichtung unseres Verstandes zur Erreichung irdischer Zwecke, zu ihrem Gegenstande haben: so stehen sie nie in Gefahr, von uns geringgeschätzt und verkannt zu werden, auch wenn kein eigenes Zeichen da ist, das uns an ihre Wichtigkeit erinnert. Nicht also ist es mit dem geistlichen Stande; denn die Geschäfte, die ihm aufgetragen sind, jener Unterricht, den er uns über Gott und himmlische Dinge ertheilen, jene Leitung, die er in unseren gottesdienstlichen Versammlungen übernehmen, jene Hilfe, die er uns bei dem Geschäfte unserer sittlichen Besserung anbieten, jene Heiligungsmittel, die er uns ausspenden soll, alle diese Geschäfte sind zwar von der größten Wichtigkeit, aber ihr Nutzen fällt nicht in die Sinne. Werden wir also nicht durch den Vorzug selbst, den wir den Personen dieses Standes unter uns eingeräumt haben, täglich erinnert, von welcher Wichtigkeit ihre Geschäfte sind: o! so vergessen wir das gewiss nur allzubald, und machen eben darum nicht den gehörigen Gebrauch von diesem Stande. Beneide denn also, beneide doch niemand den geistlichen Stand um jener Auszeichnungen willen, die

ihm in allen christlichen Ländern eingeräumt worden sind! Bedauern wir vielmehr, dass er bei allem dem doch nicht die Achtung findet, die er zu seiner Wirksamkeit braucht! Untersuchen wir, m. F., woher dies rühre, und wie es verbessert werden könne! Lassen Sie dieses, m. F., den Gegenstand sein, mit dem wir unsere Betrachtungen über den geistlichen Stand heute beschließen wollen. Vernehmen wir aber zuerst, was uns die heilige Schrift hierüber lehrt. I. Samuel 2, 12—17.

Die Söhne des Hohenpriesters Helis waren schlechte Leute, die an Jehova nicht glaubten. Folgendes war das Betragen dieser Priester: Wenn jemand kam, ein Opfer zu verrichten, trat alsobald der Bediente des Priesters herbei, und nahm von dem Fleische, das gekocht werden sollte. Was seine Gabel fasste, das nahm er weg für den Priester. Ehe noch die Fettstücke angezündet waren, kam der Bediente des Priesters schon und sprach zu dem Opfernden: Gib für den Priester her! — Sagte der Mann: Die Fettstücke werden sogleich angezündet werden, dann magst du nehmen, was dir beliebt, so war die Antwort des Dieners: Nicht also! denn nicht gekochtes Fleisch, sondern ein rohes verlangt der Priester; und wenn du nicht freiwillig gibst, so muss ich Gewalt brauchen. Also thaten die Söhne Heli. Jehova aber rechnete ihnen solches zu einer sehr großen Sünde an; denn sie verleiteten so das Volk, die Opfer Jehovas geringzuschätzen.

Abhandlung.

Der heilige Schriftsteller, dessen Erzählung wir so eben vernommen haben, m. F., gibt uns ein merkwürdiges Beispiel der Freimüthigkeit. Er scheut sich nicht, die Söhne Helis, waren sie gleich Personen aus geheiligtem Stande, mit der Benennung schlechte Leute zu brandmarken, und das schändliche Betragen, welches sie sich erlaubten, als die vornehmste Ursache von der Verachtung der Religion, die damals einriss, anzugeben. Jehova, schreibt er, rechnete ihnen solches zu einem sehr großen Verbrechen; denn so verleiteten sie das Volk, die Opfer Jehovas geringzuschätzen. Wenn aber die Opfer Jehovas geringgeschätzt wurden, können wir zweifeln, dass diese Geringschätzung noch mehr diejenigen traf, die eben nur um des Geschäftes der Opferung angestellt waren, die Glieder des Priesterstandes? So gab denn also das schlechte Betragen, das sich die Priester jener Zeit erlaubten, Anlass, dass der ganze Stand geringgeschätzt und verachtet wurde. O! wie sehr wünschte ich, dass ich nicht beisetzen müsste: dieses sei auch in unseren Tagen der Fall; und

1. die vornehmste Ursache, dass sich der geistliche Stand nicht ganz derjenigen Achtung erfreut, der er zu seiner vollen Wirksamkeit bedürfte, liege nur in den schlechten Eigenschaften, die man an so vielen Mitgliedern dieses Standes antrifft! Wenn ich die Wahrheit sagen, und dem Beispiele der Freimüthigkeit, das mir der heutige Text gibt, folgen soll, so darf ich dies nicht verschweigen, am allerwenigsten vor einer Versammlung, aus der so viele einst selbst Mitglieder dieses Standes zu werden gesonnen sind. Gestehen wir es also nur unter uns ein, m. F., dass die Eigenschaften, die leider so vielleicht die meisten Mitglieder des geistlichen Standes an sich bemerken lassen, gar nicht diejenigen sind, die man an Personen dieser Art antreffen sollte. Man sollte, wie wir erst neulich hörten, im geistlichen Stande nur lauter Personen antreffen, die zu den besten und weisesten ihrer Zeit gezählt werden können, die sich durch ihre Tugenden sowohl als auch durch ihre Geisteskraft und Einsicht auf das vortheilhafteste vor anderen auszeichnen. Aber ach! wie wenig ist dieses der Fall! Wie wenig kann man sagen, dass es gerade die Auswahl der edelsten und begabtesten Jünglinge wäre, die sich alljährlich anmelden, um in diesen heiligen Stand aufgenommen zu werden! Und wenn es auch durch eine sichtbare Wirkung der so zahlreichen Hilfsmittel zur Vervollkommnung, die diesem Stande von Gott eigens verliehen worden sind, noch heute, m. F., wahr sein mag, dass die Personen des geistlichen Standes im Ganzen betrachtet von keiner anderen Classe der Bürger an Tugend übertroffen werden: so ist es doch nicht zu leugnen, dass ein beträchtlicher Theil seinem Stande statt Ehre — nur Unehre macht. Oder, wie arm an Kenntnissen aller Art, auch selbst an solchen, die sie zu ihren Geschäften auf das nothwendigste brauchen, sind nicht sehr viele Geistliche, die wir zumtheile gleichwohl in dem Besitze der wichtigsten Ämter und Würden antreffen? Und wie noch unvollkommener sind diese Personen meistens von Seite ihres Herzens und ihrer sittlichen Beschaffenheit? Wie so ganz mangelt es vielen an jenem Sinne für Religion, an jener Liebe zu Gott, an jener Empfänglichkeit für die Gefühle der Andacht, die sie bei anderen erregen sollen! Wie wenig Zartheit des Gewissens ist bei vielen anzutreffen! Welch eine tödtliche Gleichgiltigkeit für das gemeine Beste verräth sich durch Wort und That bei so vielen! Ich schweige davon, durch was für häßliche Fehler noch überdies sich viele brandmarken: was für ein niedriger Hang zur Sinnlichkeit leider oft bei Leuten herrscht, die einen Lebensstand erwählen, der die genaueste Unterordnung der Sinne unter die Forderungen der Vernunft

voraussetzt! Wie viele Beweise der Eitelkeit und des Stolzes Personen ablegen, denen doch vorzugsweise gesagt ist, dass der vornehmste aus ihnen wie der geringste sich betrage! Von welch einem Eigennutze, und von welchem Geize ihr Herz Menschen umstricken lassen, denen gesagt ist, dass sie umsonst geben sollen, was sie umsonst empfangen haben, und dass sie einen Schatz oben im Himmel sich aufhäufen sollen! Fehlt etwa viel daran, dass das Betragen der Söhne Helis in unserem Texte mit dem Benehmen so mancher Priester aus unserer Zeit verglichen werden könne? So lange das ist, m. F., so lange dürfen wir uns nicht wundern, wenn der geistliche Stand nicht der gehörigen Achtung genießt. Die Geistlichen selbst sind daran Schuld. Sie sollen sich bessern, und die gesunkene Achtung ihres Standes wird sich alsbald wieder heben. Mögen sich dies vornehmlich alle diejenigen aus Ihnen gesagt sein lassen, die gesonnen sind, einst in diesen Stand zu treten, oder die an der Bestimmung, ob jemand zu diesem Stande gelangen oder nicht gelangen solle, einen gewissen Antheil erhalten werden. Mögen sie dann ja nicht zu nachgiebig sein in jenen Forderungen, die sie an einen Bewerber um geistliche Ämter stellen!

2. Denn eben die zweite Ursache von dem gesunkenen Ansehen des geistlichen Standes glaube ich in dieser Nachgiebigkeit zu finden. Zu nachgiebig ist man in unserer Zeit bei der Aufnahme in den geistlichen Stand verfahren; zu wenig hat man von den Bewerbern gefordert; wenn sie nur nicht erweislich schlecht waren, wenn man sie nur nicht eben der allerhässlichsten Verbrechen angeklagt hatte: so trug man kein Bedenken, die weihende Hand ihrem Haupte aufzulegen. Noch nachsichtiger war man in den Beweisen der Geisteskraft und der erworbenen Kenntnisse, die man von ihnen verlangte. Menschen, die man um ihrer Geistesschwäche, um ihrer Unwissenheit wegen von jedem anderen höheren Lebensstande würde abgewiesen haben, nahm man bereitwillig in den geistlichen Stand auf. Warum man dies that, wissen wir alle. Der Mangel an tauglichen Bewerbern war es, dass man untaugliche zuließ. Um so viel geistliche Stellen und Ämter nicht völlig unbesetzt zu lassen, besetzte man sie oft mit Unwürdigen. Gestehen Sie selbst, m. F., dass dieser Missgriff eine sehr verzeihliche, sehr unschuldige Quelle hat. Aber ein Missgriff war es nichts desto weniger, und ein sehr schädlicher, wie mir däucht. Denn dem Bedürfnisse, um dessentwillen wir Geistliche nothwendig sind, wurde durch die Anstellung unwürdiger Personen nicht abgeholfen, sondern diese vergrößerten vielmehr das Übel, und raubten noch überdies dem geistlichen

Stande die Achtung, die ihm gebühret, und die gerade jetzt durch eine kluge Benützung des erwachten Gefühls seiner Nothwendigkeit hätte gesteigert werden können. Ich halte dafür, dass man den Grundsatz annehmen sollte: Lieber keine als schlechte Geistliche; lieber ein geistliches Amt ganz unbesetzt lassen, als es besetzen mit Männern, von denen man nicht sicher ist, dass sie dem Stande keine Unehre machen werden, dass sie mit Rechtschaffenheit wenigstens so viele Einsicht verbinden, als durchaus nöthig ist, wenn sie Lehrer derjenigen sein sollen, denen sie vorgesetzt werden. Das, m. F., das ist das Unerlässlichste, worauf man dringen muss, soll der geistliche Stand nicht verlieren. Soll er aber gewinnen, soll sich das Ansehen desselben heben, so muss noch mehr geschehen: so muss man trachten auf alle mögliche Weise, dass sich nicht fähige nur, sondern die fähigsten, nicht gute nur, sondern die besten, edelsten und vortrefflichsten Jünglinge, die es im Lande gibt, zu diesem Stande entschließen.

3. Dieses ist um so nothwendiger, je lauter die Feinde desselben behaupten, dass die wenigen Einsichten, die zur Verwaltung geistlicher Ämter erforderlich sind, in gar keinen Vergleich kommen mit den ausgebreiteten Kenntnissen, die man in anderen höheren Ständen sich beilegen muss. Dies Vorurtheil betrachte ich als eine dritte Ursache, warum das Ansehen des geistlichen Standes in einem Zeitalter sinkt, das den Wert der Gelehrsamkeit vielleicht überschätzt. Wohl müssen wir zugeben, dass es so manche höhere Stände gibt, die zur gehörigen Verrichtung der ihnen anvertrauten Geschäfte wirklich viel ausgebreitetere Kenntnisse erfordern, als zu den gewöhnlichen Geschäften im geistlichen Stande zur Nothdurft hinreichen. Beurtheilt man den Wert eines Menschen bloß nach der Menge der gelehrten Kenntnisse die er besitzt: so ist es nicht zu wundern, dass man den geistlichen Stand geringer als andere schätzt, unter anderem auch darum, weil er nicht so vieler gelehrten Kenntnisse, als mancher andere Stand bedarf. Soll diesem abgeholfen werden, so müssen wir erstlich den allzuhohen Wert, den unser Zeitalter auf Gelehrsamkeit legt, herabzustimmen suchen: wir müssen den Unterschied zeigen, der zwischen ihr und ächter Weisheit obwaltet; wir müssen zeigen, dass Gelehrsamkeit nur eine eingeschränkte Anwendung unter bestimmten Verhältnissen zulässt, und dort wo sie ohne Anwendung ist, eine ganz wertlose Sache, ein eitles Spielwerk sei, dass es dagegen die Weisheit sei, die sich auf alles anwenden lasse, und überall Nutzen gewähre; wir müssen zeigen, dass bloße Gelehrsamkeit nicht ein-

mal ein sicherer Zeuge von seltener Geisteskraft sei, während dass echte Weisheit immer einen hohen Grad richtiger Urtheilskraft voraussetzt. Wir müssen den Menschen zeigen, dass der Stand der Geistlichen, wenn auch nicht allenthalben der Gelehrsamkeit, doch immer der Weisheit bedürfe, ja, dass in keinem Berufe ein höherer Grad Urtheilskraft und Weisheit nothwendig sei, als eben hier. Wir müssen ferner darthun, dass auch die gelehrten Kenntnisse, die der Geistliche braucht, wenn er seiner Bestimmung in ihrem ganzen Umfange genugthun will, nicht so unbeträchtlich sind, als man gemeinhin glaubt. Denn, wenn er die Religion auch gegen alle Angriffe der Gelehrten vertheidigen will: muss er da nicht selbst ein Gelehrter werden? Darf ihm da irgend ein Fach des menschlichen Wissens unbekannt bleiben? Wie viele alte und neue Sprachen muss er nicht inne haben? Wie viele Kenntnisse aus der Naturkunde, aus der Arzneiwissenschaft, aus der Rechtsgelehrtheit, aus der Geschichte der Menschheit aus der gesammten Weltweisheit muss er sich beigelegt haben? — Doch mehr als alle diese aus der Vernunft geführten Beweise wird es ausgeben, wenn wir uns auf die Erfahrung selbst berufen können, um darzuthun, dass auch der geistliche Stand der Gelehrsamkeit bedürfe, und Gelehrte aufzuweisen habe. Auch das also wäre ein Mittel, wodurch dem Ansehen des geistlichen Standes geholfen werden könnte. Es sollten, wie es in früheren Jahrhunderten gewesen, die größten Gelehrten im Lande Mitglieder dieses Standes sein. Man sollte, wenn es nicht thunlich ist, gelehrte Männer, die sich bereits in einen anderen Lebensstand begaben, in den geistlichen Stand aufnehmen; wenigstens alle, die in diesem Stande leben, ermuntern, dass sie zur Ehre desselben auch in den Wissenschaften etwas zu leisten versuchen. Es sollte sich's jeder, dem einige Kräfte hiezu von Gott verliehen sind, als Mitglied des geistlichen Standes zur doppelten Pflicht machen, diese nicht unbenützt liegen zu lassen, sondern zur Ehre seines Standes anzuwenden. Es sollte sich jeder von Gott Begabtere bestreben, sich nicht nur durch Tugend und Weisheit, sondern auch durch Gelehrsamkeit vortheilhaft auszuzeichnen, um so das Ansehen des Standes, zu welchem ihn Gott berufen hat, zu erheben.

4. Dies alles, m. Fr., steht in der Macht der Geistlichen, wenn sie nur selbst wollen; allein noch gibt es einige andere Hindernisse ihres Ansehens, deren Aufhebung nicht so von ihnen selbst abhängt. Hieher gehört vornehmlich jene Einschränkung ihres Wirkungskreises, die sie in neuerer Zeit erlitten. Wir erfuhren schon neulich, dass der geistliche Stand in der katholischen

Kirche nebst anderen Vorzügen auch mit der Gewalt der Gesetzgebung ausgeschmückt sei, doch nur insofern, als die weltlichen Machthaber sie ihm einräumen wollen. Was ist begreiflicher, als dass es das Ansehen dieses Standes ungemein erhöhen müsse, wenn die Gewalt, die ihm die weltliche Obrigkeit einräumt, sehr groß und ausgedehnt ist, wenn es nicht nur Anordnungen, die sich unmittelbar auf die Verehrung Gottes beziehen, sondern noch viele andere Dinge von großer Wichtigkeit sind, deren Entscheidung sie willig dem Urtheil der Geistlichen überlassen? Dass dies in älteren Zeiten geschehen, ist Ihnen bekannt, m. Fr. Wenn man in neueren Zeiten hievon abgewichen ist, so darf man sich nicht wundern, dass in eben dem Maße auch das Ansehen des geistlichen Standes gesunken. Die Menschen sind sinnlich; vor wem sie Achtung und Ehrfurcht empfinden sollen, der muss nicht bloß Weisheit und Tugend besitzen, die beiden Eigenschaften, welche die Vernunft zu achten gebietet, sondern er muss auch noch mit einer gewissen äußeren Macht und Gewalt umgeben erscheinen, als mit demjenigen, so auf unsere Sinnlichkeit wirkt. Hiezu gesellt sich noch, dass die große Menschenmenge den wahren Grund, weshalb die Macht der Geistlichkeit so beschränkt worden ist, nicht einsieht. Sie argwöhnt also eine ganz falsche Ursache; sie meint, man habe dem geistlichen Stande nur darum seine Gewalt benommen, weil er sie öfters missbraucht habe; weil auch noch jetzt zu besorgen stände, dass er sie missbrauchen würde; weil er die Einsichten nicht habe, die zur Gesetzgebung nothwendig sind; oder weil es ihm vollends an dem guten Willen, das Beste des Volkes zu befördern, fehle. Sagen Sie selbst, m. Fr., ob dieses anders, als höchst nachtheilig auf das Ansehen des geistlichen Standes einwirken könne?

5. Eben so nachtheilig wirkt aber auch die Armut, in der sich ein großer Theil der Mitglieder dieses Standes befindet. Denn so vermöglich und bis zum Überflusse mit Gütern ausgestattet einzelne Glieder sind, so groß ist der Mangel, in dem viele andere leben. Bei dem besten Willen haben sie nicht das Vermögen, um Werke der Wohlthätigkeit zu üben, zu denen sie gleichwohl in ihrem Berufe täglich nicht nur Gelegenheit, sondern selbst eine nähere Aufforderung finden; sie werden von einem Armen und Nothleidenden zu dem anderen gerufen, und können überall durch nichts als — Worte trösten. Sie haben nicht einmal so viel, um sich die Bücher und die anderen Hilfsmittel, die ihre eigene, noch immer fortzusetzende Geistesausbildung erheischet, anzuschaffen. Ja, fehlt es nicht manchen sogar an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen, und sehen wir da nicht, m. Fr.,

wie diese Noth sie verleitet, auf eine unanständige Bezahlung ihrer geistlichen Dienstleistungen zu dringen? Wem leuchtet nicht ein, dass alle diese Umstände gar nicht geeignet sind, das Ansehen des Geistlichen zu heben? dass im Gegentheile, auch wenn nichts anderes weiter wirkte, Armut allein schon hinreichend wäre, die Mitglieder dieses Standes darniederzudrücken und die Achtung, die ihnen gebührt, zu vernichten? Was muss erst geschehen, wenn noch so viele andere Umstände, die ich schon angeführt habe, hinzutreten?

6. Und gleichwohl habe ich noch gar nicht alles genannt, was sich in unserer Zeit ereignet, das Ansehen des geistlichen Standes zu schwächen. Einen Umstand, der zwar zumtheile selbst schon eine Wirkung dieses gesunkenen Ansehens ist, aber nun überaus viel dazu beiträgt, dass es noch tiefer sinkt, darf ich nicht unerwähnt lassen. Es ist die Gleichgiltigkeit für Tugend und Religion, die in unserem Zeitalter leider so sehr um sich gegriffen hat. Denn eine Thatsache, die niemand leugnen kann, ist es, dass sich der Eifer für religiöse Übungen, dass sich die Hochschätzung jener vortrefflichen Heiligungsmittel, die das katholische Christenthum darbietet, dass sich die Aufmerksamkeit auf das Wort Gottes nicht nur bei höheren Ständen, sondern auch bei den untersten Classen des Volkes sehr vermindert habe. Eine Thatsache ist es, dass sich die Zügellosigkeit, der wilde Hang zu Ausschweifungen, die Verschwendungssucht, die Unredlichkeit, der Betrug und die Arglist, Diebstahl und Räuberei, Mord und verruchter Selbstmord mit jedem Jahre vermehren. Wie kann man erwarten, dass unter solchen Umständen das Ansehen der Geistlichkeit sich erhalten werde? Kann auch derjenige, der keine Achtung für Religion im Herzen hat, Achtung für ihre Diener tragen? Kann auch der Lasterhafte, wenn er sich selbst nicht widersprechen will, die Lehrer der Tugend ehren? muss er sie nicht vielmehr verachten und hassen als solche, die ihn in dem freien Genusse seiner Laster stören? muss er nicht wünschen, der geistliche Stand möchte um all sein Ansehen kommen, ja lieber ganz aufgehoben werden?

Das also, m. Fr., das sind die wahren Ursachen, welche das Ansehen des geistlichen Standes in unserer Zeit so weit, so sehr weit herabgesetzt haben. Je deutlicher sie jetzt vor uns liegen, um desto klarer wird es uns, wie viele Achtung, wenn auch nicht immer seine Glieder, doch der Stand selbst verdiene. Wer von dem Stande geringschätzig spricht, verunehrt nur sich selbst, verräth unrichtige Begriffe und macht sein Herz verdächtig. Es ist nur Hass

der Religion und Tugend, oder im verzeihlichſten Falle nur Neid und Miſsgunſt, ſo aus ihm ſpricht. Sie, m. Fr., deren Begriffe berechtigt ſind, Sie, die nicht ſagen können, daſs Ihnen die Nützlichkeit und Nothwendigkeit dieſes Standes und die Gründe, um derentwillen er Achtung verdient, nicht auseinander geſetzt worden wären, Sie würden gewiſs um ſo verantwortlicher handeln, wenn Sie je etwas thäten, wodurch Sie Geringſchätzung des Standes ſelbſt zu erkennen geben. Von Ihnen ſoll vielmehr die übrige Menge der Menſchen lernen, wie ſie von dieſem Stande zu denken, und wie ſie gegen ihn ſich zu betragen habe. So gehen Sie alſo, gehen Sie ihr vor mit einem guten Beiſpiele! Nehmen Sie an den Grundſatz: die Ehre des geiſtlichen Standes ſei zugleich die Ehre der Religion, die Ehre der Tugend, die Ehre der Gottheit! Von dieſer aber ſagt das Wort Gottes ſelbſt: Wer mich ehret, den werde ich wieder ehren, wer mich verunehret, wird zuchanden werden. Amen.

XIV.

Betrachtung auf Veranlassung vieler Todesfälle.

(Am 4. Sonntage nach der Erscheinung 1819.)

Prediger 7, 2—5.

Es ist oft besser, das Haus der Trauer, als das Haus der Lustbarkeit zu besuchen. Dort sehen wir das Ende der Menschen, und der noch Lebende nimmt es zu Herzen. Trauern ist oft viel besser als Lachen, denn auch auf einen traurigen Gedanken folgt oft um so länger Heiterkeit des Geistes. Der Weise denkt oft an das Haus der Trauer, der Thor immer an das Haus der Lustbarkeit. In der That aber ist es heilsamer, des Weisen Strafrede zu hören, als auf das Loblied eines Thoren aufzumerken.

Eingang.

Sie irren nicht, m. F., wenn Sie aus der Beschaffenheit des Textes, den ich jetzt vorgelesen habe, vermuthen, dass ich Ihre Aufmerksamkeit heute auf einen Gegenstand, der an sich traurig ist, hinrichten will. Ja ich bin wirklich gesonnen, Ihre Gedanken von jenen Häusern der Lustbarkeit, zu deren Besuche man Sie in diesen Tagen so häufig einladet, auf eine Zeit abzuziehen, und Sie im Geiste wenigstens in die verlassenen Wohnungen der Traurigkeit und des Todes zu führen. Die vielen Sterbefälle nämlich, die während so kurzer Zeit in unserer eigenen Mitte erfolgten, — innerhalb 14 Tagen starben hier: 1 Gymnasialschüler, 1 Techniker, 2 Philosophen einer des 1., einer des 3. Jahres, 1 Jurist aus dem 2. Jahrgange — scheinen mich hiezu nicht bloß zu berechtigen, sondern selbst aufzufordern. Denn einen gewissen Mangel an Zartgefühl würde es verrathen, wenn wir so viele Nachrichten des Todes anhören könnten, ohne in unserem Innern etwas, das uns die Fortsetzung unserer Genüsse gleichsam verbietet, oder doch verleidet, zu verspüren. Gefühllose Herzen müssten wir haben, und daran Ursache sein, dass sie noch immer mehr abstumpfen und verhärten, wenn wir beim Tode solcher Personen, die wir näher gekannt, die mit uns umgegangen waren,

die wir als Freunde geschätzt, an deren künftiger Wirksamkeit wir selbst und andere die schönsten Hoffnungen nährten, ganz ungerührt bleiben, und nicht den kleinsten Stillstand in dem Genusse unserer Lustbarkeiten um deswillen zulassen wollten. Eine Art von Grausamkeit ist es, den Nachbar, der in Thränen schwimmt, zu verlassen, um in die Gesellschaft derer, die scherzen und lachen, zu eilen. — Wer auf die Behauptungen, die ich so eben ausgesprochen habe, gehörig aufgemerkt hat, m. F., der wird mir schwerlich einwenden, was man so oft sagen hört: „Wenn wir bei jedem Todesfalle, der sich ereignet, unser Vergnügen einstellen, wenn wir mit jedem, der trauert, mittrauern sollten: so würde nie eine Stunde erscheinen, in der wir uns ungehindert ergötzen könnten." Ich verlange ja nicht, dass wir an allem, was auf der weiten Erde sich Klägliches zuträgt, gerührten Antheil nehmen: sondern ich fordere nur, dass uns der Tod und die Herzensangst solcher Personen nicht ungerührt lasse, die uns in irgend einer Rücksicht näher als andere angehen. Wenn wir nur bei dem Tode solcher, die wir genauer gekannt, die unsere Mitgefährten oder Standesgenossen waren, in eine ernste Stimmung uns versetzen lassen, so werden noch immer Zeiten und Gelegenheiten genug zum Vergnügen, und wenn es so ist, selbst zu rauschenden Vergnügungen übrig bleiben. Was wir aber auf solche Art auch wirklich aufopfern von unseren sinnlichen Genüssen, das sehen wir doch nicht für vergeblichen Verlust an, den zu bereuen wir uns einst versucht fühlen werden. Nicht nur, dass wir dies Opfer der Menschheit brachten, dass unser Mitleid dem Betrübten ein Labsal gewesen: auch wir selbst haben gewonnen; unsere Gefühle wurden geläutert und vervollkommnet, unser Herz theilnehmender gemacht; so manche heilsame Wahrheit wurde uns anschaulicher; so manche gefährliche, böse Begierde wird in ihrem Keime erstickt; indem wir einerseits den Geschmack an gewissen grobsinnlichen Freuden verloren, wurden wir anderseits um so empfänglicher für alle edleren Freuden des Lebens, so dass im Ganzen genommen unsere Zufriedenheit und Glückseligkeit unseres Zustandes, statt etwas einzubüßen, vielmehr erhöht wurde. Das ist es, was der heilige Schriftsteller in unserem Texte meint, wenn er sagt: Auf einen traurigen Gedanken folgt oft um so länger Heiterkeit. Darum behauptet er eben: Es sei oft besser das Haus der Trauer als das Haus der Lustbarkeit zu besuchen. Denn dort, setzt er hinzu, sehen wir das Elend, und der noch Lebende nimmt es zu Herzen. — Auf diese Gründe, m. F., stütze ich die Hoffnung, dass sie nicht unwillig

darüber werden, wenn ich in diesen der Freude gewidmeten Tagen Ihre Aufmerksamkeit auf einen ernsten und an sich traurigen Gegenstand richte, auf die vielen Todesfälle nämlich, die sich jetzt eben in Ihrer eigenen Mitte ergaben. Wie, sollte es Ihnen zu viel sein, bei der Betrachtung dieser Sterbefälle, die Sie **so nahe angehen**, nur eine einzige Stunde hindurch zu verweilen? — Es wird, das verspreche ich, Sie nicht gereuen, es gethan zu haben, denn es werden sich Ihnen Wahrheiten darbieten, von denen Sie selbst gestehen werden, dass man sie nie oft genug beherzigen könne. Und vielleicht werden Sie eben darum bei sich beschließen, ähnliche Betrachtungen auch noch in Zukunft bei jedem Todesfalle, den Sie erleben, anzustellen.

Abhandlung.

1. Der erste und der natürlichste Gedanke, der sich uns darbietet, wenn wir von einem Todesfalle hören, m. F., ist ohne Zweifel der, dass auch wir sterblich sind, und dass uns nächster Tage vielleicht ein ähnlicher Tod dahinraffen werde. — Dieser Gedanke ist wirklich so natürlich, dass wir sehr leichtsinnig sein müssen, wenn er uns nicht einmal entfernterweise beifällt. Sind wir denn nicht Wesen derselben Gattung, nicht Menschen, deren Leib eben so sterblich und hinfällig, vielleicht noch schwächer und hinfälliger gebaut ist, als es der Leib desjenigen war, von dessen Tode wir so eben hören? Wie viele Erfahrungen haben uns nicht schon belehrt, dass es kein Lebensalter, keine auch noch so anscheinende Gesundheit und Stärke des Leibes gebe, die vor dem Tode sichere? Wie viele Beispiele haben wir nicht, dass die gesundesten Menschen durch einen unerwarteten, nicht zu vermeidenden Zufall in einem Augenblicke eine Beute des Todes werden? Auch wenn wir es also auf jenen Blättern, durch die man uns Todesfälle anzuzeigen pflegt, nicht mehr mit ausdrücklichen Worten lesen, uns könne dasselbe Geschick, das jene heute traf, morgen begegnen (hodie mihi, cras tibi): die Nachricht schon an sich könnte und sollte uns an diese Wahrheit erinnern. Um wie viel mehr, wenn wir die Nachricht von dem Tode — nicht eines fremden Menschen, sondern — eines aus unseren Bekannten erhalten; wenn wir erfahren, dass jemand gestorben sei, den wir persönlich gekannt, mit dem wir gleichzeitig gelebt, der sich in ähnlichen Verhältnissen wie wir befand, der nach demselben Ziele mit uns strebte, den wir vielleicht noch vor wenigen Tagen in bester Gesundheit verließen. Je größer die äußeren sowohl als inneren Ähnlichkeiten sind,

die zwischen dem Verstorbenen und uns obwalten, um desto unverzeihlicher der Leichtsinn, wenn uns sein Todesfall an unsere eigene Sterblichkeit nicht erinnert. Wenden Sie dieses auf sich an, m. F., und sagen Sie selbst, ob es verzeihlich wäre, wenn Sie in diesen Tagen, wo Sie den Tod so vieler aus Ihrer eigenen Mitte erfuhren, nicht an die Möglichkeit Ihres eigenen frühen Todes gedenken sollten? Waren die Jünglinge, die jetzt starben, nicht in eben demselben Alter wie Sie? Standen sie nicht zumtheile noch vor kurzem in eben der Kraft und Fülle der Gesundheit da, wie nur irgend einer aus Ihnen? Waren es nicht Ihre Mitgenossen, Ihre Mitwerber um eben dieselben künftigen Ämter und Würden im Staate? Hatten sie nicht dieselben Lehr- und Erziehungsanstalten wie Sie, zumtheile sogar gleichzeitig mit Ihnen besucht? Waren es also nicht zumtheile Ihre persönlichen Bekannten, mit denen Sie wohl gar täglich zusammenkamen? Befinden sich nicht sehr viele hier, welche die jüngst Verstorbenen unter Ihre Freunde zählten, und vielleicht schon von Kindheit an mit ihnen aufgewachsen waren? Wie viele Anlässe, von ihrem Tode gerührt zu werden, und dem Gedanken Raum zu geben: Wohin dir diese vorangegangen sind, kannst du bald nachfolgen! Doch so natürlich auch dieser Gedanke ist, m. F., ich würde es nicht verlangen, dass Sie ihm Ihre Aufmerksamkeit schenken, wenn er nicht auch zugleich ersprießlich wäre. Denn nicht mit Unrecht wird in unserem Texte der Nutzen, den der Besuch des Hauses der Trauer hat, vornehmlich daraus hergeleitet, weil wir das Elend des Menschen dort sehen, und der noch Lebende es zu Herzen nimmt. — Eine zweckmäßige Todesbetrachtung, eine von Zeit zu Zeit und auf gehörige Art veranstaltete Beherzigung der Wahrheit, dass wir nicht einen Augenblick vor dem Tode sicher sind, ist für uns alle heilsam. Denn außerdem, dass wir auf diese Wahrheit schon darum nie ganz vergessen dürfen, weil wir in unseren Geschäften vieles nach der Möglichkeit eines frühzeitigen Todes einrichten müssen; weil wir ein jeder gewisse eigene Verfügungen zu treffen haben, die sich auf den Fall unseres plötzlichen Hinscheidens beziehen: auch das wirksamste Abhaltungsmittel vor allem Bösen und der kräftigste Antrieb zur Erfüllung jeder Pflicht, die wir als Menschen, Bürger und Christen haben, liegt in dem öfteren Andenken an unseren Tod. Denk an dein Ende, spricht Sirach der Weise, und du wirst niemals sündigen. So ist es auch wirklich; und wer könnte, wenn er so eben an seinen Tod und an die Möglichkeit, dass er noch heute eintreten könnte, denkt, noch Lust am Bösen finden? Wer könnte so rasend sein, Gottes Gebote zu

übertreten, wenn er soeben erwog, dass er vielleicht noch heute vor Gottes Richterstuhl gerufen werden könnte? Ja, wer müsste nicht, selbst wenn er so unglücklich wäre, an kein anderes Leben zu glauben, in dem Gedanken an seinen Tod gleichwohl ein Mittel zur Besänftigung jeder heftigen Leidenschaft finden, und bei jeder Erinnerung an ihn sich von neuem vornehmen, die kurze Zeit seines Lebens so zuzubringen, dass er im Tode mit frohem Bewusstsein auf sie zurückblicken könne, und dass seine Erscheinung auf Erden im gesegneten Andenken bleibe? Um wie viel wohlthätiger muss sich der öftere Gedanke an den Tod nicht erst bei uns, m. F., erweisen, die wir mit aller Zuversicht ein anderes und besseres Leben jenseits des Grabes erwarten, wenn wir das gegenwärtige gut angewendet haben? Bei uns steht ja nicht einmal zu besorgen, dass die Erinnerung an den Tod uns traurig machen werde, wandeln wir anders nicht auf unrichtigem Wege. Wenn aber dies der Fall ist: o, dann ist es doppelt nothwendig, dass wir die Möglichkeit eines baldigen Todes uns recht zu Gemüthe führen, durch sie erschüttert und gebessert werden. So wehre denn niemand aus uns dem Gedanken, den ihm der Tod seiner Jugendgefährten so nahe gelegt hat, dem Gedanken, dass vielleicht auch ihm dasselbe Los wie ihnen bevorstehe! Betrachte jeder diese Vereinigung so vieler Todesfälle in einer so kurzen Zeit als einen Wink der Fürsehung, der uns erinnert, an unseren eigenen Tod zu denken, und durch das Unglück anderer weise zu werden!

2. Doch wenn dies letztere vollkommen geschehen soll, m. Fr., so muss Sie der Tod ihrer Freunde auch noch an die wichtige Pflicht erinnern, nicht durch Ihr eigenes Betragen die Möglichkeit, dass Sie ein frühzeitiges Ende nehmen, noch zu vergrößern. Denn wäre es weise, wenn wir die Hinfälligkeit des menschlichen Leibes beklagten, wenn wir den eben erlittenen Verlust so vieler aus Ihrer Mitte betrauerten, und gleichwohl nicht die Frage aufwerfen: was uns doch diesen Verlust zugezogen habe; was also wir, die wir noch leben, zu thun oder nicht zu thun haben, wenn wir die Möglichkeit eines frühzeitigen Todes bei uns zwar freilich nicht aufheben, aber doch vermindern wollen? Mehr, als wir glauben, könnte in dieser Hinsicht geleistet werden, mehr als wir glauben, ließe sich die Sterblichkeit unseres Geschlechtes vermindern, wenn nicht nur jeder einzelne die gehörige Sorge für die Erhaltung seines Lebens trüge, sondern wenn auch von Seite des Staates alles, was zur Verlängerung des Lebens seiner Bürger dienen kann, geschähe. Aber wie wenige Menschen (um bloß

das erstere hier etwas ausführlicher zu betrachten), wie wenige aus denjenigen, die einen frühzeitigen Tod gefunden, konnten sich sterbend das beruhigende Zeugnis geben, dass sie zu ihres Todes Beschleunigung so gar nichts beigetragen hätten! Dass ich dies nicht in Beziehung auf diejenigen sage, deren Tode ich heute gleichsam ein Denkmal unter uns errichte, versteht sich von selbst, m. Fr. Ich habe nicht bloß diese etlichen im Sinne, sondern ich denke an die Millionen Menschen, die in der Blüte ihres Lebens eine Beute des Todes geworden, und frage, was dem Tode Gelegenheit gab, sich ihrer zu bemächtigen? Da däucht es mir, die Verstorbenen selbst mir erwidern zu hören: nur äußerst selten sei es ein völlig unverschuldeter, durchaus nicht zu vermeidender Zufall gewesen, der sie ins Grab gestürzt; die meisten, ach, bei weitem die meisten aus ihnen hätten Ursache, sich selbst die Urheber ihres Todes, sich selbst ihre Mörder zu nennen. Aus sträflicher Trägheit, so klagen sie jetzt, aus sträflicher Trägheit machten wir uns nicht mit den ersten Regeln und Bedingungen, die zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit nothwendig sind, bekannt; und die Verletzung dieser Regeln war es, die Krankheiten und Tod über uns brachte; aus Mangel an Aufmerksamkeit und Überlegung stürzten wir uns in Gefahren, in denen wir, ehe wir es uns noch versahen, zu Grunde giengen; aus einer leidenschaftlichen Vergnügungssucht, aus falscher Eitelkeit, um unseren Muth an den Tag zu legen, spielten wir hie und da absichtlich ein gewagtes Spiel, bis es zu unserem Verderben ausschlug; beim ersten Anfange einer gefährlichen Krankheit wandten wir leichtsinnigerweise nicht die gehörigen Mittel an, und darum wurde sie am Ende unheilbar; durch Unmäßigkeit, durch einen unordentlichen Lebenswandel, ja selbst durch schändliche Ausschweifungen zerstörten wir unsere Gesundheit so sehr, dass es nur eines kleinen Anlasses bedurfte, um ein Raub des Todes zu werden." — So, m Fr., so beiläufig würden, wenn wir sie hören könnten, die Bekenntnisse der meisten, die ein frühzeitiges Grab gefunden haben, lauten. Wir können uns vorstellen, wie schrecklich diesen Menschen der Tod gewesen sein muss, welche fürchterlichen Vorwürfe des Gewissens sie auf ihrem Sterbelager empfunden haben! Wir können uns vorstellen, was bei einer solchen, nur durch Verschuldigung herbeigeführten und nun als unheilbar erkannten Krankheit alle Angehörigen leiden, was die Eltern, was die Geschwister eines so Unglücklichen bei seinem Krankenlager empfinden! was endlich er selbst sich über diese, ihnen verursachten Qualen für neue Vorwürfe mache und machen müsse! Wir können uns dies alles vorstellen, sagte ich; ich sollte vielmehr sagen, es übersteige

unsere Begriffe. So viel ist wenigstens gewiss: wenn wir die Summe der Leidenden, die alle nur durch Verschuldigung beschleunigte Todesfälle auf Erden verursacht haben, zusammennehmen könnten, würden wir sie übergroß finden, um zur Belehrung und Warnung für alle noch lebenden und für alle künftigen Menschen zu dienen. So viel ist gewiss, dass uns ein jeder, der frühzeitig stirbt, es geschehe aus eigener Schuld oder nicht, mit sterbendem Munde zuruft, dass wir die Gabe des Lebens, deren wir uns noch erfreuen, doch ja recht sorgfältig bewahren möchten, dass wir doch alles vermeiden möchten, was immer die bittere Nothwendigkeit des Scheidens von der Welt beschleunigen könnte.

3. Aber auch noch eine andere Bitte glaube ich aus dem Munde jedes frühzeitig Sterbenden zu vernehmen. Er verlangt, dass wir dasjenige Gute, das er selbst auf Erden nicht ausführen konnte, statt seiner ausführen. Wie sehr dieser letzte Wille, den wir bei allen Sterbenden voraussetzen können, es verdiene, dass wir ihn ehren, und so viel es in unseren Kräften steht, befolgen: wird uns durch eine kurze Betrachtung einleuchten werden. Ganz ohne Plan für die Zukunft lebt und soll kein vernünftiger Mensch leben; ein jeder soll sich schon beizeiten etwas Gutes und Gemeinnütziges erwählen, das er, wenn ihm Gott das Leben schenkt, auf Erden auszuführen trachte. Wenn nun die Stunde des Todes für ihn hereinbricht, bevor er vielleicht den kleinsten Theil von dem, was er sich vorgesetzt hatte, vollenden konnte: so sind es billig nicht die Genüsse des Lebens, von denen er scheiden soll, sondern die Sorge, dass sein ganzer Lebenszweck vereitelt werde, ist es, was ihm die meiste Unruhe verursacht. Darum kann einem Sterbenden von dieser Art kein größerer Trost zutheil werden, als wenn wir Übrigbleibende mit Mund und Herz ihm versprechen, dass wir das Gute, was er begonnen, und nun nicht mehr fortsetzen kann, nicht untergehen lassen, sondern statt seiner ausführen wollen. Selbst Menschen, die ihr bisheriges Leben viel zu leichtsinnig zugebracht haben, um sich nur einen ernsten Plan für dasselbe entworfen zu haben, bringt der herannahende Tod zur Besinnung; sie erkennen es jetzt erst, dass die Pflicht eines jeden Menschen es sei, etwas in dieser Welt zu leisten. Sie bereuen es, dass sie nicht früher daran gedacht; es quält sie, dass sie nun keine Gelegenheit mehr haben, den Fehler gutzumachen; es foltert sie der Gedanke, dass sie die Welt verlassen sollen, ohne nur etwas der Rede Wertes in ihr zustande gebracht zu haben. Das einzige, was sie noch zu ihrem

Troste vermögen, ist, dass sie an uns, die wir noch leben, sich wenden und uns beschwören, wir möchten die Gabe des Lebens besser als sie benützen, wir möchten eifriger sein im Guten, wir möchten das Gute, das sie theils durch Verhinderung ihres so frühzeitigen Todes, theils auch aus eigener Schuld nicht geleistet haben, statt ihrer zu leisten suchen! Mit dieser Bitte also, m. Fr., mit dieser an Sie gerichteten Bitte sind auch diejenigen verschieden, deren Verlust wir in diesen Tagen betrauern. Sie alle starben zu früh, um, wären sie noch so fleißig gewesen, etwas vollenden zu können, was eines Menschenlebens wert zu sein schien. Auf Sie also, auf ihre Freunde, die zurückgeblieben sind, übertrugen sie sterbend ihre sämmtlichen Pflichten und Rechte auf dieser Welt. Sie bitten und beschwören Sie durch mich, dass Sie das ausführen sollen, was sie selbst nicht vermochten. Und dass Sie dieser Bitte ihrer verstorbenen Freunde um so gewissenhafter willfahren, muss ich erinnern, dass am Ende Gott selbst es sei, der Ihnen aufträgt, die Stelle der Verstorbenen zu ersetzen. Denn wessen Geschenk ist wohl das Leben, dessen wir genießen? Ist es nicht Gottes Geschenk? Ist es nicht sein Rathschluß, durch den wir zu bestimmter Zeit auf dieser Erde erscheinen und zu bestimmter Zeit wieder abgerufen werden? Ist es nicht seine Verfügung, durch die es geschieht, dass wir, der eine nur eine so kurze Zeit, der andere länger auf Erden verweilen? Warum bestimmte er wohl gerade uns dazu, eine längere Reihe von Jahren hier durchzuleben? Warum setzte er auch nicht uns unter die Zahl, unter die weit größere Zahl derjenigen, die frühzeitig wieder abtreten? Warum anders, als dass wir mehr leisten, als jene an unserer statt geleistet haben würden? Können wir also nicht sagen, dass wir recht eigentlich von Gott selbst beauftragt sind, das zu ersetzen, was unsere zeitlich verstorbenen Brüder geleistet haben würden, wenn ihnen ein längeres Leben vergönnt worden wäre? Sind sie nicht eben darum von der Erde abgerufen worden, um uns Platz zu machen? Genießen wir nicht jene irdischen Güter, die ihr Eigenthum gewesen wären, wenn sie am Leben geblieben? Treten wir nicht in jene Ämter und Würden ein, die sie erlangt hätten, wären wir selbst statt ihrer gestorben? Und so verrichten wir also nicht ein bloßes Werk der Liebe, so oft wir den Sterbenden zu ihrem Troste versprechen, dass wir das Gute, das sie auf Erden nicht ausführen konnten, statt ihrer leisten wollen, sondern wir sind hiezu auf das Bestimmteste durch die Natur und durch Gott selbst verpflichtet. Möchten Sie dies niemals vergessen, m. Fr.! Bei einem jeden Todesfalle, der sich im Kreise ihrer Bekannten, besonders im Kreise ihrer künftigen Mitwerber um höhere Ämter ereignet, möchten

sie wohl beherzigen, dass es nun Ihre Sache sein werde, alles dasjenige, was von dem Fleiße und der Geschicklichkeit des Verstorbenen erwartet werden konnte, an seiner Stelle zu leisten.

4. Nur, wenn Sie dies fest beschließen, und durch die That selbst erfüllen, werden Sie sich rühmen können, dass Sie das Andenken ihrer verstorbenen Freunde auf eine würdige Art ehren. Um aber alles zu thun, was diese sterbend wünschen, müssen Sie letztlich noch aus ihrem Tode lernen, welch einen unschätzbaren Wert Tugend und Religion haben. Denn so wahr es auch ist, dass Tugend und Religion, oder wie der Apostel sie in Vereinigung nennt, dass wahre Frömmigkeit in allen Verhältnissen nütze, dass sie auch in gesunden und glücklichen Tagen uns die wichtigsten Dienste leiste, zur Erhöhung unseres Wohlstandes und zur Befestigung desselben überaus viel beitrage: so gewiss ist es doch, dass sich ihr hoher und schätzbarer Wert, der sich durch nichts ersetzen läßt, in seiner ganzen Größe erst offenbart, wenn wir auf unserem Sterbebette liegen. Hier, m. F., auf seinem Sterbebette hat noch kein Mensch bereut, den Gesetzen der Tugend, den Lehren der Religion Folgen geleistet zu haben. Hier hat vielmehr jeder eingestanden, dass ihn nichts anderes erquicke und labe, nichts anderes tröste und beruhige, als die Erinnerung an das, was er Gutes und Gottgefälliges gethan. Hier hat noch jeder, der in gesunden Tagen Tugend und Religion oft außeracht gesetzt hatte, dies auf das lebhafteste bedauert und bereut; hier hat ein jeder alles, was er in seinem Leichtsinne einst zum Nachtheile der Religion gesagt, gemissbilligt und zurückgenommen. Wie kann es auch anders sein? Kann auch der Leichtsinnigste, wenn er nun weiß und fühlt, dass er bald sterben werde, den Gedanken, was ihm da bevorstehe, verscheuchen? Kann er die schmerzliche Empfindung, die seiner Auflösung vorhergeht, durch Scherz und Spiel vertreiben? Muss er jetzt nicht erkennen, dass es doch wahrlich ein Gut von unschätzbarem Werte sei, sich sterbend sagen zu können, dass man nichts Böses gethan? — Wie sollte nicht jeder im Tode erkennen, dass es nichts Herrlicheres gebe, als der Glaube, dass ein Gott sei, der für ein jedes seiner Geschöpfe sorgt, jedes auf solche Wege führt, die es zu seinem Heile leiten? Wie sollten wir nicht im Tode erkennen, dass es nichts Tröstlicheres gebe, als die Hoffnung, dass wir in einer besseren Welt erwachen, wenn wir für diese entschlafen? — Vollends derjenige, m. F., den das harte Los trifft, in seiner Jugend ab-

treten zu müssen von dem Schauplatze der Dinge, der scheiden soll von der Erde, bevor er noch irgend etwas geleistet oder ausgeführt hat: wie untröstlich müsste er nicht sein, wenn er der Stimme der Religion nicht glaubte, die ihn versichert, dass unser Vater im Himmel für einen jeden aus uns mit unendlicher Weisheit die Stunde, in der er uns zu sich ruft, auserwählt habe; dass er ihn abrufe von dieser Erde, um in anderen Gegenden größere Dinge, als er je hier vermocht hätte, zu vollenden! — Und wie sie den Sterbenden tröstet, die heilige Religion, so tröstet sie auch diejenigen, die er zurückgelassen hatte, und die erliegen würden dem Schmerze, hätten sie nicht den Trost, dass sie den Liebling ihrer Seele einst wieder finden werden, und dass es für sie und ihn wohlgethan sein müsse, dass sie auf eine kurze Zeit getrennt worden sind, weil es Gott gethan hat. — Auch Ihre so eben verstorbenen Gefährten, m. F., sammt ihren Angehörigen erfuhren die Wichtigkeit dieser Tröstungen, und hätten Sie alle bei ihrem Sterbelager gegenwärtig sein können, durch den Augenschein würden Sie sich von der Wahrheit dessen, was ich hier sage, überzeugt haben. Aus sterbenden Lippen würden Sie die Worte vernommen haben, dass es kein höheres Gut für den Menschen gebe, als Tugend und Religion. Glauben Sie also, glauben Sie dieser Versicherung, denn der Mund der Sterbenden spricht Wahrheit! Glauben Sie es am Sarge Ihrer Freunde, dass Sie den letzten Wunsch derselben erfüllen, dass Sie die Tugend und Religion in Ehren halten wollen! Denn sollten Sie ihrer auch in Ihrem ganzen Leben zu entbehren glauben, was ein abscheulicher Gedanke ist: im Tode, in jener Stunde, die für niemanden ausbleibt, wird uns nichts in der Welt den Dienst ersetzen können, den uns die Tugend und Religion leistet, wenn wir ihren Vorschriften stets getreu geblieben sind. Dazu verhelfe denn Gott uns allen, auf dass wir ihm freudig, wenn er einst ruft, erwidern: Hier bin ich! Amen.

XV.

Von der Pflicht der Fürsorge für Kranke und Preßhafte.

(Am Sonntage Septuagesimä 1819.)

Johann. 9., 1—7.

Im Vorbeigehen sah Jesus einen Blindgeborenen. Seine Schüler fragten ihn: Lehrer, wer hat es verschuldet, er selbst oder seine Eltern, daſs er blind geboren wurde? Jesus antwortete: Weder dieser hat es verschuldet, noch seine Eltern, sondern Gottes Werke sollten an ihm offenbar werden! Ich muſs die Geschäfte dessen vollziehen, der mich gesandt hat, so lange es noch Tag ist. Es kömmt die Nacht, wo niemand wirken kann. So lange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt. — Als er dies gesagt hatte, spie er auf die Erde, machte mit dem Speichel einen Teig, strich denselben auf die Augen des Blinden und sprach zu ihm: Geh hin und wasche dich in dem Teiche Siloa (d. h. Gesandt). Er gieng hin, wusch sich, und kam sehend zurück.

Eingang.

Nicht ohne Nutzen wird es für einen jeden aus uns, m. Fr., gewesen sein, wenn er sich durch die Zerstreuung der gegenwärtigen Tage nicht abhalten ließ, in unserer neulichen Versammlung Antheil zu nehmen an einer Betrachtung, die freilich einen sehr ernsten Gegenstand betraf, die vielen Sterbefälle nämlich, die sich in unserer eigenen Mitte seit kurzem ergaben. Es wird dies jedem aus uns etwas genützt haben, weil wir an manche höchst nöthige und wichtige Wahrheit, die wir nicht oft genug erwägen können, erinnert worden sind: weil wir erinnert worden sind an unsere eigene Sterblichkeit, an die Möglichkeit, daſs auch wir nächstens vor Gottes Richterstuhl gerufen werden; an die Pflicht, alles zu meiden, was unser Leben ohne Noth verkürzen, oder doch in Gefahr bringen könnte; an die so selten erwogene Pflicht, dasjenige, was die zu früh Verstorbenen auf Erden nicht ausführen konnten, an ihrer Stelle zu leisten; an den unschätzbaren Wert der Tugend und Religion, die, wenn sie auch überall unentbehrlich wären, im Tode wenigstens durch nichts

ersetzt werden können. War die Erinnerung an diese Wahrheiten heilsam für uns, m. Fr., lohnte sich also das ernste Andenken, das wir unseren verstorbenen Brüdern schenkten: um wie viel sicherer können wir nicht erwarten, dass die Aufmerksamkeit, die wir unseren noch lebenden, aber in einem höchst siechen und elenden Zustande lebenden Brüdern widmen, nicht unbelohnt bleiben werde? Den Todten können wir eigentlich durch all unser Denken an sie keinen Nutzen mehr schaffen, es sei denn insofern, als uns der Glaube lehrt, dass fromme Fürbitten für sie bei Gott Erhörung finden können. Im übrigen kann unsere Erinnerung an bereits Verstorbene nur unseren eigenen Vortheil, unsere Belehrung und Besserung bezwecken. Nicht also ist es mit unseren noch lebenden Brüdern, die sich in einem siechen und kranken Zustande befinden. Die Aufmerksamkeit, welche wir diesen schenken, bringt nicht nur uns selbst große Vortheile, macht uns den Wert der Gesundheit anschaulicher, lehrt uns auch manche Mittel zu ihrer Erhaltung und Wiederherstellung kennen: sondern auch ihnen können wir noch wichtige Dienste leisten, können durch unsere Theilnahme Trost und Erheiterung in ihre Seele gießen, können die Übel, an denen sie leiden, bald völlig aufheben, bald doch beträchtlich vermindern, bald wieder für dasjenige, was sie unwiederbringlich eingebüßt haben, ihnen etwas geben, was den Verlust mehr oder weniger ersetzt. — Was menschliche Kräfte in dieser Hinsicht vermögen, zeigt uns das Evangelium, das ich soeben vorgelesen habe, auf eine Art, die unser Erstaunen erregt. Denn was uns noch heutzutage kaum in den seltensten Fällen, und erst nach vielen langen Zubereitungen gelingt, einem Blindgeborenen das Gesicht zu ertheilen: das sehen wir Jesum in unserem Texte so leicht und so schnell zustande bringen. Mit einer Art von Teig, aus Speichel und Staub bereitet, bestrich er die Augen des Blinden, befahl ihm, sich in dem Teiche Siloa zu waschen. Und der Blinde, lesen wir weiter, gieng hin, wusch sich und kam sehend zurück! Auf eine ähnliche Weise heilte Jesus, wie uns das Evangelium versichert, auch Taube, Lahme, Gichtbrüchige, heilte Personen, die mit der fallenden Sucht, die mit dem Wahnsinne behaftet waren, machte überhaupt die Heilung der Kranken zu einer von seinen Hauptbeschäftigungen. Können wir glauben, die Pflicht, die uns zur Nachahmung seiner Lebensweise verbindet, zu erfüllen, wenn wir die Sorge für kranke und presshafte Personen ganz von uns ablehnen? Können wir Nachfolger dessen, welcher der größte Arzt seiner und aller Zeiten gewesen ist, heißen, wenn wir um Kranke uns

nicht im geringsten bekümmern? — Gewiſs, m. Fr., wer keine Theilnahme für Kranke und Preſshafte hat, und nicht beſtrebt iſt, ihnen, ſo viel es nur immer in ſeiner Lage möglich iſt, ein Retter zu werden: dem fehlt zur Ähnlichkeit mit unſerem Herrn eine ſehr weſentliche Tugend. — Möchten alſo die Aufmunterungen, die ich zu dieſer Tugend heute zu geben gedenke, den beabſichtigten Erfolg erreichen! Möchten recht viele aus dieſer Verſammlung, die für Kranke und Preſshafte bisher nur wenig Aufmerkſamkeit bewieſen, heute den Entſchluſs faſſen, für dieſe Claſſen ihrer Nebenmenſchen künftig mehr Sorge zu tragen! Möchten Sie dieſen Entſchluſs nicht nur faſſen, ſondern auch in der That vollziehen!

Abhandlung.

Das Beiſpiel der Aufmerkſamkeit für kranke und preſshafte Perſonen, das Jeſus ſeinen Anhängern gab, iſt ſchon bisher, m. F., nicht ohne Wirkung geblieben. Denn, wenn wir die Pflege, die dieſe Claſſe von Unglücklichen unter uns Chriſten findet, mit der Verlaſſenheit vergleichen, in der ſie zu Jeſu Zeiten auf dem ganzen Erdrunde, ja noch heutzutage bei allen nichtchriſtlichen Völkern ſchmachtet: ſo läſst ſich nicht zweifeln, wem es wir Chriſten zu verdanken haben, daſs wir in dieſem Stücke uns ſo vortheilhaft vor anderen auszeichnen. Die Frage, die wir die Jünger in unſerem Texte an ihren Meiſter ſtellen hören: Hat dieſer, oder haben ſeine Eltern es verſchuldet, daſs er blind geboren wurde? verräth uns das traurige Vorurtheil, das noch bis auf den heutigen Tag faſt bei allen chriſtlichen Völkern herrſcht, und ſie hart und grauſam gegen diejenigen macht, die ihres Mitleides am allermeiſten bedürfen. Jede ſeltene Krankheit, jedes ungewöhnliche Gebrechen des Leibes wird als eine Strafe Gottes, wohl gar als eine Wirkung von böſen Geiſtern, die ſich des Unglücklichen bereits bemächtigt hätten, angeſehen! Was unſer Herr Jeſus gethan habe, um dieſen Wahn theils zu vernichten, theils doch unſchädlich zu machen, muſs jedem Leſer der heiligen Schrift bekannt ſein, m. F. Von jenem Blindgeborenen belehrte er ſeine Jünger: Weder er ſelbſt noch ſeine Eltern haben etwas verſchuldet, ſondern er wurde blind geboren, auf daſs die Macht Gottes an ihm verherrlicht werden könne. Bei ſolchen Ausſprüchen, die wir aus Jeſu Munde haben, und bei einem ſolchen Beiſpiele, mit dem er uns vorangegangen, iſt es wohl nicht zu wundern, daſs unter uns

Christen die Pflicht der Aufmerksamkeit für kranke und presshafte Personen gleich anfangs, und mit jedem Jahrhunderte deutlicher anerkannt und bereitwilliger erfüllt worden ist, als sonst bei irgendeinem anderen Volke. Aber so viel wir auch schon in dieser Hinsicht heutzutage thun: so könnte und sollte doch immer noch ungleich mehreres geschehen; und es ist darum nichts Überflüssiges, wenn wir uns heute durch eine deutlichere Auseinandersetzung der vielen Vortheile, die es für uns Gesunde sowohl, als auch für unsere kranken Mitbrüder hätte, ermuntern lassen, die Tugend der Wohlthätigkeit gegen sie künftig noch eifriger zu üben. Nicht ohne Absicht, m. F., will ich die Vortheile, mit denen sich diese Art von Wohlthätigkeit an den Wohlthätern selbst belohnt, vorausschicken. Auch Menschen, die so eigennützig sind, dass sie durch nichts als durch die Vorstellung ihres eigenen Vortheils zu etwas Gutem aufgemuntert werden können, sollen einsehen lernen, dass sie nicht Ursache haben sich auszuschließen, wenn sie zu einem Werke der Wohlthätigkeit an kranken und gebrechlichen Personen aufgefordert werden.

1. Je mehr wir für diese Unglücklichen thun, um desto anschaulicher wird uns die Größe des Glückes, dessen wir selbst in dem Besitze eines gesunden und regelmäßig gebildeten Leibes genießen, um desto lebhafter erfreuen wir uns desselben, um desto sorgfältiger vermeiden wir alles, was uns desselben verlustig machen könnte. Denn fast unmöglich ist es, dass wir den hohen Wert, den der Besitz gesunder Sinneswerkzeuge, gerader Gliedmaßen, und eines überhaupt gesunden und vollkommenen Körpers habe, gehörig einsehen könnten, wenn wir nicht entweder selbst dieser herrlichen Güter beraubt sind, oder doch Menschen vor uns sehen, die sie entbehren müssen. Kein bloßes Nachdenken, keine auch noch so lebhafte Beschreibung kann uns der Wahrheit gemäß belehren, wie wichtig ein jedes, auch das geringste Glied unseres Leibes ist, wie viel derjenige, bei dem sich dies Glied in einem kranken und unbrauchbaren Zustande befindet, entbehren und wie viel er leiden müsse. Nur, wenn wir jemanden, der dies Unglück hat, vor uns sehen, und ihm nicht einen bloßen flüchtigen Blick, sondern unsere ganze Aufmerksamkeit schenken, ihn lange und genau beobachten, und die Verlegenheiten sehen, in die er bei tausend Anlässen, wo wir uns so leicht helfen, geräth; wenn wir die Klagen hören, in die er selbst von Zeit zu Zeit ausbricht, und die, so stark sie auch sind, wir doch gerecht nennen müssen; wenn wir die Heftigkeit der

Schmerzen, die ihn foltern, aus jenen unwillkürlichen Zuckungen seiner Nerven, aus jenen Thränen, die er vergeblich zurückzuhalten strebt, beurtheilen können; wenn wir Zuschauer davon sind, wie zur Unthätigkeit verdammt, jedes Genusses, und jeder Fähigkeit zu Genüssen beraubt, nur für den Schmerz allein noch empfänglicher angeschmiedet an seinem Krankenbette liegt: dann erst, dann erst begreifen wir, was krank sein heiße; dann gehen wir gerne hin, um Gott auf unseren Knien zu danken, dass er uns das Geschenk der Gesundheit gegeben; dann schätzen wir erst das hohe Gut, und fühlen uns glücklich, dass wir es noch besitzen. Und wenn wir sehen, wie schwer es, einmal verloren, wieder errungen werden könne; wenn wir bei all unserem Bestreben, dem Kranken und Gebrechlichen zu helfen, doch wenig oder nichts ausrichten können: dann tragen wir erst die gehörige Vorsicht für die Bewahrung dieses Gutes, und schließen aus dem, was wir für andere gethan, um ihnen die verlorene Gesundheit wieder zu verschaffen, wie hoch wir uns das Glück ihres Besitzes selbst anzurechnen haben.

2. So lohnt sich also die Aufmerksamkeit, die wir unseren kranken und gebrechlichen Mitbrüdern schenken, einmal schon dadurch, dass wir die eigene Gesundheit dann um so würdiger schätzen, und um so sorgfältiger bewahren lernen; aber ein Lohn von noch viel größerer Wichtigkeit, ein Vortheil, der sich nicht bloß auf uns, sondern auf alle Menschen erstreckt, ist dieser: Je mehr Aufmerksamkeit wir auf jeden Kranken und Gebrechlichen verwenden, je mehr Versuche zu seiner Heilung wir durch Ärzte anstellen lassen, um so mehr Fortschritte und Entdeckungen werden in der wohlthätigsten aus allen Wissenschaften, in der Heilkunde gemacht, um so mehr Hilfe können wir selbst und andere in jedem Krankheitszustande erwarten. Denn, wenn von irgend einer Kunst behauptet werden kann, dass sie nur auf dem Wege der Erfahrung, nur durch Beobachtungen und Versuche der Vollkommenheit näher gebracht werden könne: so ist es, wie alle Ärzte gestehen, die Heilkunst. Und wie viele Fortschritte müsste sie nicht schon gemacht haben, diese Kunst, wenn wir nie eine Gelegenheit, unsere Erfahrungen zu erweitern, ungenützt ließen, wenn man das Leben eines jeden Menschen, ich will nicht sagen der Rettung, sondern nur der Beobachtung wert fände! Aber so kann man annehmen, dass wohl unter hundert Menschen, die krank und krüppelhaft sind, kaum einer die Aufmerksamkeit und den Fleiß der Ärzte in dem gehörigen Grade beschäftigt. Die übrigen kann oder will niemand

genauer beobachten; sie sterben denn also, sie sterben, da sie noch lange hätten ihr Leben fortsetzen können; sie sterben, und niemand lernt bei ihrem Tode, was wenigstens anderen das Leben fristen könnte. — Bewunderungswürdige Fügung der göttlichen Gerechtigkeit! So strafst du uns für jene grausame Gleichgiltigkeit, mit der wir den Leiden und dem Tode unserer Brüder zuschauen, ohne zu fragen, wie und wodurch ihnen etwa geholfen werden könnte! Auch wir sinken endlich auf unser Krankenlager hin; und weil wir das Leben der Armen viel zu gering geschätzt hatten, um ihnen Ärzte zu geben, die sich die Heilung ihrer Krankheiten recht hätten angelegen sein lassen: so wissen sie nun auch kein Mittel für unsere eigene Krankheit; so müssen wir sterben, während in unserem Garten vielleicht das Kraut wächst, durch welches wir gerettet werden könnten. O, wenn so mancher Reiche die Millionen, die er auf seinem Sterbelager seinen Ärzten darbieten wird, die ihm das Leben nur um ein kurzes Jahr zu verlängern vermöchten, jetzt bei gesunden Tagen noch hergeben wollte, um arme Kranke und Presshafte durch Ärzte behandeln zu lassen: wer weiß, ob diese nicht wirklich das Mittel fänden, nach dem er sich sterbend vergeblich sehnen wird! So handeln denn wir, m. F. edler und menschenfreundlicher, und wir werden, ohne daran zu denken, auch unseren eigenen Vortheil befördern! Trachten wir jedem Kranken die Aufmerksamkeit und Hilfe eines vernünftigen Arztes zu verschaffen: so wird die Heilkunde zu einer höheren Vollkommenheit gelangen; und wenn einst wir selbst oder andere erkranken, so werden wir alle uns mehr Hoffnung zur Genesung machen können!

3. Doch sollte dies auch gar nicht der Fall sein, sollten die Ärzte durch die Vermehrung ihrer Erfahrungen gar keine Fortschritte machen: so ist doch gewiss, dass wir durch die Aufmerksamkeit für jeden Kranken und Gebrechlichen sehr viele, die ohne Hilfe des Arztes zu Grunde gegangen wären, erhalten, und andere, die der Gesellschaft nur zur Last gelebt hätten, in einen Zustand versetzen, in dem sie doch wenigstens einige Dienste der Menschheit zu leisten vermögen. Ist dies nicht abermals ein Vortheil? Oder kann etwa jemand die Richtigkeit der Sache, die wir hier voraussetzen, bezweifeln? Kann man im Ernste glauben, dass die Heilkunde auch nur auf der Stufe der Vollkommenheit, auf der sie gegenwärtig steht, in der Anwendung mehr Schaden als Nutzen hervorbringen würde? Kann man leugnen, was die Erfahrung so augenscheinlich beweist, dass eine ganze Menge von Krankheiten, welche dort, wo der Kranke sich selbst

überlassen bleibt, mit dem Tode enden, in Fällen, wo ärztliche Hilfe gebraucht wird, einen glücklichen Ausgang nehmen? Kann man es leugnen, dass durch die Kunst der Ärzte schon manches durch Zufall unbrauchbar gewordene Glied des menschlichen Körpers, selbst manches edle Sinneswerkzeug wieder hergestellt worden ist? Können nicht auch schon unsere jetzigen Ärzte, wenigstens in gewissen Fällen, den Blinden das Gesicht, den Tauben das Gehör, den Stummen die Sprache, den Lahmen den Gebrauch ihrer Gliedmaßen geben? Kann endlich nicht auch selbst derjenige, dessen Leibesgebrechen keine Kunst der Ärzte mehr zu beheben vermag, durch Fleiß und Mühe zu verschiedenen Geschäften abgerichtet werden, durch die er der bürgerlichen Gesellschaft, der er sonst nur zur Last gefallen wäre, nützliche Dienste leistet?

4. Doch schon zu lange gebe ich dem Sinne derjenigen nach, die bei einem jeden Menschen nur nach den Diensten fragen, die er ihnen selbst, oder der bürgerlichen Gesellschaft leisten wird, ohne erwägen zu wollen, dass er auch für sich selbst etwas zu fordern berechtigt sei. Bedenken wir dies, m. F., so wird uns alsobald einleuchten, dass die Pflege kranker Personen auch um der Vortheile willen, die für sie selbst unmittelbar entspringen, die dringendste Anempfehlung verdiene. Denn wie bedauernswürdig ist nicht der Zustand eines Kranken! Ich kenne nur eine Classe von Menschen, die sich in einem noch schlimmeren Zustande als Kranke befinden: es sind die Kranken an der Seele, die lasterhaften Menschen. Doch diesen ist es oft zu ihrer eigenen Besserung nöthig, dass man sie hilflos in ihrem Elende lasse. Nicht so der Kranke, der es durch nichts verschuldet hat, dass man ihn strafe, der, falls seine Krankheit auch eine verschuldete sein sollte, schon durch sie selbst gestraft genug ist, und wenn wir ihn verließen, nicht gebessert, sondern umgebracht würde. Wer hat mehr Ansprüche auf unsere Aufmerksamkeit und Hilfe, als der arme Kranke, der so ganz unfähig ist, sich selbst Hilfe zu schaffen? Wer bedarf es mehr, als er, dass wir ihn aufrichten und trösten durch unsere Gegenwart, durch unser Mitleid, durch unser sichtbares Bestreben, ihm zu helfen? Wo könnte dies Bestreben passender angebracht sein? Wo können wir durch guten Willen und durch Benützung alles dessen, was die menschliche Kunst bisher zu leisten vermag, mehr ausrichten, als bei Kranken und gebrechlichen Personen? Gibt es eine herrlichere Wohlthat, die ein Mensch dem anderen erweisen kann, als die Erhaltung seines Lebens, die Wiederherstellung seiner Gesundheit, die Ausstattung mit einem Sinne, der ihm bisher gemangelt hatte? Sind wir demjenigen, den wir mit einer Wohlthat

dieſer Art betheilen, nicht Boten des Himmels, die Gott zu ſeiner Rettung geſandt, nicht Schöpfer ſeines Glückes, die ihn von ſeiner niedrigen Stufe des Daſeins, auf der er bisher geſtanden, zu einer höheren erheben, und gleichſam umgeſchaffen haben? Und ſelbſt, m. F., ſelbſt wenn es uns nicht gelingt, den Sinn, den die Natur verſagt hat, durch unſere Kunſt zu erzeugen: iſt nicht ſchon das ein Verdienſt von unendlicher Wichtigkeit, daſs wir uns um ſolche Unglückliche jederzeit beilegen können, für die Entwickelung ihrer Begriffe, für die Ausbildung ihres Geiſtes zu ſorgen? Wie äußerſt ſchlimm ſind doch die Unglücklichen daran, denen nur der eine oder der andere von den fünf Wegen, wodurch alle Vorſtellungen und Begriffe unſerem Geiſte zugeführt werden, verſperrt iſt! Wie unwiſſend und wie blöde müſſen ſie nicht ihr ganzes Leben hindurch ohne ihr Verſchulden bleiben, wenn wir uns ihrer nicht erbarmen, wenn wir die Mühe ſcheuen, die ihre freilich auf eine ganz andere Art zu bewirkende Unterweiſung koſten würde! Welch eine Wohlthat alſo, wenn wir uns weder das Beſchwerliche der Arbeit noch Zeit und Koſtenaufwand gereuen laſſen, um aus Geſchöpfen, die ohne beſonderer Nachhilfe der Kunſt nur Thiere bleiben müſsten, vernünftige Menſchen zu bilden!

5. Doch dieſes leitet mich ſchon auf einen neuen Vorzug, den dieſe Art Wohlthätigkeit vor jeder anderen voraus hat. Nirgends nämlich, faſt nirgends können wir ſo ſicher ſein, daſs wir uns nicht ohne Nutzen bemühen, als wenn wir uns der Pflege kranker und gebrechlicher Perſonen annehmen. Denn, gehen wir hier anders mit der gehörigen Vorſicht zu Werke; wagen wir nichts, wovon es noch unausgemacht iſt, ob es die Krankheit ſtatt zu heilen, nicht etwa noch vergrößern werde: ſo können wir faſt für ſicher annehmen, daſs wir durch unſere Bemühungen etwas ſehr Gutes ſtiften. Denn, ſetzen wir auch den ſchlimmſten Fall, daſs wir die Krankheit nicht überwältigen können, ſo iſt die Heilkunde doch um eine Erfahrung reicher geworden; ſo hatten der Kranke und ſeine Angehörigen doch eine Zeit lang wenigſtens ſich mit der Hoffnung der Geneſung aufgerichtet; ſo hatten ſie doch den nicht geringen Troſt zu ſehen, daſs es noch gute Menſchen gebe, denen ihr Schickſal zu Herzen geht; ſo wurde allen, die uns beobachtet hatten, durch unſer Beiſpiel anſchaulich, wie viele Mühe ſich jeder Rechtſchaffene gebe, um das Leben oder die Geſundheit ſeines Nebenmenſchen zu retten. Was ſoll ich erſt ſagen, wenn Gott unſere Bemühungen ſegnet, und die beabſichtigte Rettung wirklich zuſtande kömmt? Was iſt ſo unmittelbar und an ſich ſelbſt ſchon ein Gut, als Leben und Ge-

ſundheit? Wer das Geſchäft des Lehrens und Unterrichtens betreibt, m. F., betreibt ein edles Geſchäft: aber wie ungewiſs iſt nicht der Nutzen desſelben? Wie ſelten keimt der Same, den man ausſtreut? Wie oft wird nicht der beſte Unterricht durch Miſsverſtand und Miſsbrauch ſchädlich? Wer zwiſchen Streitenden nach den Geſetzen des Rechtes entſcheidet, muſs er nicht wider Willen oft zur Ausführung helfen, die zwar wohl rechtlich, aber nichts weniger als gut und gemeinnützig iſt? Selbſt, wer die Erde bebaut im Schweiße ſeines Angeſichtes, und einem Boden, der ſonſt nur Diſtel und Dornen getragen, genießbare Früchte abgewinnt: weiß er auch, ob und von wem ſie genoſſen werden ſollen? Und was ſind Nahrungsſtoffe gegen Geſundheit und Leben, durch die wir allein erſt in den Stand geſetzt werden, wie ihrer ſo jedes anderen irdiſchen Gutes zu genießen! Fangen wir jetzt ſchon an zu begreifen, m. F., woher es komme, daſs die beſten und edelſten Menſchen, die es auf Erden gegeben, wenn ſie nicht ausſchließlich nur dem Geſchäfte der Heilkunde ſich gewidmet hatten, doch wenigſtens eine bald nähere bald entferntere Theilnahme demſelben nicht verſagen konnten?

6. Hiezu veranlaſste ſie noch ein anderer Umſtand, der nämlich, den ich noch als den letzten Aufmunterungsgrund zur Wohlthätigkeit gegen kranke und preſshafte Perſonen anführen muſs. Faſt keine Art guter und gemeinnütziger Unternehmungen können wir freier und ungehinderter üben. Wer den Verſtand der Menſchen aufklären, wer ihre Herzen beſſern, mit einem Worte, die Geiſteskrankheiten derſelben heilen will: wie viele Schwierigkeiten ſetzen ſich dieſem entgegen! Wer glaubt es, daſs er am Geiſte krank ſei, oder wer wünſcht es, daſs man ihn von dieſer Krankheit befreie? Und wie ſchwer iſt es, jemanden zu heilen, der nicht geheilt ſein will? Nicht alſo widerſetzen ſich die Leibeskranken dem Arzte, der ſich zu ihrer Heilung anbietet. Und wie ſie ſelbſt dazu bereit ſind: ſo finden wir auch in keinem Staate auf Erden beträchtliche Hinderniſſe, die dieſer Art des Wohlthuns von Seite der Obrigkeiten gelegt wären. Selbſt in den Staaten, welche die Freiheit ihrer Bürger am meiſten beengen, treffen wir in dieſer Hinſicht nur die ſehr billige Einſchränkung an, daſs niemandem das Geſchäft eines Arztes zu treiben erlaubt wird, bevor er nicht Beweiſe von ſeinen Einſichten abgelegt hat. Viel größer, fürwahr viel größer ſind die Schwierigkeiten, die faſt alles andere, was man zum Beſten der Menſchheit thun wollte, findet! Faſt alles andere nämlich berührt gleich anfangs mehrere Menſchen, läſst Folgen erwarten, die ſich aufs Ganze beziehen, erregt bald bei der einen,

bald bei der anderen Classe der Bürger Besorgnisse, dass nicht vielleicht eine Verkürzung ihrer bisherigen Vortheile daraus ergehen möchte. So gedeihlich es also auch sein möge, es finden sich doch bald mehr bald weniger Feinde, die es zu unterdrücken suchen.

Erkennen Sie nun aus allem diesen, m. F., aus welchen Gründen auch der göttliche Stifter unseres Glaubens, Jesus, — war seine Bestimmung gleich von unendlich höherer Art, war er gleich gesandt, um der Arzt unserer Seele zu werden, — doch die Geschäfte eines leiblichen Arztes zu verrichten nicht zu geringfügig fand. Im Gegentheile, das Evangelium, das ich heute vorgelesen habe, beweist es, dass er die Kürze und Kostbarkeit der Zeit, die er auf Erden zu erleben hatte, besser als irgend jemand erkannte, und gleichwohl nie eine Gelegenheit zur Heilung kranker und gebrechlicher Personen von sich gewiesen habe. Die Geschäfte dessen, der mich gesandt hat, spricht er in unserem Texte, muss ich vollziehen, so lange es noch Tag ist, denn in der Nacht, die bald heranbricht, kann niemand arbeiten. Und gleichwohl lesen wir im Evangelio, dass er von einem Orte zum anderen gereist sei, um alle Kranke und Presshafte, die sich daselbst befanden, zu heilen, und über diesem Geschäft oftselbst Speise und Trank so sehr verabsäumt habe, dass er, der an andere Leben und Gesundheit spendete, kaum einer Ohnmacht entgieng. Könnte es wohl, m. Fr., eine stärkere Aufmunterung zur Wohlthätigkeit gegen Kranke und Presshafte geben, als dieses Beispiel unseres Jesu? So gehen wir denn nun, und thun desgleichen! Denn er hat uns ein Beispiel gegeben, spricht das Wort Gottes, auf dass wir treten in seine Fußstapfen. Amen.

XVI.

Wie vielfältig man die Tugend der Wohlthätigkeit gegen Kranke ausüben könne.

(Am 1. Sonntage in der Faste 1819.)

Isaias 29, 17—23.

Wohlan, nur eine kurze Weile noch, und Libanons schneebedeckte Gebirge sollen in lachende Fluren umwandelt, und Karmels Fluren sollen den Wäldern gleich geachtet werden. Die Tauben sollen die Worte des Buches vernehmen und das Auge des Blinden soll aus seiner finsteren Nacht hervorsehen. Frohlocken sollen die Armen, und selbst diejenigen Menschen, zu deren Rettung man jetzt alle Hoffnung aufgibt, sollen noch Lieder des Dankes Jehoven, dem Gotte Israels, singen! — Denn nicht mehr soll es Tyrannen und Spötter geben; vertilgt sollen sein alle, die nur auf Frevelthäten sinnen, die um ein Wort ihren Nächsten als einen Schuldigen verklagen, die Schlingen legen im Gerichte, und durch Betrug Unschuldige stürzen. Jehova, der Gott des Hauses Jakobs, der Retter Abrahams, verspricht das! — Die Nachkommen Jakobs, sagt er, sollen nicht ferner mehr zuschanden werden, nicht soll ihr Angesicht ferner erblassen. Wenn sie einst sehen werden, was meine Hand im Lande ausführet, dann sollen sie erheben meinen Namen, erheben den Gott Jakobs, ehren den Gott Israels! — Und wer verwirrten Geistes war, soll zu Verstand kommen, und alle Widerspenstigen sollen Zucht und Belehrung annehmen.

Eingang.

Sehr wichtig und erfreulich sind die Veränderungen, m. Fr., die sich der gotterleuchtete Seher in unserem Texte von des Messias Erscheinung auf diesem Erdrunde versprochen hatte. Wohlan! ruft er mit einer Art von Begeisterung von diesem seligen Zeitpunkte aus, wohlan! nur eine kurze Weile noch, und Libanons schneebedeckte Gebirge sollen in lachende Fluren umwandelt, und Gegenden, welche dann nicht besser bebaut sind als Karmels jetzige Fluren, sollen den Wäldern gleich geachtet werden! Die Hoffnung hatte sich also unser Prophet gemacht, dass der Messias, wenn er einst auf Erden erscheinen werde, nicht nur das Heil unserer Seelen, sondern auch die Verbesserung unseres irdischen Zustandes zu

seinem Augenmerk mache, dass er, wenn auch vielleicht nicht unmittelbar auf diesen Zweck hinwirken, doch sicher vieles veranstalten werde, was uns erst mittelbarerweise veranlassen werde, unser Dasein auf Erden uns zu verannehmlichen. Er hatte gehofft, dass wir insonderheit die wichtige Kunst der Bebauung der Erde zu einer viel höheren Stufe der Vollkommenheit erheben würden, als es diejenige war, auf die sie zu seiner Zeit stand; er hatte gehofft, dass eine Zeit kommen wird, wo durch den Fleiß und die Kunst der Menschen Gegenden, die man in seinen Tagen für ganz unwirtbar hielt, Libanons schneebedeckte Gebirge in lachende Fluren würden umwandelt werden, wo Gegenden, welche nicht fruchtbarer sein werden als Karmels dermalige Fluren, den Wäldern gleich geachtet werden sollen. Dann, lesen wir weiter in unserem Texte, sollen die Tauben die Worte des Buches vernehmen, und das Auge des Blinden soll aus finsterer Nacht hervorblicken. Menschen, zu deren Rettung man jetzt schon alle Hoffnung aufgibt, sollen noch Lieder des Dankes Jehoven, dem Gotte Israels, singen. — Der heilige Dichter erwartete also, dass wir durch Anlässe, die der. Messias geben wird, auch in der Heilkunde die wichtigsten Fortschritte machen, und Krankheiten, die man zu seiner Zeit für unheilbar ansah, besiegen lernen würden. Frohlocken, sprach er ferner, frohlocken sollen die Armen im Lande, denn dann wird es nicht mehr Tyrannen und Spötter geben, dann sollen vertilgt werden alle, die nur auf Frevelthaten sinnen, die um ein Wort ihren Nächsten als einen Schuldigen verklagen, die Schlingen legen im Gerichte, und durch Betrug Unschuldige stürzen. — Auch unsere bürgerlichen Verfassungen, also hoffte der fromme Prophet. auch die Gesetze und Einrichtungen, die wir in unseren Staaten eingeführt haben, sollen durch den Messias eine sehr wohlthätige Veränderung erfahren, eine solche, dass es — was wir noch heutzutage beinahe unglaublich finden — einst keine Arme, auch keine Frevler und keine Unterdrücker der Unschuld geben werde. Und alles dies wünschte Isaias mit solcher Zuversicht, dass er am Ende noch den vielsagenden Beisatz wagte: Jehova, der Gott des Hauses Jakobs, der Retter Abrahams, verspricht das. — Was sollen wir zu diesem allen sagen, m. Fr.? Hat sich der gotterleuchtete Mann geirrt? Kann eine Weissagung, welche die Fürsehung Gottes würdig befunden hat, in das Wort aufgenommen zu werden, ohne Erfüllung bleiben? Oder ist etwa die Auslegung, die wir den Worten der Schrift hier gegeben

haben, nicht ganz vernünftig und nicht den Regeln gemäß, wie das Wort Gottes ausgelegt werden soll? Doch dies wird niemand behaupten, der diese Regeln kennt. Und so erwarten wir also noch, von der Zukunft erwarten wir, was ich so eben als Verheißung des göttlichen Wortes angegeben habe. Denn es ist nichts an sich Unmögliches, und es kann eben dadurch, daſs wir an seine Möglichkeit glauben, herbeigeführt werden. — Dies letztere, m. Fr., gilt nämlich von jenem Zeitpunkte, darin für alle Kranke und Krüppelhafte auf Erden die glückliche Veränderung, die unser Text ihnen verheißt, zustande kommen soll. Zur Beschleunigung dieses Zeitpunktes kann jeder einzelne aus uns das seinige beitragen, kann dies weit ungehinderter thun, als er vielleicht für die Beförderung jedes anderen guten Zweckes zu wirken vermag. Und eben darum geschah es, daſs ich in unserer Versammlung Ihre Aufmerksamkeit auf diese Art des Wohlthuns hinzurichten suchte. Darum entwickelte ich etwas umständlicher die Gründe, die uns zur Wohlthätigkeit gegen Kranke und Preſshafte aufmuntern können. Ich ahnte nicht, als ich diese Gründe vortrug, daſs ich durch eine eigene, bald darauf eingetretene Unpäſslichkeit genöthigt werden sollte, eine Untersuchung, die zu diesem Vortrage als ein ergänzender Theil beinahe nothwendig gehört, so spät erst nachzutragen. Allein was wird es nützen, Sie zur Wohlthätigkeit gegen Kranke aufgemuntert zu haben, wenn ich Sie nicht auch mit den verschiedenen Arten, wie diese Tugend ausgeübt werden könne, bekannt machen wollte? Dies will ich denn also heute thun um so geflissentlicher, je mehr Gelegenheit ich gerade in diesen Tagen hatte, die verschiedenen Arten, wie man sich gegen Kranke wohlthätig beweisen kann, theils an mir selbst zu erfahren, theils doch in nähere Überlegung zu ziehen. Die Reichhaltigkeit dieses Gegenstandes legt mir die Nothwendigkeit auf, mich der gedrängtesten Kürze zu befleißen.

Abhandlung.

1. Es ist schon Wohlthat, m. F., wenn wir dem Kranken zeigen, daſs wir Aufmerksamkeit für ihn haben, Mitleid mit ihm empfinden, und wenn wir könnten, gewiſs des Willens, ihm zu helfen, wären; wenn wir uns fleißig nach seinem Empfinden und Befinden erkundigen, ihn, wenn die Umstände es erlauben, heimsuchen, und hier vielleicht selbst einen Theil seiner Wartung und Pflege übernehmen.

Wenn wir zuweilen auch einem Leidenden nicht den geringsten wirklichen Dienst leisten können, so gewährt doch die bloße Aufmerksamkeit, die wir ihm beweisen, ihm eine Art von Linderung in seinen Leiden, eine Art von Trost und Freude. Er sieht hier doch, dass es noch mehrere gebe, denen sein Leiden nicht gleichgiltig ist, die seine Genesung wünschen; ihm wird der Wert, den er entweder als Mensch schon besitzt, oder sich durch seine eigene Thätigkeit gegeben, auf eine erfreuliche Weise von neuem anschaulich. Er glaubt nun zuversichtlicher, dass man nichts versäume, was etwa ein Mittel zu seiner Rettung werden könnte. Um wie viel wohlthuender muss es ihm sein, wenn wir nicht einmal die Mühe oder die Gefahr, ihn zu besuchen, scheuen, wenn wir, bei seinem Krankenlager verweilend, bald diesen bald jenen Dienst, dessen er in seiner Unbehilflichkeit bedarf, mit sichtbarer Liebe ihm leisten! Wie wichtig können oft solche Dienstleistungen sein, auch abgesehen davon, dass sie das Herz des Kranken erfreuen, und oft gerade hiedurch seine Genesung viel mehr als alle Arzneien befördern! Wie vieles kömmt nicht auf eine genaue Wartung und Pflege an, ohne welcher des Arztes beste Vorschriften nichts nützen, weil sie nicht ausgeführt werden! Doch es versteht sich von selbst, m. Fr., dass, wo Gefahr der Ansteckung herrscht, die Pflicht des Krankenbesuches nur für den Arzt, den Seelsorger und diejenigen Personen, die ein sehr nothwendiges Geschäft bei den Kranken haben, bestehe. Es ist nie zu vergessen, dass diese Personen immer alle Regeln der Vorsicht, welche die Umstände erlauben, beobachten sollen. Wie so mancher, der der menschlichen Gesellschaft noch durch viele Jahre die wichtigsten Dienste hätte leisten können, büßte die Verabsäumung dieser Regeln mit seinem Leben! Ermuntere ich Sie also heute, sich auch bei einem Krankenbette zuweilen einzufinden, so muss ich Sie beschwören, dies immer mit der gehörigen Vorsicht zu thun, und ohne ängstlich zu sein, doch alles zu beobachten, was uns die Ärzte als ein Mittel, um die Gefahr der Ansteckung zu vermeiden, anempfehlen.

2. Noch wichtiger ist das Verdienst, das wir uns um einen Kranken beilegen, wenn wir ihm die Hilfe eines vernünftigen Arztes verschaffen. Denn so groß auch bereits die Zahl der Ärzte ist, die in den volkreicheren Städten unseres gebildeten Welttheils angetroffen wird, so kann man gleichwohl mit aller Sicherheit behaupten, dass mehr als die Hälfte der Menschen, die in Krankheiten verfallen, nur darum unheilbar erkranken, und vom Tode dahingerafft werden, weil sie des ärztlichen Beistandes entweder ganz entbehren mussten, oder desselben doch erst zu spät theilhaftig wurden. Wie viele Menschen, die

zwar nicht eigentlich krank, aber doch krüppelhaft und verstümmelt sind, die den Gebrauch gewisser Gliedmaßen, den Gebrauch gewisser Sinneswerkzeuge, wohl gar der Vernunft und ihrer menschlichen Besinnung selbst verloren haben, konnten gerettet und wieder hergestellt werden; wie viele andere konnten dadurch eine Linderung ihrer Leiden und eine Verbesserung ihres Zustandes erfahren, wenn ein vernünftiger Arzt herbeigezogen würde! Dass dieses nicht geschieht, davon ist oft bloßer Mangel an Bekanntschaft schuld. Der Kranke kennt den Arzt nicht, der die Geschicklichkeit hätte, ihn von seinem Übel zu befreien; er weiß wohl von ihm, aber er weiß nicht, daß er Menschenfreund genug ist, um seine Hilfe auch demjenigen angedeihen zu lassen, der ihn nicht lohnen kann. Oft traten auch, besonders bei unteren Ständen, schädliche Vorurtheile dazwischen. Der Kranke scheut den Arzt, er hat kein Zutrauen zu seiner Wissenschaft, oder er setzt doch mehr Vertrauen auf die Wirksamkeit gewisser ihm von unwissenden Leuten gepriesenen Hilfsmittel, als auf diejenigen, die der Arzt anwenden will. Eine große Wohlthat erweisen sie dem Kranken, m. F., wenn Sie diese Vorurtheile zerstreuen; wenn Sie die Überzeugung von dem Werte der Arzneikunde verbreiten; wenn Sie zwar warnen vor Ärzten, die dies Geschäft unbefugt treiben oder sonst eine grobe Unwissenheit verrathen, rechtmäßige und geschickte Ärzte aber durch Ihre Empfehlung immer bekannter zu machen suchen; wenn Sie bei jedem Ihrer Bekannten, der krank geworden ist, darauf dringen, dass er beizeiten sich einem vernünftigen Arzte anvertraut.

3. Doch häufig geschieht es, dass sich zur Krankheit auch Armut gesellt, oder dass der Kranke wenigstens nicht so vermöglich ist, um jene außerordentlichen Ausgaben, die die Krankheit und der Gebrauch so kostbarer Arzneimittel verursacht, zu bestreiten. Welch eine schöne ausgebreitete Gelegenheit zum Wohlthun! Bald ist es Geld, wodurch wir helfen können; bald können wir die zweckmäßige Anwendung desselben unbesorgt nur seinem eigenen Ermessen überlassen, bald wieder ist nöthig, dass wir ihn selbst anweisen, wie er es anzuwenden habe; bald ist es rathsam, dies Geld gar nicht in seine eigenen Hände zu geben, sondern die Ausgabe für Arzt, Arzneien und andere Nothwendigkeiten lieber selbst zu bestreiten; bald sind es Nahrungsmittel, Speisen von ganz besonderer Zubereitung, deren der Kranke bedarf; bald sind es geistige Getränke, die uns Gesunden entbehrlich, oft selbst verderblich sind, für die Kranken aber das heilsamste Arzneimittel sein können. Wie wohlthätig ist es, wenn wir die Speisen und Getränke, die wir durch eine leichte Beschränkung unserer

Sinnlichkeit erübrigen können, in die Gemächer der Kranken schicken. Und was unser eigenes Vermögen übersteigt, das können wir oft durch unsere Fürsprache bei reicheren Personen, durch die Veranstaltung einer Sammlung, durch manche anderen Mittel, die uns das Nachdenken lehrt, wenn die Begierde recht lebhaft ist, zu helfen, erreichen. Wenn wir die Menschen zur Wohlthat gegen Kranke auffordern, und zwar nicht bloß gegen Kranke, die ihnen ganz unbekannt sind, von deren näheren Umständen weder sie, noch wir etwas zu sagen wissen; wenn wir sie auffordern, zur Wohlthat gegen einen bestimmten Kranken? dessen leidenden Zustand sie entweder selbst gesehen oder aus einer lebhaften Beschreibung kennen gelernt haben: so können wir sicher erwarten, man werde sich hier viel freigebiger bezeugen, als wenn wir zu irgend einem anderen, im Grunde nicht minder wohlthätigen Zwecke ermuntern. Die Leiden nämlich, denen der Kranke ausgesetzt ist, diese körperlichen Leiden vermag sich jeder durch seine Einbildungskraft lebhaft genug vorstellen. Jeder fühlt also Mitleiden mit ihm; hier ist jeder auch viel zuverlässiger, als in den meisten anderen Fällen, versichert, dass seine Gabe die beabsichtigte Wirkung, den Kranken entweder gesund zu machen, oder ihm doch eine Linderung seiner Leiden zu verschaffen, erreichen würde. Hier ist endlich auch das gute Werk und der Erfolg desselben durch keinen Zwischenraum von vielen Jahren, und Jahrzehenten getrennt, sondern heut geben wir, und morgen genießt es sicher der Kranke, und in einigen Tagen steht er vielleicht genesen vor uns. Setzen wir diese glücklichen Umstände, m. Fr., die sich beim Wohlthun gegen Kranke ereignen, recht deutlich auseinander; benützen wir alle die Gründe, die wir in unserer neulichen Versammlung zur Empfehlung dieser Tugend kennen gelernt: und wir werden kaum eine Fehlbitte thun, wenn wir eine Fürsprache für einen Kranken einlegen.

4. Zu wünschen wäre es, — aber freilich, dass wir nicht nöthig hätten, für einen jeden Armen, der krank oder krüppelhaft wird, die Wohlthätigkeit der Vermöglicheren erst eigens in Anspruch zu nehmen, und von ihrem guten Willen zu erwarten, was und wie viel sie zu seiner Unterstützung thun wollen — zu wünschen wäre es, dass unsere bürgerliche Verfassung bereits so eingerichtet wäre, dass ein jeder Kranke und Unglückliche Arzt und Arznei, Pflege, Wartung und alles, wessen er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit bedarf, so kostbar es auch sein mag, auf Kosten des Staates erhielte, und zwar nicht etwa als eine demüthigende Wohlthat, sondern als eine Sache, die jeder, der in dieselbe Lage geräth, zu fordern berechtigt sei. Diese Voll-

kommenheit, m. F., werden unsere Staaten wohl erst in jenem Zeitpunkte, den unser Text verheißt, erreichen; in unseren Tagen stehen wir noch weit von diesem Ziele, dem wir uns jedoch mit langsamen Schritten nähern. Eine solche Annäherung sind auch jene öffentlichen Anstalten, die wir zur Heilung kranker und presshafter Personen mit jedem Jahrzehent in größerer Menge errichten sehen, die von dem Staate anfangs bloß geduldet, später selbst in Verwaltung genommen werden. Die Theilnahme an der Errichtung, Erhaltung und Verwaltung dieser Anstalten ist eine so wichtige Wohlthat für Kranke, dass ich Sie eigens darauf aufmerksam machen muss, m. F.; denn nur einige Jahre noch, und die Verhältnisse, in die Sie als Mitglieder höherer Stände treten, eröffnen Ihnen die erwünschte Gelegenheit zu dieser Art von Wohlthätigkeit. Durch Ihr eigenes Beispiel, das immer Nachahmer findet und finden wird, also durch ansehnliche, Ihrem Vermögen angemessene Beiträge zu solchen Anstalten, dann auch durch eine deutliche Auseinandersetzung der vielen Vortheile, welche die Bürgerschaft selbst von der Errichtung solcher Anstalten hat, endlich auch durch Bekämpfung aller der Vorurtheile, die ihre weitere Vervollkommnung hindern, werden Sie überaus viel dazu mitwirken können, dass diese Anstalten je länger je mehr in Aufnahme kommen. Wenn Sie ihren Mitbürgern bei jeder Gelegenheit begreiflich machen: wie so viel leichter und wohlfeiler der Gemeinde die Verpflegung werde, wo eine öffentliche Anstalt, ein eigenes Haus für sie bestehet; wie manches nützliche Mitglied auf diese Art errettet werden könne; wie viele Fortschritte, die zuletzt jedem zugute kommen, die Arzneikunde in solchen Häusern zu machen im Stande sei; wie nothwendig es ist, dass solche Häuser der Gefahr der Ansteckung und weiteren Verbreitung der Krankheit vorbeugen; wie viele Bequemlichkeiten sie den Kranken sowohl als den Gesunden gewähren; — wenn Sie den Menschen zeigen, dass nach richtigeren Grundsätzen der Staat berechtigt wäre, es nicht der bloßen Willkür der Bürger zu überlassen, ob und wie viel sie zu solchen Anstalten beitragen wollen, dass er sie zwingen dürfte, so vieles herzugeben, als eben nothwendig ist, um alle Kranke und Verkrüppelte vollkommen zu verpflegen: dann wird man gewiss nicht erst diesen Zwang erwarten, sondern an allen Orten, auch in den kleinsten Gemeinden wird man die Sache der Kranken als eine Angelegenheit, welche das Ganze betrifft, betrachten, und sich deshalb Mühe geben, eine, ob auch im Anfang noch so unvollkommene Anstalt zu ihrer Verpflegung auf gemeinschaftliche Kosten einzuleiten.

5. Am schwierigsten ist dieses freilich bei jenen Unglücklichen, die des Gebrauches gewisser Sinne, und wohl gar der Vernunft selbst beraubt sind. Wenn diese nicht wie Thiere bloß ernährt werden sollen; wenn auch dafür gesorgt werden soll, dass jene traurige Verwirrung, in welche die Vorstellungen des Irrsinnigen gerathen sind, allmählich wieder behoben werde; wenn versucht werden soll, ob nicht das Auge des Blinden geöffnet, das Ohr eines Tauben empfänglich für die Eindrücke des Schalles, die Zunge dieses Stummen gelöst und fähig gemacht werden könne, verständliche Worte zu sprechen; wenn solche, deren Übel vielleicht schon von Kindheit an unheilbar ist, zu vernünftigen Menschen erzogen und so ausgebildet werden sollen, dass auch sie Ursache finden, sich ihres irdischen Daseins zu freuen: so fordert dies allerdings weit mehr, als die geringen Kräfte einer armen Landgemeinde vermögen. Kaum in der Hauptstadt eines jeden Landes ist man bisher im Stande gewesen, nothdürftig zu vereinigen, was zu Anstalten dieser Art gehört. Allein je größer die hier obwaltenden Schwierigkeiten sind, je seltener wir bis auf den heutigen Tag die Kenntnisse der Kunstfertigkeiten, die zur Behandlung dieser Art von Kranken gehören, bei Ärzten antreffen, je höher die Ausgaben steigen, die man in einem solchen Hause sich erlauben muss, soll anders die Wohlthat, die man den Unglücklichen erweisen will, nicht halb unvollendet bleiben: um desto nöthiger ist es, die Wichtigkeit dieser Anstalten besonders ins Licht zu setzen, um desto nöthiger, dass wir uns für die Erhaltung und Verwaltung derjenigen, die bereits errichtet worden sind, mit dem größten Eifer verwenden, weil es von dem Erfolge dieser abhängt, ob sich die Menschen zur Errichtung mehrerer entschließen werden oder nicht. Können wir aber zur Beschleunigung dieses Entschlusses nicht so viel beitragen, als unsere Menschenliebe wünscht, m. F., o! so legen wir uns um diese Classen von Unglücklichen wenigstens dadurch ein Verdienst bei, dass wir den Spott und die Verachtung, die verkehrte Behandlung, die wirklichen Misshandlungen, die sie beinahe allenthalben erfahren, von ihnen abzuwehren suchen! Bestrafen wir jeden, wer es auch immer sei, mit Worten wenigstens, der so leichtsinnig oder grausam wäre, um solche Unglückliche zu einem Gegenstande des Schmerzes oder des Spottes zu machen, der eine Freude darin findet, Irrende noch tiefer irrezuführen! Nehmen wir uns dieser Verlassenen an, so viel wir immer nur vermögen! Versuchen wir, ob wir nicht etwa selbst zur Heilung ihres kranken Verstandes beitragen können; überlegen wir, ob nicht für jene Unglücklichen, denen ein wichtiger Sinn entrissen worden

ist, für ihre Geistesausbildung, oder für die Verbesserung ihres Zustandes etwas geleistet werden könne! Lassen wir uns nicht verdrießen, dies wenige zu thun, wo gerade das Wichtigste, das wir für sie zu thun wünschten, nicht ausführbar ist!

6. Es wird, m. F., es wird je länger je mehr ausführbar werden, dieses Wichtigste, wenn wir ein jeder auch an der letzten Art, sich gegen Kranke und Presshafte wohlthätig zu erweisen, den lebhaftesten Antheil nehmen. Es ist Vervollkommnung der Heilkunde selbst, durch deren Fortschritte mittelbar auch jeder Kranke gewinnt. Wundere sich niemand, dass ich hier jedem einzelnen aus uns die Zumuthung mache, er könne und solle etwas zur Beförderung dieser wichtigen Kunst beitragen. Dieses ist wirklich nicht nur denjenigen aus Ihrer Mitte, die einst selbst Ärzte zu werden gesonnen sind, sondern auch allen übrigen möglich, und zwar jedem auf eine doppelte Art, auf die sich überhaupt eine Vervollkommnung von Künsten denken lässt. Wie, sollten wir nicht ein jeder etwas dazu beitragen, dass die bereits bekannten und entscheidenden Grundsätze dieser Wissenschaft, die wichtigsten und gemeinnützigsten Regeln und Vorschriften derselben immer allgemeiner unter uns ausgebreitet werden? Sollten wir uns in diesen Wahrheiten nicht erst ein jeder selbst unterrichten können, und dann unsere Kenntnisse bei jeder Gelegenheit an andere mittheilen? Wie wichtig wäre dies nicht? Wie vielen Gebrechen und Krankheiten könnte auf diese Art, und nur auf sie allein so vorgebeugt werden, dass sie nicht einmal entstehen! Wie viele anderen Unfälle ereignen sich nicht im menschlichen Leben, die, wenn nicht plötzlich Hilfe eintrifft, den Tod nach sich ziehen! Wie könnten wir leiste diese plötzliche Hilfe, ohne selbst Ärzte zu sein, wenn wir uns nicht gewisse Kenntnisse beigelegt hätten! Doch weil uns diese mangeln, so sehen wir uns genöthigt, müßige Zuschauer bis zu des Arztes Ankunft zu machen, und hören nun mit Entsetzen, dass alle Hilfe bereits zu spät sei. Die andere Art, wie wir ein jeder uns um die Heilkunde verdient machen könnten, ist die Bereicherung derselben mit neuen Erfahrungen und Beobachtungen. Wenn wir dafür sorgen, dass jedes für Ärzte vielleicht belehrende Ereignis, das sich in unserer Umgebung zugetragen hat, zu ihrer Kunde gelange; wenn wir den heilsamen Gebrauch der Leicheneröffnungen je mehr und mehr emporbringen; wenn wir Veranlassungen geben, dass sich verständige Ärzte berathen; wenn wir den Eifer und die Betriebsamkeit der Ärzte durch schickliche Auszeichnungen belohnen; wenn wir die öffentlichen Unterrichtsanstalten auf eine höhere Stufe der Vollkommenheit erheben: sind wir da nicht Beförderer dieser Wissenschaft, auch ohne Ärzte zu sein? Nun um

wie viel mehr werden nicht erſt jene thun können, die, ausgerüſtet mit den erforderlichen Kräften des Geiſtes ſowohl als des Leibes, ſich dieſem Stande widmen! Wie unabſehbar weit iſt dieſes Gebiet des Wohlthuns, das ſich für dieſe öffnet! Nein, ich geſtehe es, m. F., der Stand des Arztes däucht mir einer der ſchönſten zu ſein. Nur zwiſchen ihm und demjenigen, den ich mir wirklich erwählte, könnte ich ſchwankend ſtehen, weil es mir nicht gegönnt war, beide vereinigt zu ergreifen. Die Hochſchätzung, die ich für dieſen Stand empfinde, pflanzte ich unwillkürlich auch denjenigen, die mit mir umgiengen, ein; und eine Folge war, daſs ein geliebter Bruder dieſen Stand ergriff, und ſeinen Tod in ihm fand. So ſchrecklich mir auch dies Unglück war und noch iſt, ſo kann ich doch nicht umhin, auch jetzt noch den Stand der Ärzte zu rühmen und anzupreiſen. Möchte nur niemand es wagen, in dieſen Stand zu treten, den ſeine körperliche Schwachheit doppelt gefährlich macht, und möge jeder, der dieſen Stand künftig ergreift, ein glücklicheres Los erfahren! Möge jeder, der ſeine Kräfte der Erhaltung des Lebens anderer zu widmen gedenkt, der Gabe des Daſeins lange genießen, und ſeinen Tod erſt heranrücken ſehen, wenn ſein Bewuſstſein ihm ſagt, daſs viele hunderte ihm die Verlängerung ihres Lebens danken! Amen.

XVII.

Über die uns eigenen, aber von uns nicht erkannten Fehler.

(Am 2. Sonntage in der Faste 1819.)

Eingang.

Die heilige Zeit, in der wir gegenwärtig leben, m. F., fordert uns abermals, und viel dringender, als jede andere des Jahres auf, an das so wichtige Geschäft der Vervollkommnung unseres Herzens zu denken. Die Gebote der Kirche, Gebote, deren Verbindlichkeit kein wahrhaft und wohl unterrichteter Christ in Zweifel setzen wird, verlangen es ausdrücklich von einem jeglichen aus uns, wes Standes er sei, auf welcher Stufe der Vollkommenheit er auch zu stehen glaube, dass er in diesen jetzigen Tagen Gebrauch mache von jener vortrefflichen Anstalt, die unter dem Namen der Buß- und Besserungsanstalt in unserer Kirche bestehet; dass er sich nicht begnüge bloß mit dem, was er, sich selbst überlassen, vermag, sondern einen zweiten Mann noch, einen vernünftigen Mann um Rath und Hilfe ersuche, und in Vereinigung mit ihm an dem Geschäfte seiner sittlichen Besserung arbeite. Die Gebote der Kirche verlangen, dass wir, um desto geschickter für dies Geschäft zu werden, in der jetzigen Zeit eigene Betrachtungen über das Leiden desjenigen anstellen, der uns erschienen ist auf Erden, um uns von der Knechtschaft der Sünde loszumachen, und ein frommes, gottgefälliges, glückseliges Geschlecht aus uns heranzubilden. Die Gebote der Kirche schreiben uns durch diese Zeit hindurch auf das bestimmteste eigene Übungen in der Kunst der Selbstbeherrschung, endlich auch die Erweckung gewisser religiösen Gefühle und Empfindungen, alles nur in der heilsamen Absicht vor, damit wir das Geschäft unserer sittlichen Besserung mit desto glücklicherem Erfolge betreiben. So bestimmte Gebote, so dringende Aufforderung, die unser eigenes Beste bezwecken: sollte sie irgend jemand aus uns vergeblich an sich ergehen lassen, m. F.? Sollten wir uns nicht wirklich alle vornehmen, das Geschäft unserer sittlichen Verbesserung ganz mit dem Eifer und auf die Art zu betreiben, wie es die Kirche wünscht, und unser Heil es

erfordert? — Doch wenn unser Vorsatz fruchtbringend werden, wenn wir in der That Fortschritte, und beträchtliche Fortschritte in unserer sittlichen Ausbildung machen sollen: so ist das erste und nothwendigste Erfordernis dies, dass wir erfahren, woran es uns eigentlich mangelt, dass wir die Fehler, die uns ankleben, erkennen. Denn, wer seine Fehler nicht kennt; wer es nicht weiß, dass diese und jene fehlerhafte Eigenheit an ihm vorhanden ist, oder wer sie doch nicht für etwas Fehlerhaftes ansieht: der wird und kann sie auch nicht verbessern. Es kostet uns Mühe, es misslingt uns oft trotz unserer vielen Anstrengungen, eine Unvollkommenheit, die wir als solche erkennen, abzulegen: um wie viel weniger lässt sich erwarten, dass wir Gebrechen ablegen werden, die wir nicht kennen, für deren Verbesserung wir uns gar keine Mühe geben! Aber sie glauben vielleicht, m. F., der Fall, von dem ich hier rede, dass jemand Fehler an sich hat, die er nicht einsieht, dürfte besonders bei Menschen aus den gebildeten Ständen nur selten eintreten; nur selten könne es sich bei einem vernünftigen Manne ereignen, dass ihm ein Fehler, und zwar ein wichtiger Fehler anklebt, ohne dass er es wissen sollte? Dieser Meinung muss ich geradezu widersprechen, und muss, so traurig das auch für uns alle zu hören sein mag, behaupten: nichts sei gewöhnlicher, als dass wir die Fehler, die uns ankleben, nicht kennen; auch bei gebildeten und vernünftigen Menschen stoße man häufig auf Fehler, die wohl von jedem anderen, nur nicht von ihm selbst, der damit behaftet ist, eingesehen werden; es gebe nur wenige, nur äußerst wenige Menschen, die neben den Fehlern, die sie an sich erkennen, nicht noch viel wichtigere unerkannte Fehler haben. Es ist höchst nothwendig, dass wir, wenn diese Behauptung wahr ist, uns von ihr überzeugen, dann aber auf Mittel denken, wodurch wir in Stand gesetzt werden, unsere bisher noch unerkannten Fehler genauer kennen zu lernen. Das eine sowohl als das andere sei der Gegenstand, mit dessen Betrachtung wir uns unter dem Segen Gottes heute beschäftigen wollen. Der biblische Text, den ich jetzt vorlesen werde, ist aus einem Buche entlehnt, welches man nicht ohne Wahrscheinlichkeit für das älteste hält, das von der Vorzeit auf uns überliefert worden ist. Um desto merkwürdiger ist die Überzeugung, die der Verfasser desselben von der großen Unvollkommenheit aller Menschen, ja aller geschaffenen Wesen überhaupt ausspricht. Die Einkleidung, deren er sich zu seinem Vortrage bedient, ist eine Dichtung, die wir nach dem Geschmacke der Zeit, in der er lebte, beurtheilen müssen. Hiob, 4, 12—21.

Eliphas sagte: Ein Geisterspruch stahl sich jüngst vor meinen Ohren vorüber, davon ich einen Laut erhaschte. Die Zeit der nächtlichen Gesichte war es, und tiefer Schlaf ruhte auf allen Menschen; als eine Furcht mich überfiel, und alle Knochen in mir vor Schrecken bebeten; denn die Gestalt eines Geistes sah ich herannahen; ihr Antlitz war wie keines Sterblichen, gleich einem Schattenbild schwebte sie mir vor Augen. Still war es um mich, und deutlich konnte ich folgende Worte vernehmen: Wähnst du, daß irgend ein Sterblicher vor Gott gerecht befunden werde? Meinst du, dass irgend ein Mensch rein sei vor seinem Schöpfer? Wisse, an seinen Dienern selbst bemerket er Mängel, an seinen Engeln findet er Gebrechen! Um wie viel mehr an euch, Bewohner einer Lehmhütte, die auf Staub gegründet, zerstörbar, wie ein Mottenhäuschen, Tag und Nacht Stürmen ausgesetzt ist? — Was diese nicht zerstören, verwüstet ihr durch euere eigene Thorheit

Abhandlung.

Der Zweck des schönen Lehrgedichtes, aus dem die so eben gelesene Stelle entlehnt ist, m. Fr., ist die Rechtfertigung Gottes wegen der vielen Übel auf Erden. In der gegenwärtigen Stelle bemüht sich der heilige Dichter, den Vorwurf, den man der Gerechtigkeit Gottes so oft wegen der Leiden unschuldig scheinender Menschen macht, dadurch zu widerlegen, dass er behauptet, vor Gott wäre niemand, auch selbst der unschuldigste, nicht völlig schuldfrei zu nennen. Ein Wesen von höherer Art, so lässt er den einen der Freunde Hiobs erzählen, ein Bürger aus einer höheren Welt, wäre zur nächtlichen Weile auf Erden herabgekommen, ihm diese Wahrheit zu eröffnen. Wähnst Du, so hätten die Worte des Geistes gelautet, wähnst Du, dass irgend ein Sterblicher vor Gott gerecht befunden werde? Meinst Du, dass irgend ein Mensch rein sei vor seinem Schöpfer? Wisse, an seinen Dienern selbst bemerket er Mängel. an seinen Engeln findet er Gebrechen. — Nicht deshalb, weil diese Worte einem Wesen von höherer Art in den Mund gelegt werden, sondern weil sich bei einer näheren Betrachtung zeigt, dass sie, an sich genommen, etwas sehr Wahres und Vernünftiges aussagen, hat die katholische Kirche von jeher diese Worte in Ehren gehalten, und bei unzähligen Gelegenheiten, wo sie die Menschen zur Demuth, und zu einer heilsamen Erkenntnis ihrer vielen Mängel und Unvollkommenheiten hinleiten wollte, benützt und angeführt. Von jeher sah man es in unserer Kirche als ausgemacht an, dass niemand fehlerlos sei, dass wir im Gegentheil alle, wie der Apostel sich ausdrückt, nur Sünder sind und des Ruhmes vor Gott ermangeln. Dies hätte man aber

unmöglich glauben und lehren können, m. Fr., wenn man nicht immer vorausgesetzt hätte, dass die Menschen den größten Theil ihrer Fehltritte unwissentlich begehen. Nur unter dieser Voraussetzung konnte man behaupten, dass auch der Fromme täglich Fehler begehe, nämlich nur Fehler, deren er sich nicht deutlich bewusst ist. Dieser Art waren auch die Fehler Hiobs, dem es am Schlusse unseres Lehrgedichtes von Gott selbst vorgeworfen wird, dass er gerade den gröbsten Fehler begangen, als er, dem trüglichen Bewusstsein seiner Unschuld trauend, über die Härte und Ungerechtigkeit seines Geschickes zu murren anfieng. Von solchen, ihm selbst verborgenen Fehlern glaubte auch der gekrönte Sänger nicht frei zu sein. Darum, wenn sein Gewissen ihm bezeugt, dass er Jehovas Gebote mit Freude erfüllt, setzt er bedenklich hiezu: Doch, wer merkt jeden Fehler an sich? Du selbst, o Ewiger! befreie mich vor den mir verborgenen Sünden! Du selbst verhüte, dass diese mich nicht in frechere stürzen! Jedoch die Wahrheit, dass fast alle Menschen mit Fehlern, die sie nicht einsehen behaftet sind, hat nicht bloß den allgemeinen Glauben der Kirche und entscheidende Aussprüche des Wortes Gottes für sich, sondern wir finden, dass auch heidnische Weltweise sie erkannten. Fehler, behaupten sie, gewisse bald größere bald geringere Fehler hätte ein jeder Mensch an sich; der vollkommenste heiße derjenige der die geringsten hat. Nur das, sagen sie, wäre das traurigste hierbei, dass der Mensch insgemein, so scharfsichtig er in der Bemerkung der Fehler anderer sei, so blöde er sich in der Bemerkung seiner eigenen beweise. Des Menschen größte Kunst also, und das unzweideutigste Merkmal einer echten Weisheit wäre es, sich selbst gehörig zu kennen. Erkenne dich selbst, war der berühmte Wahlspruch, den eben deshalb Chilon zum Hauptgesetze der wahren Weisheit erhob. Sind dies nicht Zeugnisse genug, m. Fr., um uns zum Nachdenken zu bringen? Welche Beschämung für uns, wenn wir als Christen nicht wissen sollten, was selbst der Aufmerksamkeit heidnischer Weltweisen und Dichter nicht entgieng? Denn wirklich bedarf es nichts, als nur etwas Nachdenken über die Erfahrungen, die wir ein jeder selbst gemacht haben, um uns zu überzeugen, dass es fast keinen Menschen gebe, der nicht bald mehr bald weniger Fehler, die seiner eigenen Bemerkung sich entziehen, an sich hat. Ohne uns eben die Aufsuchung der Fehler anderer Menschen zu einem eigenen Geschäfte zu machen, ohne — was äußerst häßlich wäre — uns schon im voraus vorgenommen zu haben, an jedem Menschen einen Fehler auszufinden, um nur unsere Behauptung auch an ihm bestättigt zu

sehen; bloß wenn wir merken auf Fehler, deren Beobachtung sich uns unwillkürlich aufdringt: so werden wir fast an einem jeden Menschen, den wir nur etwas genauer kennen lernten, neben gewissen Tugenden mit Betrübnis auch eigene Fehler entdecken, und meistens erfahren, dass er nur darum sie nicht ablegt, weil sie ihm nicht deutlich einleuchten. Während dass alle, die ihn umgeben, und sein Betragen beurtheilen können, darüber einig sind, dass er in gewissen Fällen das rechte Maß überschreite, dass er in diesem und jenem Falle und Verhältnisse thue, was nicht zu rechtfertigen ist; während dies alle um ihn her einleuchtend finden: ist nur er selbst der einzige, dem es nicht also vorkommt, der nicht begreift, dass er fehle. Macht jeder einzelne aus uns, m. F., Erfahrungen von solcher Art an seinen Mitmenschen: wie sollte er daraus nicht schließen, dass es auch ihm nicht besser als anderen ergehe? Wie sollte es nicht uns allen einfallen, dass gerade so, wie wir an anderen Fehler sehen, auch andere an uns Fehler bemerken? Wie könnten wir glauben, dass nur wir glücklich genug sind, um eine Ausnahme von dem, was wir so allgemein antreffen, zu machen? Wäre nicht schon diese Einbildung selbst wenn wir ihr nachhängen wollten, die Einbildung, dass wir allein keine unbekannten Fehler haben, ein Fehler, und ein sehr grober Fehler, ein häßlicher Stolz und Hochmuth? Schon aus Bescheidenheit also, aus einer billigen Bescheidenheit muss jeder einzelne, so lange er lebt, bei sich voraussetzen, dass auch er nicht ausgenommen sei vom Lose aller Sterblichen, d. h., dass sich auch an ihm verschiedene Fehler, die er nur nicht erkennt, befinden mögen.

So müssten wir handeln, auch wenn es sich nicht aus der Natur der Sache selbst begreifen ließe, wie leicht es möglich sei, in Fehler zu verfallen, ohne sie auch zu erkennen. Steht nicht ein jeder Fehler, den wir begehen, in einem gewissen Verhältnisse mit unseren Begriffen, mit unserer ganzen Art zu denken? Ist er nicht eine Wirkung der eben in uns vorhandenen Verbindung von Begriffen und Vorstellungen? Ist es daher zu wundern, wenn wir an unserem Betragen, sobald wir es selbst beurtheilen, immer viel weniger als andere, oft gar nichts auszusetzen finden, so tadelhaft es auch in der Wirklichkeit sein mag? Beurtheilen wir es denn nicht mit eben denselben Begriffen und Vorstellungen, aus denen es eben hervorgieng? Nur jemand anderer, in dem nicht eben dieselbe Verbindung von Vorstellungen wie in uns herrschend ist, bemerkt auf den ersten Blick die Fehler, die wir mit vieler Mühe und Anstrengung unseres Verstandes kaum erkennen. Noch haben wir gleichwohl gar nicht den Umstand erwogen, wie sehr

uns auch unsere Eigenliebe hindert, unsere eigenen Fehler ganz in der Größe, die sie wirklich haben, zu erkennen. So nöthig es auch für unser eigenes und wahres Beste ist, dass wir deshalb, wenn unsere Selbstliebe ganz vernünftig wäre, auch schon durch sie bestimmt werden sollten, fleißig auf unsere Fehler zu merken: so geschieht doch insgemein das Gegentheil. Wir fürchten uns nämlich vor jener Selbstbeschämung, vor jenen Vorwürfen unseres Gewissens, vor den Beschwerlichkeiten, die das Geschäft der Besserung hat, vor allen den unangenehmen Gefühlen, die aus der Entdeckung eines Fehlers im Anfange wenigstens zu folgen pflegen; wir fürchten uns vor diesem allen so sehr, dass wir bei jeder Gelegenheit, wo uns ein oder der andere unserer Fehler ansichtlich werden will, das Auge wie unwillkürlich verschließen oder abziehen. Es ist uns beinahe nicht möglich, mit eben der richtigen Fassung des Geistes und Aufmerksamkeit, mit der wir fremde Handlungen betrachten, auf unsere eigenen Fehler bis zur Auflösung in ihre einfachen Bestandtheile zu verfolgen. Wir überspringen hier immer die wichtigsten Punkte, wir gehen nie aufrichtig zu Werke, verhehlen vor uns selbst, was gerade das Häßlichste ist, dringen zum wenigsten nie bis in die innersten Falten des Herzens, und gelangen so nie zu einer Vorstellung von unseren Fehlern, die sie uns ganz so strafwürdig, wie sie an sich sind, schilderte. Einige erkennen wir gar nicht, die anderen nur zumtheile.

Dass dieses ein Unglück sei, m. Fr., brauche ich wohl nicht erst zu beweisen. Fehler, die wir nicht merken, hören darum nicht auf Fehler zu sein, und sich für uns und andere verderblich zu bezeugen. Kein Wunder hebt die schlimmen Wirkungen einer Handlung auf, weil sie von uns nicht eben beabsichtigt wurde. Gift tödtet, auch wenn man es unwissend trinkt, und eine Wunde schmerzt, auch wenn wir sie nicht in böser Absicht geschlagen. Wir dürfen uns auch nicht einmal schmeicheln mit der Hoffnung, dass jeder Fehler, den wir aus Unwissenheit begehen, ohne Verantwortung bleibt. Denn haben wir nicht so eben gesehen, m. Fr., dass diese Unwissenheit meistens eine verschuldete sei, dass wir nur darum unsere Fehler nicht erkennen, weil wir uns von einer thörichten Selbstliebe abhalten lassen, auf sie recht aufmerksam zu sein? Doch je gewisser das letztere ist, um desto nothwendiger ist es, die Mittel kennen zu lernen, durch deren Anwendung wir auch zur Erkenntnis der Fehler, die einem jeden aus uns bisher noch unwissend ankleben dürften, gelangen können.

1. Viel ist bereits gewonnen, m. F., wenn wir die Überzeugung bei uns stets lebhaft unterhalten, dass eine richtige Erkenntnis unserer Fehler der größte Vortheil für uns selbst sei. Denn freilich können wir keine beträchtlichen Fortschritte in unserer Selbstkenntnis machen, wenn nicht der ernstliche und herrschende Wille dazu in uns vorhanden ist; am allerwenigsten können wir die Fehler, die uns ankleben, entdecken, wenn wir sie nicht zu entdecken wünschen. Um diesen Wunsch zu erzeugen, um den natürlichen Abscheu, den unsere Sinnlichkeit vor solchen Entdeckungen fühlt, allmählich zu erreichen: gibt es kein anderes Mittel, als die Überlegung der Wahrheit, dass es am Ende doch immer unser eigene Vortheil sei, wenn wir die Fehler, die uns ankleben, kennen lernen. Das also prägen wir uns recht tief ein, m. F., das wiederholen wir uns mit jedem Tage! Vergessen wir nie, dass es kein Vortheil für die Menschen sei, Fehler, es mögen erkannte oder unerkannte sein, zu begehen! Vergessen wir nie, dass der Mensch in eben dem Maße an Ruhe und Zufriedenheit, an wahrer Glückseligkeit gewinne, in dem er an Tugend und sittlicher Vollkommenheit zunimmt! Vergessen wir nie, dass auch Fehler aus Unwissenheit — beides, verderblich sowohl als auch verantwortlich, sind! Bedenken wir, dass es selbst jene Achtung, deren wir bei unseren Mitbürgern zu genießen wünschen, erfordere, dass wir die Mängel und Unvollkommenheiten, die wir noch an uns haben, wenigstens kennen!

2. Doch unser Wille muss auch in die That übergehen, m. F., und daher müssen wir uns zweitens die größte Aufmerksamkeit auf unser eigenes Betragen und öftere Selbstprüfung zur Gewohnheit machen. Wer diese Mühe scheut, wer nicht stets aufmerksam sein will auf sein ganzes Thun und Lassen, und nicht zur bestimmten und wiederkehrenden Zeit eine umständliche Prüfung über sich selbst anstellt, nicht mit sich selbst gleichsam da ins Gericht gehen will: der wird und kann nie zu der gründlichen Selbstkenntnis gelangen. Das haben schon heidnische Weltweise erkannt, und daher kommt es eben, dass wir in jenen goldenen Sprüchen, die uns die Grundsätze des ältesten der Weisen Griechenlands enthüllen, die ausdrückliche Vorschrift lesen: „Lass' nie den Schlaf dein müdes Auge beschleichen, ohne dich erst über dein ganzes Betragen durch den zurückgelegten Tag geprüft zu haben." Das sollten die Heiden, das sollten Pythagoräer beobachtet haben; und wir selbst wollten es zu beschwerlich für uns finden? Dann dürften wir uns wahrlich auch keine Hoffnung machen, dass wir die Heiden an Vollkommenheit über-

treffen; denn nicht der Name, den wir tragen, sondern nur die Befolgung der Vorschriften unseres Meisters kann uns zu besseren Menschen machen. Öftere Selbstprüfungen aber, wir wissen es, legt uns die christliche Kirche zu einer ganz besonderen Pflicht und Schuldigkeit auf.

3. Aber noch wichtiger ist, dass wir durch eben diese Kirche auch viel richtigere Begriffe vom wahren Wesen der menschlichen Vollkommenheit besitzen, als irgend ein heidnischer Weltweise aufgestellt hat. Die Benützung dieser Begriffe bei unserer Selbstbeurtheilung ist eben das dritte Mittel, wodurch wir noch mehr zur Kenntnis aller uns anklebenden Fehler gelangen können. Selbstprüfungen, denen ein unrichtiger Begriff von der wahren Vollkommenheit des Menschen zu Grunde liegt, stiften mehr Schaden als Nutzen; und daher finden wir leider viele Menschen, die sich mit täglichem Erforschen des Gewissens beschäftigen, und gleichwohl so grobe Fehler besitzen. Sie richten ihr Augenmerk nur auf Kleinigkeiten, zergliedern Gefühle und vergessen Handlungen; sie machen sich Vorwürfe über bald diese bald jene unwillkürlichen Regungen in ihrem Innern, und übersehen es, dass ihr ganzes Leben müßig und thatenlos ist, und dass sie tausenderlei Gutes, was sie nach ihren Kräften zu leisten schuldig gewesen wären, ungeschehen lassen. Nicht also mögen Sie es, m. F., machen! Sie kennen ihn ja viel deutlicher, als die meisten anderen Menschen, den einzigen wahren Maßstab aller Vollkommenheit und Tugend, die Brauchbarkeit für die Beförderung des allgemeinen Besten. Nach diesem Maßstabe beurtheilen Sie sich auch bei Ihrer Selbstprüfung! „Was leiste ich für das gemeine Beste? Könnte ich nichts mehreres thun? Befindet sich nichts an mir, wodurch ich meiner eigenen Ruhe und Zufriedenheit, oder dem Glücke anderer einen Abbruch thue?" — Also befragen wir uns, und wir werden je länger je mehr zu einer bestimmten und richtigen Kenntnis unserer Mängel und Unvollkommenheiten gelangen.

4. Besonders wenn wir mit diesem eigenen Nachdenken auch die Aufmerksamkeit auf die Urtheile anderer über uns verbinden. Dies Mittel ist so wichtig, m. F., dass sich nur niemand rühme, es sei ihm ein Ernst um die Erkenntnis seiner Fehler, wenn er die Urtheile anderer nicht nach aller Möglichkeit nützt. Denn, dass es anderen Menschen viel leichter fällt, unsere Fehler zu erkennen, das haben wir eben gesehen, das lehrt uns nicht nur die tägliche Erfahrung, die wir hierüber an unseren Mitmenschen machen, sondern das läßt sich auch sehr wohl aus der Natur des Menschen begreifen und erklären.

Trachten wir also nur, diese Urtheile anderer kennen zu lernen; fragen wir fleißig nach, wie sich die Leute über uns äußern, was sie uns auszustellen pflegen; fordern wir solche Personen, die uns genauer kennen und Aufrichtigkeit genug besitzen, um ihre wahre Meinung uns in das Angesicht zu sagen, fordern wir solche auf, dass sie uns frei gestehen, welche Fehler sie an uns bemerkt zu haben glauben! Wenn uns das, was wir bei solchen Gelegenheiten hören, nicht als wahr einleuchten will; wenn es uns scheinen will, dass man uns Unrecht thue, uns Fehler andichte, die wir nicht wirklich haben: o, trauen wir doch diesem betrüglichen Scheine nicht ohne die strengste Prüfung! Nehmen wir es als einen Grundsatz an, dass jeder Beschuldigung, die man uns thut, doch wenigstens etwas Wahres zugrunde liegen müsse, dass wir durch irgend ein Versehen wenigstens Anlass zu diesem Tadel gegeben haben müssen. Als einen Grundsatz, sage ich, nehmen wir dies an, weil es mit äußerst seltener Ausnahme wahr ist, und weil nichts dienlicher sein kann, um zur Kenntnis unserer Fehler zu kommen, als die Gewohnheit, so oft man uns tadelt, zu untersuchen, wodurch wir Anlass zu diesem Tadel gegeben. Wer diese heilsame Gewohnheit hat: der lernt die abgeschmacktesten Beschuldigungen, die sich der Pöbel ausgedacht hat, nicht ohne Nutzen kennen; sie machen ihn immer bekannter mit sich selbst; verhelfen ihm zur Entdeckung bald dieser bald jener Unvollkommenheit, die seiner Aufmerksamkeit bisher entgangen war; er legt sie ab und wächst so täglich an Vollkommenheit.

5. Kann aber der Pöbel uns lehren: um wie viel mehr müssen es nicht vernünftige und eigens dazu unterrichtete aus dem geistlichen Stande vermögen! Sich auch der Hilfe dieser bei dem Geschäfte seiner Selbstprüfung zu bedienen, ist nicht nur ein Rath, sondern ein ausdrückliches Gebot, das unser Glaube uns auferlegt. Eine bestimmte Pflicht für uns ist es, zu dem Geschäfte unserer sittlichen Vervollkommnung einen Gehilfen aus dem Stande der Priester zu erwählen; eine bestimmte Pflicht für uns ist es, diesem alles, was wir nicht recht gethan zu haben glauben, offen und unverhüllt zu gestehen, unter anderem auch darum, auf dass er richtiger und genauer als irgend ein anderer unseren sittlichen Zustand beurtheilen, und uns zur Kenntnis der uns noch unbekannten Fehler hinleiten könne. Stoßen Sie etwa auf Leute, m. Fr., die diese richtige Pflicht versäumen; o, ich beschwöre Sie, sich durch ihr Beispiel nicht verführen zu lassen, auch wenn es den Anschein hätte, dass es verständige und selbst

gute Menschen sind! — Der Schein kann trügen. Gott allein ist es, der in das Innere sieht, der solche Personen zu richten vermag, weil vor ihm offen da liegt, wie viel Antheil an ihrer Verirrung der Verstand und wie viel das Herz habe. Verirrung aber, m. F., — ach, eine traurige Verirrung ist es, und bleibt es immer! Verirrungen aber dürfen nicht nachgeahmt werden, sondern bedauert müssen sie werden. Thun wir also nur ferner, was unsere Pflicht ist, m. Fr., benützen wir auf das gewissenhafteste die herrliche Anstalt, die unsere heil. Religion zu unserer sittlichen Vervollkommnung enthält! Bedienen wir uns derselben auf eine solche Art, dass es auch jene Menschen bemerken, die sie bisher vernachlässigt hatten! Und, o! vielleicht, dass sich Gott ihrer erbarmet, und sie durch unser Beispiel erkennen lässt, was billig auch sie thun sollten! Vielleicht dass sie der Warnung ihres Gewissens nicht länger ungehorsam sind, und die christlichen Heilmittel künftig zu brauchen anfangen! Wohl uns, m. Fr., wenn wir durch unser Beispiel dazu Veranlassung gegeben, dass der Gebrauch dieser Mittel je länger je allgemeiner im Lande herrschen wird! Da werden die Menschen auch viel deutlicher, als es bisher geschieht, ihre Fehler erkennen, und sich viel eifriger in ihrer Ablegung beweisen; dann werden sie alle viel vollkommener, und eben deshalb auch viel glücklicher sein! Amen.

XVIII.

Von dem Fehler der Selbstgefälligkeit.

(Am 3. Sonntage in der Faste 1819.)

Eingang.

Eine an sich zwar traurige, in ihren Wirkungen aber gewiss sehr heilsame Überzeugung war es, m. F., welche ich einem jeden aus Ihnen, der sie nicht schon besaß, in unserer neulichen Versammlung beizubringen suchte. Die Überzeugung war es, dass es wohl kaum einen Menschen gebe, der nicht gewisse, bald mehr bald minder wichtige Fehler an sich hätte, die ihm selbst unbekannt sind. Ich hoffe, die Wahrheit dieser Behauptung sei Ihnen allen einleuchtend geworden; ich hoffe überdies, dass sie auch alle einsehen, es sei kein wahrer Vortheil, wenn man die Fehler, die man hat, nicht kennt; sondern es fordere vielmehr unser eigenes Beste, uns zu bestreben, dass wir zur Kenntnis jeder uns anklebenden Unvollkommenheit gelangen. Darf ich dies wirklich voraussetzen, m. F., so darf ich mir auch ihre Aufmerksamkeit versprechen, wenn ich heute und in etlichen unserer nächsten Zusammenkünfte Betrachtungen über einige Fehler von solcher Art anstelle, die sich besonders leicht ohne unser deutliches Bewusstsein bei uns einzuschleichen pflegen. — Der Schöpfer hat uns selbst so eingerichtet, dass jede Bemerkung unserer Vollkommenheiten uns ein natürliches Vergnügen verursacht. Wir freuen uns, und müssen uns freuen, so oft wir uns einiger der Kräfte oder Vorzüge, die wir besitzen, inne werden. Es ist so weit entfernt, dass diese Freude etwas Tadelhaftes enthielte, dass uns vielmehr Glaube und Vernunft lehren, der Schöpfer selbst finde die reine und unendlich hohe Seligkeit, deren er theilhaftig ist, nirgends anders, als in dem Bewusstsein seiner eigenen Vollkommenheit. Eben so natürlich in seiner Entstehung und eben so unschuldig an sich selbst ist auch die Freude, die wir über die Bemerkung, dass unsere Vollkommenheiten auch von anderen erkannt werden, empfinden. Theils werden wir in unserem eigenen Urtheile über uns nicht irren; theils hoffen wir, je günstiger die Meinung anderer von uns ist, um desto mehr Einfluss auf sie zu gewinnen, den

wir zu unserem sowohl als anderer Besten anwenden können. Doch, wie entschieden es auch ist, dass weder das Vergnügen, das wir an jeder eigenen Bemerkung unserer Vollkommenheit finden, noch das Vergnügen, das uns die Anerkennung derselben durch andere gewährt, den geringsten Tadel verdient: so gewiss ist es doch, dass der Trieb, den wir zu dem Genusse dieser zwei Arten von Vergnügungen in unserer Brust finden, eine Veranlassung zu den mannigfaltigsten Verirrungen werde. Die Eingenommenheit für sich selbst, oder die Selbstgefälligkeit, die Einbildung, der Dünkel und Eigendünkel, der Stolz, die Aufgeblasenheit, der Hochmuth, die Eitelkeit mit ihren verschiedenen Arten und Unterarten, der Ehrgeiz, die Ehrsucht, die Hoffart — dies alles, m. F., sind Fehler, die nur aus Verirrungen des einen oder des anderen, oder auch beider Triebe, von denen wir sprechen, entstehen. Und gilt es von irgend einer Gattung von sittlichen Fehlern, dass sie sich unvermerkt in das Herz des Menschen einschleichen: so gilt dies von den eben genannten. Wir wissen es insgemein selbst nicht, wenn wir sie an uns haben. Wir würden uns schämen vor anderen und vor uns, wenn wir es ebenso deutlich als andere um uns her einsehen würden, dass wir der eine dem Fehler der Selbstgefälligkeit, der andere jenem des Stolzes, der dritte jenem der Eitelkeit ergeben sind. Ja, was bei dieser Sache noch eben das Tröstlichste ist, in Fällen, wo diese Fehler noch nicht tief eingewurzelt und nicht durch vieljährige Gewohnheit schon zur Natur geworden sind, bedarf es oft nichts anderes, als sich derselben nur deutlich bewusst zu werden, und ihre Thorheit recht in Erwägung zu ziehen, um sich auch schon von ihnen losgemacht zu haben. Um desto mehr kann sich die Mühe, die wir diesmal auf ihre umständlichere Betrachtung verwenden wollen, lohnen. Ich werde mich also bestreben, erst den Begriff eines jeden dieser Fehler etwas genauer, als man es meistens thut, zu bestimmen; dann werde ich jedesmal auch über die Kennzeichen, woran wir sein Vorhandensein bei uns selbst abnehmen können, über seine Schädlichkeit und über die Mittel, durch die wir uns von ihm losmachen können, das Nöthigste in Kürze beibringen. Nur ein Mensch, m. F., ein einziger nur hat auf diesem Erdenrunde gewandelt, ohne dass irgend ein, sei es auch noch so geringer Fehler ihm angeklebt hätte. Nur eine Zeile aus seiner Lebensgeschichte lasst uns jetzt lesen, und der Gegensatz zwischen seinem und dem uns gewöhnlichen Betragen wird uns auf einen Fehler, der vielleicht der ausgebreitetste von allen ist, erinnern. Luk. 11, 27—28.

Während Jesus redete, erhob eine Frau aus dem Volke ihre Stimme ausrufend: Selig diejenige, die dich geboren, und an deren Brust du als ein Kind gelegen! — Selig vielmehr, erwiderte Jesus, ein jeder, der den Willen Gottes erkennen lernet und befolget!

Abhandlung.

Nicht eine bloße, zu unseren Vergnügungen nur ersonnene Dichtung der Einbildungskraft, m. F., sondern eine streng erwiesene geschichtliche Thatsache ist es, dass Jesu, dem Sohne Mariens, nichts von dem allen, was eine menschliche Vollkommenheit heißt, gemangelt habe. Zu sehen nur brauchte man ihn, um auf den ersten Blick überzeugt zu sein, dass man hier einen Mann von der außerordentlichsten Vollkommenheit vor sich habe. Zu horchen brauchte man nur auf den Strom der Rede, der sich von seinen Lippen ergoß, um sich gedrungen zu fühlen zu dem Bekenntnisse: „Dieser spricht nicht wie die gewöhnlichen Lehrer, sondern als einer, der Gewalt hat." — Nur zusammenzufassen braucht man alles, was seine Worte sowohl als seine Thaten beweisen: um mit Gewissheit zu erkennen, hier sei der längst verhießene große Gesandte Gottes, hier sei der Weltheiland! Was ich hier sage, m. F., erfuhren unzählige Personen, die in den Tagen unseres Herrn gelebt, und das Glück gehabt hatten, ihn persönlich kennen zu lernen. Eine von diesen war auch das Weib, von dem in unserem Texte erzählt wird. Ihr, einem Weibe, war, da sie den Hochgepriesenen hörte, nichts so natürlich, als der Gedanke: wie selig doch das Weib sich fühlen müsse, das dieses Herrlichen Mutter gewesen! — Diese Vorstellung wurde in ihrem Geiste so lebhaft, dass ihr der wörtliche und laute Ausdruck derselben, wie es scheint, unwillkürlich entfuhr: Selig der Schoß, rief sie aus, der dich getragen, und die Brust, die du gesogen! Wie unerwartet kam dieser Lobspruch! Wie unzweideutig war er. Wie wohlthuend musste er nicht für das Herz desjenigen sein, der sich nicht zu erhaben dünkte, um auf den Beifall sowohl als auf den Tadel anderer zu achten, und den nur wenige Augenblicke vorher Männer, deren Verstand durch Vorurtheile verblendet war, für einen Verbündeten des Teufels ausgegeben hatten! — Könnten wir es etwa tadeln, wenn Jesus mit einigem Wohlgefallen verweilt wäre bei diesem Lobspruche, der die vollkommenste Wahrheit enthielt? wenn er die Macht der Wahrheit, die sich in diesem Urtheile eines Weibes über ihn so unverkennbar ausgesprochen hatte, benützt haben würde,

um die Verleumdungen seiner boshaften Gegner völlig zuschanden zu machen? — Wir könnten ihn wahrlich nicht tadeln, wenn er dies gethan hätte: aber doch ungleich vollkommener noch erscheint uns Jesus, weil er dies nicht gethan. Denn statt auch einen Augenblick nur bei einer wohlgefälligen Betrachtung seiner eigenen Vorzüge zu verweilen, benützte er die Worte des Weibes vielmehr sogleich, uns eine wichtige Lehre zu geben. Selig, erwiderte er, selig ist eigentlich nur ein jeder, der Gottes Willen bestrebt ist kennen zu lernen, und den erkannten auch vollzieht. — Wer sieht hier nicht, m. F., wie entfernt unser Herr von jener Eingenommenheit für sich selbst, von jener Selbstgefälligkeit war, der wir übrige Menschen, die wir doch leider so wenig Ursache dazu haben, so oft ergeben sind? Möchte uns also sein Beispiel beschämen und auf einen Fehler aufmerksam machen, der wirklich einer der gewöhnlichsten ist, zu dem uns das natürliche Vergnügen, das wir an der Bemerkung unserer Vorzüge finden, verleitet!

I. Worin er bestehe, dieser Fehler, das geben die Worte, die wir in unserer Sprache zu seiner Bezeichnung besitzen, deutlich genug zu erkennen. Denn, wenn wir sagen, dass jemand eingenommen sei für sich selbst, so soll dies offenbar anzeigen, dass es fast keinen anderen Gegenstand, der seine Vorstellungskraft beschäftigt oder einnimmt, als nur ihn selbst und seine Vollkommenheit gebe. Wenn wir ihn ferner noch einen Selbstgefälligen nennen, so zeigen wir deutlich an, dass er an sich selbst, an seiner eigenen Person ein großes Wohlgefallen finde, dass er nicht anders als nur mit einem gewissen Behagen an sich denke. So wäre denn also die Eingenommenheit für uns selbst, oder wie wir auch anders sie nennen, die Selbstgefälligkeit, jener sittliche Fehler, zufolge dessen wir zu oft und zu ausschließend nur an uns selbst, d. h. an unsere Vorzüge nur denken, wodurch es am Ende geschieht, dass wir bei jedem Gedanken an uns selbst schon ein gewisses Vergnügen und Wohlgefallen finden. Aus dieser Erklärung, m. F., ergibt sich sogleich, an welchen Merkmalen sich der Selbstgefällige verrathe. Er denket und redet von niemandem lieber, von niemandem öfter und ausführlicher als von sich selbst, von seinen Beschaffenheiten, von den Gesinnungen, welche ihm eigen sind, von den Gebräuchen, Sitten und Gewohnheiten, die er besitzt, von seinen Handlungen und Thaten, von allem dem, was er zustande gebracht, was er erduldet und erfahren, kurz, was auf irgend eine Art sich auf sein liebes Ich bezieht. Bei

jeder Gelegenheit, wo von den Eigenschaften, den Thaten und Schicksalen anderer Personen die Rede ist, kömmt er auf eine Vergleichung derselben mit sich, die für ihn vortheilhaft ausfällt. Mit lachendem Munde und mit glänzenden Augen erzählt er, so oft er uns von seiner eigenen Person erzählt; an Miene und Ton ist das Vergnügen, das ihn bei der Betrachtung seines Benehmens und seiner Vorzüge begeistert, zu erkennen. Lieb und willkommen ist ihm, wer ihm Gelegenheit verschafft, oft von sich selbst zu reden; abgeneigt aber und gram ist er dem, der ihn in seiner selbstgefälligen Betrachtung unterbricht. Wer den Versuch gemacht hat, ihn in das Angesicht zu loben, zu rühmen, kann sichere Rechnung auf seine Dankbarkeit machen, auch falls er sich aus Besorgnis, dass man ihn vielleicht nicht für unbescheiden halte, genöthigt gesehen, dem Schmeichler das Stillschweigen aufzulegen. Er thut es nothgedrungen und auf eine Art, der man es ansieht, wie schwer es ihm fällt. — Dies, m. Fr., sind die gewöhnlichen Merkmale, an denen der selbstgefällige, der für sich eingenommene Mensch erkannt werden kann. Ich habe sie jetzt nicht dazu entwickelt, damit wir ein jeder den Nächsten, sondern damit wir ein jeder uns selbst vermittelst ihrer prüfen und mit Bestimmtheit herausbringen könnten, ob wir den Fehler der Selbstgefälligkeit an uns haben oder nicht. Befrage sich also ein jeder einzelne aus uns, ob er nicht einige der Züge, die ich so eben entworfen habe, an sich selbst antreffe! Erforsche sich jeder aus uns, ob er nicht gerne von sich, von seinen Vorzügen und Vollkommenheiten, von dem, was er Großes gethan hat, zu sprechen pflege und noch weit öfter vielleicht in seinem eigenen Nachdenken dabei verweile; ob er dagegen die Fehltritte, die er begangen, die Mängel und Unvollkommenheiten, die ihm noch ankleben, nicht bloß in seinen Gesprächen mit anderen verberge, sondern auch vor sich selbst zu verheimlichen und ihrer gleichsam zu vergessen suche! Prüfe sich jeder, ob es nicht wirklich schon mit ihm bis dahin gekommen, dass jede lebhaftere Vorstellung, die er sich von seiner eigenen Person macht, von einem gewissen Gefühle der Behaglichkeit und des Wohlgefallens an sich selbst begleitet ist! — Wenn dieses letztere der Fall ist, m. Fr., dann ist es gewiss, dass wir am Fehler der Selbstgefälligkeit leiden, dann haben wir hohe Zeit an unsere Besserung zu denken; einen Fehler haben wir an uns, der wirklich überaus häßlich und in seinen Wirkungen äußerst verderblich werden wird, wenn es uns nicht gelingt, ihn wieder abzulegen.

1. Denn nichts ist erstlich gewisser, als dass wir durch Selbstgefälligkeit uns um alle Achtung bei unseren Mit

menſchen bringen, daſs wir ein Gegenſtand erſt ihres Spottes, am Ende wohl gar ihres Eckels und Abſcheues werden. Denken wir nämlich nur an die ſo eben beſchriebenen Kennzeichen zurück, durch welche dieſer Fehler ſein Daſein kund zu thun pflegt: ſo wird uns einleuchten, daſs kein Selbſtgefälliger lange unbemerkt bleibe. Die böſe Gewohnheit der Menſchen, alles aufs ſchlimmſte auszulegen, läſst fürchten, daſs man wohl manches, was wir geſprochen, dem Fehler der Selbſtgefälligkeit zuſchreiben wird, auch wenn es wirklich nicht aus dieſer Quelle gefloſſen; und wie viel weniger iſt es zu erwarten, daſs man es nicht bemerken werde, wenn uns dieſer Fehler in der That beherrſcht! Nein, m. Fr., auch wenn der Selbſtgefällige viel behutſamer wäre, als er es ſeiner Natur nach ſein kann; auch wenn er den Fehler, den er hat, an ſich erkennen, und ihn zu verbergen trachten würde: er würde doch unwillkürlich ſtets an ſich ſelbſt zum Verräther. Oder wie wollten wir, ſolange wir in der That ein thörichtes Wohlgefallen an uns ſelbſt finden, und nur mit Vergnügen an uns denken, dies vor den Augen der Welt verbergen? Wird es ſich nicht bald in dieſer bald in jener Äußerung, die uns entſchlüpft, verrathen, welch einen hohen Wert wir uns beilegen, und wie zufrieden wir mit unſerem eigenen Benehmen ſind? Ja, werden nicht, wenn unſere Lippen auch ſchweigen, ſelbſt unſere Mienen an uns zum Verräther werden? Sind die Geſichtszüge der Menſchen nicht die getreueſten Anzeiger deſſen, was in ſeinem Inneren vorgeht? So wie wir es jedem, der mit ſich unzufrieden iſt, anſehen, daſs er es iſt, ſo kann auch dagegen derjenige, der ſich ſelbſt wohlgefällt, es nicht verhüllen, daſs er ſich gefällt. Hat man uns aber erſt dieſe Schwachheit abgemerkt: ſagen Sie ſelbſt, m. Fr., ob wir uns dann noch Hoffnung machen können, daſs man uns achten werde? Werden die Menſchen wohl gutmüthig genug ſein, um uns dieſe Schwachheit zu vergeben, ſelbſt wenn die Vorzüge, die wir in uns vereinigen, noch ſo wichtig und vielfältig wären? Wie viele Anläſſe, uns zu verſpotten, werden ſie nicht in unſeren Fehlern finden? Bietet der Anblick eines Menſchen, der in ſich ſelbſt verliebt iſt, dem alles gefällt, was er thut, nicht tauſend lächerliche Seiten dar? Und wenn man länger mit ihm umgehen und in genauerer Verbindung leben ſoll, muſs ſich da nicht zuletzt Eckel und Überdruſs und der beſtimmte Wunſch, von ihm befreit zu werden, erzeugen? Wollen wir alſo in menſchlicher Geſellſchaft leben, m. Fr., und gut gelitten werden; wollen wir Achtung bei unſeren Mitmenſchen finden: ſo müſſen wir uns ſorgfältig hüten, daſs wir nicht in den Fehler der Selbſtgefälligkeit verfallen.

2. Doch eben so nothwendig ist es, dass wir uns vor ihm hüten auch wegen des verderblichen Einflusses, den er auf unsere eigene Vollkommenheit äußert; denn er verhindert ihr Wachsthum und gibt allmählich die unglückliche Veranlassung zu den verschiedensten Thorheiten und Lastern. Im ersten Augenblicke möchte man es gar nicht begreifen, wie eben das Vergnügen, das wir an der Bemerkung unserer Vollkommenheit finden, diese Vollkommenheit in ihrem Wachsthume aufhalten könne. Bei einer näheren Betrachtung löst sich das Räthselhafte in dieser Sache auf. Denn allerdings, würden wir immer das thun, was das Vernünftigste ist; würden wir, um das Vergnügen, welches uns die Bemerkung einer Vollkommenheit gewährt, recht oft zu haben, immer nach neuen und wichtigeren Vollkommenheiten streben: so müssten wir freilich stets weiter fortschreiten. Allein ganz anders wird der Erfolg sein, wenn wir uns jenes Vergnügen dadurch vervielfältigen, dass wir die schon erworbenen Kräfte und Vollkommenheiten wiederholt ins Auge fassen, wenn wir, statt jenes höheren Vergnügens, das die Erlangung neuer Vorzü e gewährt, uns mit dem niedrigeren begnügen, das in der Rückerinnerung an alte Vorzüge besteht. Dann tritt ein Stillstand in unserer Vervollkommnung ein, weil wir nunmehr kein Bedürfnis fühlen, uns mühsam weiter auszubilden, wenn die Vollkommenheit, die wir bereits erlangt haben, hinreicht, um uns ganz ruhig und vergnügt zu machen. Das ist der Fall, in dem sich der Selbstgefällige befindet; und daher lehrt uns denn auch die Erfahrung, dass kein Selbstgefälliger je eifrig arbeitet an seiner weiteren Bildung, es sei des Geistes oder des Herzens. Was sollte er eilen, wozu sich anstrengen, da er schon mit den Kenntnissen und Vollkommenheiten, die er bisher besitzt, so wohl zufrieden ist? — Wer es aber weiß, m. Fr., dass die natürliche Schwere den Menschen schon von selbsten tiefer sinken macht, wenn er nicht immer mit Macht höher zu kommen strebt: der wird begreifen, dass der Selbstgefällige, weil er nicht immer bestrebt ist, vollkommener zu werden, allmählich auch die Vorzüge wieder verliert, die er schon wirklich hatte. Dieses geschieht um desto gewisser, weil dieser Fehler sehr leicht auch zu verschiedenen anderen verleitet. Wer nämlich selbstgefällig ist, wird bald auch eingebildet, und legt sich Vorzüge bei, die er nicht wirklich hat; wird hiedurch stolz und macht auf eine Achtung Anspruch, die ihm der Billigkeit nach gar nicht gebührt; behandelt andere nur mit Geringschätzung und auf beleidigende Art;

macht sich durch dieses Betragen überall Feinde, die ihm das Leben verbittern, und um sich zu rächen, auch selbst die wohlthätigsten Zwecke, die er sich vorgesetzt hat, vereiteln.

II. So vieles Unheil kann aus einer einzigen Schwäche entstehen! Und wir wollten uns nicht auf das sorgfältigste vor ihr inacht nehmen, oder falls sie uns schon etwa anklebt, nicht alles thun, um uns von ihr zu befreien?

1. Das erste und nothwendigste zu diesem Zwecke ist nichts anderes, als dass wir die Überzeugung von der Häßlichkeit und Verderblichkeit dieses Fehlers immer recht lebhaft in uns zu erhalten suchen. Denn nur derjenige, der es vergessen hat, wie sehr er durch seine Selbstgefälligkeit schadet; wie lächerlich und verächtlich, wie eckelhaft und verhaßt er sich durch sie bei seinen Mitmenschen macht; zu wie vielen Thorheiten und Verbrechen sie ihn, wenn er ihr länger anhängt, am Ende fortreißen wird; nur wer dies alles vergessen hat, oder in seinem Leben nie gehört oder überlegt hat: der kann so wenig Aufmerksamkeit auf sich selbst und sein Betragen haben, so nachgiebig sein gegen die Neigung, die wir freilich alle haben, an unsere Vorzüge lieber als an unsere Mängel zu denken, dass sich der Fehler der Selbstgefälligkeit allmählich ausbilden kann. Wer es dagegen stets im Gedächtnis behält, wie hart dieser Fehler sich strafe: der wird sich hüten vor ihm, der wird mit Sorgfalt alles vermeiden, was diese Schwachheit allmählich und ohne dass wir es selbst wissen, über uns herbeiführt; er wird, wenn es nicht möglich ist, das genauere Mittel zu finden, lieber zu strenge gegen sich sein, als durch zu große Nachsicht in den Fehler der Selbstgefälligkeit zu verfallen.

2. Er wird es sich deshalb zu einem unverbrüchlichen Gesetze machen, nie allzulange bei der Betrachtung seiner Vorzüge und Vollkommenheiten zu verweilen, sondern so oft sich diese seiner Bemerkung darbieten, auch die Mängel und Unvollkommenheiten, die er an sich hat, ins Auge zu fassen. Dies, m. F., ist wirklich die Hauptregel, die jeder beobachten muss, der von dem Fehler der Selbstgefälligkeit frei bleiben will. Wenn wir das Gegentheil thun, wenn wir bei jeder Gelegenheit uns an die Betrachtung unserer Vorzüge wenden; wenn wir dagegen, so oft als eine Unvollkommenheit, ein Fehler, eine Thorheit unseren Blicken sich darstellt, das Auge abwenden: so kann es nicht anders sein, wir müssen die selbstgefälligsten Menschen werden. Möchten

wir also die Regel, die ich so eben ausgesprochen habe, alle durch unser ganzes Leben befolgen! Möchten wir doch, je mehr unsere Vorzüge wachsen, je zahlreicher und je wichtiger einst noch die Verdienste sein sollten, die wir mit Gottes Hilfe und Beistande uns um Kirche und Staat erworben, um desto vorsichtiger sein, dass wir durch ihre Betrachtung nicht zur Selbstgefälligkeit verleitet werden! Möchten wir uns, je glänzender einige aus unseren Vorzügen sind, um desto öfter mit der Betrachtung der Schattenseite in dem Gemälde unseres Lebens, mit Betrachtung der Fehler und Thorheiten, die wir begangen haben, beschäftigen!

3. Möchten wir vornehmlich auf unserer Hut sein, dass uns nicht das gefährliche Volk der Schmeichler und Lobredner bethöre! Denn werden Sie erst zu jenen höheren Stellen und Würden, zu denen Sie jetzt eben vorbereitet werden, wirklich gelangt sein, m. F., dann werden Sie sich von einer Menge von Menschen umgeben sehen, die alles loben und bewundern, was nur von Ihnen herkömmt, die Ihre Vorzüge und Vollkommenheiten bis in den Himmel erheben. Weh jedem, der diesen Lobrednern glaubt! der sich nicht immer, so oft es der Anstand fordert, dass er sie anhöre, eine Ermahnung von ganz entgegengesetztem Inhalt, als ihre Lobrede ist, in seinem Herzen vorhält!

4. Und warum sollten Sie nicht dies alles gerne thun, m. F., wenn Sie erwägen, dass weiteres Fortschreiten in der Vollkommenheit dem Menschen ungleich mehr Vergnügen gewähre, als die bloße Rückerinnerung an schon gemachte Fortschritte! In der Betrachtung dieser Wahrheit liegt eben das letzte Mittel, das ich als eine Verwahrung vor dem Fehler der Selbstgefälligkeit anzuempfehlen habe. Nur schwache Seelen, dass ich es aufrichtig sage, nur Schwächlinge finden ein mattes Vergnügen an der Beschauung des Guten, das sie vor Jahren geleistet. Der Starke, Kräftige schafft sich ein ungleich höheres Vergnügen durch Gutes und Großes, was er eben jetzt hervorbringt. Nicht an dem Wege, den er bereits zurückgelegt hat, sondern an dem, den er jetzt eben zurücklegt, findet der rüstige Wanderer Lust und Vergnügen. Es ist ein trauriges Zeichen, ist ein Beweis von bereits eingetretener Schwäche und Abnahme unserer Kräfte, wenn wir nichts Neues zu leisten mehr im Stande sind, sondern uns nur mit der Betrachtung dessen, was wir bereits geleistet haben, beschäftigen wollen. Nein, m. F., dies letztere

kann uns unmöglich ſo viel Freude, als das erſtere gewähren; und darum laſſen Sie uns, ſo lange wir nur immer vermögen, nicht unſere Zeit verlieren an der müßigen Beſchauung deſſen, was wir bereits geleiſtet, ſondern noch Neues und Beſſeres leiſten! Werden wir dies einmal ernſtlich wollen, ſo wird uns Gott auch Kraft und Gelegenheit dazu bis zu des Lebens letztem Athemzuge geben! Denn wer Gutes thun will, dem gibt er gewiſslich auch Gelegenheit ſowohl als Kraft dazu. Darum ſei unſer Grundſatz nur immer der des Apoſtels, der ſprach: Ich ſehe nicht hinter mir, nicht auf den Weg, den ich zurückgelegt habe; ſondern auf das, was vor mir liegt, und noch zu leiſten iſt, durch die Kraft Jeſu Chriſti. Amen.

XIX.

Über den Eigendünkel.

(Am 4. Sonntage in der Faste 1819.)

Math. 26, 39—35.

Nach beendeten Lobgesängen giengen sie alle hinaus an den Ölberg. Auf dem Wege sprach Jesus: In dieser Nacht werdet ihr alle an mir ein Ärgernis nehmen; denn jetzt wird eintreffen, was dort geschrieben stehet: Die Hirten werde ich tödten; dann werden die Schafe sich von selbst zerstreuen. — Nach meiner Auferstehung aber werde ich euch in Galiläa vorhergehen. Da behauptete Petrus: Und wenn auch alle von dir abfallen, so werde ich es nicht thun. — In Wahrheit sage ich dir, versetzte ihm Jesus, noch in dieser Nacht, bevor der Hahn ausgekräht hat, wirst du mich dreimal verleugnet haben. Doch Petrus behauptete noch immer stärker: Und wenn ich auch mit dir sterben müsste, so werde ich dich doch nicht verleugnen. Ein ähnliches thaten auch alle übrigen Jünger.

Eingang.

Unter den vielen Leiden, die sich ereignet hatten, um dem Erhabensten aus allen, die je auf Erden gelebt, auch noch die letzten Stunden seines irdischen Aufenthaltes zu verbittern, m. F., nimmt die Betrübnis, die ihm Fehltritte seiner eigenen Schüler verursachten, keine der untersten Stellen ein. Denn nicht nur der Eine aus ihnen, der Unglückliche, den seine Leidenschaft zu einem solchen Grade verblendet, dass er um den nichtswürdigen Gewinn von dreißig Silberlingen zu einem Verräther an seinem eigenen Herrn und Heilande geworden; nicht nur der Eine verwundete tief das Herz dessen, dem der Anblick sittlicher Fehler immer viel schmerzlicher war, als alle körperlichen Qualen: auch das Betragen der übrigen Schüler war noch bei weitem nicht so gut, als er es nach dem vortrefflichen Unterrichte, den er durch Wort und That ertheilt hatte, zu fordern berechtigt war. Selbst jenen letzten Abend, den er in ihrer Gesellschaft noch zu erleben hatte, entweihten sie durch eine eitle Rangstreitigkeit, die ihn genöthigt, ihnen Verweise zu geben. Nach seiner Allwissenheit sah er es auch im Geiste schon vorher, welch ein zweckwidriges Betragen sie sich in dem Augenblicke seiner Gefangen-

nehmung würden beikommen lassen; wie sie da anfangs der Obrigkeit selbst sich widersetzen, dann wieder allen Muth so ganz verlieren würden, dass sie gleich schuldbewussten Verbrechern in einer schimpflichen Flucht ihre Rettung suchen würden. Er sah im Geiste vorher, dass sich gerade derjenige, der sich bedünkt der muthvollste zu sein, am feigsten benehmen, und seinen Herrn dreimal verleugnen werde. Er sah im Geiste auch voraus, wie viele bittere Vorwürfe sich dieser sowohl als auch die übrigen Schüler über ihr Betragen in der Folge selbst machen würden. Um doch, so viel es möglich war, zu verhindern, dass sie nicht allzutief fallen, warnte sie Jesus wenige Stunden voraus vor der Gefahr, die ihnen nahe. In dieser Nacht, sprach er in unserem Texte, werdet ihr an mir ein Ärgernis nehmen; denn jetzt wird eintreffen, was dort geschrieben steht: den Hirten werde ich erschlagen; dann werden die Schafe sich von selbst zerstreuen. Unglaublich kam dies den Jüngern Jesu vor, m. F., ihr eigenes Bewusstsein sagte ihnen, dass ihre Liebe zu ihm doch recht aufrichtig wäre, und dass sie den Vorsatz hätten, eher das Leben zu verlassen, als seine Grundsätze zu verleugnen. Sie meinten wohl gar, es zumtheile schon durch die That selbst erwiesen zu haben, dass sie nicht unfähig wären, Aufopferung für ihren Herrn zu machen. Insonderheit Petrus glaubte berechtigt zu sein, sich mehr als alle übrigen zu trauen, weil er sich ja auch sonst schon bei so vielen Gelegenheiten als den muthigsten bewiesen. Darum trat er hervor mit dem vielsagenden Versprechen: Und wenn auch alle von dir abfallen sollten, so werde doch ich es nicht thun. Umsonst versicherte ihn Jesus, dass sich gerade er eine dreimalige Verleugnung seines Herrn würde zuschulden kommen lassen, bevor der Hahn ausgekräht hätte. Simon Petrus war diesmal so verblendet von seiner Zuversicht zu sich selbst, dass er, nicht einmal den Worten der ewigen Wahrheit vertrauend, es wagte, mit noch verstärkterem Nachdrucke zu entgegnen: Und wenn ich auch mit dir sterben müsste, so werde ich dich doch nicht verleugnen! Wer Recht behielt, wissen wir hinlänglich, m. F.; der Erfolg selbst bewies, dass jenes Vertrauen, das Petrus zu seinem Muthe und zu seiner Standhaftigkeit hatte, größer gewesen war, als es der Wirklichkeit nach sein sollte; dass er von einer falschen Einbildung gelitten hatte. Das Evangelium setzt aber bei: auch alle übrigen Jünger hätten ein ähnliches betheuert. Hieraus ersehen wir also, dass eben derselbe Fehler der Einbildung, dessen wir Petrum beschuldigen müssen, in einem gewissen Grade

auch allen übrigen Jüngern angehangen habe. Sie alle hatten sich mehr, als sie wirklich zu leisten vermochten, zugetraut. Können wir dies vernehmen, m. F., ohne sogleich zu besorgen, dass wohl auch wir, wir alle, in gewissen Stücken falsche Einbildung haben? Ist es, wenn selbst der beste der Lehrer eilf seiner ausgezeichnetsten Schüler vor dem Fehler des Dünkels nicht ganz bewahren konnte, ist es da nicht wie schon im voraus entschieden, dass dieser Fehler auch uns ankleben werde? Um desto nothwendiger ist es, unsere Aufmerksamkeit einmal auf ihn zu richten. Wir wollen dies heute thun, und hiebei nach eben der Weise verfahren, die wir für diese Untersuchungen schon neulich festsetzten.

Abhandlung.

Den Anfang also machen wir damit, dass wir erst den Begriff dieses Fehlers genauer bestimmen. Wenn wir nicht ungerecht sein wollen, m. F., so dürfen wir eigentlich nicht einem jeden, der sich nur in irgend einem Stücke mehr zugetraut hat, als die Erfahrung hintenher zeigte, dass es mit Recht geschehen sei, den Fehler der Einbildung oder des Dünkels vorwerfen. Zuweilen nämlich kann es sich ereignen, dass jemand auch ganz unschuldigerweise in einen solchen Irrthum geräth, wie wenn sich ein Mensch die nöthige Kraft und Geschicklichkeit zu einer Arbeit zutraut, bloß weil er die Schwierigkeiten derselben nicht kennt, auch nie Gelegenheit gehabt, sie kennen zu lernen. Mit welchem Rechte dürften wir da von Einbildung oder Dünkel reden da es doch offenbar ist, dass diese Worte dem herrschenden Sprachgebrauche nach einen sittlichen Fehler, einen Irrthum, an dem der Mensch schuld ist, bezeichnen? — Aber auch daraus allein, dass jemand schuld an dem Wahne ist, eine gewisse Kraft und Vollkommenheit zu besitzen, die er doch wirklich nicht hat, folgt noch nicht, dass es der Fehler der Einbildung sei, den wir ihm vorrücken müssen. Es kann aus Leichtsinn und aus Unbesonnenheit geschehen, dass jemand nicht erst seine Kräfte prüft und erwägt, ob sie gewachsen sind der Arbeit, die er vornimmt. Es kann aus Mangel an Aufmerksamkeit auf sich selbst erfolgen, dass jemand weder die Vorzüge noch die Mängel, die er hat, gehörig kennt. In keinem dieser Fälle können wir ihn der Einbildung schuld geben, wenn wir den Sprachgebrauch nicht ganz verlassen wollen. Es muß ein anderer Umstand, jenes natürliche Wohlgefallen, das wir ein jeder an der Betrachtung eigener Vollkommenheit finden, muss daran Ursache sein, dass die Begriffe, die sich ein Mensch von einigen seiner Kräfte und Vorzüge

bildet, etwas zu vortheilhaft sind: dann erst sind wir berechtigt, ihn des Fehlers der Einbildung zu zeihen. Einbildung ist also jede zu vortheilhafte Vorstellung, die wir von einigen unserer Kräfte und Vorzüge nur deshalb angenommen haben, weil das Vergnügen, das die Betrachtung eigener Vollkommenheiten gewährt, uns hiezu unvermerkt verführt hat. — Viele Verwandtschaft also, das gibt uns selbst diese Erklärung zu erkennen, viele Verwandtschaft hat der Fehler der Einbildung mit jenem der Selbstgefälligkeit, der in unserer neulichen Versammlung der Gegenstand unseres Nachdenkens war. Beide entspringen aus einerlei Quelle, aus dem natürlichen Vergnügen, welches der Mensch an der Bemerkung seiner Kräfte und Vorzüge findet; beide bestehen in einer gewissen Überschätzung desjenigen, was zu uns selbst gehört. Der Selbstgefällige schätzt sein eigenes Ich, der Eingebildete nur gewisse Kräfte und Vorzüge, die sich an ihm befinden, höher als es der Billigkeit nach geschehen sollte. Der Selbstgefällige betrachtet sich selbst, d. h. sein ganzes Wesen sammt allem, was nur zu ihm gehört, mit innerem Wohlbehagen; beim Eingebildeten ist es nur eine seiner Eigenschaften, die er mit einem größeren Wohlgefallen betrachtet, als sie es in der Wirklichkeit verdient. Der Eingebildete verkennt es gar nicht, dass er noch viele Mängel und Unvollkommenheiten habe, ja er beurtheilt vielleicht manche derselben mit der größten Strenge, und ist im allgemeinen vielleicht so wenig eingenommen für sich, dass er so oft, als er sein ganzes Ich sich vorstellt, nur Unzufriedenheit fühlt. Das hindert ihn nicht, in einigen einzelnen Stücken doch noch zu vortheilhaft von sich zu denken. So strenge der Mensch sich in einigen Stücken beurtheilt, so nachsichtig kann er dagegen in anderen sein. Ja es ist möglich, dass er in einigen Stücken nur deshalb so strenge gegen sich ist, um desto mehr Entschuldigung zu verdienen, wo er in anderen zu viel auf sich vertraut. Es lässt sich denken, dass jemand Fehler, die von keiner großen Wichtigkeit sind, mit der äußersten Strenge an sich beurtheilt, und dafür desto leichtgläubiger annimmt, dass er gewisse Vorzüge, die von besonderem Werte sind, habe. Es lässt sich ferner auch eine doppelte Art von Einbildung unterscheiden, indem wir uns entweder Vorzüge, die wir nicht haben, beilegen, oder denjenigen, die uns wirklich eigen sind, einen zu hohen Wert, eine zu große Wichtigkeit zuschreiben. Geschieht es noch überdies, dass wir vermöge der falschen Einbildung, die wir von uns besitzen, in der Meinung stehen, Dinge ausführen zu

können, die wir doch nicht in der That vermögen: so kann man unserer Einbildung den noch bestimmteren Namen des Dünkels geben. Und sollte es wohl gar der Fall sein, dass wir uns gewisse Fähigkeiten ausschließend zueignen, so müssen wir es uns gefallen lassen, wenn man den Fehler, an dem wir krank sind, mit der Benennung des Eigendünkels bezeichnet. Die Jünger des Herrn in unserem Evangelio verriethen durch das, was sie versprachen, alle, dass sie sich mehr Kraft zugetraut, als sie in Wirklichkeit besaßen, dass sie in einem gewissen Dünkel gestanden; die Äußerung aber, die sich Petrus erlaubte, verrieth nicht bloß Dünkel, sondern Eigendünkel. Aus jener Festigkeit aber, mit der er auf seiner Meinung selbst dann noch bestand, als Jesus ihm schon mit den bestimmtesten Worten das gerade Gegentheil gesagt, entnehmen wir mit Betrübnis, m. F., wie äußerst schwer es dem Menschen wird, wenn er an einer falschen Einbildung leidet, sich selbst zu überzeugen, dass er in diesem Falle sei. Wirklich, ich kenne weder für Sie, noch für mich selbst irgend ein anderes Mittel, wodurch wir entdecken könnten, ob und in welchen falschen Einbildungen wir leben, als Aufmerksamkeit auf unsere eigene Erfahrung und auf das Urtheil anderer über uns.

1. Auf die Erfahrung, die wir in dem Verlaufe unseres Lebens machen, lasset uns merken, ob sich nicht vielleicht da zeigt, dass wir uns fälschlich etwas zugetraut hätten, wovon der Erfolg bewies, dass wir es nicht vermochten. Spät lernen wir zwar da unseren Fehler kennen, lernen ihn kennen erst, nachdem er uns selbst und vielleicht mehreren aus unseren Mitmenschen beträchtlichen Schaden verursacht: aber doch besser, wir lernen ihn jetzt, als niemals kennen. Immerhin also merken wir sorgfältig auf, was die Erfahrung uns lehrt! Lehrt sie, dass wir bald da bald dort nicht zustande bringen können, wovon wir doch wirklich gehofft, dass wir es vermögen würden; lehrt sie, dass wir in diesem und jenem Falle weniger leisten, als gewisse andere Menschen, mit denen wir uns doch gleiche Kräfte zugetraut hatten, dass wir in so mancher Versuchung, in der wir gehofft zu bestehen, schimpflich gefallen sind: so öffnen wir endlich die Augen und erkennen, von welcher falschen Einbildung, von welchem Dünkel wir bisher erfüllt waren!

2. Wünschen wir aber dies womöglich früher, als bis der Schaden uns klug gemacht hat, zu erfahren: so achten wir auf das Urtheil anderer über uns. Andere können es meistens viel leichter als wir selbst beurtheilen, ob und an welcher Einbildung wir etwa leiden. Besonders dann werden sie dies recht beurtheilen können, wenn wir Aufrichtigkeit genug haben, ihnen die Begriffe, die

wir uns von unseren Kräften und Vorzügen bilden, vertraulich mittheilen. Bedienen wir uns also dieses Mittels, m. Fr., so oft wir Gelegenheit finden, mit Menschen, die uns genauer kennen, und die wir für einsichtsvoll halten, ein vertrauliches Wort zu sprechen! Fordern wir sie selbst auf, uns zu sagen, in welchen Stücken wir etwa zu vortheilhaft von uns denken! Achten wir aber auch die Urtheile anderer, selbst unserer erbittertsten Feinde, unserer Beherzigung wert! Wenn sie uns vorwerfen, wir wären eingebildet; wenn dies nicht einer, wenn dies mehrere sagen; wenn sich darunter auch mancher vernünftige Mann befindet: o, so vermuthen wir nur, dass es die Wahrheit sei! Verlangen wir nicht, dass man es uns mit unwidersprechlichen Gründen beweise, dass es so klar uns einleuchte, wie irgend ein Fehler, den wir an anderen bemerken! Betragen wir uns in diesem Stücke nicht so ungläubig, m. Fr., wie Simon Petrus; denn hart genug wurde dieser für seinen Unglauben bestraft! Weil er, nicht glaubend dem Worte seines Meisters, bei seinem Dünkel verblieb: so wagte er sich in Gefahr, die er viel lieber hätte vermeiden sollen. Dreimal begab er sich in die Gesellschaft von Menschen, die zu den Feinden seines Herrn gehörten; und dreimal fiel er so tief, ihn zu verleugnen. O, dass uns sein Beispiel zur Warnung diente; denn es ist nur zu gewiss, dass eine jede Einbildung früher oder später bestraft wird!

1. Denn was wir neulich von dem Fehler der Selbstgefälligkeit sagten, das gilt größtentheils auch von demjenigen, von dem wir heute sprechen. Er raubt uns die Achtung unserer Nebenmenschen und gibt ihnen Anlass uns zu verspotten. Zwar ist nicht zu leugnen, die Selbstgefälligkeit sei ein ungleich häßlicherer Fehler als der höchste Eigendünkel. Die Selbstgefälligkeit erstreckt sich auf alles, was der Mensch thut; sie blickt durch alles hervor, vergiftet das ganze Thun und Lassen; man kann nicht ein Wort mit einem Selbstgefälligen sprechen, ohne dass man auf eine unangenehme Art an seinen Fehler erinnert und durch ihn beleidigt würde. Nicht so schlimm ist es mit dem Eingebildeten. Denn weil sich dieser nur in einigen, nicht in allen Stücken gefällt: so ist es möglich mit ihm manches Geschäft zu verhandeln, ohne, weil seine schwache Seite jetzt eben unberührt blieb, etwas Lächerliches an ihm zu gewahren. Und wenn er, wie dies möglich ist, sonst keinen anderen Fehler als den der Einbildung hat, und dabei Vorzüge von wirklich seltener Art in sich vereinigt: so ist er ein Mann, der wahrlich Achtung verdient. Um desto trauriger, dass er sie gleichwohl nicht finden

wird, diese Achtung, oder, wenn er sie auch auf eine kurze Zeit besessen, nicht indielänge zu erhalten vermag. Denn wird es nicht bald entdeckt werden, dass er in einigen Stücken zu vortheilhaft von sich denke? Werden die Menschen ihm dies vergeben? Werden sie nicht die gemachte Entdeckung auch anderen mittheilen, und wohl mit Vergrößerung? Werden sie dies nicht um so begieriger thun, je kränkender es für sie ist, dass jemand Vorzüge besitzen soll, durch die er sie verdunkelt? Lieben sie es nicht deshalb insgemein, das Große herabzuwürdigen, und wenn sie nichts anderes können, es zu verspotten? — Welch einen willkommenen Anlass hiezu gibt ihnen der Dünkel, den sich der verdienstvolle Mann in einem Stücke abmerken ließ! Wie vergessen sie nun nicht auf alles, was er je Großes gethan, und spotten mit Unbarmherzigkeit über ihn, nur um des Einen willen, worin er bewiesen, dass er ein fehlbarer Mensch sei? Geht dies den größten Männern so, m. Fr.: was müssen wir besorgen, wenn wir bei unseren nur geringen Verdiensten und Kräften, die sich kaum über die Mittelmäßigkeit erheben, den Fehler der Einbildung uns zu schulden kommen ließen?

2. Doch Verspottung ist noch gar nicht der wichtigste Nachtheil, den dieser Fehler erzeugt. Viel schlimmer ist der Einfluss, den er auf unsere Handlung hat. Hier kömmt es freilich darauf an, von welcher Art unsere Einbildung ist; es sind nicht alle von gleich verderblichen Folgen, aber keine ist ohne wichtige Nachtheile. Der Dünkel des Wissens, wie vieles Unheil hat er nicht schon auf Erden angerichtet! Wie viele tausend Jünglinge von den vortrefflichsten Anlagen, welche die schönsten Hoffnungen erregten, giengen nur darum als Greise aus der Welt, ohne irgend etwas des Namens Wertes geleistet zu haben, weil sie zu frühzeitig den Dünkel fassten, dass sie schon alles verständen, dass sie nicht nöthig hätten, noch ferner zu lernen! Wer aus uns mag, die Hand ans Herz gelegt, sagen, dass er in seinem ganzen Leben nie etwas Nützliches bloß darum zu lernen verabsäumt habe, weil er sich fälschlich einbildete, dass er es schon wisse? Wer möchte sie zählen die Millionen von Menschen, die sich in Stände und Ämter eingedrungen, zu denen sie untauglich waren, bloß weil ihr Dünkel sie, dies einzusehen, hinderte? Wer möchte den Schaden berechnen, den bloß ein einziger Missgriff dieser Art der menschlichen Gesellschaft zufügt? Wie viele Mordthaten mag nicht ein einziger Arzt, selbst mit dem besten Willen verüben, wenn ihm die nothwendige Urtheilskraft fehlt? — Noch häufiger dürfte es geschehen, dass wir uns sittliche Kräfte, die wir nicht haben, zuschreiben. Hier dürfte

es abermals nur wenige Menschen geben, die nicht zu ihrer Beschämung eingestehen müssten, dass sie sich eine Kraft der Selbstbeherrschung, eine Enthaltsamkeit, eine Tugend zugetraut hatten, von welcher der Erfolg bewies, dass sie nicht wirklich ihr Eigenthum sei. Den Schaden, den sie durch diese falsche Einbildung theils sich theils anderen zufügten, war um so wichtiger, weil er die Seele selbst betraf. Und je rechtschaffener gesinnt sie waren, um so lebhafter und um so dauernder waren die Vorwürfe, die ihr Gewissen ihnen über ihr Betragen hinterher machte. — Wie wir von Petrus lesen, er habe bitterlich beweint den Fehltritt, zu dem ihn sein Dünkel verleitete: ach, so beweinten und beweinen unzählige Menschen, obgleich meistens zu spät, die Thorheiten und Verbrechen, die sie aus einer falschen Einbildung von sich selbst begiengen. Wollen wir diese betrübten Erfahrungen anderer, welche zumtheile vielleicht auch unsere eigenen schon sind, zu unserem Besten benützen, m. Fr.: o, so wenden wir alles, was nur in unseren Kräften steht, an, um uns gehörig kennen zu lernen, um eine jede falsche Einbildung, in der wir uns etwa befinden, beizeiten zu vernichten!

1. Das erste, was wir in dieser Hinsicht zu thun haben, ist, ihr Dasein zu entdecken. Wir müssen es nur erst dahin zu bringen trachten, dass wir es ahnen, ob und in welchen Stücken wir uns zu viel einbilden. Die Mittel, die uns hiezu verhelfen können, habe ich schon vorhin erwähnt.

2. Sind wir durch ihren Gebrauch erst nur soweit gekommen, dass wir es ahnen, in welchen Stücken wir mehr von uns halten dürften, als es der Wahrheit nach geschehen sollte: dann müsste es unser zweites Bestreben sein, die Ahnung zur deutlichen Einsicht zu bringen. Gelingt es uns dort; sehen wir deutlich, dass eine gewisse Meinung, die wir bisher von uns gehegt, ein Irrthum sei: so sind wir eben darum auch schon von ihr geheilt; so ist die Einbildung, die uns gefesselt hielt, besiegt. Wäre es nur nicht so schwer, zu dieser deutlichen Einsicht zu kommen! Ein öfteres Nachdenken, bei dem wir uns vorstellen, dass es nicht wir selbst, sondern ein anderer wäre, den wir beurtheilen; ein Nachdenken, bei dem wir uns, so viel es nur immer angeht, aus dem Gesichtspunkte betrachten, aus dem wir anderen erscheinen mögen: ist das nothwendigste Mittel hiezu.

3. Aber wie vorsichtig wir auch bei diesem Nachdenken über uns selbst zu verfahren glauben, so kann es gleichwohl mehr eine Bestärkung in unserer Einbildung als ein Mittel zu ihrer Befreiung werden, wenn wir nicht das Gesetz, das ich schon neulich aufstellte, be-

folgen: Bei der Betrachtung aller der Vorzüge nämlich, die wir zu überschätzen in Gefahr sind, nie lange zu verweilen, sondern vielmehr auf unsere Mängel und Unvollkommenheiten zu denken. Wer dieses Gesetz nicht beobachten will, kann, wie wir neulich sahen, nicht einmal sich vor dem häßlichen Fehler der Selbstgefälligkeit sichern, um wie viel weniger, daß er der Einbildung und dem Dünkel entgehen könnte.

4. Noch ein Mittel kenne ich, das bei gehöriger Anwendung vortrefflich dienen kann, um die Begriffe von unserem Werte immer in den gehörigen Schranken der Mäßigung zu erhalten. Es ist die Vergleichung mit Menschen, bei denen die Vorzüge, auf die wir uns etwas einbilden wollen, in einem viel höheren Grade, als bei uns, vorhanden sind. Meistentheils nämlich besteht der Irrthum, den wir bei einer Überschätzung unserer Vorzüge begehen, nur eben darin, daß wir vermeinen, entweder durchaus niemand, oder nur äußerst wenige Menschen besäßen den Vorzug, dessen wir uns erfreuen, in einem gleichen Grade. Nur eine genauere Beobachtung sollten wir anstellen, und dieser Irrthum würde sich selbst widerlegen. Nur aus dem kleinen Kreise der uns bisher bekannten und vielleicht untergeordneten Personen sollten wir heraustreten; nur etwas weiter sollten wir uns auf Gottes Erde umsehen; nur die vorzüglicheren Menschen, die es in allen Gegenden gibt, sollten wir kennen lernen; nur alle die großen Männer, die es, seitdem das menschliche Geschlecht auf dieser Erde besteht, bei allen Völkern und zu allen Zeiten gab, nur diese sollten vor unserem Geiste vorüberziehen können: und, o! wie klein würden wir da, wir, die wir uns groß dünken, erscheinen! Mit welcher Beschämung würden wir erkennen, daß wir nicht die geringste Ursache gehabt, uns etwas einzubilden! Nichts Neues, m. Fr., nichts Neues geschieht unter der Sonne; die Kräfte, die wir haben, und wohl noch größere, waren schon tausendmal da! Die Erfindungen, die wir gemacht zu haben wähnen, sind, o! wer weiß, wie oft schon vor uns gemacht und wieder vergessen worden! Niemand erscheint auf dieser Erde, der nicht seinesgleichen schon oft gehabt hätte, und auch oft haben wird, — niemand, als nur der Einzige, der allein alles, was menschliche Vollkommenheit heißt, in sich vereinigte; vor dem eben deshalb wir alle nichts sind! Zu ihm blicken wir auf, mit ihm vergleichen wir uns: und jede Einbildung und jeder Dünkel muß verschwinden, wir müssen merken, daß wir nichts sind! Amen.

XX.

Über den Stolz.

(Am 5. Sonntage in der Faste 1819.)

Joh. 8, 45—58

Bei jener Gelegenheit sprach Jesus: Wer von euch kann mich eines Vergehens überführen? Rede ich aber nur Wahrheit, wie kömmt es, dass ihr mir nicht glaubet? Wer aus Gott ist, der höret Gottes Wort. Ihr höret es nicht, weil ihr nicht aus Gott seid. Da erwiderten ihm die Juden: Sagen wir nicht mit Recht, dass du ein Samariter, und vom Teufel besessen bist? — O! nicht vom Teufel besessen bin ich, erwiderte Jesus; sondern ich ehre den Vater, ihr aber habt mich verunehret; doch suche ich nicht meine Ehre, aber es ist Einer, der sie wohl suchen und darüber richten wird. In Wahrheit sage ich euch: Wer meine Lehre befolgt, der wird in Ewigkeit nicht sterben. — Nun sehen wir ja, riefen die Juden aus, dass du besessen bist. Abraham und die Propheten sind gestorben, und du kannst noch sagen: wenn Jemand deine Lehre befolget, so wird er in Ewigkeit nicht sterben? Bist du wohl mehr als unser Vater Abraham der gestorben ist, und als die Propheten, die auch gestorben sind? Was machst du aus dir selbst? — Jesus erwiderte: Wenn ich mich selbst erhöbe, dann wäre meine Ehre in der That nichts. Allein mein Vater ist es, der mich erhebt, derselbe, den ihr auch eueren Gott nennet, und doch nicht einmal kennet. Ich aber kenne ihn; und wollte ich sagen, ich kenne ihn nicht, so wäre ich ein Lügner, wie ihr. Ich kenne ihn aber und halte sein Wort. Von Abraham kann ich versichern, er habe sich sehr darnach gesehnt, meinen Tag zu sehen; sah ihn dann, und er freute sich hoch. — Wie? fielen die Juden ein, du bist noch kaum ein Fünfziger, und schon Abraham soll dich gesehen haben? Darauf erwiderte Jesus: In Wahrheit sage ich: ehedem Abraham geboren ward, bin ich.

Eingang.

Schon öfters, m. F., hat man der christlichen Religion den Vorwurf gemacht, dass sie den Geist des Menschen, statt zu erheben, niederdrücke, dass sie, um vor den Verirrungen des Stolzes und des Hochmuthes zu verwahren, eine unnatürliche Demuth, die sich selbst wegwirft, zum Gesetze mache. Es ist auch leider wahr, dass es gerade unter der Zahl derjenigen Christen, die man um ihrer übrigen Vollkommenheiten

wegen zum Muster der Nachahmung aufstellen konnte, manche gegeben habe, die in dem Ringen nach Bescheidenheit und Demuth das rechte Maß verfehlten; die sich mit Absicht so betrugen, dass sie bald von diesem bald von jenem ihrer Mitmenschen verkannt, zurückgesetzt, verachtet und misshandelt werden mussten; die sich ein eigenes Verdienst im Himmel zu erwerben glaubten, wenn sie bei jeder Gelegenheit betheuerten, dass sie die größten Thoren, die strafwürdigsten Sünder und Verbrecher wären. Dass weder Jesus Christus, der göttliche Stifter unseres Glaubens, noch auch die Vorsteher der Kirche selbst schuld sind an diesen Übertreibungen: das, m. F., beweist das Evangelium, das wir so eben vernommen, das nach der Anordnung der Kirche den sämmtlichen Gläubigen alljährlich vorgelesen und erklärt werden soll. Jesus, der durch sein ganzes Betragen uns, seinen Nachfolgern, ein Beispiel hinterlassen wollte, auf dass wir eintreten könnten in seine Fußstapfen, er litt es nicht, dass man ihm Mängel und Unvollkommenheiten, die bloß erdichtet waren, schuld gebe. Ernst und mit Nachdruck vertheidigt er sich in dem gelesenen Evangelio gegen Beschuldigungen von mehr als einer Art, die man sich nicht entblödete, wider ihn geltend zu machen. Er sagt es offenbar heraus, dass er sich keines Vergehens bewusst sei, und dass ihm niemand eines mit Recht vorwerfen könne. Wer aus euch, ruft er vor einer ganzen Schar von Gegnern und Feinden aus, wer aus euch kann mich eines Vergehens überführen? — Und als man ihm bald darauf vorwarf, dass er vom Teufel besessen sei, ein Ausdruck, durch den man eben so viel mochte andeuten wollen, als dass er Anfälle von Wahnsinn habe: ward er darüber sichtbar empfindlich. O, wahrlich! nicht ein vom Teufel besessener, nicht ein Wahnsinniger bin ich, sondern ich ehre Gott, meinen Vater, wie kein Besessener thun wird. Ihr aber habet mich durch diese Beschuldigung gar sehr verunehrt. Doch glaubet nicht, dass ich deshalb auf eine Strafe für euch sinne. Ich suche nicht meine Ehre; aber ein anderer ist da, der sie suchen und darüber richten wird. Hier sehen wir also, dass unser Herr es keineswegs für etwas Verdienstliches erachtet habe, Beschuldigungen, die ungegründet sind, ohne Vertheidigung zu ertragen; um wie viel weniger sich selbst Gebrechen, die man nicht hat, anzusinnen. Aus unserem Texte ersehen wir, dass er dies letztere sogar für eine Sünde gehalten, indem er sprach: Wollte ich sagen, ich kenne Gott nicht, so wäre ich ein Lügner, wie ihr! Ist aber die Verleugnung des Guten, das man an sich hat, Lüge: so muss dagegen eine der Wahrheit gemäße Würdigung seines Ver-

dienstes und die Forderung einer demselben angemessenen Achtung von anderen Menschen nach dem Grundsatz Jesu nichts Sträfliches sein. Und thut er dies etwa nicht selbst? Wagt er es nicht so eben, von sich das Größte zu sagen, was er noch, ohne die Grenzen der Wahrheit und der Bescheidenheit zu verletzten, von sich behaupten konnte? Abraham, spricht er, hat sich darnach gesehnt, meinen Tag zu sehen, sah ihn dann, und erfreute sich hoch. Und bald darauf: In Wahrheit sage ich euch, ehe denn Abraham geboren ward, bin ich. — Dass es bei diesem Beispiele, welches uns Jesus selbst hinterließ, gleichwohl so manche Christen, besonders in älterer Zeit gegeben, die es in der Bescheidenheit und Demuth auf eine fehlerhafte Art übertrieben: das läßt sich nur daraus erklären, m. F., weil es so schwer ist die rechte Mittelstraße zu wandeln, die sich von den beiden Abwegen gleich ferne hält, und weil das Laster des Stolzes, in das man so leicht verfällt, wenn man sich auf die andere Seite hinneigt, ein gar so großes und abscheuliches Laster ist. Daher gereicht es denn auch der Frömmigkeit und dem guten Willen jener Christen wirklich zur Ehre, dass sie, wenn sie es einmal nicht verstanden, das rechte Mittel zu treffen, lieber auf der einen als auf der anderen Seite etwas zu weit gehen wollten. In unserer Zeit scheint man den Fehler des Stolzes nicht so sehr zu fürchten; um desto nothwendiger dürfte die Warnung vor ihm sein. Dem Plane gemäß, den wir uns erst vor kurzem für diese Vorträge entwarfen, kommen wir eben heute auf diesen Fehler zu reden. Er, der es besser als wir alle gewusst hat wo der gerechte Stolz aufhört, und der unbillige anfängt, er selbst erleuchte heut unseren Verstand, und bewirke durch seinen allmächtigen Segen, dass diese Stunde der frommen Betrachtung für niemand aus uns zu den verlorenen gehöre!

Abhandlung.

Eines gerechten Stolzes habe ich so eben erwähnt, m. F.; denn allerdings verlangt es der Sprachgebrauch, dass wir auch einen gerechten, und selbst einen edlen Stolz, der auch wohl Hochsinn genannt wird, anerkennen. Steigen wir also hinauf bis zu dem allgemeinsten Begriffe, der das Wort Stolz bezeichnet: so ist dies, wie ich glaube, nichts anderes, als ein gewisses Gefühl unserer eigenen Würde, aus dem wir folgern, was für ein Betragen sich für uns gezieme, und was wir von anderen zu fordern berechtigt wären. Wir haben, glaube ich die Empfindung des

Stolzes so oft, als wir den Wert, den wir haben, lebhafter fühlen, und eben daraus gewisse Folgerungen in Hinsicht dessen, was sich für unser eigenes Betragen geziemt, oder was andere uns zu leisten schuldig sind, ableiten. Sind diese Folgerungen der Wahrheit gemäß, so ist nichts Tadelnswürdiges an unserem Stolze. Wenn insbesondere das, was wir von anderen um unserer Würde wegen verlangen, gerecht und billig ist: so kann man unseren Stolz einen gerechten und billigen nennen. Und wenn wir nicht sowohl darauf, was andere — als vielmehr nur darauf, was wir selbst unserer Würde schuldig sind, denken; wenn die Forderungen, die wir an uns selbst stellen, höher sind, als die wir an andere machen; wenn wir uns gleichsam eines doppelten Maßstabes von unserer Würde bedienen, des größeren wenn wir die unserer Würde wegen uns obliegenden Pflichten, des kleineren, wenn wir die uns zustehenden Rechte beurtheilen sollen: dann dürften wir Lob statt Tadels verdienen; dann sollte jeder, der uns stolz nennt, beisetzen, dass es ein Stolz von der edelsten Art, ein wahrer Hochsinn sei. Denn, wo wir das Wort Stolz ohne Beisatz gebrauchen, m. F., da werden die Menschen gewöhnlich an einen Stolz denken, der etwas Tadelnswürdiges an sich hat. Bei diesem versteht es sich aber von selbst, dass er — weil es niemand so leicht in den Pflichten, die er sich selbst auflegt, bis zur Ungebühr übertreiben wird, — in Überspannung dessen, was man von anderen fordert, bestehe; und so ist also der sträfliche Stolz immer nichts anderes, als eine Vorstellung von seiner eigenen Würde, aus der man Ansprüche, die übertrieben sind, ableitet. Und wenn es nicht bloß einigemale geschehen ist, dass wir in solche überspannten Forderungen verfielen; wenn sie uns vielmehr bereits zu einer herrschenden Gesinnung und Gewohnheit geworden sind: so ist der Fehler, an dem wir leiden, ein Laster, das Laster des Stolzes ist er zu nennen. Und er verdient diesen Namen auch in dem Falle, wenn die Vorstellung, die wir von unserem Werte haben, an sich nicht übertrieben ist, genug, dass doch die Forderungen, die wir aus ihr ableiten überspannt sind. Es kann also Menschen geben, die den Vorwurf des Stolzes verdienen, ohne dass man sie eben der Einbildung, des Dünkels oder der Selbstgefälligkeit beschuldigen dürfte. Sie haben wahre Vorzüge, und übertreiben es auch nicht in der Vorstellung, welche sie sich von diesen Vorzügen machen; nur in den Ansprüchen, die sie auf diese Vorzüge gründen, nur in den Forderungen, die sie um ihretwegen an ihre Mitmenschen stellen, gehen sie zu weit, und verfallen so in den Fehler

des Stolzes. Doch wenn sich der Stolz selbst dort erzeugen kann, wo ihm weder Einbildung noch Selbstgefälligkeit vorhergiengen: wie noch viel leichter wird er in einem Herzen platzgreifen, das bereits einer von diesen beiden Fehlern, besonders der letztere, einnimmt! Daher lehrt uns denn auch die Erfahrung, dass fast alle stolzen Menschen überspannte Vorstellungen von ihren Vorzügen haben. Und nicht nur dieses, sondern wir finden sehr oft Menschen, die stolz sind auf Dinge, die höchstens die äußere Macht des Menschen vermehren zu seinem Werte, zu seinem inneren eigentlichen Werte nicht das geringste beitragen. So ist der eine stolz auf seine Abstammung, der andere auf seine Reichthümer, ein dritter auf seine Schönheit, ein vierter wohl gar auf Verbrechen, die er mit Muth und Kraft durchgeführt hat! — Wer seinen Stolz durch äußere Handlungen, selbst durch Geberden an den Tag legt, der heißt uns ein aufgeblasener Mensch. Wenn aber jemand in eben dem Maße, in dem er sich Hohes von sich selbst denkt, andere neben sich nur geringschätzig behandelt; wenn er für sich selbst mehr, als er sollte, fordernd, anderen nicht einmal die Achtung, die ihnen von Rechtswegen gebührt, einräumen will: dann, m. F., ist nicht bloß Stolz, sondern selbst Hochmuth vorhanden.

1. Je häßlicher diese Fehler alle schon in der bloßen Beschreibung sind, m. F., um desto nothwendiger ist es, dass wir mit aller Gewissheit zu entscheiden suchen, ob unser Herz wirklich von ihnen freizusprechen ist; — eine Untersuchung, die in der That schwerer ist, als vielleicht mancher glaubt. Der Stolze nämlich erkennt nicht seinen Fehler; er sieht es nicht und will es nicht einsehen, dass seine Ansprüche überspannt und unbillig sind. Auch kann es sein, dass der Fehler des Stolzes, ob er sich gleich bei uns findet, doch nicht zur herrschenden Gesinnung noch geworden ist; wir können uns also jetzt wirklich frei von ihm fühlen, und in anderen Augenblicken doch unter seinem Einflusse stehen. Die Ansprüche, welche wir eben jetzt machen, können sehr mäßig sein, und sich bei jeder Prüfung gar wohl rechtfertigen lassen; zu anderen Zeiten dagegen und in besonderen Umständen malt unsere Einbildungskraft uns eine Vorstellung von unserem Werte vor, die sehr übertrieben ist, und die uns zu Forderungen, welche nichts weniger als billig sind, verleitet. Wir müssen uns also darüber erforschen, m. Fr., wie unsere Ansprüche nicht bloß in dieser gegenwärtigen Zeit, sondern zu allen Stunden beschaffen zu sein pflegen; wir müssen untersuchen, was wir von anderen nicht bloß jetzt, sondern auch dann fordern wenn wir das lebhafte Gefühl von unserem Werte haben. Finden wir, dass wir doch zuweilen Ansprüche machen, die uns bei ruhiger

Stunde selbst als übertrieben erscheinen: o, so ist offenbar, dass wir von Zeit zu Zeit Anwandlungen vom Stolze haben, die aber glücklicherweise noch nicht herrschende Denkart bei uns geworden sind!

2. Ist dieses letztere bereits erfolgt: dann steht es noch ungleich bedenklicher mit uns; dann will es, so oft wir uns hierüber prüfen, doch niemals einleuchten, dass irgend eine von unseren Forderungen an andere unbillig sei. Ein sicheres Zeichen, woran wir dies abnehmen können, ist unsere Unzufriedenheit mit der Behandlung, die wir von allen Seiten erfahren. Wenn die Beweise der Achtung, die wir von anderen erhalten, uns immer nur dünken wie eine Huldigung, die uns von Rechtswegen gebühre; wenn wir nie glauben, dass man uns mehr, als wir verdienen, einräume; wenn wir im Gegentheil klagen, dass man uns nirgends zu würdigen wisse nach unserem ganzen Werte; wenn wir uns aufgelegt fühlen, selbst mit der Natur zu rechten über die ungünstigen Verhältnisse, in die sie uns gesetzt hat, die unser unwürdig wären: dann schließen wir nur aus allem diesen, dass uns das Laster des Stolzes beherrsche, und schon sehr verblendet habe. Wenn wir noch überdies glauben, dass jeder andere, dem irgend ein günstigeres Los als uns zutheil wird, desselben unwürdig sei; wenn wir uns heimlich ärgern über die Blindheit des Schicksals, das anderen zuwendet, was doch nur wir verdient hätten; wenn wir je länger je mehr uns gewöhnen, nur mit Verachtung an alle Menschen zu denken: o, dann entsetzen wir uns vor der Entdeckung, dass sich nicht bloßer Stolz, sondern das häßliche Laster des Hochmuthes bereits in unseren Herzen ausgebildet habe!

3. Glauben wir aber, wenn wir auch nichts von dem allen, was ich so eben gesagt habe, an uns bemerken wollen, glauben wir deshalb noch nicht, ganz frei zu sein von jedem Fehler des Stolzes, wenn wir nicht auch das Urtheil anderer zurathe gezogen haben. Denn, wenn es wahr ist, dass niemand Richter sein soll in seiner eigenen Sache, so liegt am Tage, dass wir auch darüber, ob wir für unsere Verdienste nicht etwa zu viel von anderen fordern, keine giltigen Richter sein können. Lassen wir also dies lieber von anderen, als von uns selbst entscheiden! Sagen es andere, dass wir dem Stolze ergeben sind; versichern sie wohl gar, man könne es in unseren Mienen und Gesichtszügen lesen, es kündige sich schon in der Haltung unseres Körpers, in unserem Gange, im Tone unserer Stimme, in unserem Geberdenspiele und in unzähligen unseren Handlungen an, wie stolz wir sind; fühlen wir uns auch nur bei einigen dieser Bemerkungen über

uns getroffen, in unserem Innersten getroffen: ach! widerstehen wir da, m. F., nicht länger einer zwar bitteren, aber heilsamen Erkenntnis, die sich uns aufdrängen will, der Erkenntnis nämlich, dass unsere Seele krank ist an dem gefährlichen Fehler des Stolzes, der bis zur Aufgeblasenheit stieg! Erkennen wir es, um uns sofort zu bessern! Denn die Häßlichkeit dieses Fehlers, seine verderblichen Folgen und seine Strafwürdigkeit sind wirklich so einleuchtend, dass ich nicht glaube sehr vieler Worte zu bedürfen, um in der Brust eines jeden den nöthigen Abscheu vor ihm zu erzeugen. Den edlen Stolz nehme ich hier aus, denn von ihm sagte ich schon anfangs, dass er wohl eher des Lobes als des Tadels wert sei. Ich halte es sogar für meine Pflicht, ihn einem jeden einzelnen aus unserer Mitte recht dringend anzuempfehlen, als ein vortreffliches Bewahrungsmittel vor vielen, um nicht zu sagen vor allen Sünden und Lastern. Denn wer ihn erwägt, den hohen Wert, den er schon als vernünftiger Mensch, und den unendlich höheren, den er als Christ, vollends als Mitglied höherer Stände in einem Christenstaate behauptet: der fühlt sich in Wahrheit gar nicht versucht zu einer Menge von schimpflichen Thorheiten und Lastern, durch die sich der Auswurf der Menschheit brandmarkt. Eckel und Abscheu fühlt er vor allen solchen Lastern, wodurch sich der Mensch, der vernüftige, zu den scheußlichsten Thieren herabwürdigt, ja wohl noch unter sie erniedrigt! Zu etwas Größerem glaubt er geboren zu sein, als um der Lust des Augenblickes zu dienen; zu etwas Größerem selbst, als um nur für den eigenen Vortheil zu sorgen. Mit Zwecken, die das Wohl der ganzen Menschheit betreffen, glaubt er allein würdig sich zu beschäftigen, und hunderterlei Versuchungen zur Befriedigung eines niedrigen Eigennutzes besiegt er glücklich durch den Gedanken, dass solche Handlungen unter seiner Würde wären! O, wollte Gott! m. F., dass dieser edle Stolz in unser aller Herzen erwache! — Warnen darf ich nur vor dem unedlen, nur vor dem ungerechten Stolze; und muss dies

1. einmal schon darum, weil er ungerecht ist, ich will sagen, weil er uns an der Erfüllung verschiedener Pflichten gegen unsere Nebenmenschen hindert. Der Umgang mit einem stolzen Menschen kann nie so angenehm, so erfreulich, so wohlthuend werden, als es der wechselseitige Umgang der Menschen unter einander nach der Natur der Sache und nach dem Willen Gottes werden kann und soll. Als unsersgleichen müssen wir jeden der übrigen ansehen; nicht

nur Aufmerksamkeit und Dienste zu fordern, sondern um solche zu leisten, müssen wir eintreten in die Versammlung, wenn unser Erscheinen für sie in Wahrheit freudebringend sein soll. Der Stolze vermag dieses nicht, auch wenn er es wirklich wollte. Will er sich auch so stellen, als sehe er alle für seinesgleichen an, im Herzen fühlt er sich doch von ihnen abgewandt, und so kann er nicht anders, als nur kalt und frostig mit ihnen umgehen. Muthet ihm irgend jemand eine kleine Dienstleistung oder Gefälligkeit zu, so zeigt es sich alsbald, dass er beleidigt sei, da er die Achtung nicht finde, die er verdient zu haben glaubt. Nicht einmal fröhlich sein, nicht einmal scherzen und lachen soll man in seiner Gegenwart, weil es der Achtung, die man ihm schuldig ist, zuwider wäre. Selbst, wo er die Absicht hat, einem anderen wohlzuthun, liegt in der Art, wie er es thut, etwas so Demüthigendes für diesen, dass er vielleicht statt Freude zu fühlen viel lieber weinen möchte! — Doch der Gedanke des Wohlthuns wird einem Stolzen überhaupt je länger je ungewöhnlicher und fremder. Denn warum sollte er wohlthun, da er die Menschen so wenig achtet, da er so vielfältig sich durch die Nichtanerkennung seiner Verdienste von ihnen beleidigt glaubt, da die Erfahrung ihn belehrte, dass man ihm auch für seine Wohlthaten selten so dankbar ist, als man nach seiner Meinung sein sollte?

2. Hieraus entnehmen Sie aber von selbst, m. F., dass jeder Stolze auch ein sehr missvergnügtes und unglückliches Leben führe. Denn sind die schönsten Freuden des Lebens nicht eben jene, die uns der freundliche Umgang mit unseren Mitmenschen gewährt? Ist nicht von allem, was diese arme Erde dem Menschen darbieten kann, bei weitem das Köstlichste die Empfindung der Liebe und die Erfahrung der Gegenliebe? — Für dieses köstliche Gefühl ist das Herz des Stolzen vertrocknet. Er steht allein da auf Erden. Er wird von niemandem geliebt, weil auch er selbst niemanden liebt. Ist er nicht recht zu bedauern? Ist er nicht ärmer und unglücklicher zu nennen, als vielleicht alle jene, die er kaum eines Blickes würdigt? Doch ich sage zu wenig, dass er niemanden liebt, und auch von niemandem wiedergeliebt wird; ich hätte sagen sollen, dass er so viele hasst, und von so vielen auch wiedergehasst wird. Seine übertriebenen Ansprüche nämlich findet er nirgends befriedigt, und das verursacht ihm täglich Verdruss und Kränkung. Je mehr Rücksicht auf seine Verdienste er von seinen Mitmenschen fordert, und je geringschätziger er gleichwohl selbst sie behandelt: um desto empfindlicher fühlen sie sich durch ihn beleidigt, um desto weniger sind sie geneigt, selbst seine gerechtesten

Ansprüche gelten zu lassen, um desto größer wird mit jedem Tage die Zahl derjenigen, die sich zu seinem Umsturze vereinen. Über kurz und lang erliegt er seinen Feinden, und geht mit Verwünschungen aus einer Welt hinaus, in der sein Andenken, wenn sie ihm eins setzt, nur ein sehr schimpfliches sein kann. Ich gebe zwar gerne zu, m. F., dass nicht aller Stolz ganz so verderbliche Folgen erzeuge und ein so schmähliches Ende nehme. Allein ist es nicht genug, wenn wir nur einige der jetzt genannten Nachtheile erfahren? Einige aber muss jeder ungerechte Stolz seiner Natur nach erzeugen. Wir können nie ungestraft bleiben, wenn wir unsere Ansprüche auf die Achtung anderer überspannen. Und wer verbürgt uns denn, wenn wir den Fehler des Stolzes einmal in unser Herz einschleichen lassen, dass er nicht immer weiter greife, und uns je mehr und mehr verderbe? — So möge denn also ein jeder einzelne aus uns auf seiner Hut sein, dass sich kein sträflicher Stolz in seiner Brust entwickle.

1. Nur dadurch, dass wir nie glauben, gesichert vor diesem Fehler zu sein, und dass wir eben deshalb stets auf uns aufmerksam sind, können wir uns vor ihm bewahren. Nur durch Beobachtung alles desjenigen, was ich in unseren zwei letzten Versammlungen als ein Verwahrungsmittel gegen den Fehler der Einbildung und der Selbstgefälligkeit anempfahl, können wir hoffen, die Quelle selbst zu verstopfen, aus welcher der Fehler des Stolzes am gewöhnlichsten entspringt.

2. Aber auch eigene Verwahrungsmittel gibt es, die gegen diesen Fehler gebraucht werden können und sollen. Das wichtigste ist die Berichtigung unserer Begriffe. Denn so unglaublich es auch der Stolze finden mag, weil er sich dadurch beschämt fühlt: so wahr ist es doch, dass der vornehmste Grund des Stolzes in gewissen Irrthümern unseres Verstandes, in gewissen Thorheiten liege. Wir haben zu wenig Einsicht, wenn wir noch stolz sein können. Was es auch immer ist, worauf wir stolz sein mögen: wenn wir nur an gewisse Wahrheiten, die wir noch nie erkannt, oder auf die wir doch gänzlich vergessen haben, wenn wir an diese nur erinnert würden und sie recht zu Herzen fassten, so würden wir bald unsere unmäßigen Ansprüche aufgeben, unseren Stolz sinken lassen. Bedenke es doch nur ein jeder, der zuweilen Anwandlungen von Stolz verspürt, wer er eigentlich sei; wie viele Gebrechen und Fehler er neben seinen Vorzügen habe! Wenn die Verdienste, die er sich um die Menschheit beigelegt hat, ihn blenden: o! so berechne er doch nur, wie oft er

ſich ungeſchickt benommen, wie oft er ſtatt Nutzen nur Unheil und Schaden angerichtet habe! Dieſes berechne er, ſage ich, und er wird ſeine Anſprüche auf den Dank der Welt wahrlich gar ſehr herabſtimmen müſſen. Er überlege ferner, wodurch er doch eigentlich inſtand geſetzt worden ſei, das auszuführen, worauf er jetzt ſo große Anſprüche gründet? Er wird entdecken, daſs er der menſchlichen Geſellſchaft zu verdanken habe alles, was er Vernünftiges weiß, und Gutes will, und Großes ausgeführt hat; er wird entdecken, daſs er den Menſchen viel mehr, als ſie ihm, ſchuldig iſt, daſs er viel mehr empfangen, als wiedergegeben habe. Er überlege auch noch, wie viele andere Menſchen es gibt, die gleiche, ja wohl auch größere Vorzüge, als es die ſeinigen ſind, beſitzen. Er frage ſich doch, was da herauskommen müſste, wenn alle ebenſo überſpannte Anſprüche machen wollten, wie er ſie macht? Er überlege, wie ungeräumt es ſei, zu begehren, daſs alle Menſchen wiſſen und berückſichtigen ſollen, was für Verdienſte er ſich bei dieſer oder jener Gelegenheit beigelegt habe! Er überlege endlich: daſs alles Verdienſt aufhört ein wahres Verdienſt zu ſein, ſobald es in Stolz übergeht; daſs er ſich eben nur durch die Überſpannung ſeiner Anſprüche auf die Achtung anderer dieſer Achtung unwürdig mache!

3. Mit dieſer Aufklärung unſeres Verſtandes, m. F., verbinden wir endlich auch noch die Veredlung unſeres Herzens; entwickeln und bilden wir je mehr und mehr aus unſere Empfänglichkeit für die Gefühle des Wohlwollens und der Liebe. Denn nicht bloß Irrthümer des Verſtandes, ſondern auch Fehler des Herzens liegen bei allem Stolze zugrunde. Es fehlt an Wohlwollen, es fehlt an Liebe. Entwickeln wir alſo unſere Empfänglichkeit für dieſe Gefühle, machen wir unſere Herzen weicher und wohlwollender, lehren wir uns den hohen Wert der Liebe und ihre Freuden kennen: ſo dürfen wir eben deshalb um ſo zuverſichtlicher hoffen, daſs es dem häſslichen Fehler des Stolzes nie gelingen werde, ſich in unſer Herz einzuwurzeln! Beſtreben wir uns alſo auch, um dem Fehler des Stolzes vorzubeugen, beſtreben wir uns der ſchönſten und liebenswürdigſten Tugend, der Tugend des Wohlwollens und der Menſchenliebe! Lernen wir alles, was Menſchheit heißt, als unſeresgleichen anſehen, als unſeresgleichen lieben! Lernen wir wohlwollend ſein; lernen wir beim Anblick jedes Menſchen den Wunſch empfinden, daſs es ihm wohlgehen möge, und daſs wir etwas zu ſeiner Beglückung beitragen könnten! Lernen wir es aus der Erfahrung kennen, was für ein ungleich reineres

Vergnügen es gewähre, die Menschen alle als seinesgleichen anzusehen, und zu behandeln, als sich vornehm zurückzuziehen, und besser als sie zu dünken! Lernen wir dieses aus Erfahrung, sage ich, und wir werden den Stolzen und Hochmüthigen nie um seine Gefühle beneiden: wir werden uns glücklicher fühlen in unserer anspruchlosen und bescheidenen Sinnesart; und siehe, je weniger wir erwarten und verlangen, desto mehr wird uns von Gott beschert werden, um desto lebhafter wird die Freude sein, die wir hierüber empfinden! Denn es bleibt ewig wahr, was das Wort Gottes versichert: Das Auge des Herrn sieht mit Wohlgefallen herab auf die Bescheidenen. Die Stolzen und Hochmüthigen aber sind ihm zuwider. Amen.

XXI.

Über den Fehler der Eitelkeit.

(Am Palmsonntage 1819.)

Math. 21, 1—9.

Als Jesus schon nahe bei Jerusalem, nämlich schon vor dem Flecken Bethphage am Ölberg angekommen war, sandte er zwei seiner Jünger voraus mit den Worten: Gehet in den Flecken, der vor euch liegt; gleich eingangs werdet ihr ein Lastthier angebunden finden, ein junges Füllen darneben. Diese bindet los, und führet sie zu mir. Sollte euch jemand darüber zur Rede stellen, sprechet nur: der Herr hat ihrer vonnöthen, und wird sie alsbald wieder zurückstellen. Dies alles geschah, auf dass der Ausspruch des Propheten erfüllet würde, der lautet: Saget der Tochter Sion: dein König kömmt zu dir, sanftmüthig ziehet er ein, und auf dem Füllen sitzt er. — Die Schüler thaten, wie ihnen Jesus befahl. Sie brachten das Lastthier sammt dem Füllen, bedeckt mit ihren Kleidungsstücken, und halfen ihm auf eines aufsitzen. Eine Menge Volkes aber, die inzwischen herbeigekommen war, breitete Kleider über den Weg aus, oder hieb Zweige von den Bäumen und streute sie auf den Weg. Ein Theil der Leute gieng dem Zuge voran, ein anderer folgte. Alle aber riefen mit lauter Stimme: Hosanna dem Sohne Davids! Gepriesen sei, der da kommt im Namen des Herrn! Hosanna vom Himmel herab!

Eingang.

Wenn irgend ein Ereignis in der Geschichte des Lebens unseres Herrn, m. Fr., seinen Verleumdern eine recht erwünschte Gelegenheit darbietet, auch auf den vollkommensten aus allen Sterblichen den Verdacht einer Schwäche, den Verdacht einer Eitelkeit nämlich zu wälzen: so findet dies bei dem Ereignisse statt, dessen Gedächtnis die christliche Kirche eben am heutigen Tage begehet. Gleich einem Könige, der seinen Triumpheinzug hält, zog der Prophet von Nazareth in seines Landes Hauptstadt Jerusalem ein. Nicht wie er sonst pflegte, einsam oder doch nur von wenigen seiner getreuesten Freunde begleitet, sondern umgeben von einer zahlreichen Schar, die ihm bis an den Flecken Bethphage war entgegengegangen, erschien er diesmal vor den ehrwürdigen Thoren der heiligen Stadt, die man nicht ohne Verwunderung sowohl als Furcht

vor ihm öffnete. Nicht wie er sonst gethan, wandernd zu Fuße, sondern einherreitend auf einem Füllen, wie sonst nur Sitte war bei einem feierlichen Anlass, durchzog er die Straßen bis zu dem Berge Gottes, bis zu dem Tempel hinauf. Eine vor Freude trunkene Volksmenge erwies ihm die seltene Ehre, dass sie den Weg, den er einherzieht, mit ihren eigenen Kleidern belegt und mit Zweigen des Palmbaumes überstreut. Die Lüfte erschallen von dem bedeutungsvollen Zuruf: Hosanna, Hosanna dem Sohne Davids! Gepriesen sei, der da kömmt im Namen des Herrn! Hosanna vom Himmel herab! — Der Prophet, weit entfernt dies zu missbilligen, vertheidigt vielmehr das Volk um dieses Zurufs willen, und spricht: Wollten auch diese schweigen, so würden die Steine so rufen. — Wie viele Anlässe für die Verleumdungssucht, m. Fr., in diesem Betragen des Herrn Spuren der Eitelkeit zu entdecken! Wie vieles Scheinbare hat die Behauptung, dass er nur darum sich heute mit so viel Glanz umgeben, weil er sich wohlgefiel in diesem Glanze; dass er nur darum so seltene Ehrenbezeugungen annahm weil ihre Annahme ihm ein gewisses Vergnügen machte! — Wie vieles Scheinbare, sage ich, hat diese Behauptung, nämlich nur dann, wenn wir die Sache bloß oberflächlich betrachten. Denn wenn wir alles genauer untersuchen; wenn wir zuerst erwägen, wie unwahrscheinlich es schon an sich selbst sei, dass ein Mann wie Jesus, ein Mann, der in unzähligen Fällen eine alles gewöhnliche Maß überschreitende Größe der Seele bewies, plötzlich in eine Schwachheit verfalle, deren nur Menschen gemeiner Art sich schuldig machen können; wenn wir ferner bedenken, welche besonderen Beweggründe Jesum allem Anscheine nach bestimmt haben mochten, so zu verfahren, wie er in Wirklichkeit verfuhr; wenn wir das Ganze seines Benehmens betrachten, oder auch nur das allein nicht übersehen, in welch einer ernsten, düsteren Gemüthsstimmung er sich bei dieser ganzen Handlung befindet: so muss uns alsbald einleuchten, dass es nichts weniger als ein eitles Wohlbehagen war, was die Brust Jesu bei seinem feierlichen Einzuge in Jerusalem erfüllte. Mit dem bestimmten Bewusstsein, dass er hier seinen Tod finden werde, trat er die Reise nach Jerusalem an; wie hätten da eitle Gedanken, auch wenn sie in seiner Seele geläufiger gewesen wären, platzgreifen können? Nein, m. F., nicht um seine Augen zu weiden an diesen Ehrenbezeugungen, die ihm zumtheil sogar widerlich vorgekommen sein müssen, weil sie erniedrigend für die Menschheit waren: sondern um nur eine Stelle in der heiligen Schrift zu erfüllen, die man schon damals auf den Messias deutete, zog er feierlich in Jerusalems Mauern ein, als

er vorherſah, daſs er es zum letztenmale thue. Darum duldete er auch dieſe ausſchweifenden Ehrenbezeugungen nicht länger, als gerade nöthig war, um vermittelſt des Aufſehens, das ſie erregten, noch einen zweiten Zweck zu erreichen, nämlich um jenen letzten Wundern, die er ſo eben im Tempel ſelbſt zu verrichten willens war, die möglichſt größte Anzahl von Zeugen zu verſchaffen. Wie wenig ihn aber dies alles angezogen habe, das ſehen wir daraus, daſs er, als eben das Frohlocken des Volkes den höchſten Grad erſtieg, mit Betrachtungen von ganz entgegengeſetzter Art beſchäftigt, von dem Gedanken an den nahen Untergang dieſer Stadt ſo mächtig ergriffen wurde, daſs er in Thränen und laute Klagen ausbrach. — Und ſo iſt es denn alſo eine vergebliche Mühe der Feinde Jeſu, ihn des Fehlers der Eitelkeit beſchuldigen zu wollen. Sie erreichen nichts anderes, als daſs wir bei einer genaueren Prüfung ſeines Betragens die augenſcheinlichſten Beweiſe finden, daſs er ganz frei geweſen ſei von dieſer Schwachheit. — Ob denn auch unſer Betragen, m. Fr., bei einer Prüfung dieſer Art beſtände? Ob denn auch wir mit Wahrheit ſagen dürfen, daſs wir die Regung der Eitelkeit nicht kennen, oder — wenn dies zu viel verlangt ſein ſollte — daſs wir uns wenigſtens nie durch ſie verleiten laſſen zu irgend einer thörichten oder ſündhaften Unternehmung? O, viel zu ausgebreitet, viel zu gewöhnlich iſt der Fehler der Eitelkeit, als daſs ſich zweifeln ließe, wie dieſe Frage von den meiſten aus uns, wenn Sie recht aufrichtig gegen ſich ſelbſt ſein wollen, in Ihrem eigenen Herzen beantwortet werden müſſe. Um deſto zuverſichtlicher hoffe ich, daſs Sie die Unterſuchung, die ich heut über dieſen Fehler anzuſtellen habe, Ihrer Aufmerkſamkeit ſelbſt nicht unwert finden werden. Von dem Begriffe dieſes Fehlers, von ſeiner Schädlichkeit und von den Mitteln, die man wider ihn anwenden muſs, werde ich in der gedrängteſten Kürze ſprechen.

Abhandlung.

Ein Wort von vielumfaſſender Bedeutung iſt das Wort eitel, m. Fr. Wenn wir es nehmen in ſeinem weiteſten Sinne: ſo nennen wir eitel alles, was keinen wahren Wert hat, ob es ihn gleich zu haben ſcheint. In dieſem Sinne nennen wir jede Bemühung, die ihren Zweck verfehlt, eine eitle Bemühung, weil ſie von keinem Nutzen war, ob wir uns gleich von ihr einen verſprachen. Aus einem ähnlichen Grunde heißt uns auch jede Hoffnung, die nicht in Erfüllung geht, eine eitle Hoffnung; wodurch wir anzeigen wollen, daſs ſie uns

nichts genützt habe, daſs die Bestrebungen, zu denen ſie uns veranlaſst, vergeblich geweſen ſeien. So nennen wir endlich auch jede *Freude*, die jemand über die Erlangung eines bloß eingebildeten, ſcheinbaren Gutes empfindet, eine *eitle Freude*, um zu verſtehen zu geben, daſs er nicht Urſache habe, ſich zu erfreuen, daſs wir vielmehr beſorgen, es dürfte eine Zeit kommen, wo er an dieſe Freude ſelbſt nur mit *Beſchämung oder Reue* zurückdenken werde. Unter dieſe Güter, die es nur ſcheinbarerweiſe ſind, gehören auch ſo viele *äußere Zeichen der Ehre* und des *Anſehens*, deren Beſitz man gewöhnlich für ſo erfreulich hält, und die bei genauer Betrachtung doch nur von einem ſehr zweideutigen oder auch gar keinem Werte befunden werden. Wir fühlen uns verſucht, uns des Beſitzes dieſer Zeichen der Ehre zu freuen, weil wir durch die von Kindheit an uns zur Gewohnheit gewordene Verknüpfung der Vorſtellungen des *Zeichens der Ehre* mit der *Ehre ſelbſt*, und dieſe wieder mit jenen Vortheilen, die ſie gewähren kann, verwechſeln. Wir haben ein jeder von unſerer Kindheit an ſo oft die Erfahrung gemacht, wo man uns lobte, oder ſonſt irgend ein anderes Zeichen der Achtung uns ertheilte, daſs man es aufrichtig meinte, und daſs die Ehre, die wir bei anderen genießen, den vortheilhafteſten Einfluſs auf ihr Betragen gegen uns habe. Iſt es ein Wunder, wenn uns hiedurch die Zeichen der Ehre ſchon an ſich ſelbſt lieb wurden, wenn wir uns nach und nach gewöhnten, uns beim Empfange derſelben zu freuen, auch ohne erſt zu bedenken, ob ſie auch diesmal mit einem wahren Vortheile verbunden ſein werden? — Der letztere fällt wirklich ſehr oft weg, und es gibt unzählige Zeichen der Ehre und des Anſehens, die ihrem Beſitzer nicht den geringſten Vortheil gewähren, die bloße Scheingüter ſind. Denn weder der Schluſs, den wir von dem Beſitze des Zeichens auf den Beſitz der Sache, die dadurch angezeigt wird, machen, iſt ein ganz ſicherer Schluſs, der ohne Ausnahme gilt; noch die Erwartung, daſs uns die günſtigſte Meinung von uns, die wir anderen beigebracht haben, gewiſſe Vortheile gewähren werde: trifft immer ein. Es gibt unzählige Fälle, wo jemand die Zeichen der Ehre beſitzt, ohne doch wirklich Ehre zu haben; und abermals unzählige Fälle, wo jemand in der That die günſtigſte Meinung von ſich bei anderen verbreitet hat, und gleichwohl nicht den geringſten Vortheil davon weder für ſich noch für andere hat. *Ehre* und *Zeichen der Ehre*, welche von einer ſolchen Art ſind, verdienen es billig, daſs man ſie *eitle Ehre* nenne. Das Vergnügen, das wir an ſolchen Ehren finden, verdient ein *eitles* Vergnügen zu heißen. Es iſt dasſelbe, das wir auch ſchlechtweg die *Eitelkeit* nennen. Unter dieſem Namen verſtehen wir alſo *ein jedes*

Vergnügen, das jemand an solcher Ehre, an Zeichen der Ehre findet, die weder ihm noch anderen gewisse Vortheile gewähren. Wenn dies Vergnügen so gemäßiget ist, dass es uns weder zu Wünschen noch zu Entschließungen verleitet, welche die Vernunft missbilligt, so ist es zwar wohl eine Schwäche, aber kein sittlicher Fehler zu nennen. Werfen wir jemandem vor, dass er ein eitler Mensch sei: so setzt dieser Vorwurf stillschweigend voraus, dass sich die Eitelkeit bei ihm nicht bloß als Schwäche vorfinde, sondern als sittlicher Fehler auf sein Betragen einwirke. Und so verdient also nur immer derjenige ein eitler Mensch zu heißen, den das Vergnügen, das ihm die mannigfaltigen Zeichen der Ehre und des Ansehens gewähren, bald zu Begierden, bald auch zu wirklichen Handlungen hinreißt, die vor dem Richterstuhle der Vernunft keine Billigung finden können. — Aus dieser Erklärung, m. Fr., ergibt sich von selbst, dass es verschiedene Arten sowohl als Grade der Eitelkeit gebe. Die Zeichen der Ehre nämlich, an deren Besitze die Eitelkeit sich ergötzt, können bald von dieser bald von jener Art sein, können bald mehr bald weniger inneren Wert besitzen, bald durchaus ohne Wert, bald sogar etwas an sich Entehrendes sein. So gibt es Eitle, die ihre Ehre in Bekanntschaften suchen, andere, die sie in vielen Ämtern und Würden, noch andere, die sie in Aufwand oder Verschwendung und noch viel ärgeren Dingen zu finden hoffen. Billig sollten wir da die Eitelkeit des einen sehr wohl von der des anderen unterscheiden; denn wenn sie auch alle verdienen, Thoren zu heißen, so ist die Thorheit des einen doch viel minder schädlich und verderblich für die Menschheit, als die des anderen sein mag. Eben so nothwendig ist es, den Grad der Stärke zu unterscheiden, zu dem die Leidenschaft des Eitlen angewachsen ist. Wer seiner Eitelkeit bloß gewisse Wünsche und Begierden aber doch keine Thaten verstattet, die einer entschiedenen Pflicht widersprechen, ist doch gewiss kein so strafwürdiger Mensch, als der, dem nichts so heilig ist, dass er es nicht, wenn seine Eitelkeit fordert, aufopferte.

Ob nun auch wir, m. F., den Vorwurf der Eitelkeit verdienen, in welcher Rücksicht und in welchem Grade wir uns dieses Fehlers schuldig machen: ist eine Frage, die wir uns ein jeder selbst beantworten müssen, auch leicht beantworten können, ohne dass es vonnöthen wäre, bei diesem Fehler, so wie bei denjenigen, die wir früher betrachtet hatten, gewisse Kennzeichen, die uns sein Dasein kund thun sollen, anzugeben. Ein einziger Blick in unser Innerstes kann uns sagen, ob wir dem Fehler der Eitelkeit wirklich ergeben sind oder nicht. Ein einzi-

ger Blick in unser Herz sagt uns, ob wir ein hohes Wohlgefallen an Ehren und Ehrenbezeugungen finden; ob sie uns schon an sich selbst und abgesehen von allen Vortheilen, die sie versprechen, wert sind. Eine einzige Selbstprüfung kann uns belehren, ob uns das eitle Wohlgefallen nicht auch zuweilen zu Wünschen und zu Handlungen, die nicht zu billigen sind, verleite. Wer nicht umhin kann, sich dieses einzugestehen, m. F., der hat sich auch eingestanden, dass er am Fehler der Eitelkeit leide. Möge er diese Entdeckung nicht für geringfügig halten! Möge er nicht glauben, dass der Fehler der Eitelkeit, weil er in seiner Quelle so unschuldig ist, keine Verantwortung habe! Ohne Übertreibung werde ich jetzt die verderblichen Folgen, die dieser Fehler hervorbringt, aufzählen, und Sie mögen dann selbst entscheiden, ob ich mit Recht behaupten könne, dass man die Hälfte der Übel, unter denen die Menschheit seufzt, der Eitelkeit zuzuschreiben habe.

1. Betrachten wir erst die verderblichen Folgen, die eine jede Eitelkeit, von welcher Art sie auch sei, hervorbringt. Von einer jeden gilt es, dass sie den Sinn des Menschen auf Dinge, die sehr gleichgiltig sind, richtet, und von demjenigen, was einzig noth thut, abzieht. Immer beschäftigt nur mit dem Bestreben und Ringen nach dem, was ihm das glänzendste Zeichen der Ehre und des Ansehens dünkt, vergisst er je länger je mehr auf seine wahre Ausbildung und auf die Dienste, die er der Menschheit zu leisten schuldig wäre. Denn nur das Äußere an uns, nicht unsere wahre innere Vollkommenheit ist es, was in die Augen fällt. Lob und Bewunderung findet. Nicht Verdienste, die wir uns um die Menschheit wirklich erworben, sondern nur Handlungen, durch die wir uns bald diesen bald jenen wichtigen Parteien gefällig erweisen, können auf ehrenvolle Auszeichnung rechnen. Je eitler wir also werden, je mehr wir nur leben und weben für die Vermehrung der sinnlichen Zeichen der Ehre: um desto weniger finden wir Zeit, an das zu denken, womit wir eigentlich allein beschäftigt sein sollten. In welches sittliche Verderben wir auf diesem Wege allmählich gerathen, und welche Nachtheile hieraus für die ganze Menschheit hervorgehen müssen, leuchtet von selbsten ein, m. F. — Verglichen mit diesen verderblichen Folgen ist es fürwahr nur eine Kleinigkeit wenn wir auch anerkennen, dass jeder Eitle sich lächerlich mache, dass seine Thorheit nicht unbemerkt bleibe, und dass ein jeder, der sie bemerkt, sie durch Verspottung strafe. Diese Verspottung, wenn sie der Eitle erfährt, wie unglücklich macht sie ihn nicht! Wie unglücklich fühlt er sich nicht schon darum, weil es ihm nicht

gelang, sich alle diejenigen Zeichen der Ehre zu verschaffen, auf die er sich Hoffnung gemacht! Wie erst, wenn er erfahren muss, dass er statt allenthalben bewundert zu werden, ein Gegenstand des allgemeinen Spottes geworden sei! Kein eitler Mensch, m. F., führt ein vergnügtes und zufriedenes Leben; bald wird ihm da bald dort eine Ehrenbezeugung, auf die er sichere Rechnung gemacht hatte, entzogen; und diesen Verlust kann seiner Einbildung nach nichts in der Welt ihm ersetzen.

2. Doch, welch ein Heer von Leiden das Laster der Eitelkeit auf Erden ausbreite, wird uns erst dann, m. F., recht einleuchten, wenn wir die einzelnen Arten derselben betrachten. Ich will nur einige der gewöhnlichsten erwähnen. Wem ist das Übel der eitlen Verschwendungssucht nicht bekannt? Wer hat es nicht bemerkt, wie allgemein diese Seuche bereits unter uns ausgebreitet ist? Wer kann nicht täglich sich überzeugen, dass es nur wenige, auch nur sehr wenige Menschen in größeren Städten noch gibt, die nicht die Thorheit hätten, im Aufwande, in der Verschwendung eine eigene Ehre zu suchen? Wer sieht die verheerenden Wirkungen, die diese Art von Eitelkeit erzeugt, nicht aus Vernunftgründen ein? Wer findet sie nicht durch die betrübteste Erfahrung nur allzusehr bestättiget? Zu welchen Thorheiten, zu welchen Sünden und Verbrechen hat nicht der unselige Hang zur Verschwendung verleitet? Wie viele Familien hat er nicht an den Bettelstab gebracht? Wie viele Noth, wie viele Krankheiten, wie vieles unbeschreibliche Elend im Lande ist nicht sein Werk allein das Werk der Eitelkeit? — Nicht minder verderblich ist eine andere Art von Eitelkeit, die Sucht nach Ehrentiteln, nach hohen Ämtern und Würden und anderen öffentlichen Auszeichnungen im Staate. Der Unglückliche, der sich einmal vorgesetzt hat, nach Dingen dieser Art zu streben, was unternimmt er nicht alles, um seinen Zweck zu erreichen! Auf welchen Wegen sucht er von einer Stufe der Ehre zur anderen aufzusteigen! Zu welchen Kunstgriffen, zu welchen Schlechtigkeiten sieht er sich nicht gezwungen, um sich der Gunst derjenigen, von denen seine Beförderung abhängt, sicherzustellen! In welchem Geiste muss er die Ämter, die man ihm anvertraut hat, verwalten! Muss er, um die Gunst der Großen zu gewinnen, nicht fast immer erst an der Menschheit selbst zum Verräther werden? — Was soll ich erst sagen von dem Unheil, welches die Eitelkeit stiftet, wenn sie im Unglauben, in der Verspottung der Religion, in der Vertheidigung sowohl als in der Ausübung von Lastern eine Art von Ehre und Bewunderung sucht? — Kaum würde man glauben, dass dieses möglich sei, wenn die Erfahrung es nicht leider nur zu oft schon bewiesen hätte, und nicht

noch täglich bewieſe! Von Tag zu Tage wird die Schar der Zweifler und Ungläubigen in allen Ländern größer; und wenn es auch wahr iſt, daſs dieſe traurige Erſcheinung noch manche anderen Urſachen hat, ſo iſt die Eitelkeit eine der vornehmſten. Man verwirft alles, was bisher gelehrt und geglaubt wurde, um ſich zu unterſcheiden, um für gelehrter und ſcharfſinniger als alle übrigen Menſchen zu gelten, um einen Beweis ſeines Muthes zu geben, um auf jeden Fall doch ein Gegenſtand der allgemeinen Aufmerkſamkeit und des alltäglichen Geſprächs zu werden.

So vieles Unheil alſo, ſo vieles Unheil richtet die Eitelkeit an, und man wollte ſie noch für den verzeihlichſten Fehler der Menſchen erklären? Wir wollten ſie uns, wenn wir ſie etwa auch bei uns ſelbſt antreffen, vergeben, bloß darum, weil ſie aus einer an ſich ſehr unſchuldigen Quelle, aus einer Schwachheit entſpringt, die für den Menſchen ſo natürlich iſt? Nein, m. F., dieſer Umſtand ändert nichts an den verderblichen Folgen dieſes Fehlers; er kann uns nicht rechtfertigen und uns nachſichtiger gegen ihn machen, ſondern er legt uns vielmehr die Verbindlichkeit auf, deſto ſorgfältiger darauf zu ſehen, daſs ſich dieſer Fehler nicht in unſer Herz einſchleichen möge. Denn wenn es wahr iſt, daſs ſich der Keim zu dieſem Fehler ſchon bei uns allen vorfindet; wenn wir es wirklich nicht leugnen können, daſs wir die Schwachheit haben, die Zeichen der Ehre ſchon an ſich ſelbſt, und alſo auch in Fällen, wo ſie uns keine wahren Vortheile verſprechen, lieb und willkommen zu finden; wenn dieſes eitle Wohlgefallen ſich durch dasjenige, was wir von unſerer Kindheit an erfahren, gleichſam von ſelbſt in uns erzeugt: ſo müſſen Sie alle beſorgen, daſs ſich aus dieſer an ſich nicht zu vermeidenden Schwachheit der ſittliche Fehler der Eitelkeit ſelbſt entwickeln werde; ſo iſt es gewiſs, daſs niemand frei von dieſem Fehler bleibe, der ſich nicht eigens gegen ihn verwahrt, und nicht beſtändig wider ihn kämpft; ſo iſt es eine uns allen obliegende Pflicht, der Mittel, die vor der Eitelkeit ſchützen, zu gebrauchen.

1. Doch welche ſind dies? höre ich Sie fragen. Offenbar kann es nie ein gewiſſeres Verwahrungsmittel vor irgend einem Fehler geben, als die Verſtopfung ſeiner Quelle. Die Quelle der Eitelkeit iſt uns bekannt; allein es zeigt ſich leider, daſs es nicht möglich ſei, oder doch nur den wenigſten Menſchen gelinge, das Wohlgefallen, das ſie an Ehre und Ehrenbezeugungen finden, aus ihrer Bruſt ganz zu vertilgen. Was bleibt uns alſo übrig, als nur zu ſorgen, daſs dieſes eitle Wohlgefallen nicht bis zur Ungebür wachſe? Was bleibt uns übrig, als nur beſtändig gegen dasſelbe zu kämpfen, es in die Schranken der Mäßigung zurückzuweiſen und auf unſerer Hut zu

sein, dass es uns nie zu Wünschen und Handlungen verleite, die die Vernunft missbilligt? — Das, m. F., das können wir thun, das müssen wir auch. Wir müssen bei jeder Gelegenheit, wo der Empfang eines neuen Zeichens der Ehre uns vergnügt, oder wo sich der Wunsch in uns regt, noch mehrere derselben zu besitzen, recht zu Gemüthe uns führen, wie wertlos oder wie zweideutig doch diese Zeichen der Ehre insgesammt sind. Wir müssen es uns recht auseinandersetzen, wie unsicher es ist, von dem Besitze dieser Zeichen auf den Besitz der Sache selbst, auf den Besitz der Achtung bei unseren Mitbürgern zu schließen. Wir müssen nur erwägen, wie oft und überaus oft ein jedes dieser Zeichen bereits gemissbraucht und dem Unwürdigsten zutheil geworden sei. Wir müssen uns erinnern, dass eben deshalb schon niemand oder doch wenigstens kein aufrichtiger Mensch aus dem Besitze derselben sofort auf das Vorhandensein wahrer Verdienste schließe; dass wir im Gegentheile durch manche Auszeichnung vielleicht nur verlieren oder den Verdacht erregen, als wären auch wir von der Zahl derjenigen, die nur nach Ehre und Auszeichnung haschen, und vielleicht selbst auf unerlaubten Wegen. Wir müssen endlich bedenken, dass sich nichts leichter verrathe und nichts gewisser sich selbst strafe, als Fehler der Eitelkeit, den wir auch bei der größten Vorsicht, wenn wir ihm wirklich ergeben sind, nicht werden verheimlichen können.

2. Mit solchen Betrachtungen, m. F., lassen Sie uns noch ein Mittel verbinden, welches die weisesten Menschen von jeher anempfohlen und auch selbst gebraucht haben. Es besteht darin, dass man sich selbst verleugne, dass man sich manche Zeichen der Ehre versage, die man mit allem Rechte annehmen könnte. Wie eine jede Fertigkeit nicht durch Betrachtung allein, sondern durch Übung erst, durch wirkliche Übung erlangt werden kann, so ist es auch mit der Fertigkeit in der Beherrschung unserer Begierden und Wünsche der Fall. So werden wir also auch den natürlichen Trieb, den wir zur Eitelkeit haben, nicht eher beherrschen lernen in der gehörigen Vollkommenheit, als bis wir uns vielfältig darin geübt haben. Wollen wir also recht bald zur gewünschten Vollkommenheit gelangen, m. F., so befolgen wir den Rath, den uns so viele weise und vollkommene Männer, gestützt auf ihre eigene Erfahrung, geben. Versagen wir uns, bloß um den Trieb zur Eitelkeit in uns besser beherrschen zu lernen, bald diese bald jene Auszeichnung, die man uns anbietet, und die wir annehmen könnten, ohne auch eben uns lächerlich zu machen! Lassen wir manchmal es geschehen, dass uns die Leute für etwas

Geringeres halten, als wir in Wirklichkeit ſind! Laſſen wir es manchmal geſchehen, daſs man uns einen Rang in der Geſellſchaft anweiſe, der wohl der höchſte nicht iſt, auf den wir Anſpruch machen könnten! Erſetzen wir uns das nichtige Vergnügen, das uns bald dieſe bald jene Auszeichnung verſchafft haben würde, durch das weit edlere Vergnügen, welches uns das Bewuſstſein der uns inwohnenden Kraft der Selbſtbeherrſchung gewähren wird! Leiſten wir freiwillig Verzicht auf alle eitlen Ehren, die uns dieſe Welt darbietet; und ſiehe, die wahre Ehre, die Ehre der Weisheit und der Tugend wird uns zutheil werden, auch ohne daſs wir ſie ſuchen! Denn die nicht ſuchen ihre Ehre, für deren Ehre ſorgt Gott ſelbſt, der Allweiſe; und er verherrlicht ſie zu ſeiner Zeit mit einer Herrlichkeit, gegen die aller Glanz der Eitelkeit nur leerer Tand iſt. Amen.

XXII.

Der Schluſs von Jeſu Unſterblichkeit auf unſere eigene hat eine unbeſtreitbare Richtigkeit.

(Am Oſterſonntage 1816.)

Matth. 28, 1—10.

Nach dem Sabbathe aber, als der Morgen am erſten Tage der Woche anbrach, kam Maria Magdalena und die andere Maria, das Grab zu beſehen. Und ſiehe, es geſchah ein großes Erdbeben; denn ein Engel des Herrn ſtieg vom Himmel herab, trat hinzu, wälzte den Stein weg, und ſetzte ſich darauf. Sein Anblick war wie der Blitz, und ſein Gewand weiß wie der Schnee. Die Wächter aber bebten aus Furcht vor ihm, und waren wie todt. Und der Engel antwortete und ſprach zu den Frauen: Fürchtet euch nicht! denn ich weiß, daß ihr Jeſum ſuchet, der gekreuziget worden iſt. Er iſt nicht hier, denn er iſt auferſtanden wie er geſagt hat; kommet und ſehet den Ort, wo man den Herrn hingelegt hatte! Und gehet eilends hin, und ſaget ſeinen Jüngern, daß er auferſtanden iſt; und ſiehe, er geht vor euch nach Galiläa hin; daſelbſt werdet ihr ihn ſehen. Siehe, ich hab' es euch vorhergeſagt. Und ſie giengen eilends mit Furcht und großer Freude von dem Grabe hinweg, und liefen, um es ſeinen Jüngern zu verkünden. Und ſiehe, Jeſus begegnete ihnen und ſprach: Erfreuet euch! Sie aber traten hinzu, und umfaſsten ſeine Füße, und beteten ihn an. Da ſprach Jeſus zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Gehet hin, und verkündet es meinen Brüdern, daſs ſie nach Galiläa gehen, daſelbſt werden ſie mich ſehen.

Eingang.

Erfreuet euch! iſt das erſte Wort, m. F., welches wir aus dem Munde des Auferſtandenen vernehmen. Erfreuet euch! ruft er den Frauen zu, die er nach der Erzählung unſeres Textes die erſten ſeiner Erſcheinung gewürdigt hat. Man ſoll ſich freuen, will er; und in der That, er hatte ein Recht zu verlangen, daſs nicht nur dieſe Frauen, ſondern daſs alle Menſchen ſich freuen, und zwar um ſeinetwillen, um des Ereigniſſes willen ſich freuen, was ſich ſo eben mit ihm zugetragen hatte. Denn ſiehe! Er, der geſtorben war, iſt wieder auferſtanden, und zwar nicht auferſtanden, um dieſes mühſelige Leben auf Erden neuerdings fortzuſetzen, ſondern um

einzugehen in ein weit seligeres Leben, wie schon der herrlich verklärte Leib beweist, mit dem er ausgestattet ist. Und was sich jetzt mit ihm ergeben hat, das ist ein Vorbild von dem, was einst mit allen Menschen vorgehen wird. Wir alle, alle haben jetzt den gewissesten Beweis erhalten, dass ein höchst seliges Leben unser jenseits der Grabeshügel erwarte. Kann dieser Beweis uns gleichgiltig sein, m. F.? Haben wir nicht in Wahrheit volle Ursache uns zu erfreuen über Jesum, über diesen Erstling der Auferstandenen, nach dessen Ebenbilde auch wir einst auferstehen werden? Sollten wir es nicht alle für unsere Pflicht ansehen, diese so erfreuliche Nachricht von seiner Auferstehung stets weiter auszubreiten; wie denn er selbst diese Ausbreitung schon jenen Frauen als eine Pflicht auflegte? — Woher kömmt es doch gleichwohl, dass ein großer Theil von uns so unempfindlich für diese Nachricht ist; und noch vielweniger daran denkt, sie bei Gelegenheit anderen bekannt und glaubwürdiger zu machen? Wenn diese Gleichgiltigkeit sich bloß bei solchen Menschen vorfände, die ein gebrandmarktes Gewissen haben, und eben deshalb auch keine Unsterblichkeit ihres Geistes wünschen können: so wäre sie wohl sehr leicht zu erklären. Aber woher, dass auch selbst bessere Menschen, Menschen, die wirklich wünschten, dass es ein Leben nach dem Tode gebe, aus der Begebenheit, deren Gedächtnis wir heute feiern, dennoch nicht all den Trost schöpfen wollen, den zu gewähren sie doch wirklich fähig ist? — Ich erkläre mir dieses nur aus zwei Gründen, m. F.; der eine ist: Nicht alle Menschen finden den Schluss, den wir von Jesu Auferstehung auf unsere eigene machen, so völlig einleuchtend, dass sich nicht mancherlei Bedenklichkeiten gegen ihn erheben ließen. Ihnen ist also die Nachricht vom Auferstandenen darum nicht wichtig genug, weil sie nur seine — und nicht unsere Fortdauer beweist. Hiezu kömmt nun noch der zweite Grund: Sehr viele Menschen fürchten, sich jenen Hoffnungen, die die Geschichte vom Auferstandenen erregt, so völlig hinzugeben, weil sie im Falle, dass diese Geschichte vielleicht doch Täuschung wäre, zu verlieren glauben, wenn sie ein anderes Leben erwarten. Sie also wollen nur darum nicht dieser Geschichte ihr ganzes Zutrauen schenken, damit sie nicht etwa verlieren, und für ein unsicheres Gut irgend ein sicheres dahingeben möchten. — Das eine sowie das andere ist eine unnöthige Bedenklichkeit, m. F., und daher glaube ich, diese heiligen Tage, in denen wir jetzt leben, nicht besser anwenden zu können, als wenn ich durch Wegräumung dieser beiden Vorurtheile die freie Wirksamkeit befördere, welche die Nachricht vom Auferstandenen in unseren Herzen beweisen soll. Lassen sie mich

in dieser jetzigen Stunde darthun: dass der Schluss, den wir von Jesu Auferstehung auf unsere eigene machen, seine unbestreitbare Richtigkeit habe; morgen, sofern es Gott gefällt, will ich zeigen: dass uns der Glaube an Unsterblichkeit, selbst in dem Falle keinen Nachtheil brächte, wenn er auf einer bloßen Täuschung beruhete. Erst wenn ich dies beide geleistet haben werde, wird uns die Wichtigkeit der Nachricht einleuchten, welche die Kirche in diesen Tagen von uns betrachtet wissen will. Dann werden wir auch die Pflichten, die wir in Ansehung derselben haben, fassen können. Es wird nicht überflüssig sein, dass ich auch diese Pflichten in einem eigenen Vortrage, nämlich in dem, der auf den künftigen Sonntag fällt, etwas umständlicher beschreibe. Wie glücklich würde ich mich schätzen, wenn diese Vorträge durch Gottes allmächtigen Segen ein Mittel werden sollten, um jenem Glauben an Unsterblichkeit, der leider so sehr gesunken ist in unserem Zeitalter, bei Ihnen wenigstens eine neue Befestigung zu geben! Möge dies durch die Fürbitte dessen erfolgen, der es als einen seiner vornehmsten Zwecke auf Erden ansah, Leben und Unsterblichkeit ans Tageslicht zu bringen!

Abhandlung.

Der Schluss, den wir von Jesu Auferstehung auf unsere eigene machen, ist in der That von einer solchen Beschaffenheit, m. F., dass sich beim ersten Blick manche Bedenklichkeit gegen ihn erhebt. Wenn man bloß daraus, weil Jesus auferstanden ist, folgert, dass auch wir auferstehen werden: so hat es den Anschein, dass man von einem gleich auf alle schließe — eine Schlussart, die in der Kunst zu denken längst schon als eine sehr unsichere bezeichnet worden ist. Und was diese Schlussart hier doppelt unsicher zu machen scheint, ist, dass dieser eine, von dem auf alle übrigen gefolgert wird, nicht etwa ein gemeiner und alltäglicher, sondern ein ganz besonderer, in seiner Art einziger Mensch gewesen ist; ein Mensch, von dem unser Glaube lehrt, dass er mit seiner menschlichen Natur zugleich auch eine göttliche verbunden habe; ein Mensch, von dem die Schrift erzählt, dass er auf eine Weise erzeugt worden sei, die gänzlich abweicht von der sonst gewöhnlichen. Da er auf eine ganz eigene Art eintrat in diese Welt: wie können wir erwarten, dass der Ausgang, den er nahm, einst auch der unsrige sein werde? — Und wie? Geht denn nicht wirklich bei unserem Tode so manches vor,

was bei dem Tode Jesu nicht stattfand, und was doch in der That sehr wesentlich sein dürfte? Sein Leib sah die Verwesung nicht: der unsrige aber vermodert und zerfällt in Staub, und dieser Staub geht als Bestandtheil über in tausend andere Körper. Wie also dürften wir von unseren Leibern hoffen, dass sie ebenso wie der Leib Jesu einst verklärt auferstehen werden? — Dies, m. F., sind die Bedenklichkeiten, die man erhoben hat. Aufrichtig habe ich sie in ihrer ungeschwächten Stärke vorgetragen. Ebenso aufrichtig will ich jetzt anzeigen, was sich nach meiner Meinung zu ihrer Widerlegung und zur Rechtfertigung des Schlusses, den wir von Jesu Auferstehung auf unsere eigene machen, vorbringen lässt. Ich werde erstlich zeigen, dass aus jener Verwesung, in welche unsere Leiber im Grabe übergehen, gar keine Unmöglichkeit einer Auferstehung, ähnlich derjenigen, die einst bei Jesu stattgefunden hatte, folge. Ich werde zweitens zeigen, dass jene göttliche Natur, die wir dem Welterlöser beilegen, die menschliche in ihm nicht aufgehoben habe; dass drittens ebenso wenig der Umstand, das Jesus nicht auf gewöhnlichem Wege erzeugt worden ist, eine wesentliche Verschiedenheit zwischen seiner und unserer Natur hervorbringe. Nachdem dies alles erwiesen sein wird, werde ich endlich zeigen, auf welche Art man eigentlich aus dem, was sich mit Jesu ergab, auf die Unsterblichkeit der Menschen schließen könne, ohne sich irgend einer Übereilung schuldig zu machen.

1. Der Leib des Herrn, wie uns die Schrift berichtet, sah die Verwesung nicht; mit ihm gieng also allerdings jene zerstörende Veränderung nicht vor, die sich mit unseren Leibern nur allzu sichtbar zuträgt; er wurde nicht aufgelöst in Staub, und seine Bestandtheile giengen nicht über in die Bestandtheile anderer Leiber, wie es mit uns geschehen wird. Aber folgt daraus wohl, dass es der Allmacht Gottes unmöglich sein werde, uns jener Art von Unsterblichkeit, die uns versprochen ist, theilhaftig zu machen? — Ich glaube nicht, m. Fr., wenn wir nur unsere Begriffe von derselben ordentlich aufklären. Wenn uns die Kirche verspricht: „Derselbe Leib, in welchem ihr jetzt auf Erden wandelt, und dem ihr der Pflicht zuliebe so manche Lust versagen, so manchen Schmerz zufügen müsset, eben derselbe Leib wird in verklärter Gestalt dort oben eueren Geist bekleiden"; so hat dies eigentlich gar keinen anderen Zweck und Sinn, als uns zu

versichern: dass wir in jenem anderen Leben uns noch als dieselben fühlen werden, die einst auf Erden gelebt; dass wir denselben Leib, mit dem wir uns umkleidet sehen werden, wirklich als unseren Leib empfinden, und kein Gefühl der Sehnsucht nach einem früheren, der uns jetzt mangle, haben werden; dass uns bei all der großen Veränderung, die mit uns vorgegangen sein wird, gleichwohl die Rückerinnerung an alles, was uns aus diesem irdischen Leben dort oben zu wissen nothwendig sein wird, vollständig beiwohnen wird; dass wir nichts von dem allen, was uns hier unten wichtig sein könnte, dort oben vermissen werden; dass wir mit einem Worte gar keine Ursache zu jener Klage finden werden, dass irgend ein Opfer, das wir auf Erden — es sei nun am Leibe oder am Geiste — gebracht, dort oben unbelohnt bleibe. Nur hievon will uns die Kirche versichern; dass aber eben derselbe irdische Stoff, aus dem der jetzige Leib besteht, und wohl gar überdies auch in derselben Menge, in der er hier zusammengehäuft ist, auch in die Bestandtheile jenes verklärten Leibes übergehen werde: das sagt die Kirche keineswegs; darüber kann sie auch, weil es ja an sich etwas ganz Gleichgiltiges betrifft, als eine Lehrerin religiöser Wahrheiten nichts sagen. So haben wir also nicht nöthig anzunehmen, dass jener verklärte Leib in unserem anderen Leben aus dem Stoffe dieses gegenwärtigen gebildet sein werde; so kann es uns also auch gar nicht bestürzt machen, wenn wir sehen, wie dieser gegenwärtige Leib in Staub zerfällt, ja theilweise auch in andere Körper übergeht. Dies alles kann geschehen; und wir können dennoch fortleben, und jener Leib, mit dem wir dort oben ausgeschmückt werden, kann an Vollkommenheit ganz dem ähnlich sein, den Jesus der Auferstandene hatte. Denn unterscheiden Sie den Leib, den unser Herr nach seiner Auferstehung hatte, sehr wohl von demjenigen, m. Fr., den er vor seinem Tode gehabt. Jener verklärte Leib war, das geht sehr deutlich aus den vier Evangelien hervor, ein Leib von anderer Art als alle irdischen, ein Leib aus feinerem Stoffe, begabt mit höheren Kräften, als wir an irgend einem Körper auf Erden antreffen. Es war ein Leib, der an und für sich gar nicht wahrnehmbar war für unsere menschlichen Sinne, der aber die Fähigkeit besaß, Eindrücke, und zwar von der beliebigsten Art auf sie hervorzubringen, wenn es der Geist so wollte. Nur daher kam es eben, dass, wie der buchstäbliche Bericht der Evangelien lautet, der Auferstandene den Augen der Menschen sich bald sichtbar darstellen, bald auch verschwinden konnte: das erstere, ohne zu kommen, das letztere, ohne erst weggegangen zu sein; dass er die mannigfaltigsten Gestalten annahm: jetzt als ein

Fremdling auftreten, jetzt in einer Gestalt sich darstellen konnte, die zwar den Bürger einer höheren Welt verrieth, aber doch so viel Ähnlichkeit mit seinem vorigen hatte, dass niemand zweifeln konnte, er sehe Jesum, den einst Gekreuzigten, vor sich. Ist es wohl glaublich, dass ein Leib, der so bewunderungswürdige Kräfte und Eigenschaften besaß, nichts anderes als eine bloße Umstaltung von jenem irdischen gewesen sei? Ist es wohl glaublich, dass er nur aus so grobem Stoffe gebildet, und zwar so wesentlich aus ihm gebildet worden sei, dass er auf keine Weise hätte zustande kommen können, wenn jener irdische Leib nicht mehr vorhanden gewesen wäre? Je unglaublicher dies ist, m. F., desto getroster lassen Sie uns der Stunde entgegensehen, die unseren irdischen Leib in den Schoß der Verwesung legen wird! Zweifeln wir nicht im geringsten, dass in der Schöpfung Gottes Stoffe genug vorhanden sind, und ungleich feinere Stoffe, aus welchen dieselbe Hand der Allmacht, die uns diesen ersten Leib gebildet hat, uns einen zweiten weit vollkommeneren bilden könne und werde!

2. Dass dieser zweite und vollkommenere Leib nicht ganz zu derselben Herrlichkeit erhoben sein werde, welche der Leib des Sohnes Gottes hatte, das will ich zugeben; aber dass er ihm gar nicht ähnlich sein werde, ja dass sich, weil der Erlöser der Welt mit seiner menschlichen Natur zugleich auch eine göttliche verbunden habe, von ihm gar nichts auf uns schließen lasse: dieser Behauptung muss ich geradezu widersprechen. Denn sie beruht auf bloßem Missverstande, auf einer dem Sinne der Kirche ganz zuwiderlaufenden Auslegung ihrer Lehre von jenen zwei Naturen, die in der Person des Erlösers vereinigt sind. Man stellt sich vor, als ob diejenige Verbindung, die der Sohn Gottes mit dem Menschen Jesu eingieng, eine Verbindung von solcher Art gewesen wäre, bei der die menschliche Natur nach ihren wesentlichen Kräften abgeändert wurde; man glaubt, dass der Mensch Jesus durch seine Verbindung mit Gott auch über diejenigen Schwächen und Unvollkommenheiten, die unserer menschlichen Natur wesentlich eigen sind, erhoben worden sei. Kein Wunder, dass man bei solchen Vorstellungen nicht zugibt, dass die Unsterblichkeit, die ihm zutheil geworden ist, sich auch auf uns erstrecke und das natürliche Erbtheil aller Menschenkinder sei. Aber nichts kann irriger sein als diese Vorstellung, nichts kann der Lehre, welche die Kirche über die Person des Erlösers vorträgt, ausdrücklicher widersprechen. Die Kirche lehrt, dass sich in dieser erhabenen Person der Gott zwar mit dem Menschen verbunden, aber nicht vermischt und vermengt habe; daher dass weder die Gottheit

noch die Menschheit nur eine einzige von jenen Eigenschaften, die jeder wesentlich sind, abgelegt habe. Alles, was zur Natur eines Menschen als solchen wesentlich gehört, das treffen wir auch in dem Menschen Jesu an. Durch die Verbindung, die der Sohn Gottes mit ihm eingieng, wurden nichts als nur jene Unvollkommenheiten, welche der menschlichen Natur nicht wesentlich sind, gehoben. Der Verstand dieses Menschen wurde — nicht sowohl durch lauter übernatürliche Einwirkung, als vielmehr durch den Gebrauch jener natürlichen Mittel, die auch uns anderen oft zu Gebote stehen — vor jedem Irrthume bewahrt, der ihm nachtheilig gewesen wäre, und zur Erkenntnis auch der verborgensten Wahrheiten geleitet, sobald die Wissenschaft derselben zu seiner Vervollkommnung und Verherrlichung beitragen konnte. Sein Wille aber wurde — wieder nicht durch gewaltsame Aufhebung seiner Freiheit, sondern bloß durch die Erleuchtung seines Verstandes — zu einer so ausnahmslosen Befolgung des Guten hingeleitet, dass dieser einzige aus allen Sterblichen nie eine Sünde begieng. Dies, m. F., und sonst nichts anderes will unsere Kirche sagen, wenn sie von Jesu Christo rühmt, dass er mit seiner menschlichen Natur auch eine göttliche vereinigt habe. Wer immer in Christo die Menschheit verkennt; wer immer glaubt, der Leib, den er gehabt, sei nur ein scheinbarer gewesen; oder in diesem wirklichen Leibe sei keine menschliche Seele gewesen, sondern die Stelle derselben habe die zweite göttliche Person vertreten; oder die Seele Jesu sei doch nicht frei gewesen, wie jede andere Menschenseele; oder sie sei erhaben gewesen über die Gefühle der Lust und des Schmerzes und die hieraus entspringenden Versuchungen zum Bösen; kurz, wer dem Menschen Jesu was immer für Eigenschaft, die Menschen wesentlich ist, abspricht: der mag es vielleicht aus noch so wohlmeinendem Grunde thun, er ist nichts destoweniger in einem Irrthume befangen, er missversteht die Lehre der Kirche; sie hat dies alles schon vor Jahrhunderten für einen Irrthum erklärt und auf das nachdrücklichste davor gewarnt.

3. Und hiemit hat sie denn auch den Unterschied, der zwischen Jesu und uns in Rücksicht auf die Art, wie er erzeugt worden ist, obwaltet, für einen außerwesentlichen erklärt. Wichtig, m. Fr, wichtig ist dieser Unterschied wohl freilich. Er ist ein Vorzug, welchen der Sohn Mariens vor allen anderen Sterblichen hat, dass er nicht durch die Mitwirkung eines Mannes, sondern durch Gottes ganz besondere Veranstaltung in seiner Mutter jungfräulichem Schoß empfangen war. Gerade dieser Umstand war es, dem er die hohe Vollkommenheit all seiner Leibes- und dadurch mittelbar auch die seiner Geistes-

kräfte wohl ganz vornehmlich zu verdanken hatte. Aber so mächtig auch dieser Unterschied war, so betrifft er doch nichts, was man zur Wesenheit der menschlichen Natur zu zählen gedrungen wäre. Denn nicht die Art, wie ein Wesen entsteht, sondern die Kräfte, die es besitzt, und nicht der Grad dieser Kräfte, sondern die Art derselben ist es, welche die Gattung bestimmt, der es von Rechtswegen beigezählt werden muss. Ob wir ein Wesen, das vor uns steht, Mensch oder Nichtmensch nennen sollen, das hängt nicht von der Untersuchung, wie dieses Wesen entstanden sei, ab: sondern bloß von der Art der Kräfte, die wir es äußern und besitzen sehen. Dieser Grundsatz ist so unumstößlich wahr, dass wir die äußersten Ungereimtheiten begiengen, wenn wir ihn leugnen wollten. Denn, überlegen Sie nur selbst, m. Fr. Wer nicht zugeben will, dass Wesen zu einerlei Gattung gehören können, ob sie gleich nicht auf einerlei Art, nämlich nicht auf dem gewöhnlichen Wege der Zeugung hervorgebracht sind: muss dieser nicht dem allererſten Paare, das es in jeder Gattung erschaffener Dinge gibt, dem allererſten, das noch durch kein vorhergehendes erzeugt worden war, sondern auf eine eigene Art entsprang, das Recht absprechen, sich zu dieser Gattung zu zählen? Und darf das erſte sich nicht zu dieser Gattung zählen: wie werden es die von ihm erzeugten dürfen? So ungereimt ist es also, die Art der Entſtehung eines Geschöpfes zu jenen weſentlichen Umſtänden zu zählen, nach denen entschieden werden muss, zu welcher Gattung es gehöre, ob es für einen Menschen oder für was für ein anderes Wesen sonst es zu erklären sei. Nein, das muss lediglich nur aus den Beſtandtheilen und Kräften, welche man an demselben bemerkt, beurtheilt und entschieden werden. Wenden wir nun diese Regel auf Jesum von Nazareth an, so ist kein Zweifel: trotz seiner ungewöhnlichen Geburt können wir ihn zu keiner anderen Classe von Wesen als zu den Menſchen zählen. Denn als ein Mensch bewies er sich in allen seinen Kräften, in seinem ganzen Thun und Laſſen, in allem, was an ihm sichtbar wurde. Ein Leib, wie unser menſchliche gebaut, mit eben denselben Sinnen und Gliedmaßen, wie sie an uns zu finden sind, versehen. Bedürfniſſe für diesen Leib, wie wir sie alle haben. Empfindung der Luſt und des Schmerzes in demselben, wie wir bei ähnlichen Einwirkungen von außen auch in dem unsrigen verspüren. Eine Seele endlich, welche in all ihrem Denken, Empfinden und Handeln nach eben denselben Gesetzen verfuhr, nach welchen auch unſere Seele theils wirklich vorgeht, theils doch vorgehen ſollte In Wahrheit, m. F., wenn man bezweifeln will, ob der Sohn Mariens ein wahrer Mensch

gewesen, weil man die Kräfte nicht kennt, durch die er erzeugt worden ist: so muss man auch zweifeln, ob diese glänzende Scheibe, die an der Stelle steht, wo sich die Sonne um diese Zeit zu befinden pflegt, wirklich die Sonne sei, wenn man den Aufgang derselben durch die Verhinderung einiger Wolken nicht hat beobachten können!

4. Im Gegentheile aber, wenn Sie mir zugeben, was ich jetzt eben dargethan zu haben glaube, dass unser Herr bei allen den Vorzügen, die er hatte, dem Wesen nach dennoch ein uns gleicher Mensch gewesen sei: so hoffe ich auch einleuchtend zeigen zu können, dass sich aus dem Ereignisse, dessen Gedächtnis wir heute feiern, der sicherste Schluss auf die Unsterblichkeit unseres Geistes machen lasse. Vernehmen Sie, auf welche Art! Bloß aus dem Umstande, dass ein Mensch auferstanden ist, können wir freilich nicht schließen, dass alle auferstehen werden, wenn wir mit diesem Umstande nicht noch gewisse andere Betrachtungen verbinden. Wir müssen das, was sich mit unserem Herrn zutrug, verbinden mit dem, was er gelehrt und betheuert hatte; und beides noch mit gewissen Wahrheiten, welche die eigene Vernunft uns lehrt, vergleichen: dann geht aus diesem allen auf das gewisseste hervor, dass wir zur Unsterblichkeit von Gott geschaffen sind. Wem ist es unbekannt, dass der Prophet von Nazareth den Glauben an Unsterblichkeit gepredigt, dass er behauptet habe, es gebe ein Leben, und zwar ein ewiges und unendlich seliges Leben in der Gesellschaft Gottes? Wer erinnert sich nicht, wie oft derselbe bei seinen öffentlichen Vorträgen auf dieses künftige Leben verwiesen; wie oft er diejenigen, die hier Verfolgungen leiden müssen um der Gerechtigkeit willen, mit den Belohnungen getröstet, die ihrer dort oben warten? Wem fällt nicht ein, mit welchem rührenden Nachdrucke er bei dem Evangelisten Johannes zu wiederholtenmalen betheuert: Wer an mich glaubt, wird einer ewigen Seligkeit theilhaftig werden; ich selbst, ich werde ihn auferwecken an jenem jüngsten Tage, und er wird fortleben in Ewigkeit! — Aber nicht diese Versicherungen allein sind es, auf die wir heute unser Vertrauen gründen wollen. Denn wer es weiß, dass Gottes Wahrhaftigkeit in seiner Offenbarung an uns keineswegs an die Bedingungen gebunden ist, welche uns Menschen beschränken; wer es weiß, dass Gott, der Allwissende, auch eine Täuschung, die uns zuträglich ist, durch seine Zeugenschaft bestätigen dürfe: dem könnte der Zweifel entstehen, ob jener Glaube an Unsterblichkeit, an welchem Jesus mit einer

solchen Festigkeit hieng, und den er auch den Menschen predigte, nicht etwa ein bloßer Irrthum und Selbsttäuschung gewesen sei, welche die göttliche Fürsehung zuließ, weil sie den Menschen zuträglich ist. So könnte man sich vielleicht einfallen lassen m. Fr.; aber getröſten wir uns: das Fest, welches wir heute begehen, zerstreut auch diesen Zweifel. Jesus hat in der Wirklichkeit erfahren, was er gehofft, und hoffend auch vorausgesagt hatte; er ist in der That nach seinem Tode erwacht zu einem besseren Leben, und hat sich hunderten von seinen Anhängern als lebend und begabt mit höheren Kräften dargestellt. So ist denn also (das ist die nächste Folgerung aus dieser Thatsache), so ist ein Wiederaufleben nach dem Tode wenigstens nichts, was unserer menschlichen Natur unmöglich wäre; denn bei Einem, der in allen wesentlichen Stücken ein uns gleicher Mensch gewesen war, fand es ja wirklich statt. Allein, ist dieses Wiederaufleben unserer Natur nur möglich, ist es bei einem aus uns in der Wirklichkeit erfolgt: so wird es sicher auch bei uns allen erfolgen. Denn Unsterblichkeit sagt die Vernunft, ist eine Eigenschaft, welche entweder uns allen, oder nicht einem einzigen aus unserer Mitte zukömmt. Denn eben dieselben Gründe, welche die Allmacht und Weisheit unseres Gottes uns bestimmen könne, dem einen aus uns Unsterblichkeit zu schenken, erstrecken sich auch auf alle übrigen, zum wenigsten auf alle guten Menschen. Sie, die auf Erden bereits so viele Jahre gelebt, so manche Erfahrungen gesammelt, so manche Kräfte in sich entwickelt, so manche Fertigkeiten im Guten angenommen haben: Sie sind durch alles dies für den Genuss sowohl, als für die Mittheilung der Glückseligkeit empfänglicher und geschickter geworden, als es Geschöpfe sein können, die ihr vernünftiges Dasein erst anfangen sollen. Wofern es also anders der Allmacht möglich ist, uns dann, wenn diese irdische Hülle zerfällt, in einer anderen Gegend von neuem aufleben zu lassen, und unter glücklicheren Verhältnissen: o! so fordert die Weisheit, die Güte und die Gerechtigkeit Gottes, dass es auch wirklich geschehe. Und hat er es uns nun auch in der That versprochen, durch den Mund dessen versprochen, den er als seinen Abgesandten auf das unwiderleglichste beglaubigt hat: wie können wir jetzt noch zweifeln, dass dies Versprechen nichts als eine wohlthätige Täuschung sein werde? Wie können wir glauben, dass Gott ein Versprechen, das er uns gethan hat, unerfüllt lassen werde, wenn die Erfüllung desselben ihm nicht nur möglich, sondern auch offenbar von den beseligendsten Folgen für das Ganze sein muss? Verbannen wir also, verbannen wir von nun an, m. Fr.,

jeden geheimen Zweifel, der unserem Glauben an Unsterblichkeit entgegensteht, aus unserer Brust! Jesus von Nazareth hat fortgelebt nach seinem Tode, hat auf das unleugbarste bewiesen, dass er noch sei, und dass er mächtiger nnd auch seliger sei, als er als Mensch gewesen war. Auch wir also werden nach unserem Tode fortleben, und zwar in einem Zustande, welcher dem seinigen an Vollkommenheit um desto näher treten wird, je ähnlicher wir ihm in unserer Tugend werden. Denn, werden wir ihm, sagt der Apostel, in unseren Leiden und Tugenden ähnlich: so werden wir ihm auch in der Herrlichkeit einst ähnlich werden. (Röm. 8, 17.) Amen.

XXIII.

Der Glaube an Unsterblichkeit kann, auch wenn er ein Irrthum wäre, keine nachtheiligen Folgen haben.

(Am Ostermontage 1816.)

Luk. 24, 13–36.

Und siehe, zwei von ihnen giengen an demselben Tage in einen Flecken mit Namen Emmaus, der sechzig Stadien von Jerusalem entfernt war. Und sie redeten mit einander über alles dies, was sich zugetragen hatte. Und es geschah, als sie miteinander redeten, und sich befragten, nahete Jesus selbst, und gieng mit ihnen. Ihre Augen aber waren gehalten, damit sie ihn nicht erkenneten. Und er sprach zu ihnen: Was sind das für Reden, die ihr mit einander auf dem Wege wechselt, und ihr seid traurig? Da antwortete einer, dessen Namen Cleophas war, und sprach zu ihm: Bist du der einzige Fremdling in Jerusalem und weißt nicht, was daselbst geschehen ist in diesen Tagen? Und er sprach zu ihnen: Was? Und sie sprachen: Das mit Jesu von Nazareth, der ein Prophet war, mächtig in That und Rede vor Gott und allem Volke; und wie ihn unsere Hohenpriester und Vorsteher zur Todesstrafe überliefert und gekreuzigt haben. Wir aber hofften, dass er es wäre, der Israel erlösete. Und nun ist heute nach diesem allen der dritte Tag, dass dieses geschehen ist. Auch haben uns einige Weiber von den unsrigen in Erstaunen gesetzt, welche vor Sonnenaufgang am Grabe waren, seinen Leib nicht fanden, und kamen und sagten, sie hätten eine Erscheinung von Engeln gehabt, welche gesagt, dass er lebe. Und einige von den unsrigen giengen zu dem Grabe und fanden es so, wie die Weiber gesagt hatten; ihn selbst aber fanden sie nicht. Und er sprach zu ihnen: O ihr Unverständigen von langsamer Fassungskraft, um alles zu glauben, was die Propheten gesprochen haben! Musste nicht Christus dies leiden, und so in seine Herrlichkeit eingehen? Und er fieng an von Moses und allen Propheten, und legte ihnen aus, was in der ganzen Schrift von ihm geschrieben steht. Und sie kamen nahe zu dem Flecken, wohin sie giengen; und er stellte sich, als wollte er weiter gehen. Aber sie nöthigten ihn, und sprachen: Bleib bei uns, denn es wird Abend, und der Tag hat sich schon geneiget. Und er gieng mit ihnen hinein. Und es geschah, als er mit ihnen zu Tische saß, nahm er das Brot, segnete es, brach es, und gab es ihnen. Da wurden ihre Augen aufgethan, und sie erkannten ihn; er aber verschwand aus ihrem Gesichte. Und sie sprachen zu einander: Brannte nicht unser Herz in uns, während er auf dem Wege redete, und uns die Schrift aufschloss? Und sie machten sich in der nämlichen Stunde auf, und giengen nach Jerusalem zurück, und fanden die Eilf, und

die mit ihnen waren, versammelt, die da sprachen: Der Herr ist wahrhaftig auferstanden, und dem Simon erschienen! Und sie erzählten ihnen, was sich auf dem Wege zugetragen, und wie sie ihn am Brotbrechen erkannt hätten. Während sie aber dieses redeten, stand Jesus mitten unter ihnen, und sprach zu ihnen: Der Friede sei mit euch; ich bin es, fürchtet euch nicht!

Eingang.

Insgemein pflegt man zu sagen, m. Fr., „der Mensch entschließe sich nie leichter etwas zu glauben, als wenn er wünscht, dass es so sein möge, wie man es ihm bezeugt." So richtig auch diese Bemerkung in den meisten Fällen ist: so behaupte ich doch, dass in gewissen Fällen sich das gerade Gegentheil ereigne; dann nämlich, wenn wir die Hoffnung fassen sollen auf ein erst zukünftiges Gut, dessen Herbeiführung nicht von uns selbst abhängt, sondern von jemand anderem erwartet werden muss. In einem solchen Falle pflegen wir immer um so mehr Zweifel zu haben und um so schwerer uns zu einem festen Vertrauen bringen zu lassen: je wichtiger das uns versprochene Gut in unseren Augen ist; je sehnlicher wir wünschen, dass das wirklich wahr sein möge, was man uns glauben machen will. Die Ursache dieser Erscheinung liegt gar nicht tief verborgen. Je wichtiger nämlich das Gut, zu dessen einstigem Besitze man uns Hoffnung macht, in unseren eigenen Augen erscheint; je größer der Einfluss ist, den die Annahme dieser Hoffnung auf unser ganzes Betragen hat; je bedeutender endlich der Schmerz und der Schaden wäre, den wir zu tragen hätten, wenn sich zuletzt verriethe, dass wir getäuscht worden sind: um so mehr Ursache haben wir, genau zu prüfen, bevor wir uns der Hoffnung hingeben. Mehr oder weniger hat auch wohl jeder Mensch aus seiner eigenen Lebenserfahrung schon den Schmerz und den Schaden getäuschter Hoffnungen kennen gelernt; um so argwöhnischer werden wir denn für die Zukunft, und allmählich machen wir es uns zu einer ausnahmslosen Regel: „Güter der Zukunft, deren Herbeiführung nicht bloß von uns selbst abhängt, immer mit etwas Misstrauen nur zu erwarten." Und diese Regel wenden wir oft auch selbst auf solche Fälle an, wo es in der That gar keine Vortheile brächte, wenn auch die Hoffnung, die wir fassen sollen, auf einer bloßen Täuschung beruhet. Das Evangelium, das wir vernommen haben, m. Fr., bestätigt die Richtigkeit desselben, was ich hier sage. Dass er am dritten Tage nach seiner Kreuzigung wieder auferstehen werde, hatte derjenige, dessen wirklich erfolgte Auferstehung

wir so eben feierlich begehen, so oft vorhergesagt, dass seine Jünger es ihm doch billig hätten glauben sollen. Wie vieles andere würden sie ihm in der That alsobald geglaubt haben, da sie der Proben von seiner Wahrhaftigkeit bereits so viele in den Händen hatten! Nur dieses Eine aber, nur dieses Eine zu glauben, konnten und wollten sie sich auf keine Weise entschließen, als bis sie die stärksten Beweise, dass es schon wirklich geschehen sei, hatten. Denn dass ihr Herr und Meister, nachdem er der Wuth seiner Feinde erlegen, und bereits begraben sei, wieder zurückkehren werde ins Leben, und also Israels Rettung dennoch zustande bringen werde: das war ein viel zu großes Glück in ihren Augen, als dass sie der Hoffnung desselben sich überlassen wollten, ohne die stärksten Beweise dafür zu haben. Selbst als sie die Nachricht erhielten, dass es bereits erfolgt sei, dass Jesus sich schon wirklich mehreren lebendig dargestellt habe: selbst da noch wollten sie sich nicht der schnellen Freude überlassen, besorgend, dass sich nicht etwa noch am Ende alles als eine Täuschung offenbare. Sie mussten den Herrn ein jeder selbst gesehen, sie mussten mit ihren eigenen Händen ihn betastet und befühlt haben: bevor sie anfiengen das große Glück zu glauben, dass sie ihn wieder besitzen! — Fast eben so schwer, wie es den Jüngern unseres Herrn einst wurde, an seine Auferstehung zu glauben, fast eben so schwer gehen wir alle daran, m. Fr. wenn wir den Glauben an unsere eigene Unsterblichkeit annehmen sollen. Die wichtigsten Gründe, welche man zum Beweise für die endlose Fortdauer unseres Geistes anführt, sind uns nicht sicher genug; wir stehen noch immer an, uns dieser Hoffnung hinzugeben, ob wir gleich selbst bekennen, dass nichts erwünschter sei, als ihre Richtigkeit. Was ist die Ursache dieses Betragens? Ein Blick in unser Inneres sagt uns: wir nehmen nur darum Beweise, welche der Sache die größte Wahrscheinlichkeit verschaffen, in diesem gegenwärtigen Falle nicht an, weil wir besorgen, dass wir verlieren würden, wenn wir uns einer Hoffnung hingäben, welche am Ende gleichwohl nur eine Täuschung wäre. Das ist der eigentliche Grund, der uns so hartnäckig macht. So lange uns diese Besorgnis nicht ganz benommen ist: so lange werden die stärksten Beweisgründe, die man uns gibt, nichts über uns vermögen; woferne sie anders (wie hier der Fall ist) nur bloße Wahrscheinlichkeitsgründe sind, die keine möglich völlige Unmöglichkeit des gefürchteten Gegentheils darthun. Ich wage es nun, das Übel an seiner Wurzel anzugreifen; ich wage, geradezu zu behaupten: dass jene Besorgnis, welche wir hegen,

ganz leer und ungegründet sei; ich sage, dass der Glaube an Unsterblichkeit, auch wenn er ein Irrthum wäre, dennoch gar keine nachtheiligen Folgen hätte. Lassen sie mich heute den Beweis dieser so wichtigen, bisher fast allgemein verkannten Wahrheit führen. Gelingt es mir, ihn überzeugend darzustellen: so darf ich zuversichtlich hoffen, dass von nun an alle Gründe, die uns Vernunft und Offenbarung in so zahlreicher Menge für die Unsterblichkeit des Geistes liefern, einen viel leichteren Eingang in Ihre Herzen finden, und deshalb auch jene beruhigende Überzeugung, die so erwünschlich für jeden Menschen ist, endlich hervorbringen werden!

Abhandlung.

Dass es im Falle, wenn die Seele des Menschen wirklich zur Unsterblichkeit erschaffen ist, nothwendig sei, dieses vorauszuwissen, um durch ein lasterhaftes Leben nicht etwa die Seligkeit des Himmels zu verscherzen: das, m. Fr., gibt freilich jeder zu. Aber nur im entgegengesetzten Falle, nur wenn mit dem Tode dieses Leibes auch unsere Seele stirbt nur dann, vermeint man, würde sich jeder zu seinem eigenen Schaden betrügen, der in der Hoffnung stände, jenseits des Grabes erst noch ein besseres Leben zu finden. Ich will nicht leugnen, dass es Begriffe von diesem besseren Leben und von der Art, wie man dasselbe zu verdienen habe, geben könne, die allerdings schädlich sind. Allein, wenn wir uns richtige, wenn wir uns solche Begriffe vom anderen Leben bilden, wie sie Vernunft und Christenthum angibt: dann behaupte ich kühn, dass uns der Glaube an dieses andere Leben durchaus nicht nachtheilig, vielmehr in manchem Betrachte überaus zuträglich sei; und dies zwar selbst in dem Falle, wenn er ein Irrthum sein sollte. Zwei Vortheile nämlich, die dieser Glaube hat, behalten auch dann noch, wenn er ein Irrthum ist, ihre Vollgiltigkeit; vier Nachtheile aber, die er wohl freilich hervorbringen könnte, haben wir bei den Begriffen, die uns das Christenthum gibt, nicht zu befürchten. Die Auseinandersetzung, welche gleich folgen soll, wird dieses klar machen.

I. 1. Die erste und wohlthätigste Wirkung, welche ein fester Glaube an Unsterblichkeit hervorbringt, besteht ohne Zweifel darin, dass er den Eifer zur Tugend belebt, und uns von tausenderlei Übertretungen unserer Pflicht abhält. Glauben wir nämlich, dass wir unsterblich sind, und dass ein ewiges Wohlsein der Lohn der Tugend sei, während das Laster, ja auch selbst jede einzelne gesetzwidrige Handlung die schwersten Strafen finden werde: so scheuen

wir uns, Böses auch ungesehen von jedem menschlichen Auge zu thun; so sehen wir jede Trägheit, die wir in unserer sittlichen Vervollkommnung uns zuschulden kommen lassen, als einen Abbruch an, den wir unserer eigenen Glückseligkeit machen; wir leben gewissenhaft, wir arbeiten mit einem regen Eifer an unserer Ausbildung, und bringen es daher auch immer weiter in derselben; — ein Vortheil von größter Wichtigkeit, m. Fr., und zwar ein Vortheil, der nicht das geringste an seinem Werte verliert, wenn das andere Leben, auf das wir hoffen, in der Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist. Denn was die Pflicht erheischt, das müssen wir wollen, gleichviel, ob es belohnt wird oder nicht. Können wir also durch den Gedanken an eine Belohnung im anderen Leben machen, dass wir getreuer in der Erfüllung unserer Pflichten werden: so müssen wir dies als einen Vortheil ansehen; als einen Vortheil, der, wenn auch vielleicht nicht uns, doch sicher das Ganze angeht, und uns in diesem, wie in jenem Falle von gleicher Wichtigkeit sein muss. Schande und Fluch demjenigen, der nur unter der Bedingung bereit ist, seiner Pflicht nachzuleben, wenn ihn Belohnung dafür erwartet, und der — sobald er sicher wüsste, dass es kein anderes Leben gibt, — der Tugend den Gehorsam aufsagen wollte! Der rühme sich nicht, dass er je eine tugendhafte That geübt, ja dass er nur den Begriff von dem, worin das Wesen der wahren Tugend besteht, habe! Unbedingt ist der Gehorsam, welchen sie fordert. Nicht darum, weil es ein anderes Leben gibt, dürfen wir erst den Entschluss, ihr zu gehorchen, fassen; sondern gerade umgekehrt, weil wir schon früher den Entschluss, ihr zu gehorchen, gefasst, so suchen wir uns zu überreden, dass es ein anderes Leben gibt, um diesem Entschlusse desto getreuer zu bleiben; und wenn uns dies gelingt, so erachten wir es für einen Vortheil, der von gleicher Größe bleibt, jenes gehoffte Leben mag einst wirklich eintreten oder nicht. Wer solche Gesinnungen hegt, m. F., der kann nicht klagen, dass ihm sein Glaube an Unsterblichkeit irgend einen Verlust verursache, falls er nur Täuschung ist; denn alle Opfer, die er der Tugend um dieses Glaubens willen bringt, die wäre er ihr auch ohnehin schuldig gewesen, die hätte er auch, wofern er nicht anders seinem Vorsatze untreu geworden wäre, der Tugend wirklich gebracht. Sein Glaube that also in diesem Stücke nichts anderes, als dass er die Leistung dieser Opfer ihm erleichterte.

2. Und dieses führt mich gleich zu dem zweiten Vortheile, den jeder Glaube an Unsterblichkeit hat, auch wenn er Irrthum wäre. Er

erleichtert uns nämlich die Bürden, die wir ein jeder zu tragen bemüssigt sind; er dient uns zum Troste im Unglücke, und zur Verschönerung der Tage unseres Aufenthaltes auf Erden. Ich habe mich stets gehütet, m. Fr., in den Fehler derjenigen zu verfallen, welche das Los des Menschen auf Erden als ein so trauriges und bemitleidenswürdiges beschreiben. Ich will auch heute nicht, mich dieses Fehlers, — der mir als eine Art von Undank gegen Gott erscheint, — schuldig machen. Ich bin fest überzeugt, dass der größte Theil der Leiden, die wir auf Erden erfahren, nur das Werk unserer eigenen Thorheit und Laster sei, und dass wir mit den übrigen, welche Gott selbst über uns verhängt, alle Ursache haben, zufrieden zu sein. Ich glaube endlich, dass selbst der unglücklichste aus uns auf seinem Sterbelager keineswegs sagen könne: Gott würde gegen ihn hart oder ungerecht verfahren, wenn er nach diesem mühseligen Leben ihn nicht in ein besseres versetzte! — Aber so viel ist doch wahr: die Bürden, die wir in dieser Welt zu tragen haben, werden uns leichter, wenn wir von Zeit zu Zeit gegen Himmel aufblicken können, in der Hoffnung: dort wird es nicht so — dort wird es besser sein! — So viel ist doch wahr: der herbe Schmerz, den wir empfinden, wenn uns der Tod einen aus unseren Lieben wegreißt, lässt sich durch nichts besänftigen, als durch den tröstlichen Gedanken: dass es ein anderes Leben gebe, in dem wir uns wiederfinden werden! — So viel ist doch unwidersprechlich wahr: auch jene guten Tage, die Tage des Glückes und Wohlseins, die wir auf Erden verleben, gewinnen, und werden verschönert durch den Glauben: dass, wenn der Tod jetzt eintreten sollte, unser Glück durch ihn nicht unterbrochen, sondern vielmehr vollendet werden würde! — Bemerken Sie nur, m. Fr., dass diese Vortheile, die wir dem Glauben an Unsterblichkeit verdanken, insgesammt nicht von der Wirklichkeit der Sache, sondern nur bloß von unserer Meinung abhängen. Nicht größer und nicht geringer wird das Vergnügen, das uns die Aussicht in das Land der Seligen gewährt; sei nun dasselbe wirklich oder in unserer bloßen Einbildung vorhanden. — Besorgen wir auch nicht einmal, dass wir in diesem letzteren Falle den Schmerz der Täuschung zu erfahren haben würden! Wohl gibt es viele Hoffnungen, die wir uns machen, und die am Ende nur, weil sie nicht in Erfüllung gehen werden, das unangenehme Gefühl einer entdeckten Täuschung verursachen werden; doch von der Hoffnung, dass wir einst auferstehen werden, auch wenn sie Täuschung ist, haben wir diesen Schmerz nicht zu befürchten.

Denn so lange wir noch Leben und Bewusstsein haben, so lange wird keine Erfahrung, die wir an uns oder an anderen machen, unsere Hoffnung zu widerlegen vermögen. Hat das Bewusstsein uns einmal verlassen: nun denn, so kehrt es auch, falls es kein anderes Leben gibt, nicht wieder zurück; so denken und fühlen wir am Ende nichts mehr; so können wir also auch unseres Irrthums jetzt nicht inne werden. — Dies alles ist so deutlich, dass es auch selbst der Ungeübteste im Denken einsehen kann. Einem Geübteren leuchtet noch mehr als dies ein. Ihm offenbart sich, dass wir die Fortdauer unseres Daseins wohl allerdings als ein sehr großes Glück und eine wahre Wohlthat des Himmels anzusehen haben, vor dem Aufhören aber und vor der Vernichtung unseres Wesens mit Unrecht als vor einer Art von Unglück zurückschaudern. Leben, und zwar im Glücke leben ist wohl ein Gut zu nennen; und diesem Gute steht das Leben im Unglücke entgegen. Dies ist also ein wahres Übel zu nennen; das bloße Nichtsein aber ist noch kein Übel, sondern verhält sich gleichgiltig. Wer den Besitz einer Sache, die ihm bisher Vergnügen gemacht, aufgeben muß: nur der verliert etwas, dem widerfährt ein Übel. Wer aber das Leben selbst aufgibt; wer aufhört, da zu sein: von dem kann man nicht sagen: „er habe einen Verlust erlitten, ihm sei ein Übel widerfahren." Seien wir also ganz ruhig darüber, was Gott in Ansehung unser beschlossen hat, ob er uns selbst, nachdem wir gestorben, so wieder erwecken will zu einem neuen Leben, oder an unsererstatt andere will auftreten lassen, welche das Glück des Daseins zum erstenmale verkosten. Hoffen wir aber, dass er das erstere thun werde, wenn wir durch unsere jetzige Benützung unsers Daseins uns dazu würdig machen, d. h. Beweise geben, dass wir die Gabe des Lebens besser als neugeschaffene Wesen zu benützen verstehen. Hoffen wir dies, sage ich; denn diese Hoffnung, auch wenn sie fehlschlagen sollte, kann nicht den geringsten Schaden erzeugen, wofern wir anders nicht sehr unrichtige Begriffe von dem Verhältnisse dieses Lebens zu jenem künftigen hegen.

II Dieses zu zeigen, ist eben das zweite Geschäft, das uns noch obliegt. — Manche nachtheilige Wirkung hat man dem Glauben an Unsterblichkeit zur Last gelegt, m. F.; und es ist nicht zu leugnen, dass er dergleichen Vorwürfe hie und da wirklich verdient habe, nämlich bei Menschen, die sich von der Natur jenes anderen Lebens, und von der Art, wie man die Seligkeit desselben zu verdienen habe, die unrichtigsten Begriffe bildeten. Wer sich aber an die Begriffe hält,

die uns Vernunft und Christenthum darüber geben, der hat gewiss nichts zu befürchten. Dies wird sich zeigen, wenn wir diejenigen Beschuldigungen, die man noch mit dem meisten Anscheine des Rechtes erhoben hat, etwas genauer betrachten.

1. Man hat zuerst behauptet, dass dieser Glaube uns träge in dem Geschäfte unserer sittlichen Ausbildung mache. Denn wenn wir glauben, dass unser Dasein durch alle Ewigkeit fortdauern werde: so scheint es nicht nöthig, uns zu beeilen, dass wir noch vor dem Ablaufe dieses irdischen Lebens zu einer höheren Stufe der Vollkommenheit gelangen; denn was wir jetzt nicht erlernen, das werden wir noch ein andermal nachholen können. Wirklich hat einer der aufgeklärtesten Denker der neueren Zeit, einer der größten Schriftsteller Deutschlands*) sich so geäußert, dass man beinahe argwöhnen sollte, diese verderblichen Folgen des Glaubens an Unsterblichkeit haben bei ihm selbst stattgefunden. „Was habe ich denn zu versäumen?" fragt er,**) „ist denn nicht die ganze Ewigkeit mein?" Aber so, m. Fr., so kann nur derjenige irren, der sich in seinem Nachdenken mehr von seinen Leidenschaften, als von seiner Vernunft und von dem Christenthume leiten lässt. Vernunft und Christenthum lassen einen so schändlichen Missbrauch der allerwohlthätigsten Hoffnung gewiss nicht aufkommen bei uns. Unsere Vernunft sagt uns, dass jeder, der seine sittliche Vervollkommnung auf spätere Zeiten verschiebt, gar kein aufrichtiger Freund der Tugend, und auch kein Freund seines eigenen Heiles sei. Denn je vollkommener wir werden, sagt die Vernunft uns, desto besser für uns selbst; um desto fähiger und um desto würdiger sind wir der Glückseligkeit; in einem um desto höheren Maße wird sie uns auch zutheil. Das Christenthum, das sich bei jeder Gelegenheit als eine Lehre zeigt, welche mit göttlicher Weisheit immer das kräftigste aus allen Gegenmitteln gegen den Missbrauch aufstellt, dies Christenthum sagt: es sei so falsch, dass wir nichts zu versäumen hätten, weil wir in Ewigkeit leben; dass wir im Gegentheile gerade darum unendlich vieles zu versäumen haben. Denn nur von der Art, sagt es, nur von der Art, wie wir die kurze Zeit dieses irdischen Lebens benützen, hängt unser Los und Schicksal in unserem ganzen künftigen Leben unwiderruflich ab. Es macht sich unglücklich auf eine ganze Ewigkeit derjenige, der seine sittliche Vervollkommnung in diesem Stande der Prüfung nicht

*) Lessing.

**) In der „Erziehung des Menschengeschlechtes" die letzten Worte.

mit dem möglichen Eifer betreibt. Sagen sie selbst, m. F., ob, wer an diese Vorstellung sich hält, zu befürchten habe, dass sein Glaube an Unsterblichkeit in den jetzt eben gerügten Missbrauch ausarten werde?

2. Aber auch ebenso wenig ist für den Wohlunterrichteten die zweite Art eines Missbrauches zu befürchten, welche darin besteht: dass man dies irdische Leben um jener höheren Seligkeit wegen, die uns dort oben zutheil werden soll, allzugering schätzt, ja seinen Austritt aus demselben sogar beschleunigt, um desto eher nur zum Genusse des Himmels zu gelangen. — Zwar muss man eingestehen, dass dieser Missbrauch bei einzelnen Christen einst wirklich stattgefunden habe. Es hat Personen gegeben, die ihre lebhafte Einbildungskraft mit so vielen schwärmerischen Bildern von den Genüssen des Himmels erfüllten, dass sie darüber allmählich den Geschmack an allen Freuden der Erde verloren; am Ende fühlten sie sogar einen gewissen Eckel vor denselben, und wünschten nichts sehnlicher, als nur schon aufgelöst und bei Christo zu sein. Wir haben Beispiele von einigen, die ihr allzuheftiges Verlangen nach dem Genusse der himmlischen Seligkeit zu einer freiwilligen Verkürzung ihres Lebens, zu einer Art von Selbstmord hinriss. Aber sollte sich wohl dieser Missbrauch öfters ereignet haben? Sollte er wohl auch in unseren Tagen noch sehr zu befürchten sein? Trat er nicht meistentheils nur unter solchen Umständen ein, wo man auch ohne den Glauben an Unsterblichkeit des Lebens müde und übersatt geworden wäre? Sind es nicht meistens Personen gewesen, die eine so kränkliche Leibesbeschaffenheit hatten, dass sie der Freuden dieser Welt nicht zu geniessen vermochten? oder Personen, die sich durch ihre äußeren Verhältnisse von jedem frohen Genusse des Lebens ganz ausgeschlossen fanden? oder endlich Personen, die unter der Last der Arbeiten, die sie für das gemeine Wohl auf sich genommen hatten, beinahe erliegen mussten; die sich noch obendrein von jederman gehasst und angefeindet sahen, so dass für sie wohl allerdings Sterben Gewinn heißen konnte, auch wenn der Tod wirklich nichts anderes wäre, als der Eingang in eine ewige Ruhe? Aber wie dies auch immer sei, so ist doch so viel gewiss, dass es nur an uns selbst liegt, um der Gefahr dieses Missbrauches für immer vorzubeugen. Wir dürfen uns nun — wie es Vernunft und Christenthum ausdrücklich von uns fordern — die Genüsse des anderen Lebens nicht allzu sinnlich vormalen: so wird unsere Sehnsucht nach demselben gewiss nie so stark anwachsen, dass sie die natürliche Liebe zum Leben, die allen Menschen

beiwohnt, ganz unterdrücken sollte. Wir dürfen uns nur an die Lehre halten, welche das Christenthum von der Verdammlichkeit jeder willkürlichen Verkürzung unsers Lebens aufstellt; wir dürfen nur nicht vergessen, mit welchem Abscheue es von dem Verbrechen des Selbstmordes spricht, den es als eine Empörung gegen den Willen der Gottheit darstellt: und sicher wird uns nie eine Versuchung anwandeln, dies irdische Leben gewaltsam abzukürzen, um in die Wohnungen des Himmels einzugehen, die wir ja eben hiedurch uns auf ewig sperren würden.

3. Doch wenn der Glaube an Unsterblichkeit auch nicht den Selbstmord herbeiführt, so macht er uns, sagt man, doch gewiss lässiger in dem Bestreben, unseren irdischen Wohlstand fest zu begründen. — Diese Vorstellung, dass nicht diese Erde, sondern der Himmel eigentlich unser wahres Vaterland sei, dass wir auf Erden nur Pilgrime wären, die keine bleibende Stätte hier haben, lehrt uns den Zustand, in dem wir selbst sowohl als andere auf dieser Erde leben, mit einer gewissen Gleichgiltigkeit betrachten. Es dünkt uns der Mühe nicht wert, viel Fleiß und Anstrengung auf die Verbesserung desselben zu verwenden, so sehr er auch deren benöthigt. So vieles Scheinbare auch diese Beschuldigung hat, m. F., so falsch und ungegründet ist sie doch in der That. Kaum dürfte man aus der Erfahrung darthun können, dass diese Nachtheile, die man hier rügt, je wirklich stattgefunden haben. Denn wer nur immer wusste, dass Tugend nur in der Beförderung des allgemeinen Wohles bestehe (und wie laut verkündigt dies nicht Vernunft und Christenthum?): der könnte unmöglich glauben, dass er sich Verdienste für das andere Leben sammle, wenn er nicht eifrig arbeitet an der Beförderung des Wohles seiner Mitmenschen auf Erden. Und je lebhafter er überzeugt war von der Wahrheit, dass unsere Stätte auf Erden nicht bleibend sei, dass unsere Lebenszeit sehr schnell vorüberfliege, und dass von ihrer Anwendung gleichwohl die ganze Ewigkeit abhänge: um desto mehr müsste er sich beschleunigen, in dieser kurzen Zeit etwas zustande zu bringen, was einer seligen Ewigkeit nicht ganz unwert befunden werden möchte. — Setzen Sie noch hinzu, m. Fr., dass, wer an Unsterblichkeit nach christlichen Begriffen glaubt, eine so innige Verbindung zwischen diesem und jenem künftigen Leben glaube, dass er auch noch im Himmel alles werde beobachten können, was hier auf Erden nach seinem Austritte vorgeht, ja dass ihm sogar noch manche unmittelbare oder mittelbare Einwirkung auf die Ereignisse in dieser irdischen Welt verstattet sein

werde. Was für ein neuer und mächtiger Antrieb ist dies für ihn, des Guten recht viel zu wirken unter anderem auch Unternehmungen zu wagen, deren gesegnete Wirkungen man freilich nicht selbst zu erleben hoffen kann! Dort oben, spricht der Christ, dort oben werde ich mich erst dessen erfreuen können, was ich mit Mühe hier geleistet; dort oben werde ich die Früchte reifen sehen, zu denen ich jetzt nur den Samen ausstreue. Was ich hier auch nicht ganz zu Ende bringen kann, will ich doch in der Hoffnung anfangen, dass andere nach mir es fortsetzen werden, ja dass mir selbst dort dann die Macht gegeben sein wird, unsichtbar mitzuwirken bei den Ereignissen auf Erden, damit das Gute, was ich angefangen habe, auch zur Vollendung gelange.

4. Doch es ist Zeit, m. Fr., dass wir den letzten Vorwurf, den man dem Glauben an Unsterblichkeit gemacht hat, mit ein paar Worten noch berühren: Durch diesen Glauben, heißt es, haben so viele Tausende sich zu den widersinnigsten Selbstpeinigungen verleiten lassen; denn weil sie glaubten, in jenem anderen Leben zu einer um desto höheren Stufe der Seligkeit zu gelangen, je größer die Leiden sind, die sie in diesem gegenwärtigen Leben bestanden: so quälen sie sich willkürlich selbst auf Erden, um ihre Seligkeit im Himmel zu vermehren. — Es ist zumtheile wahr, was hier gesagt wird, m. Fr.. aber es ist nichts anderes als ein Beweis des allzubekannten Satzes: dass auch die nützlichsten Dinge dem Missbrauch ausgesetzt sind. Doch nur durch Unverstand! Ein aufgeklärter Christ weiß, dass nicht willkürliche, nicht selbstgeschaffene Qualen, sondern nur Leiden, die man erduldet hat, weil ohne Verletzung der Pflicht ihnen nicht auszuweichen war, eine Vergeltung im anderen Leben finden. Der aufgeklärte Christ weiß, dass Qualen, die man sich nothwendigerweise selbst verursacht, dem gütigen Gott nicht nur nicht angenehm, sondern vielmehr äußerst missfällig sind. Denn, sagt die Schrift, Gott hasst nichts von dem, was er geschaffen hat, sondern er liebt alle seine Werke. Er hat kein Wohlgefallen an der Qual seiner Geschöpfe, sondern erfreut sich ihres Glückes. Ein Christ, der seine Vernunft gehörig aufgeklärt hat, weiß, dass er um desto größere Ansprüche auf ein anderes Leben habe, je geschickter er dies gegenwärtige benützt hat zu beidem, zu seiner Mitmenschen sowohl als auch zu seiner eigenen Beglückung. Wie kann man also befürchten, dass sein Glaube an Unsterblichkeit ihn zu so thörichten Selbstpeinigungen verleiten werde?

Und so bewährt es sich denn, m. Fr., dass von dem Glauben an Unsterblichkeit für den Vernünftigen durchaus kein Nachtheil zu besorgen sei; dass er uns vielmehr sehr wichtige Vortheile bringe, und dies zwar Vortheile von einer solchen Art, welche auch dann noch in ihrem Werte blieben, wenn jener Glaube nichts als ein Irrthum wäre. O, behalten wir das für immer, m. Fr., und widerstreben wir diesem zufolge in Zukunft nicht mehr der Überzeugungskraft, welche die Gründe dieses Glaubens haben; geben wir uns ihr vielmehr gerne hin, wissend, dass wir nichts zu verlieren haben, ob wir getäuscht oder nicht getäuscht werden! Lassen wir uns nicht durch das Beispiel jenes gelehrten Römers beschämen, der zu einer Zeit, wo man der Gründe für die Unsterblichkeit der menschlichen Seele noch so viel weniger hatte, doch so vernünftig darüber sprach, dass wir es ihm billig nachsprechen sollen. Ich hoffe, sprach er, ich hoffe getrost, dass es ein anderes Leben gebe; und wenn ich auch in dieser Hoffnung, die für jetzt beglückend ist, geirrt haben sollte, so fürchte ich nicht, dass man in jener Ewigkeit, die es nicht gibt, mich dieses Irrthums wegen verhöhnen werde. Amen.

XXIV.

Die Pflichten, die uns in Ansehung der Geschichte von Jesu Auferstehung obliegen.

(Am ersten Sonntage nach Ostern 1816.)

Eingang.

Der vornehmste Grund, aus dem wir ein stetes Fortschreiten unseres Geschlechtes in der Vollkommenheit erwarten können, m. Fr., liegt in der Fähigkeit, die uns als Menschen eigen ist: Erfahrungen zu machen und an andere mitzutheilen. Wenn die Erfahrungen, welche die Vorwelt gemacht hat, und auch die Gegenwart noch jetzt macht, bis auf die späteste Nachwelt gehörig fortgepflanzt werden: so kann und muss sie immer um etwas klüger und weiser, und eben deshalb auch um etwas besser und glücklicher werden, als es die früheren Zeitalter waren. Hieraus ergibt sich, dass es in Ansehung jeder wichtigen Erfahrung, die wir entweder selbst gemacht, oder aus treuer Überlieferung von unseren Vorfahren empfangen haben, gewisse Pflichten gibt, von deren Erfüllung allein das Fortschreiten der Menschheit möglich wird. Solche Erfahrungen nämlich müssen wir erstlich schon selbst gehörig anwenden, d. h. aus ihnen folgern, was sich aus ihnen folgern lässt, und dieser Folgerung gemäß auch unser Leben einrichten. Dann aber müssen wir sie auch für ein Heiligthum ansehen, das nicht bloß uns, sondern der ganzen Menschheit, besonders der Nachwelt angehört; und eben deshalb müssen wir, so viel in unseren Kräften steht, beitragen, dass sie getreu und unverfälscht und mit möglichst glaubwürdigen Zeugnissen versehen, weiter verbreitet und bis auf die späteste Nachwelt überliefert werden. — Aber wie selten, m. Fr., wie selten erfüllen wir diese doppelte Pflicht nach ihrem ganzen Umfange! Und wie viel höher müsste die Stufe der Vollkommenheit, auf der die Menschheit in unseren Tagen steht — o! wie viel höher müsste sie schon sein, wenn unsere Vorfahren sowohl als wir in der Erfüllung dieser Pflicht treuer gewesen wären! Wie viele tausend nützlicher

Entdeckungen theils in der leblosen Natur, theils an uns selbst sind zwar gemacht, sind auch bis auf unsere Zeiten noch mit ziemlicher Glaubwürdigkeit überliefert worden: aber wir machen nur gar keine Anwendung von ihnen! oder wir wenden sie doch nicht so vollkommen an, als wir es könnten und sollten! Wie viele andere höchst wichtige Erfahrungen sind als der einzige Schatz vom Werte, welchen ein früheres Zeitalter dem späteren überlassen kann, durch die Saumseligkeit unserer Vorfahren nicht zugrunde gegangen; und es ist eben so gut, als wären sie noch nie gemacht worden! Betrachten wir es als eine besondere Wohlthat des Himmels, dass unter der Zahl dieser verloren gegangenen Erfahrungen sich nicht auch die Begebenheit befindet, deren erfreuliches Gedächtnis wir in den so eben verflossenen Tagen gefeiert haben! Dank sei der Fürsehung dafür! Denn wenn auch dies Ereignis für uns verloren gegangen, wenn es in gänzliche Vergessenheit gerathen, oder als eine bloße Sage, über deren Wahrheit sich nichts mehr entscheiden läßt, übriggeblieben wäre: dann sage ich nicht zu viel, die ganze Geschichte würde des schönsten Schmuckes, den sie jetzt aufzuweisen hat, entbehren! dann sage ich nicht zu viel, dass sich die wichtigste und außerordentlichste Begebenheit, die sich je zugetragen hat, vergeblich zugetragen hätte! Allein je wichtiger das Wiederaufleben Jesu für alle Menschen ist, und je unverkennbarer sich die Hand der Fürsehung nicht nur bei der Hervorbringung dieser Begebenheit, sondern auch bei der Art bezeugte, wie die Erzählung derselben nun schon einen Zeitraum von achtzehn Jahrhunderten durchlief, ohne an ihrer Glaubwürdigkeit beträchtlich verloren zu haben: um desto größer sind die Pflichten, welche uns in Betreff dieser Begebenheit obliegen. Ich habe schon neulich erinnert, dass ich die Auseinandersetzung derselben einer eigenen Versammlung wert finde, und eben die heutige ist es, die wir zu diesem Geschäfte bestimmten Das Evangelium, welches die Kirche gerade heute liest, steht in so innigem Zusammenhange mit dem Stoffe, den wir zufolge dieses Vorsatzes heute zu behandeln haben, dass wir nicht nöthig haben, uns nach einem anderen umzusehen. Vernehmen Sie, wie es beim h. Evangelisten Joh. lautet. Joh. 20, 19—31.

> Als es nun an demselben Tage, am ersten nach dem Sabbathe, Abend war, und die Thüren (des Ortes), wo die Jünger sich versammelt hatten, aus Furcht vor den Juden verschlossen waren, kam Jesus, stand in ihrer Mitte, und sprach zu ihnen: Friede sei mit euch! Und als er dieses gesagt

hatte, zeigte er ihnen die Hände, und die Seite. Da freuten sich die Jünger, dass sie den Herrn sahen. Er sprach dann abermal zu ihnen: Friede sei mit euch! Wie mich der Vater gesandt hat, so sende auch ich euch. Da er dies gesagt hatte, hauchte er sie an, und sprach zu ihnen: Empfanget den heiligen Geist! Welchen ihr die Sünden nachlassen werdet, denen sind sie nachgelassen; und welchen ihr sie behalten werdet, denen sind sie behalten. Thomas aber, einer von den Zwölfen, der Zwilling genannt, war nicht bei ihnen, als Jesus kam. Darum sprachen die anderen Jünger zu ihm: Wir haben den Herrn gesehen. Er aber sagte zu ihnen: Wenn ich nicht an seinen Händen das Mal der Nägel sehe, und meinen Finger in den Ort der Nägel, und meine Hand in seine Seite lege, so glaube ich nicht. Und nach acht Tagen waren seine Jünger wieder darin, und Thomas mit ihnen. Da kam Jesus bei verschlossenen Thüren, stand in ihrer Mitte und sprach: Friede sei mit euch! Dann sagte er zu Thomas: Lege deinen Finger herein, und sieh meine Hände, und reiche her deine Hand, und lege sie in meine Seite; und sei nicht ungläubig, sondern gläubig! Thomas antwortete, und sprach zu ihm: Mein Herr, und mein Gott! Jesus sprach zu ihm: Weil du mich gesehen hast, Thomas! hast du geglaubt: selig, die nicht sehen, und doch glauben. Jesus hat zwar noch viele andere Zeichen vor den Augen seiner Jünger gethan, welche nicht in diesem Buche geschrieben sind; diese aber sind geschrieben, damit ihr glaubet, Jesus sei Christus, der Sohn Gottes; und damit ihr durch den Glauben das Leben habet in seinem Namen.

Abhandlung.

So hatte sich also die erfreulichste aller Begebenheiten kaum noch in ihrer Vollständigkeit entwickelt, als man schon anfieng die Pflichten zu verletzen, die man ihr schuldig war. Und nicht ein *Feind* des Christenthums, sondern ein Anhänger, ja ein zur Lehre und zur Vertheidigung desselben berufener *Apostel* war der *erste*, der seine Pflicht vergaß, der bei so hinreichenden Beweisen, als die vereinigte Versicherung seiner zehn Mitgenossen enthielt, dennoch sich weigerte zu glauben, bloß weil seine Eitelkeit beleidigt worden war, oder weil es mit seinem Trübsinne nicht übereinstimmte, zu bekennen, dass der Gekreuzigte wieder erstanden sei und lebe. Aber der Fehler, den Thomas *nur einmal* begieng, m. F., ist seit der Zeit schon unzähligemale und oft in noch viel höherem Grade als von ihm begangen worden. Sie werden dies einsehen, wenn ich jetzt umständlicher beschreibe: *worin eigentlich die Pflichten bestehen, die uns in Ansehung der Geschichte von Jesu Auferstehung obliegen.* Sie sind von doppelter Art; je nachdem sie bald das *Verhalten* bestimmen, welches wir *gegen uns selbst*, bald *jenes, welches wir gegen unsere Mitmenschen zu beobachten haben.* Diese so ganz natürliche Abtheilung derselben lassen Sie uns auch bei dem Vortrage befolgen.

I. 1. Das erste, was wir in Ansehung dieser Geschichte uns selbst schuldig sind, ist ohne Zweifel dies: wir sollen ihr unsere Aufmerksamkeit und unser Nachdenken widmen; wir sollen die Gründe, auf welchen ihre Glaubwürdigkeit beruht, kennen zu lernen suchen. Diese Verbindlichkeit folgt aus demjenigen, was wir in unserer Versammlung am ersten Ostertage gesehen, unwidersprechlich. Denn damals sahen wir, dass die Geschichte der Auferstehung Jesu von Nazareth, woferne sie Wahrheit enthält, einen ganz sicheren Beweis für unsere eigene Unsterblichkeit gebe. Denken wir aber diese Geschichte hinweg; so gibt es im ganzen Umfange des menschlichen Wissens, in dem Gebiete sämmtlicher Wahrheiten, die für den Menschen, es sei nun durch die Kraft seiner Vernunft oder durch die Geschicklichkeit und Schärfe seiner Sinneswerkzeuge, erreichbar sind, — in diesem ganzen Gebiete gibt es nicht eine einzige Wahrheit, aus der die endlose Fortdauer unseres Geistes befriedigend erwiesen werden könnte. Alle Beweisgründe nämlich, welche man aus der Vernunft hernimmt, können bei einer Sache von dieser Art ihrer Natur nach nicht mehr als eine bloße schwache Vermuthung gewähren. Sollen wir aber durch die Erfahrung selbst hierüber belehrt werden; so kann dies offenbar auf keine andere Art geschehen, als dadurch, dass einer von denen, die bereits gestorben sind, wieder zurückkehrt zu uns, und uns Bericht gibt von dem Lande jenseits der Grabeshügel. Soll aber sein Bericht uns eine völlige Beruhigung gewähren, so muss kein Zweifel übrig bleiben, dass die Person, die wir vor uns sehen, einst wirklich ein Bürger dieser Welt, ein bloßer Mensch gewesen, jetzt aber aufgehört habe, dieses zu sein, und in ein Wesen von höherer Art übergangen sei. Es muss uns ein Wesen erscheinen, an dem wir die unverkennbarsten Spuren entdecken, dass es einst unter uns gelebt, ja eine und dieselbe Person mit jenem Menschen sei, den wir einst gut gekannt, dass es aber jetzt Kräfte an sich habe, wie sie kein Sterblicher besitzt. Und hat sich je eine Erscheinung von dieser Art ereignet? Wenn wir nicht jedes Märchen, aus noch so unglaubwürdigem Munde es uns berichtet werden mag, annehmen wollen: so gibt es nur eine Erzählung, die unseren Glauben verdient; die Erzählung nämlich, die wir in unseren vier Evangelien von Jesu dem Nazarethaner haben. Wenn diese Erzählung lügt, o! so lügt um so mehr jede andere, mit der man sich vielleicht hie und da herumträgt. Diese Erzählung — oder sonst keine andere ist im Stande, in uns den Glauben an Unsterblichkeit zu gründen. Fühlen Sie jetzt, wie

groß die Wichtigkeit dieser Erzählung sei, m. Fr.? Geben Sie mir jetzt zu, dass die ganze Geschichte kein Ereignis aufzuweisen hat, das wichtiger als die Auferstehung Jesu wäre? O, es gibt tausend und tausend Nachrichten in der Geschichte, deren Richtigkeit wir nicht zu untersuchen brauchen; Nachrichten, in Betreff deren wir allerdings sagen können, dass wir es dahingestellt sein lassen, ob sie wahr oder unwahr sind. Selbst in den vier heiligen Evangelien, in der so wichtigen Geschichte des Lebens und der Leiden unseres Herrn Jesu Christi, gibt es so manchen einzelnen Umstand, über dessen Wahrheit oder Falschheit wir, ohne dass unserer Ruhe dadurch ein Abbruch geschehe, in Zweifel bleiben können: nur die Erzählung von seiner Auferstehung ist es, welche wir durchaus nicht als etwas Gleichgiltiges ansehen können; nur diese Geschichte ist's, auf die wir ein jeder unsere Aufmerksamkeit und unser Nachdenken verwenden, und untersuchen müssen, ob und in welchem Grade sie glaubwürdig sei. Wer diese Untersuchung, da er doch alle Gelegenheit sie anzustellen hätte, von sich weist, der ist kein guter Mensch! Denn als ein guter Mensch müsste er wünschen, die Hoffnung der Unsterblichkeit in sich so fest zu begründen, als es nur möglich ist; weil diese Hoffnung (wie wir es neulich gesehen) so viele Vortheile bringt. Er würde denn also auch wünschen, Gründe, Scheingründe wenigstens für diese Hoffnung aufzufinden; und folglich müsste ihm nichts willkommener sein, als eine Gelegenheit, sich von der Wahrheit dessen, was uns die Evangelien von der Auferstehung Jesu erzählen, gründlich zu überzeugen.

2. Aber noch nicht genug, m. Fr., wenn man bloß untersucht; auch auf die Art kömmt es an, wie man bei dieser Untersuchung vorgeht. Der wahrhaft gute Mensch bemüht sich, so zu untersuchen, dass er am Ende zur Überzeugung gelange; gesetzt auch, dass er sich hiebei nur selbst getäuscht habe. Dieses ist eben die zweite Pflicht, welche uns in Betreff dieses Gegenstandes obliegt. — Hier muss ich es aber, leider, gestehen, dass das gewöhnliche Betragen der Menschen das gerade Gegentheil von dem ist, was ich jetzt fordere. Denn, statt dass man sich Mühe gebe, sich von der Wirklichkeit des erfreulichsten aller Geheimnisse zu überzeugen, sucht man vielmehr alle nur möglichen Einwürfe auf, welche der Wahrheit jener Erscheinung entgegengesetzt werden können; hält sich bei ihnen so viel und so lange auf, und schenkt im Gegentheile den Gründen, die ganz geeignet wären, durch ihre Betrachtung Glauben hervorzubringen, so wenig Zeit und Aufmerksamkeit, dass

es kein Wunder ist, wenn man stets zweifelhaft bleibt. Bosheit und Irrthum sind die beiden Ursachen, die dies Benehmen hat. Menschen, die böse sind, fürchten sich davor, an die Unsterblichkeit ihres Geistes zu glauben. Also vermeiden sie alles, was diesen Glauben in ihnen hervorbringen könnte. Müssen sie ja die Geschichte der Auferstehung Jesu einer scheinbaren Prüfung unterziehen; so thun sie es auf eine solche Weise, dass es der Wahrheit unmöglich wird, den Sieg davon zu tragen. Aber auch Menschen, welche die Fortdauer ihrer Seele wünschen, sind doch der irrigen Meinung, dass sie verlieren würden, wenn sie in diesem Glauben handelten, falls er nicht wahr sein sollte. Weil nun der Gründe, welche man ihnen für die Wirklichkeit der Auferstehung unseres Herrn Jesu anführen kann, freilich nur Gründe der Wahrscheinlichkeit sind, die niemals die völlige Unmöglichkeit des Gegentheils darthun: so widerstehen sie auch derjenigen Überzeugungskraft derselben, welche sie wirklich haben, aus Furcht, dass sie am Ende sich nicht zu ihrem eigenen Nachtheile täuschten. Bei Ihnen, m. Fr., soll, wie ich hoffe, keine von beiden Ursachen wirken. Sie hassen die Tugend nicht; Sie haben den Willen — das soll und kann ich von ihnen allen voraussetzen — Sie haben den Willen und arbeiten jetzt schon daran, nach und nach alles abzulegen, was ihren heiligen Geboten widerspricht. Sie also haben, dem Himmel sei Dank! nicht Ursache, sich davor zu fürchten, dass es ein anderes Leben gebe, sondern Sie müssen es vielmehr vom Herzen wünschen und verlangen. Den Irrthum aber, dass man verlieren würde, wenn man die Hoffnung auf ein anderes Leben annähme, und nach ihr handelte, während doch in der That keines vorhanden ist, diesen Irrthum haben wir wohl alle schon in unserer letzten Versammlung einsehen gelernt. Was könnte uns also noch ferner abhalten, die Pflicht, von der ich jetzt rede, zu erfüllen? Warum sollten wir uns bei unserer Untersuchung der evangelischen Geschichte, so viel an uns gelegen ist, nicht lieber so benehmen, dass wir zur Überzeugung gelangen, als dass wir Zweifler würden? Warum nicht gerne und recht oft und lange verweilen bei allem dem, was für die Wahrheit dieser Geschichte spricht? Warum mit Schnelligkeit nicht hinwegeilen über die Einwürfe, die unseren Glauben an sie wieder erschüttern könnten? Ist es nicht unser eigener Vortheil, den wir auf diese Art befördern? Wird uns die Ausübung ihrer Pflichten nicht um so leichter, wird uns der Aufenthalt in diesem Erdenthale nicht um so angenehmer: je zuversichtlicher wir beim Austritte aus demselben in das Land ewiger Vergeltung einzugehen

hoffen? — Doch diese Hoffnung wird uns um desto leichter werden, m. Fr., je größer die Anzahl derjenigen ist, die sie gemeinschaftlich mit uns unterhalten; eine Bemerkung, die mich schon auf die Pflichten leitet, die wir in Hinsicht auf diesen Gegenstand gegen unsere Nebenmenschen haben. Ihre Betrachtung ist eben das zweite Geschäft, das wir uns vorgenommen haben.

II. 1. Wir müssen, so lautet die erste Verbindlichkeit gegen unsere Nebenmenschen, welche in dieser Rücksicht uns obliegt, wir müssen die Aufmerksamkeit aller Menschen auf die Geschichte der Auferstehung Jesu leiten, und ihnen die Wichtigkeit dieser Begebenheit in ihrem wahren Lichte zeigen. Wie ist es doch zu bedauern, m. Fr., dass mehr als die Hälfte der Menschheit, alle diejenigen Menschen nämlich, in deren Länder das Christenthum bisher noch gar nicht vorgedrungen ist, noch immer nicht die geringste Kunde hat von diesem so hoch erfreulichen Ereignisse, welches sich gleichwohl schon vor achtzehn Jahrhunderten zutrug! Sie werden geboren, diese verglichen mit uns sehr zu bedauernden Menschen, sie leben und sie müssen abtreten von diesem Schauplatze der Welt, ohne je etwas vernommen zu haben von diesem so wichtigen Ereignisse, das sich einst zutrug, um uns ein sicheres Unterpfand des anderen Lebens zu geben! Aber wie noch viel trauriger ist es, dass mitten unter uns, mitten unter geborenen Christen Tausende anzutreffen sind, für welche dies Ereignis so gut als nicht vorhanden ist, weil sie nie reiflich darüber nachgedacht haben! Wenn vielleicht niemand aus uns je die Gelegenheit erhält, unmittelbar dazu beizutragen (durch Bibelgesellschaft kann doch mancher mittelbar beitragen),*) dass die erfreuliche Nachricht vom Auferstandenen in den Ländern der Heiden gepredigt werde: so ist es dagegen uns allen möglich, unter den Menschen, die uns zunächst umgeben mehr Aufmerksamkeit auf dieses Ereignis und ein vernünftiges Nachdenken über dasselbe zu verbreiten. Dazu bedarf es nichts als einer klugen Benützung jener Gelegenheiten, die sich selbst darbieten. Denn auch der leichtsinnigste der Menschen, er, der zu gewissen Stunden gar keine ernste Rede über die Zukunft anhören mag, wird doch zu anderer Zeit, etwa wenn eben der Tod einen oder den anderen seiner Bekannten plötzlich dahingerafft hat, nachdenkend und besorgt; er ist jetzt aufgelegt, etwas Bestimmteres über die eigentliche Natur

*) Siehe die vortreffliche illustrierte Monatschrift: Die katholischen Missionen. Freiburg in Br. Herder. — Anmerkung des Herausgebers.

des Todes und über den Grund unserer Hoffnung, dass es ein anderes Leben gibt, zu hören. Haben wir da nicht die erwünschteste Gelegenheit, auf Jesum von Nazareth zu deuten, als auf den einzigen, der zurückkam aus dem anderen Leben, um uns bestimmte Nachricht von der Beschaffenheit desselben mitzubringen? Wie viele Gelegenheit, dieses Ereignisses zu erwähnen, bieten uns nicht die Gespräche des täglichen Lebens, der Umgang mit Kindern, der Unterricht in Kunst und Wissenschaft dar? Aber was soll ich sagen, wenn wir, statt dieser Geschichte so oft als möglich zu erwähnen, vielmehr die schönste Gelegenheit, wo sie behandelt werden sollte, vorübergehen lassen? ich meine, wenn wir das wichtigste Ereignis, das sich je zugetragen hat, aus der Geschichte der Menschheit, in die es vornehmlich gehört, wegstreichen? — Was ist der Vorwand, m. Fr., unter dem man sich dieses erlaubt? Diese Begebenheit, sagt man, gehört der **Religion** zu. Wie? kann dies ein Grund sein, dass sie nicht auch der Menschheit und der Geschichte derselben gehört? Gehört nicht alles in diese Geschichte, was immer wichtig ist, was immer der Zukunft Stoff zur Belehrung geben kann? O, ein ganz anderer Grund ist es, m. Fr., der hinter jenem Vorwande sich nur verbergen will. Man hasst die Geschichte vom Auferstandenen; man wünscht, ihr das so wohlverdiente Ansehen der Wichtigkeit zu rauben; man will allmählich auch den Verdacht verbreiten, als wäre ihre Wahrheit nicht so erweislich wie jene der übrigen Nachrichten, die man in die Geschichte aufnimmt. Aber gerechter, hoffe ich, gerechter wird eine spätere Zeit dieses Ereignis würdigen; vernünftiger wird sie das Buch der Weltgeschichte schreiben. So manche Namen, die jetzt müßig dastehen, werden hinweggestrichen werden; der Name Jesu aber und die Erzählung seiner Auferstehung werden mit goldenen Zügen dereinst in dem Geschichtsbuche der Menschheit glänzen!

2. Doch, dass man die Menschen nur mehr aufmerksam auf dies Ereignis machen wird, ist noch das wenigste, m. F.; auch die Wahrheit desselben wird man in ein Licht zu setzen wissen, in dem sie uns bis jetzt noch nie erschienen ist. Dazu nach Kräften beizutragen, ist eine Aufgabe, deren Lösung sich der gebildetere Theil der Menschen ohne Unterschied des Standes zur Pflicht machen sollte. Denn wenn es irgend ein Ereignis gibt, das für die Nachwelt aufbewahrt bleiben soll, so ist es das, was sich mit Jesu, dem Gekreuzigten, am dritten Tage zutrug. Die späteste Nachwelt soll von

diesem Ereignisse hören, und nicht nur hören davon, sondern von dessen Wirklichkeit sich, wofern dies möglich ist, eben so gut oder noch besser überzeugen, als es diejenigen vermochten, die zu derselben Zeit, als es sich zutrug, lebten. Aber, auf welche Art, höre ich Sie fragen, m. Fr., auf welche Art sollte dies möglich sein? Ich kenne der Mittel vornehmlich drei.

Das eine ist, dass wir nie aufhören, mit Fleiße nachzuforschen, ob sich nicht neue, bisher noch unbekannte Beweisgründe für dies Ereignis auffinden lassen, und in welcher Anordnung und Verbindung die bereits gefundenen am überzeugendsten erscheinen. O, wer kann wissen, wie sehr dieser Fleiß, wenn wir ihn anwenden wollen, einst noch belohnt werden dürfte; wie manche wichtigen Beweise, die unseren Vorfahren, ja die vielleicht sogar in dem Zeitalter, in welchem dies Ereignis sich zutrug, unbekannt waren, einst noch zum Vorschein kommen werden! Und wie viel die Stellung und die Anordnung auch schon bekannter Beweise vermag, um ihre Überzeugungskraft zu erhöhen: — wer hat dies nicht an sich selbst erfahren?

Das zweite Mittel ist, dass man genauer als bisher dasjenige, was einzig wichtig in dieser Geschichte ist, von den unwichtigen Nebenumständen derselben unterscheide. Noch wollen wir immer zu viel behaupten und beweisen; noch wollen wir jeden Umstand, den uns die Evangelien erzählen, auch wenn er an sich ganz gleichgiltig ist, vertheidigen, und seine Vereinbarkeit mit den übrigen zeigen: und dieses verwickelt uns in eine Menge Schwierigkeiten, denen wir ausweichen könnten, wenn wir nichts als die Hauptsache allein rechtfertigen wollten.

Das dritte ist endlich, dass wir auch unsere Begriffe von dem Zustande, in welchem sich der Auferstandene befand, und von der Art des Leibes, mit dem er bekleidet war, immer mehr aufklären und verfeinern. Denn viel zu sinnlich stellen wir uns dies alles jetzt noch vor. Wir suchen die Ursache aller Erscheinungen, von welchen uns die Evangelien hier erzählen, nur in der Körperwelt und in den ganz gewöhnlichen Kräften derselben; da wir doch hier ein Ereignis vor uns haben, in welchem Kräfte aus einer höheren Welt im Spiele gewesen, und auf die Gemüther der Menschen auf einem kürzeren Wege als dem gewöhnlichen, der durch die Sinneswerkzeuge

geht, eingewirkt worden ist. Werden wir diese Bemerkung einst weiter verfolgen, m. Fr., werden wir uns unter dem Wiederaufleben Jesu nichts anderes vorstellen wollen, als dass sein Geist auch nach dem Tode noch vorhanden gewesen, und dies zwar in einem sehr glücklichen und vollkommenen Zustande, dass er noch immer fortgewirkt und zwar mit Freiheit fortgewirkt habe, dass er die Kraft gehabt, in den Gemüthern seiner Jünger unter bestimmten Umständen die Vorstellung von seiner Gegenwart, den Glauben, dass sie ihn sehen und hören oder betasten, zu erwecken; werden wir es gänzlich dahingestellt sein lassen, durch welche Mittelkräfte er diese Erscheinungen alle hervorgebracht habe: dann werden sie uns bei weitem nicht mehr so unglaublich als jetzt vorkommen, weil wir auch dieses Ereignis dann zwar als ein ungewöhnliches, aber doch durch ganz natürliche Kräfte bewirktes Ereignis ansehen werden. Dann wird sich auch niemand sträuben, die so vollwichtigen Beweisgründe, die dies Ereignis für sich hat, anzunehmen. O, möge dann jeder aus uns, jeder, dem Gott die nöthige Einsicht hiezu entweder schon verliehen hat, oder noch künftig verleihen wird, mitwirken, dass dies je eher je lieber geschehe! Möge sich niemand durch seinen Stand abhalten lassen, Verbreiter solcher Wahrheiten zu werden, welche für jeden Stand von gleicher Wichtigkeit sind! Möge es durch die vereinigte Wirkung von mehreren bald geschehen, dass wir die Absicht erfüllen, die der Evangelist in unserem heutigen Texte angibt, dass wir mit Allgemeinheit glauben, dass Jesus der Mensch und der Sohn Gottes sei, und dass wir in diesem Glauben das ewige Leben erlangen! Amen.

XXV.

Über die Pflicht der möglichsten Lebensverlängerung, und von den gewöhnlichen Versündigungen dagegen.

(Am 2. Sonntage nach Ostern 1816.)

Joh. 10, 11—18.

Ich bin der gute Hirt. Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe. Der Mietling aber, der kein Hirt ist, und dem die Schafe nicht zugehören, sieht den Wolf kommen, verläßt die Schafe, und flieht; und der Wolf raubt, und zerstreuet die Schafe. Der Mietling flieht, eben weil er Mietling ist, und ihm an den Schafen nichts liegt. Ich bin der gute Hirt, und kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich, wie mich der Vater kennt, und ich den Vater kenne; und ich gebe mein Leben für meine Schafe. Und ich habe noch andere Schafe, welche nicht aus diesem Schafstalle sind; auch diese muss ich herbeiführen, und sie werden meine Stimme hören; und es wird Ein Schafstall, und Ein Hirt werden. Darum liebt mich der Vater, weil ich mein Leben hingebe, um es wieder zu nehmen. Niemand nimmt es von mir, sondern ich gebe es von mir selbst hin; ich habe Macht, es hinzugeben, und ich habe Macht, es wieder zu nehmen. Diesen Auftrag hab' ich von meinem Vater empfangen.

Eingang.

Wenn irgend ein Mensch die rechte Mittelstraße, die zwischen allzugroßer Liebe und Lust zum Leben, und zwischen sträflicher Geringschätzung dieser Gabe liegt, auf das genaueste gekannt und auch beobachtet hat; so ist es nur der Weise, den uns das Evangelium, das ich soeben gelesen habe, sprechend vor seinem Tode anführt. Ihm, dem Propheten von Nazareth, kann wahrlich niemand vorwerfen, dass er das irdische Leben je allzusehr geliebt, dass er je die geringste Spur einer allzugroßen Anhänglichkeit an dieses Leben verrathen, und es vermieden habe, sich von demselben zu trennen, als da die Pflicht gebot, es zu verlassen. Es war, wie jederman weiß, nicht leere Prahlerei, sondern die vollkommenste Wahrheit, die sich aufs augenscheinlichste beweisen läßt, was er in unserem Texte sprach: Mir raubt niemand das Leben wider Willen, denn ich bringe es aus freiem Entschlusse

zum Opfer. Aber auch ebenso wenig kann man ihm vorrücken, dass er den Wert des Lebens nicht genug geschätzt, dass er dasselbe vielleicht früher hingegeben habe, als es höchst nöthig für das allgemeine Beste war. Nein, obgleich er frühzeitig gestorben, obgleich er sich im dritten Jahre seines öffentlichen Lehramtes den Händen seiner Verfolger einlieferte: so starb er doch nicht zu früh, starb doch nicht eher, als bis der Augenblick da war, der sich für seinen Tod am besten eignete. Früher wich er den Nachstellungen seiner Feinde mit größter Sorgfalt aus; früher hatte er die Anschläge auf sein Leben, die ihre Bosheit zu wiederholtenmalen gemacht, durch mancherlei erlaubte Mittel vereitelt. Schon mehr als einmal hatte man Steine ergriffen, und sie mit starkem Arm zum Wurfe geschwungen, der sein geheiligtes Haupt im nächsten Augenblicke zerschmettert haben würde: da rettete er sich durch seine Geistesgegenwart, da warf er nur einen einzigen Blick voll Drohung auf diese Niederträchtigen; und sie erbebten, und der gelähmten Hand entsank der schwere Stein erdabwärts. Noch in der letzten Zeit wich er acht Tage lang den Häschern die auf ihn lauerten, durch kluge Vorkehrung aus; und erst bis der erste Tag der Ostern eingetreten war, ließ er sich fangen und die Hände binden und als das wahre Osterlamm, das jenes frühere nur angedeutet hatte, zum Wohle der Menschheit opfern. O, dass nur wir, m. Fr., nur wir auch ebensowenig wie unser Jesus uns vorwerfen dürften, die Pflicht der möglichsten Lebenserhaltung jemals verletzt zu haben! Aber gerade dies ist einer derjenigen Fehler, deren wir uns am häufigsten schuldig machen; denn so unschätzbar groß auch das Geschenk des Daseins, und zwar des Daseins in der Gestalt nicht eines Thieres, sondern eines zur Unsterblichkeit berufenen vernünftigen Menschen ist; so viele Ursachen wir auch besitzen, uns dieser freundlichen Gabe des Lebens zu freuen; und so ungern wir auch der Regel nach an unseren Tod nur denken, geschweige denn ihn wirklich einbrechen sehen: so häufig unternehmen wir doch Dinge, die ihn beschleunigen müssen; und leider! dürfte einst nur ein sehr kleiner Theil von uns auf seinem Sterbelager in Wahrheit sprechen können, „er habe auf keine Art dazu Veranlassung gegeben, dass er schon jetzt dahinscheiden muss." Besonders die Jahre der Jugend sind es, wo man sich diese Versündigung am allerösten zuschulden kommen lässt, wo man, verführt durch jenes täuschende Gefühl von Überfluss an jeder Lebenskraft, versucht und angereizt durch die nicht zu bezähmende Heftigkeit seiner Begierden, und irregeleitet durch den Mangel an Überlegung und Erfahrung, einen Angriff nach dem anderen an seine Gesundheit wagt, bis man zuletzt mit Schmerz inne

wird, dass man schon einen beträchtlichen Theil seiner Kräfte unwiderbringlich eingebüßt habe. Zu diesem allen kömmt noch, dass man in jetziger Zeit sich eine Art von Ehre — von Ehre — sage ich, daraus macht, sein Leben für nichts zu achten, und es sich feil sein zu lassen für jede Kleinigkeit. Ein wirklich erschrecklicher Irrthum, m. F.; zu welchen Versündigungen an seinem eigenen und an dem Leben seiner Mitmenschen würde derselbe nicht verleiten, welche Verwüstungen auf Erden nicht anrichten, wenn er sich erst noch etwas allgemeiner als bisher ausbreiten sollte! Welch eine Aufforderung aber auch an uns alle, uns in Betreff dieses Gegenstandes die deutlichsten und richtigsten Begriffe, die uns nur möglich sind, zu verschaffen, damit wir uns und andere vor Verirrungen dieser Art bewahren können! Zu diesem Endzwecke müssen wir zuerst die Frage vortragen: worin denn eigentlich die Pflicht der möglichsten Lebensverlängerung bestehe, und welches die gewöhnlichsten Versündigungen gegen dieselbe sind? Dann müssen wir die Mittel kennen lernen, durch welche letztere (Versündigungen) vermieden werden können. Da aber eine derselben, der Selbstmord, nämlich der vorsetzliche, von einer besonderen Strafwürdigkeit ist, und dennoch gemeiner wird in unseren Tagen: so wird es zweckmäßig sein, dies schändliche Verbrechen noch einer eigenen Betrachtung zu unterwerfen. Jedes von diesen drei Geschäften wird eine der Stunden ausfüllen, die wir dem gemeinschaftlichen Nachdenken über sittliche Gegenstände widmen. Möchte es nur auf eine solche Art geschehen, dass wir recht viele gesegnete Wirkungen davon verspüren und künftig sparsamer umgehen möchten mit jenem edelsten Gute, das wir auf keine Art durch unser eigenes Verdienst erworben, sondern als ein ganz freiwilliges Geschenk von Gott empfangen haben!

Abhandlung.

Es ist zwar eben nicht nothwendig, dass man von jeder Pflicht, die man beobachten soll, einen ganz deutlichen Begriff erhalte; denn auch das bloße dunkle Gefühl zeigt uns meistens sehr richtig an, was in vorhandenen Fällen recht oder unrecht sei. Doch ist es immer ein Vortheil, wenn wir uns immer deutliche Begriffe beilegen können; denn diese setzen uns in den Stand, selbst in denjenigen Fällen mit Richtigkeit zu entscheiden, wo uns das dunkle Gefühl in Zweifel läßt, und was noch wichtiger sein mag, die Scheingründe, wodurch uns die Leidenschaft und der Zuspruch anderer Menschen von der Erfüllung unserer Pflicht

abwendig machen will, gehörig zu beurtheilen und zu widerlegen. Immerhin wollen wir uns von der Pflicht der möglichsten Lebensverlängerung erst einen deutlichen Begriff verschaffen, und dadurch werden wir uns selbst imstande sehen, auch die verschiedenen Arten der Abweichung von dieser Pflicht gehörig zu bestimmen.

I. Nicht an den Buchstaben muss man sich halten, m. Fr., wenn man den richtigen Begriff, den diese oder jene Redensart bezeichnet, auffassen will. Nicht immer wählt der Mensch zur Bezeichnung seiner Begriffe solche Worte, die das, was er sich eigentlich denkt, auf das genaueste bezeichnen; auch eine ungefähre Andeutung seiner Meinung lässt er sich oft genügen. Besonders ist es die Liebe zur Kürze, die macht, dass er bei der Bezeichnung eines etwas zusammengesetzten Begriffes nur die hauptsächlichsten Bestandtheile desselben ausdrücklich erwähnt; die übrigen aber, die man sich leicht hinzudenken kann, stillschweigend übergeht. Wenn man von einer Pflicht der möglichsten Lebensverlängerung redet, so meint man eigentlich nicht, was hier der Buchstabe aussagt, dass eine Pflicht vorhanden wäre, das Leben jedesmal so lange zu erhalten, als es auf irgend eine Art nur möglich, d. h. auf irgend eine Art nur in des Menschen Kräften steht, gesetzt auch, dass er das Leben anderer aufopfern müsste. So ist es durchaus nicht gemeint; denn es ist unleugbar oft unsere Pflicht, Verzicht zu leisten auf den Genuss des Lebens, obgleich wir Kräfte genug besäßen, es, wenn wir wollten, noch länger zu behaupten. Das Beispiel, welches uns Jesus an seiner eigenen Person gegeben, beweist dies hinlänglich. So ist denn also der Satz: Wir sollen unser Leben so lange als möglich zu erhalten suchen — als eine bloß abgekürzte Redensart zu betrachten, die man nicht buchstäblich, sondern so auslegen muss, dass es die Pflicht des Menschen ist, sein Leben so lange zu fristen, als er es ohne Verletzung einer noch wichtigeren Pflicht zu thun vermag. Es fordert denn also die Pflicht keineswegs, dass wir das Leben auch noch dann behaupten, wenn eine Regel der Tugend verletzt werden müsste, die keine Ausnahme kennt; sie fordert keineswegs, dass wir für die Erhaltung unseres Lebens besorgt sind, wenn es doch offenbar ist, dass wir der menschlichen Gesellschaft durch unseren Tod mehr als durch die Fortsetzung des Lebens nützen: wohl aber fordert sie, dass wir in allen übrigen Fällen uns so lange als möglich zu erhalten suchen. Eine kurze Erläuterung wird diese drei Punkte zu ihrer völligen Deutlichkeit erheben.

1. Der letzte Grund von allen Pflichten und Obliegenheiten beruht, wie ihnen allen bekannt ist, auf der Beförderung des allgemeinen Wohles. Es ist nichts anderes Pflicht, als

was die Glückseligkeit, es sei des Handelnden oder derjenigen, die mit ihm verbunden sind, befördert. Bei diesem Begriffe der Pflicht erhält es beinahe den Anschein, als ob es durchaus keine Ausnahme von der Regel gebe. Denn eine Handlungsweise, die auch in tausend Fällen dem Wohle des Ganzen zuträglich ist, kann doch in einem einzelnen Falle (so scheint es wenigstens) aufhören, die ersprießlichste zu sein. Man kann sie also zu einer Regel erheben, die wohl in tausend, aber nicht schlechterdings in jedem Falle gilt. So hat es den Anschein, aber so ist es nicht; sondern ein mehreres Nachdenken zeigt, dass auch bei unserem Begriffe von der Tugend verschiedene Regeln und Verhaltungsarten derselben mit allem Fug und Recht als durchaus allgemein aufgestellt werden dürfen: alle diejenigen nämlich, die ihre wohlthätige Wirksamkeit nur eben dann erst äußern, wenn sie ganz ausnahmslos aufgestellt werden; die, sobald man nur einige Ausnahmen zulassen wollte, gleich ihre ganze Kraft und Heilsamkeit verlieren. Erlaube man, dass die Menschen in einigen Fällen auch einen falschen Eid schwören dürfen, und beschränke man die Anzahl dieser Fälle auch noch so sehr: doch wird von jetzt an die ganze Wirksamkeit des Eidschwures vernichtet sein; wir werden uns auch auf den feierlichsten Schwur, selbst wenn der redlichste Mann ihn ablegt, nicht mehr verlassen können. Ausnahmslos also muss die Regel der Wahrhaftigkeit bei einem Eidschwure sein, oder der wichtigste Vortheil, den die Aufstellung dieser Regel der menschlichen Gesellschaft leisten kann, geht ganz und gar verloren. Und dieses Beispiel, m. Fr., ist nicht das einzige, das ich anführen könnte. Es gibt denn also unleugbar Vorschriften der Tugend, die auch nach unseren Begriffen gar keine Ausnahme erlauben. Sollten wir also in eine Lage einst gerathen, wo wir dem Tode auf keine andere Art zu entgehen vermögen als dadurch, dass wir uns die Verletzung einer sittlichen Vorschrift erlauben, die ihrer Natur nach keine Ausnahme gestattet: dann, m. Fr., dann ist es keine Frage mehr, ob wir noch länger zu leben trachten sollen, dann sind wir der Pflicht, für unsere Erhaltung zu sorgen, entbunden; dann bleibt uns nichts anderes übrig, als zu beweisen, dass wir den Muth zu sterben besitzen, wenn wir mit Ehren nicht mehr fortleben können.

2. Aber auch dann, wenn unsere Rettung zwar nicht eben durch ein Verbrechen, aber auf jeden Fall doch durch ein großes Opfer erkauft werden müsste, dass also unser Tod der Menschheit nützlicher als unser Leben ist: auch dann sollen wir den Tod dem Leben vorziehen. Es kann geschehen, dass wir in eine Gefahr des Lebens gerathen, aus der zwar Rettung möglich ist, aber nur dadurch möglich ist, dass sich ein anderer in gleiche Gefahr versetzte; wenn es nicht offenbar ist, dass

unser Leben der Menschheit viel wichtiger ist, als das seinige, so dürfen wir ihn nicht nur nicht zwingen zu unserer Rettung, sondern nicht einmal zulassen, dass er sie wage, auch wenn er es aus freien Stücken thun wollte. Es kann sich ereignen, dass unser Leben nur dadurch rettbar ist, dass Dinge vom großen Werte dem Untergange überlassen werden; wenn der Wert dieser Dinge anders nicht eine bloße Einbildung ist, oder wenn selbst in diesem Falle doch nicht verhindert werden kann, dass durch Verlust dieser Güter andere Menschen in die größte Gefahr gerathen und sich der unentbehrlichsten Lebensbedürfnisse beraubt sehen: so steht es uns abermals nicht zu, durch die Vernichtung dieser Güter unsere Rettung zu suchen. Es können Fälle eintreten, wo unser Tod das einzige Mittel ist, um der Menschheit eine sehr wichtige Wohlthat zuzuwenden, ein ganzes Land vielleicht vom schimpflichen Joche der Tyrannei zu befreien, eine erkannte Wahrheit, welche die Unterdrücker der Menschheit nicht wollen aufkommen lassen, zu einer allgemeinen Kunde zu bringen: in allen diesen Fällen wird es nicht ein Verbrechen, sondern eine Heldenthat, wert der Unsterblichkeit, sein, wenn wir uns aufopfern für das gemeine Wohl. Nur sorgen wir dann, dass dies auf eine solche Art geschehe, dass niemand zweifelhaft bleibt, aus welchem Grunde wir eigentlich gestorben, dass niemand auf den Verdacht gerathe, als hätten wir uns vielleicht aus bloßem Lebensüberdruss oder aus Leidenschaft in diesen Tod gestürzt, und dass so durch das Ärgernis eines vermeinten Selbstmordes nicht etwa die Hälfte der gesegneten Wirkungen, die unser Tod hat, aufgehoben werde.

3. Dies, m. Fr., dies sind die sämmtlichen Fälle, in welchen die Pflicht der Lebenserhaltung eine Ausnahme hat. In jedem anderen Falle aber, d. h. so oft es uns möglich ist, unser Leben durch den Gebrauch eines Mittels zu erhalten, das wider keine von den jetzt angeführten Behauptungen streitet, das weder unerlaubt schon an sich selbst ist, noch auch der Menschheit um einen größeren Preis zu stehen kömmt, als unser Leben wert ist: so oft ist es auch unsere Pflicht, uns der Gesellschaft zu erhalten. Und diese Pflicht besteht, es mag uns das Leben selbst durch seinen Inhalt ein erfreuliches Geschick des Himmels oder als eine drückende Bürde erscheinen, die wir heute lieber als morgen wünschten ablegen zu können; es mag das Mittel, das uns erhalten soll, unserer Sinnlichkeit und unseren Leidenschaften willkommen sein oder vielmehr nur eben in ihrer Beherrschung und Unterdrückung bestehen. Denn nicht auf den Umständen, weil das Leben oder das Mittel, wodurch es erhalten werden soll, uns lieb und angenehm ist, beruht die Pflicht, das letztere zu gebrauchen; sondern nur lediglich auf die Dienste

und Vortheile, welche wir der menschlichen Gesellschaft leisten können, so lange wir noch auf Erden verweilen, ist die Verbindlichkeit der möglichsten Lebensverlängerung gegründet. Wer immer noch lebt auf Erden, der kann auch nützen. Seine Kräfte mögen auch noch so eingeschränkt sein, er kann der menschlichen Gesellschaft doch noch manchen Dienst erweisen. Und setzen wir auch: verheerende schmerzliche Krankheiten hätten alle seine Leibeskräfte verzehrt, und selbst sein Geist sei jetzt zu schwach, um scharfsinnige Bemerkungen zu machen und anderen mitzutheilen; fügen wir noch hinzu, dass er zur kümmerlichen Verlängerung seines Lebens von Stunde zu Stunde hin der Wartung anderer bedürfe, und dass eine Menge nur um ihn allein beschäftigt sein müsse: doch, sage ich, kann er noch Nutzen stiften; kann dadurch, dass er alle seine Leiden mit größter Geduld und mit Ergebung in den Willen Gottes erträgt, zum lehrreichsten Beispiele für seine Angehörigen werden; gibt ihnen überdies eine Gelegenheit, sich in den Werken der Liebe an ihm zu üben, den Trieb der Dankbarkeit zu befriedigen, und endlich auch die Hinfälligkeit alles Irdischen anschaulich kennen zu lernen. Sind diese Vortheile wohl von geringer Wichtigkeit, m. Fr.? sind sie nicht wert der Nahrung, welche ein Kranker verzehrt, oder der Mühe, die seine Verpflegung kostet? Und also ist es selbst in demjenigen Falle, wo man der Menschheit am allerwenigsten vermeint nützen zu können, nicht wahr, dass man ihr unnütz sei und nur zur Last fallen müsse; um wie viel eher wird es uns in jedem anderen Falle möglich sein, so lange wir leben, noch etwas Gutes zu wirken! Kein Zweifel also, dass die Pflicht der möglichsten Lebensverlängerung mit den gehörigen Einschränkungen bestehe.

II. Doch je gewisser das ist, um desto nothwendiger, dass wir recht aufmerksam auf die Versündigungen sind, die man sich wider diese Pflicht zuschulden kommen lässt. Vor allem müssen wir einen sehr großen Unterschied, der zwischen ihnen obwaltet, bemerken, den Unterschied nämlich: ob man die Handlung, welche das Leben verkürzt, mit einem deutlichen Vorhersehen des Erfolges und Beabsichtigung desselben unternimmt; oder ob man die That aus einem anderen Beweggrunde übt und wohl nicht einmal daran denkt, dass sie den Tod herbeiführen werde, ob man es gleich bei einiger Überlegung hätte vorauswissen können. Nur die Thaten der ersten Art sind es, die mit dem Namen des Selbstmordes verdienen gebrandmarkt zu werden. Und da wir von diesem in einer eigenen Versammlung sprechen wollen, so haben wir jetzt nur die Thaten der zweiten Art umständlicher zu betrachten. Nur von den unabsichtlichen Verkürzungen unseres Lebens soll also jetzt unsere Rede

sein. Aber auch deren gibt es, leider, so viele, dass wir nur die gewöhnlichsten aus ihnen in Kürze aufzählen dürfen, wenn wir die Grenzen unserer Betrachtungszeit nicht überschreiten wollen. Nicht die Beschaffenheit der Handlung selbst, durch die man sein Leben verkürzt, sondern die Absicht, aus der sie hervorgeht, macht hier begreiflicherweise den wichtigsten Unterschied aus.

1. Die gewöhnlichste und, leider, dass ich es beisetzen muss, auch die verächtlichste Lebensverkürzung ist diejenige, die keinen wichtigeren Beweggrund als den eines flüchtigen Vergnügens hat. Ach, wie gemein ist dieser Fehler! Wer könnte sie zählen, die Millionen von Menschen, welche nur durch den Hang zum Vergnügen ihr Leben auf das beträchtlichste abgekürzt haben! die vielen Tausende, die so unmäßig im Genusse des Vergnügens waren, dass sie mit schneller Auszehrung ihrer gesammten Lebenskraft aus den Armen der Wollust geradezu in die Arme des Todes sanken! Gewiss nur die wenigsten Menschen können sich sterbend bezeugen, sie hätten ihren Tod auf keine Art selbst beschleunigt. Dasjenige nun, wodurch wir am meisten Ursache zu unserem Tode geben, ist nur die Unenthaltsamkeit, die wir in unserem sinnlichen Vergnügen bezeugen. Kann es wohl ein Geständnis geben, welches für unser ganzes Geschlecht beschämender wäre? So klein sind wir also, wir, die wir in anderer Rücksicht so groß uns bedünken! Den Sternen wissen wir die Bahnen vorzuzeichnen, die sie zu nehmen haben; den Lauf der Flüsse lenken wir, wohin es uns beliebt; nichts ist so wild, so unbändig auf Gottes weiter Erde, dass es uns Menschen nicht gehorchen müsste: nur uns, uns selbst können wir nicht beherrschen; nur unserer Vergnügungssucht vermögen wir nicht zu widerstehen; von dieser lassen wir uns hinreißen, wie die Mücke, die sich am Glanze des Lichtes ergötzt, bis sie versengt zur Erde fällt. Lüste, welche in ihrem Entstehen schon meistens wieder verschwunden sind, sind daran Ursache, dass unsere Lebensjahre kaum sechzig, siebenzig auf Erden werden, da sie, wie uns die Bibel versichert, auf mehrere Jahrhunderte sich belaufen könnten. Das Sträfliche dieses Benehmens leuchtet so klar in die Augen, dass es ganz überflüssig wäre, darüber ein mehreres zu sagen.

2. Seltener, aber nicht minder strafwürdig ist die zweite Verkürzungsart des Lebens, die ihren Grund in dem Bestreben findet, eine empfangene Beleidigung zu rächen. So unverträglich mit den Tugendbegriffen das Bestreben der Rache ist, so groß ist doch die Anzahl der Menschen, die sich von dieser Leidenschaft beherrschen und so verblenden lassen, dass sie in ihrer Wuth gar nicht bemerken, wie sehr sie vielleicht sich selbst verletzen, während sie nur ihren Beleidiger allein

zu züchtigen suchen. Doch unter allen Arten der Rache, auf welche die menschliche Thorheit jemals verfallen ist, ist keine widersinniger als jener Zweikampf, zu dem der Beleidigte seinen Beleidiger herausfordert, vollends wenn er mit Waffen geführt wird, bei welchen nicht Tapferkeit, sondern nur der Zufall entscheidet, wer Sieger sein werde, und die noch überdies tödtlich verwunden können. Gleichwohl ist diese Art von Rache, vornehmlich bei Beleidigungen, welche die Ehre betreffen, unter gewissen Ständen noch heutzutage gebräuchlich: ein trauriger Überrest der Barbarei jenes Alterthums, aus welchem auch diese Stände selbst herrühren! Dass eine Verkürzung des Lebens, die man auf diese Art sich zuzieht, äußerst verantwortlich sei, bedarf wohl keiner weitläufigen Beweise. Kann es je nothwendig sein, einen solchen Zweikampf, auch wenn man nicht der auffordernde, sondern der aufgeforderte Theil wäre, einzugehen? Wenn du beleidigt worden bist, hast du nicht immer Mittel genug in den Händen, um dir diejenige Genugthuung, die du als ein vernünftiger Mensch etwa erwünschlich finden kannst, auf rechtlichem Wege zu verschaffen? Stehen sie dir nicht zu Gebote? Kann die Ermordung deines Feindes von deiner eigenen Hand eine Genugthuung sein, wie du sie wünschest und bedarfst? Und wenn du nicht sowohl der Fordernde als vielmehr der Aufgeforderte bist, was kann dich zwingen diese Aufforderung anzunehmen? Der Verdacht der Feigheit? O, nur wer wirklich feige ist, wird diesen Verdacht so fürchten, oder wird keine anderen Mittel haben, um seinem Gegner zu beweisen, dass er die Gefahr, wo sie die Pflicht erheischt, nicht fürchte! Und wie? kommen dir nicht selbst die Gesetze des Staates zur Hilfe, die jeden Zweikampf dieser Art auf das schärfste untersagen? Willst du, um deine Ehre zu retten, erst eine That begehen, die die Gesetze der Vernunft sowohl als des Staates verdammen? Was könnte thörichter sein?

3. Eine andere Classe von Menschen, m. Fr., setzt ihr Leben den größten Gefahren aus, oder verkürzt dasselbe auch wirklich, nur um ihr Fortkommen auf einige Zeit zu finden. Denn wenn wir den Einfluss betrachten, den die verschiedenen Gewerbe und Lebensarten, welche die bürgerliche Gesellschaft kennt, auf die Gesundheit des Menschen und auf die Erhaltung des Lebens haben: so werden wir gewiss erstaunen, wie äußerst zweckwidrig die meisten derselben eingerichtet sind. Da gibt es Stände, welche den Menschen so ununterbrochen mit der Arbeit beschäftigen, dass er den Körper darüber ganz vernachlässigen muss. Aus bloßem Mangel an nöthiger Leibesbewegung entstehen bei dieser Classe von Menschen die unheilbarsten Übel und Krankheiten, welche den Tod viel früher, als die Natur gewollt, herbeiführen müssen. Da gibt es

andere Stände, denen man wieder nichts als körperliche Arbeiten und zwar in solcher Menge zugewiesen hat, dass sie aus Mangel an nöthiger Ruhe und Erholung vor der Zeit aufgerieben werden. Da gibt es Gewerbe, die bei ihren Verrichtungen zu einer so unnatürlichen Haltung des Leibes verurtheilt sind, dass schon um deswillen allein die längere Fortsetzung derselben mit der Gesundheit unvereinbarlich ist. Da gibt es Gewerbe, die auf das nöthigste Lebensbedürfnis, auf die Einathmung einer gesunden Luft Verzicht leisten müssen; Gewerbe und Lebensarten, bei welchen der Mensch, den Gott zur Beherrschung der ganzen Welt erschaffen, sich bei lebendigem Leibe schon in ihren Schoß vergräbt und sich des Tageslichtes beraubt; Gewerbe endlich, bei denen er täglich und stündlich sich der Gefahr einer Verstümmelung und des Todes aussetzt. Dass Menschen, die eine solche Lebensart nur durch den Zwang ihrer Verhältnisse erwählten, die sich und die ihrigen auf keine andere Art ernähren und fortbringen könnten, deshalb auch keinen Tadel verdienen, versteht sich von selbst, m. Fr. Der ganze Tadel fällt hier nur auf die bürgerliche Verfassung, die solche Lebensarten theils gesetzlich vorschreibt, theils doch in ihrer Mitte duldet. Allein wen seine Verhältnisse nicht ganz nothwendig zwingen, in einen solchen Stand, der seiner Gesundheit nachtheilig ist, zu treten, oder in dem schon angetretenen für immer zu bleiben; wer sich aus bloßer Trägheit nicht nach einer anderen Lebensweise umsieht; wer nicht durch Noth, sondern durch bloße Gewinnsucht sich verleiten lässt, Geschäfte zu unternehmen, die mit Gefahr für seine Gesundheit und für sein Leben verbunden sind: der ist doch gleichwohl zu tadeln; den trifft der Vorwurf, dass er sich gegen sich selbst versündige, dass er die Pflicht der möglichsten Lebensverlängerung verletze.

4. Um wieviel mehr trifft dieser Vorwurf jene, die aus einer bloßen Eitelkeit, um dadurch Aufsehen und Bewunderung zu erregen, ihre Gesundheit und ihr Leben einer bedeutenden Gefahr aussetzen. Auch dieses geschieht nur allzuhäufig. Bald will man zeigen, dass man geschickter sei als andere, und also ohne Gefahr das wagen dürfe, was wohl für andere verderblich ausfallen würde; bald wieder will man den Muth, den man besitzt, an den Tag legen, will aller Welt beweisen, dass man mit ruhiger Gleichgiltigkeit eine Gefahr bestehen könne, vor welcher andere erblassen. Geschieht es nun aus dem einen oder dem anderen Grunde, dass man sich in die Gefahr begibt, so ist es tadelnswert. Geschickter scheinen wollen, als man es wirklich ist, ist schon an sich ein nicht zu billigendes Bestreben, um desto tadelnswerter, wenn man durch eine solche Leidenschaft zu Handlungen sich verleiten lässt,

die von den nachtheiligsten Folgen für das Leben sein können. Noch thörichter aber ist es, Ruhm suchen zu wollen in einer Art von Muth, die sich Gefahren, welche vermeidlich sind, aussetzt. Das ist nicht wahrer Muth, das ist nur Tollkühnheit; nicht eine Tugend, sondern ein Laster ist es. Da möge denn also — (weil dieser Fehler vornehmlich der Jugend schuldgegeben wird) — möge niemand aus Ihnen je auf den Einfall gerathen, Proben von einem solchen Muthe vor anderen ablegen zu wollen! Mögen Sie vielmehr immer bedenken, dass, je mehr Bildung ein Mensch bereits erhalten hat; je mehrere Kosten der Staat auf seine Erziehung gewandt; je seltenere Vorzüge des Geistes und des Herzens er sich schon beigelegt hat; je größere Hoffnung endlich auch seine Bekannten und sein ganzes Vaterland sich von ihm macht: um desto heiliger müsse ihm auch sein Leben sein, in der Bedeutung des Wortes, dass er jede vermeidliche Verletzung oder Gefährdung desselben für eine Sünde erachte.

5. Und dies zwar selbst in dem Falle, wenn diese Verletzung aus dem edelsten Grunde, aus übertriebenem Eifer in der Verrichtung nützlicher Geschäfte herkommen sollte. Dieses ist eben der letzte Punkt, den ich erwähnen muss. Wohl kann nichts lobenswürdiger sein, als ein stets reger Eifer in der Vervollkommnung seiner selbst und in der Verrichtung solcher Arbeiten, welche bald näherer- bald entfernterweise ersprießlich sind für die menschliche Gesellschaft. Wollte der gütige Himmel, dass nur recht viele von denen, die hier versammelt sind, oder dass vielmehr alle von diesem Eifer erfüllt wären; welche gesegneten Zeiten ließen sich dann für unser Vaterland, ja für die ganze Menschheit erwarten! Aber wie alles Gute sein Maß beobachten muss, wenn es nicht aufhören soll gut zu sein: so ist es auch mit diesem Eifer der Fall, inwiefern er nicht auf die Tugend im allgemeinen, sondern auf die Hervorbringung bestimmter einzelnen Werke gerichtet ist. In diesen kann man des Eifers zu viel beweisen, kann mit zu großer Anstrengung arbeiten, welche die Kräfte in kurzer Zeit verzehrt und uns dann außerstand setzt, des Guten mehr zu wirken. Wirklich ist dieser Fehler in Ihrem jugendlichen Alter nicht so gar selten. Schon mancher treffliche Jüngling ist mir selbst bekannt geworden, an dem nichts zu tadeln war, als dass sein Eifer zu übertrieben gewesen sei. Er wollte zu viel und in zu schneller Zeit leisten, er strengte sich allzusehr an; und die traurige Folge war, dass er sich hiedurch auf seine ganze übrige Lebenszeit schwächte, ja bei dem einen oder dem anderen scheint sogar der frühzeitige Tod, den er gefunden, die Wirkung gewesen zu sein, die diese Überspannung erzeugte. Ist es denn nicht zu bejammern, wenn jenes ohnehin so äußerst kleine

Häuflein der Guten auch auf dieſe Art ſich vermindert? Darum beſchwöre ich jeden, der es gut mit der Menſchheit meint, ſtets aufmerkſam auf ſich ſelbſt zu ſein: ob er nicht etwa zu viel den Eifer übertreibe, ob er ſich nicht zuweilen mehr anſtrenge, als es die billige Rückſicht auf ſeine Geſundheit und auf ſein Leben erlaubt! Präge ſich jeder, der etwas Großes leiſten will, den Grundſatz ein: daſs nicht die Heftigkeit der Anſtrengung, ſondern die Ausdauer derſelben ein Werk von ungewöhnlicher Vortrefflichkeit erzeuge! Ausdauer aber kann nur dort ſtatthaben, wo Mäßigkeit vorangeht; denn wie das Sprichwort ſagt: (Moderata durant) Nur was mit Mäßigung betrieben wird, wird in die Länge getrieben! Amen.

XXVI.

Mittel, uns vor jeder Verirrung von der Pflicht der Lebensverlängerung sicher zu stellen.

(Am 3. Sonntage nach Ostern 1816.)

1 Mos. 5, 1—5.

Dies ist das Buch vom Geschlechte Adams. Am Tage, da Gott den Menschen schuf, bildete er ihn nach Gottes Ähnlichkeit. Mann und Weib schuf er sie, und segnete sie, und nannte ihren Namen Adam, am Tage, da sie erschaffen wurden. Aber Adam war hundert und dreißig Jahre alt, und zeugte einen Sohn nach seinem Bild und Gleichnis, und nannte seinen Namen Seth. Und die Tage Adams, nachdem er den Seth gezeugt, waren noch acht hundert Jahre, und er zeugte Söhne und Töchter. Und die ganze Zeit, welche Adam lebte, war neunhundert und dreißig Jahre, und er starb.

Eingang.

Fast an das Unglaubliche, m. F., fast an das Unglaubliche grenzt, was uns in dem so eben gelesenen Abschnitte der göttlichen Schrift erzählt wird. Der erste Stammvater unseres Geschlechtes, Adam, soll durch einen Zeitraum von neun hundert und dreißig Jahren auf Erden fortgelebt haben! Und in demselben, was gleich weiter folgt, liest man in eben so großen Zahlen das Alter der nächsten Nachkommen Adams verzeichnet; dem einen aus ihnen, Methusalah, werden der Jahre sogar neun hundert und zwei und sechzig beigelegt! Was sollen wir denn hierüber denken, m. F.? Müssen wir unbedingt glauben, dass diese Jahreszahlen alle vollkommen richtig sind? dass sich in keiner derselben ein Schreibfehler und Irrthum eingeschlichen habe? Dürfen wir keineswegs annehmen, dass die Jahre der alten Welt verschieden von unseren jetzigen, vielleicht um ein bedeutendes kürzer gewesen? Das dürfen wir allerdings thun; die Kirche ist ferne davon, durch irgend eine derjenigen Erzählungen, die sie in ihren Vortrag aufnimmt, um ihre religiösen Lehren daran zu knüpfen und zu versinnlichen, unsere Freiheit im Forschen und Untersuchen einschränken zu wollen. Es bleibt uns unverwehrt, diese

Erzählungen zu prüfen, und den Grad der Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit derselben, ganz ohne Rücksicht darauf, dass sich die Kirche ihrer bedient hat, nach ihrer inneren Beschaffenheit, und nach den Zeugnissen, die sie für sich haben, zu bestimmen; es bleibt uns dieses alles, sage ich, unverwehrt, wenn wir nur eins nicht thun, — mit der Erzählung nicht die Lehre selbst, zu deren Versinnlichung jene benützt worden ist, angreifen und bestreiten. Nur den Gebrauch der Erzählung, nur die aus ihr gezogenen Folgerungen sollen wir unangetastet lassen; dann hat die Kirche nichts dawider, wenn wir die Begebenheit selbst nach Umständen bald bezweifeln, bald auch gar leugnen. So ist es denn auch mit dem, was die Kirche vom hohen Lebensalter der ersten Menschen erzählt. Wir dürfen die Richtigkeit dieser Erzählung, wenn dazu Gründe sind, immerhin bezweifeln,*) wenn wir nur keine aus jenen Folgerungen leugnen, welche die Kirche aus ihr herleitet, und die allein von Wichtigkeit sind. Der Kirche ist es hier eigentlich um nichts anderes zu thun, als uns die Wahrheit anschaulich zu machen, dass, wenn uns die Kürze des Lebens vielleicht zweckwidrig scheint, wir nicht die Weisheit und Güte Gottes, sondern die Thorheiten und Laster der Menschen anklagen möchten, weil es nicht durch ein unabänderlich in der Natur gegründetes Gesetz, sondern durch unser eigenes freies Betragen geschieht, dass wir so frühzeitig sterben. Die Kirche will uns das schädliche Vorurtheil benehmen, als ob es in Betreff des menschlichen Lebensalters irgend eine Grenze gebe, die nicht mehr überschritten werden kann; sie will uns die Pflicht auflegen, über die Mittel zur Verlängerung des Lebens mit einem solchen Eifer nachzudenken, als wüssten wir sicher, dass das nicht unmöglich sei, was wir suchen, weil es ja einst schon in der Wirklichkeit bestanden. Dies, m. Fr., dies ist der Endzweck, welchen die Kirche bei ihrer Erzählung vom hohen Alter der ersten Menschen hat; dies ist die weise und gütige Absicht, die Gottes Fürsehung hatte, als sie, es sei nun durch was immer für eine Veranlassung, jene Erzählung entstehen, und in den Inhalt unserer heiligen Urkunden einverleibt werden ließ. Entnehmen wir hieraus, wie sehr wir uns nicht nur wider uns selbst, sondern auch wider Gott versündigen, wenn wir so leichtsinnig mit unserem

*) Hier aber diese Erzählung zu bezweifeln, sind gar keine Gründe vorhanden; denn nach der Zeitrechnung der Juden, die das Jahr nach den Mondemonaten, also zu 354 Tagen 8 St. und 38 Min. rechneten, wollen wir genau arithmetisch vorgehen, so wäre der Unterschied nach unserem Sonnenjahr zu 365 Tagen und nicht vollen 6 Stunden nur um 10 Tage 21 St. und 12 Min., somit das Alter Methusalahs um 28 Jahre 1 Tag 22 St. und 48 Min. geringer, daher nach unserer Zeitrechnung dennoch 940 Jahre 364 Tage 1 St. 12 Min.

Leben umgehen, als dieses, leider, bei einem sehr großen Theile unserer Zeitgenossen, besonders von jüngerem Alter Sitte geworden ist! Schon in unserer neulichen Versammlung habe ich Sie aufmerksam zu machen gesucht auf die so mancherlei Arten der Lebensverkürzung, die wir uns bei verschiedenen Anlässen zuschuld kommen lassen. Sie werden selbst bemerkt haben, dass ich nicht alle aufgezählt; und doch wird Ihnen schon bei den erwähnten Arten fühlbar geworden sein, wie sehr ich recht hatte zu sagen, dass nur der kleinste Theil der Menschen sterbend bezeugen könne, er habe seinen Tod auf keine andere Art selbst beschleunigt. O, wer es ernstlich wünscht, dass er einst unter dieser kleinen Zahl von Menschen möchte befunden werden; wer sich mit Recht fürchtet vor jener Höllenqual, die in dem Vorwurfe, dass man sein eigener Mörder sei, liegt: der höre mir heute zu, wenn ich die Mittel auseinandersetze, die dienlich sind, um uns vor jeder Verirrung von der Pflicht der möglichsten Lebensverlängerung sicher zu stellen! Der Himmel segne meine Worte, und lasse das Leben mehrerer aus Ihnen gerettet und verlängert werden!

Abhandlung.

Fünf Anlässe, welche uns zur Verletzung der Pflicht der möglichsten Verlängerung unseres Lebens zu verleiten pflegen, erwähnte ich in unserer neulichen Versammlung, weil sie mir die gewöhnlichsten scheinen. Jetzt werde ich nach eben dieser Ordnung die Mittel angeben, die dienlich sind, um diese Anlässe theils zu vermeiden, theils doch unschädlich für uns zu machen. Auch diesmal werde ich sehr kurz sein müssen, und Ihrem eigenen Nachdenken die weitere Ausführung dessen, was jeden näher angeht, anheimstellen.

1. Die Vergnügungssucht, sagte ich neulich nicht ohne Beschämung für uns selbst, sei der gewöhnlichste Anlass, der uns Menschen verführt, die Pflicht der Lebensverlängerung zu verletzen; um einen vergnügten Augenblick zu genießen, raubt sich der Mensch oft Jahre und Jahrzehende von seinem Leben! Ich weiß kein besseres Mittel, uns vor dieser schimpflichen Verirrung zu bewahren, als die Bekämpfung eines Vorurtheils, welches sich unser so gerne bemächtigt, des Vorurtheils nämlich, das in der Überschätzung des Wertes der Vergnügen besteht. Den Wert der Vergnügungen zu überschätzen ist uns Menschen so natürlich, m. Fr., dass wir immer auf unserer Hut sein müssen, wenn dieser Fehler uns nicht übereilen soll. Nicht zwar, als ob ein jeder aus uns für eine jede Art des Ver-

gnügens gleichviel Empfänglichkeit und gleichviel Versuchung hätte, ihren Wert in seiner Vorstellung zu übertreiben. Nein, für jeden aus uns gibt es gewisse Freuden und Belustigungen, über deren Wert er ganz gemäßigte Begriffe hegt, ja, die er vielleicht geringer schätzt, als sie es wirklich verdienten: aber dagegen sind gewisse andere Vergnügungen vorhanden, für die er Empfänglichkeit hat; und diese sind es nun, in deren Wertschätzung es zu übertreiben er in beständiger Versuchung stehet. Zu lebhaft nämlich, zu lebhaft ist gleich der erste Eindruck, welchen ein solches Vergnügen bei seinem ersten Genusse in unserer Einbildungskraft zurückläßt; und je flüchtiger es in seiner Dauer war, und je weniger es uns völlig befriediget hatte: um desto größer ist unsere Sehnsucht nach seiner Wiederholung; um desto größer auch unsere Hoffnung, bei einem künftigen Genusse wohl eine vollständigere Befriedigung zu erlangen. Sind wir nun nicht besonders aufmerksam auf uns; erlauben wir es unseren Gedanken, bei der Vorstellung dieses Vergnügens oft zu verweilen: so muss es in kurzer Zeit einen viel größeren Wert in unseren Augen erhalten, als es der Wirklichkeit nach hat. Denn dass wir die Wichtigkeit einer Sache nach jenem Raume schätzen, den sie, wenn ich so sagen darf, in unserem Bewusstsein einnimmt, d. h. nach jener Menge von Vorstellungen, welche sich auf dieselbe beziehen: ist Ihnen hinlänglich bekannt. Daher geschieht es denn fast nothwendig, dass sich die Wichtigkeit dieses Vergnügens in unseren Augen mit jedem Tage vergrößert; dass wir es immer als einen unentbehrlichen Bestandtheil unserer Glückseligkeit ansehen, und endlich glauben, dass die Glückseligkeit selbst in nichts anderem als in dem Genusse solcher und ähnlicher Vergnügungen bestehe. Ein Irrthum, der zu den schändlichsten gehört, die sich des menschlichen Verstandes nur immer bemächtigen können! Insonderheit ist es beinahe unmöglich, dass man bei diesem Irrthume die Pflicht der möglichsten Lebensverlängerung gehörig erfüllen könne. Denn gerade diejenigen Vergnügungen, die am gefährlichsten für die Gesundheit und das Leben sind, pflegen die reizendsten zu sein; und es ist nicht zu wundern, dass jeder, der ihren Wert überschätzt, sich auch unter solchen Umständen zu ihrem Genusse hinreißen lasse, wo sie zerstörend auf sein Leben einwirken. Wollen wir also gesichert vor solchen Fehltritten sein, m. Fr., so sorgen wir nur dafür, dass dieser Irrthum sich nie bei uns einschleichen möge, oder falls er sich schon festgesetzt hat, dass wir ihn wieder verbannen. Wiederholen wir bei jeder Gelegenheit die Wahrheit: dass Vergnügungen — auch selbst die edelsten und höchsten — doch keinen wesentlichen Bestandtheil der menschlichen Glückseligkeit aus-

machen; dass vollends sinnliche Genüsse, Genüsse, die in den ersten Augenblicken ihres Entstehens auch schon wieder zu verschwinden pflegen, für den Vernünftigen gar keine Wichtigkeit besitzen können, so zwar, dass er dergleichen Freuden wohl dort wo sie ihm ungesucht begegnen, und ohne alle Mühe und Nachtheil genossen werden können, nicht stolz verschmähet, und von sich weist: aber auch in entgegengesetztem Falle sich niemals unglücklich schätzt, wenn sie auf seinem Lebenspfade fehlen. Um niemals irre an dieser Wahrheit zu werden, verweilen wir nie allzulange bei dem Gedanken an diese Freuden, und noch viel weniger erlauben wir es unserer Einbildungskraft, sie mit erdichteten Reizen zu schmücken, welche in keiner Wirklichkeit je werden angetroffen werden! Verbinden wir aber mit diesem einen Mittel auch noch das zweite, m. Fr., das lebhafte Andenken an die Strafen, welche derjenige verdient, der aus so nichtigem Beweggrunde sein eigener Mörder wird! Furchtbar schildert das Christenthum die Größe dieses Verbrechens. „Ihr seid nicht Herren eures Lebens," sagt es, „ihr habt es als ein Geschenk aus der Hand Gottes empfangen, als ein Geschenk, für dessen Anwendung ihr werdet Rechenschaft zu legen haben. Ein Tempel Gottes ist der Leib. Wer ihn durch wilde Lüste zerstört, schändet das Heiligthum Gottes, und wird für diesen Frevel mit einer härteren Strafe büßen, als jeder Sinnenschmerz, den er auf Erden sich vorstellen mag." So lehrt das Christenthum, m. Fr.; und wäre es möglich, wenn wir an diese Lehrsätze uns hielten, uns je so weit zu vergessen, dass wir um eine augenblickliche Vergnügung thun sollten, was uns das Leben verkürzt?

2. Doch diese Lehrsätze recht aufgefasst, würden uns auch bei der zweiten Versuchung zur Untreue an den Pflichten der möglichsten Lebenserhaltung sehr wohl zustatten kommen. Diese Versuchung entspringt aus der Begierde, uns einer empfangenen Beleidigung wegen blutig zu rächen. Ich leugne es nicht, m. Fr., dass uns in dem Verlaufe des Lebens bei mancher Gelegenheit Beleidigungen widerfahren können, welche uns in der That äußerst empfindlich fallen, uns entrüsten müssen; ich leugne es nicht, dass es uns in der Hitze der Leidenschaft oft sogar scheinen kann, wir wären es der Menschheit selbst schuldig, sie von dem Bösewicht, der uns beleidigt, durch einen Zweikampf zu befreien. Gleichwohl bleibe ich bei dem, was ich schon neulich gesagt, dass aller Zweikampf — man mag nun selbst derjenige, der auf ihn dringt, oder derjenige sein, der dazu aufgefordert wird — unrecht und thöricht sei, zu-

malen in Staaten, wo er gesetzlich untersagt ist. Die Gründe habe ich meiner Behauptung beigefügt, und eben diese sind es, welche sich jeder aus Ihnen geläufig machen muss, wenn er theils selbst der Versuchung zu einem solchen Fehltritte vorbeugen, theils sich instand setzen will, andere bei guter Gelegenheit hierüber aufzuklären. Doch weil die bloße Einsicht, dass etwas unrecht sei, leider nicht immer hinreichend ist, uns davon abzuhalten, so sorge auch jeder dafür, dass er die Aufwallungen des Zornes und der Rache gehörig mäßigen lerne; von der anderen Seite aber lerne auch jeder die Kunst, auf kurze Zeit Spott und Verachtung zu ertragen, wenn es die Pflicht erfordert! Durch jene Ansichten, welche das Christenthum uns gibt, wird uns das eine und das andere gar sehr erleichtert. Rächet euch nicht selbst, ruft uns das Christenthum zu, der Herr ist es, der sich die Rache vorbehält, der einem jeglichen einst vergelten wird nach seinen Werken. Euch aber ziemt es dem Bruder zu verzeihen, so wie ihr selbst Verzeihung von Gott wünschet! — Und seid ihr so gesinnt, und habt ihr jenes unreine Rachgefühl aus eueren Herzen verbannt: sehet, dann wird die vollkommenste Genugthuung, die ihr nur wünschen könnet, euch durch die Veranstaltung Gottes selbst zutheil werden. — Was aber den Spott anbelangt, dem sich der Nachgiebige zuweilen auf eine Zeit ausgesetzt sehen muss, so ruft das Christenthum ihm zu: Kleinmüthiger! was lassest du dich den Spott der Menschen kümmern, wenn dein Gewissen den Beifall Gottes dir zusichert? Wisse es doch, dass der Herr selbst die Sache der Unschuldigen führt! Und ehe du dichs versiehst, wird er die Rechtlichkeit deiner Gesinnungen ans helle Tageslicht bringen, und alle Welt wird einsehen, dass du nicht aus Feigheit, sondern aus Pflichtgefühl unterlassen, was die Gesetze der Vernunft und des Staates verbieten.

3. Aber viel schwieriger ist der Fall, wenn die Versuchung zu gewissen Handlungen, die unser Leben in Gefahr setzen können, nicht eben aus Leidenschaft herrührt, sondern aus den so billig scheinenden Bestrebungen, uns die Befriedigung unserer Lebensbedürfnisse zu verschaffen. Wenn diese Bedürfnisse wirklich ganz nothwendig sind; wenn uns kein anderes Mittel sie zu befriedigen zu Gebote steht, als das gefährliche; wenn es endlich auch nicht unsere eigene Schuld ist, dass diese Bedürfnisse für uns vorhanden sind, und dass uns kein anderes

Mittel zu ihrer Befriedigung übrig gelassen ist: so sind wir freilich nicht zu tadeln, wenn wir uns einer Gefahr aussetzen, um den gewissen Untergang zu vermeiden. Aber dies können sich, wie ich schon neulich bemerkte, gewiss die wenigsten sagen, welche ihr Leben in Gefahr setzen, um sich die Hilfsmittel des Lebens zu verschaffen. Bald ist dasjenige, was sie ein unumgängliches Lebensbedürfnis nennen, eine bloß eingebildete Nothwendigkeit, ein bloßes Bedürfnis der Mode oder der Eitelkeit, oder wohl gar des Geizes. Bald ist es allerdings eine Nothwendigkeit, aber doch nur eine selbstgeschaffene, zu deren Entstehung man durch eine üble Gewohnheit in früheren Jahren Anlass gegeben hatte. Bald gäbe es wohl noch manche andere Wege, sich seinen Lebensunterhalt zu verdienen; aber man will sie aus Bequemlichkeit nicht einschlagen, oder man hält sie für minder ehrenvoll, oder man hatte es in seiner Jugend unterlassen, sich die dazu nöthigen Kenntnisse und Geschicklichkeiten zu erwerben. Daraus ergibt sich von selbst, m. Fr., was wir zu thun haben, um der Versuchung zu einer sträflichen Verkürzung unseres Lebens jetzt und in Zukunft zu entgehen. Die Zahl unserer Bedürfnisse müssen wir so sehr, als es nur möglich ist, zu vermindern suchen. An keine Speisen und Getränke, an keine Kleidungsarten des Leibes, an keine Bequemlichkeiten und Vergnügungen, die die Natur nicht nothwendig verlangt, dürfen wir uns durch einen allzuhäufigen Gebrauch so sehr gewöhnen, dass sie uns dann zu Bedürfnissen werden; vielmehr müssen wir lernen die Kunst, mit allem vorlieb zu nehmen. Und wie gering auch die Zahl unserer Bedürfnisse sei; so dürfen wir gleichwohl keine Gelegenheit versäumen, uns eine nützliche Kunst und Fertigkeit beizulegen. Wir müssen ablegen das Vorurtheil, als wäre irgend eine Arbeit, die Brod gibt, und der Gesellschaft nützlich ist, entbehrend für denjenigen, der sie nicht etwa aus schnöder Gewinnsucht, sondern nur darum treibt, um seinen Lebensunterhalt zu finden. Möchten wir alle dem schönen Beispiele folgen, das der Apostel Paulus uns gab. Von reicheren Eltern geboren und durch den inneren Beruf, welchen Talent und Neigung geben, für den gelehrten Stand bestimmt, versäumte er gleichwohl nicht, sich schon in früher Jugend auch gewisse körperliche Kunstfertigkeiten zu erwerben; und siehe, wie trefflich kamen ihm diese in seinen späteren Jahren zustatten! Denn als er das Christenthum zu Korinth verkündigte, da hätte er eines von beiden, entweder darben oder von der Gunst anderer leben müssen, wenn er durch seiner Hände Arbeit nicht gewusst hätte, sich seinen täglichen Bedarf selbst zu verdienen. Durch Nachdenken wird Ihnen beifallen, auf welche Art dies

Beispiel von einem jeden aus uns, nach seinen eigenthümlichen Verhältnissen nachgeahmt werden könne. Sie werden einsehen, dass wir alle, die wir das Glück einer sorgfältigeren Erziehung genossen, in dieser Hinsicht weit besser daran sind, als alle Mitglieder der unteren Stände, und dass bei uns, sobald wir uns nur über gewisse Vorurtheile erheben, eigentlich gar nie der Fall eintreten könne, dass wir aus Mangel an Lebensunterhalt das Leben aufgeben sollten.

4. Aber um desto leichter, m. Fr., dürfte Sie die Versuchung anwandeln, aus bloßer Eitelkeit etwas zu unternehmen, was Ihr Leben verkürzt. Eitelkeit brachte schon manchen Jüngling ins Grab. Er wollte ein größeres Maß der Kräfte zu besitzen scheinen, als ihm doch in der That beiwohnte; und darum wagte er sich an Unternehmungen, die ihn, weil er zu schwach für sie war, in das Verderben stürzten. So mancher andere wieder stellte sich ohne Noth einer nicht unbedeutenden Gefahr, sein Leben oder doch seine Gesundheit zu verlieren, aus, um nur, wie er meinte, seine Furchtlosigkeit und seinen Muth zu beweisen. Wenn Sie sich weiser betragen, wenn Sie dergleichen Fehltritte vermeiden wollen; so ist zweierlei nöthig: Sie müssen das Maß der Kräfte, das Ihnen Gott geschenkt hat, gehörig kennen lernen, und von dem, was Ehre bringt, und worin wahrer Muth besteht, sich richtige Begriffe beilegen. Werden Sie Ihre Kräfte gehörig kennen; werden Sie wissen, was Sie vermögen, oder nicht vermögen: so werden Sie sich nie etwas zutrauen, was Ihnen unmöglich; nie etwas anfangen aus bloßer Eitelkeit, was Sie zuletzt nicht ausführen könnten, oder zu dessen Beendigung Sie Ihre Kräfte aufzehren müssten. Werden Sie richtige Begriffe von der wahren Ehre und vom echten Muthe haben; so werden Sie wissen, dass nur der Beifall vernünftiger Männer des Strebens wert sein könne, dass aber dieser keineswegs gewonnen, vielmehr verloren werde, wenn man sich ohne Noth drohenden Gefahren aussetzt, weil man auf diese Art keinen Beweis von seinem Muthe, sondern von seiner Tollkühnheit ablegt.

5. Doch es ist nöthig, dass wir noch über den letzten Anlass, der auch die edelsten Menschen zu einer tadelnswürdigen Verkürzung ihres Lebens verleiten kann, einige Worte sagen. Dieses ist nämlich die allzugroße Anstrengung, mit welcher solche Personen oft einen an sich sehr löblichen Zweck verfolgen. Kaum wage ich es aber, vor diesem Fehler zu warnen, aus Furcht, dass ich nicht etwa die edle Gesinnung, die ihm zugrunde liegt, verletze. „Den Eifer fürs Gute zu mindern", nein! das soll keineswegs der Vorschlag sein, den ich

Ihnen mache, um ſich vor dieſem Fehler zu bewahren! Der Eifer fürs Gute, wenn man hierunter das Gute überhaupt verſteht, kann nie zu groß gedacht werden, auch iſt es nicht eigentlich er, der die Verirrung erzeugt, von der wir jetzt reden; ſondern die Schuld liegt bloß an einer Unrichtigkeit der Begriffe, an einer Einſeitigkeit des Urtheils. Man fehlt nicht in dem Wunſche, des Guten recht viel zuſtande zu bringen, ſondern man irrt in der Beurtheilung der Art, wie dies geſchehen könne. Alſo nicht darauf trage ich an, daſs Sie die Liebe zum Guten in Ihren Herzen erkalten laſſen, daſs Sie gleichgiltiger dagegen werden ſollen, ob etwas, das Sie für gut und wünſchenswert erkennen, wirklich zuſtande komme, oder nicht zuſtande komme: ſondern nur das empfehle ich Ihnen, daſs Sie immer mit der möglichſten Behutſamkeit überlegen, auf welche Art des Guten am meiſten zuſtande kommen könne. Nur darin hüten Sie ſich vor jeder Übereilung! Unterſuchen Sie alſo, und dies ohne Leidenſchaft, und zu wiederholtenmalen, ob dieſe und jene Anſtrengung, welche Sie ſich etwa erlauben wollen, um einen ſehr löblichen Zweck zu erreichen, nicht etwa Ihre Kräfte ſchwächen und Ihre Lebenszeit verkürzen könnte! Scheint dieſes der Fall zu ſein: o! ſo erlauben Sie ſich eine dergleichen Anſtrengungen nicht anders, als wenn man mit Gewiſsheit ſagen kann: Was Sie auf dieſe Art zuſtande bringen, ſei wichtiger, als alles dasjenige, was Sie der Menſchheit durch ein ſehr langes Leben zu leiſten Gelegenheit erhielten. Geſtatten Sie aber keiner Art von Eitelkeit einen geheimen Einfluſs auf dieſe Unterſuchung! Wir überreden uns oft, daſs etwas ſchnell und nur durch uns allein und ohne Gehilfen ausgeführt werden müſſe, weil wir den Ruhm der Ausführung nicht erwarten können, und noch weniger ihn mit anderen theilen wollen. O, ſchämen wir uns vor dieſer Thorheit, m. F.! Das Gute hat keinen Wert, wenn ſich die Triebfeder einer ſo kleinlichen Eitelkeit einmiſcht. Wir müſſen es um ſeiner ſelbſt willen, um der Belohnung wegen, die uns von Gott dafür zutheil werden ſoll, nicht um des Ruhmes wegen betreiben! Und wenn wir dies thun werden, ſo wird uns einleuchten, daſs es faſt jedesmal nicht ſchnell, ſondern nur langſam betrieben werden müſſe; der Mitarbeiter aber und der Gehilfen, die ſich finden, werden wir uns vom ganzen Herzen freuen, — freuen, geſetzt auch, daſs ſie des Ruhmes mehr als wir einernten, ja daſs wir über ſie ſogar vergeſſen werden ſollten! Wird doch dort oben nicht vergeſſen ſein, was wir gethan haben; werden doch unſere Namen dort oben aufgezeichnet ſein! Freuet euch

nicht darüber, sprach Jesus einst bei einer ähnlichen Gelegenheit zu seinen Jüngern, dass euch die Geister auf Erden gehorchen; freuet euch vielmehr nur dessen, dass euere Namen dort oben eingeschrieben sind! Amen.

XXVII.

Begriff und Unerlaubtheit des Selbstmordes, und Richtigkeit der Gründe, womit er entschuldigt zu werden pflegt.

(Am 4. Sonntage nach Ostern 1816.)

Apostelg. 1, 15—20.

In denselben Tagen stand Petrus auf in der Mitte der Brüder (es war aber eine Menge von Personen beisammen, ungefähr hundert und zwanzig) und sprach: Ihr Männer, Brüder! Jene Schriftstelle, welche der heilige Geist durch den Mund Davids vorhergesagt hatte, musste sich an Judas erfüllen, der da Führer war denen, die Jesum gefangen nahmen; der uns beigezählt war, und Antheil an diesem Amte erhalten hatte. Dieser hat einen Acker aus dem Lohne der Ungerechtigkeit erworben; und er erhängte sich, borst mitten entzwei, und alle seine Eingeweide fielen heraus. Dieses ist allen, die zu Jerusalem wohnen, bekannt geworden, so dass derselbe Acker in ihrer Sprache Hakeldama, das ist Blutacker, genannt wurde. Denn es steht im Buche der Psalmen geschrieben: Ihre Wohnstätte soll wüste werden, und es sei keiner, der darin wohne! Und: Sein bischöfliches Amt erhalte ein anderer!

Eingang.

Man hat behauptet, m. Fr., dass unter den sämmtlichen Lehren des Christenthums, die ein erweisliches Zeugnis der Gottheit selbst für sich hätten, nirgends ein ausdrückliches Verbot des Selbstmordes erscheine. Man hat dieses darum behauptet, weil in der Sammlung von Büchern, die wir das niedergeschriebene Wort Gottes genannt haben, wirklich nicht eine einzige Stelle vorkömmt, in der es ganz ausdrücklich hieße, der Selbstmord sei ein Verbrechen, wert die ewigen Strafen der Hölle zu erfahren. — Es leuchtet ohne meine Erinnerung ein, m. Fr., dass diese Beschuldigung nur auf das Vorurtheil sich gründet, als ob der ganze Inhalt von Gottes Offenbarungen an uns bloß in den wenigen Lehren bestehe, die in der Schrift sich finden. Denn wer in diesem Vorurtheile nicht befangen ist; wer vielmehr lebt der Überzeugung, dass Gottes Offenbarung, soll sie für alle Zeiten taugen, nie ganz vollendet und beschlossen sein

dürfe, ſondern mit jedem Jahrhunderte ſich vollſtändiger entwickeln müſſe; wer daher glaubt, daſs alles, was unſere Kirche lehrt und vorträgt, ohne Unterſchied, ob es ſeit ihrer erſten Entſtehung ſchon gelehrt oder nicht gelehrt worden iſt, gleich ſtarke Anſprüche auf den Namen göttlicher Offenbarungen habe: dem wird es gleichgiltig ſein, ob in den Büchern, die wir die heiligen nennen, eine hinlänglich deutliche Belehrung über den Selbſtmord vorkomme oder nicht. Hat doch die Kirche ſelbſt aufs allerdeutlichſte erklärt, was ſie vom Selbſtmorde halte; ſagt ſie doch ausdrücklich in allen Lehrbüchern, welche mit ihrer Billigung erſcheinen, daſs jeder abſichtliche Selbſtmord ein Verbrechen wäre, das wir als eine Empörung gegen Gott, als ein willkürliches Entweichen von dem Poſten, den er uns aufgetragen hat, zu betrachten hätten. — Aber auch ſelbſt die Schrift, m. Fr., auch ſelbſt die Schrift läſst uns nicht zweifelhaft darüber, was man zur Zeit, da ſie geſchrieben wurde, von der That des Selbſtmordes gedacht hat. Im Evangelio Mathäi wird uns erzählt, daſs jener Elende, der der Verräther ſeines Herrn für dreißig Silberlinge wurde, mit einem Selbſtmorde ſein Leben geendigt habe. Können wir in der That glauben, daſs der Erzähler dieſe letzte That desſelben als eine beifallswürdige uns habe darſtellen wollen? Der Text, den ich gleich anfangs vorlas, erzählt uns die eigene Art, mit der ſich Petrus benahm, als er genöthigt war, etwas von dieſem Ereigniſſe in einer öffentlichen Rede zu berühren. Sein Abſcheu vor dem Verbrechen, auf das er hindeuten ſoll, iſt ſo groß, daſs er den Namen desſelben nicht einmal ausſprechen mag; er umgeht es lieber, und erwähnt bloß des grauſen Anblickes, den die vollbrachte That jedem Vorübergehenden gewährte. Sein Leib zerbarſt im Sturze, ſagt er, und ſeine Eingeweide wurden alle herausgeſchüttet. Würde dies Petrus wohl erwähnt haben, m. Fr., wenn er den Selbſtmord für etwas Erlaubtes angeſehen hätte? Und in der That, wenn es in irgend einem Falle erlaubt ſein könnte, ſich das Leben ſelbſt zu nehmen: ſo müſste der Selbſtmord Judä, der aus bloßer Reue entſprang, am eheſten noch eine Entſchuldigung finden; ſo dürfte die letzte That dieſes Mannes als eine Art von Wiedergutmachung von ſeinen früheren angeſehen werden, und den Abſcheu mildern, den er durch dieſe früheren auf ſich lud. Aber nicht alſo ſpricht die Bibel. Wo ſie nur immer Judä des Iſchkariothen erwähnt, erwähnt ſie ſeiner als eines Gegenſtandes des Abſcheues; die heiligen Evangeliſten ſprechen nie ſeinen Namen aus, ohne ihn durch

den Beisatz: der Verräther zu bezeichnen; und unser Herr selbst, der gütigste und der liebevollste der Menschen, Er, der ausdrücklich gesagt, dass er nicht erschienen sei, um irgend jemanden zu richten und zu verdammen, erklärt doch Judam für einen Sohn des Verderbens, und für den einzigen, den er nicht retten könne. Judas von Karioth ist in der ganzen Schrift des Neuen Bundes diejenige Person, die unseren Hass und Abscheu am meisten rege macht. Unmöglich also hätte die Schrift auch bei der bestimmtesten Absicht, den Selbstmord uns recht verhasst zu machen, zweckmäßiger verfahren können, als sie es thut, da sie uns dies Verbrechen als einen Zug in dem Charakter Judas angab. Aber so viel auch das Christenthum that, um uns vor diesem Verbrechen zu warnen: so häufig wird es doch selbst unter uns Christen begangen; ja die Vergleichung der jetzigen Zeit mit der vergangenen lehrt uns die traurige Wahrheit, dass der Selbstmord wenigstens in unserem Vaterlande niemals noch so gemein gewesen ist, als er es eben jetzt zu werden angefangen hat. Diese Bemerkung legt mir die Verbindlichkeit auf, einmal auch diesen Gegenstand in unseren heiligen Versammlungen zur Sprache zu bringen. Indem ich mich nun eben anschicke hiezu, wird es mir einleuchtend, dass ich in einer einzigen Stunde unmöglich alles sagen kann, was ein so wichtiger Gegenstand erfordert. Ich sehe mich also gezwungen, eine Theilung vorzunehmen, obgleich ich sie neulich nicht ausdrücklich angekündigt hatte. Ich werde heute erst den Begriff des Selbstmordes gehörig festsetzen; sodann die Unerlaubtheit desselben aus richtigen Gründen beweisen; endlich die Scheingründe, durch die man ihn so oft zu rechtfertigen gesucht hat, in ihrer Nichtigkeit darlegen. In unserer nächsten Versammlung aber will ich die Ursachen, die ein so widernatürliches Verbrechen so oft zum Vorscheine bringen, aufsuchen, und die Mittel angeben, die man zur Steuer derselben anwenden sollte. Ich hoffe, dass auch Sie, m. Fr., diese Untersuchungen, wenn nicht um Ihrer eigenen Person, doch gewiss um anderer willen, Ihrer Aufmerksamkeit wert finden werden.

Abhandlung.

I. Mit einer richtigen Bestimmung des Begriffes vom Selbstmorde müssen wir nothwendig den Anfang unserer Untersuchungen machen. Denn wie viele andere Worte, von uns öfters uneigentlich gebraucht, dadurch schwankend in ihrer Bedeutung werden: so ist das auch der Fall mit dem Worte: Selbstmord. Man hat oft

jede lebensverkürzende Handlung, gleichviel aus welchem Grunde sie unternommen wird, Selbstmord genannt; dies führte dann die Nothwendigkeit herbei, absichtlichen und unabsichtlichen, feinen und groben, ja wohl gar auch erlaubten und unerlaubten Selbstmord zu unterscheiden. Mich aber, m. Fr., däucht es, dass man durch eine so weite Ausdehnung des Wortes mehr geschadet als genützt habe. Oder muss nicht der Abscheu, den jeder Gedanke an das Verbrechen des Selbstmordes in uns erregt, nothwendig sehr verringert werden, wenn wir das Wort, das ihn bezeichnet, durch Missbrauch auch auf viele andere Handlungen, welche weit minder sträflich, ja wohl gar löblich sind, anwenden? Ich nehme also dies Wort in seiner engsten, eigenthümlichsten Bedeutung: Selbstmord heißt mir nur eine solche Handlung, die der Mensch absichtlich unternimmt, um seinem Leben ein Ende zu machen; nicht, weil die Pflicht, nicht, weil das Wohl des Ganzen es fordert, sondern nur, weil er den Leiden entgehen will, die ihm auf Erden drohen.

1. Eine Handlung also, und eine absichtliche Handlung muss bei einem jeden Selbstmörder vorhanden sein. Wer etwas thut, was seinen Tod herbeiführt, ohne zu wissen und zu wollen, dass es den Tod ihm bringe: verdient nicht eigentlich den Namen eines Selbstmörders, selbst in dem Falle nicht, wenn er weiß, dass das, was er thut, böse und unerlaubt sei. Er ist dann wohl ein Verbrecher, er ist verantwortlich für seinen frühen Tod; aber nur den bestimmten Namen eines Selbstmordes verdient sein Verbrechen eigentlich nicht. So werden wir es nur dann erst heißen dürfen, wenn er bei jener That wirklich die Absicht gehabt, sich aus dem Wege zu räumen. Dann kömmt es übrigens nicht darauf an, worin die That bestanden, ob in einer äußeren Veränderung oder in einem bloßen inneren Willensentschlusse, der keine Änderung in der Außenwelt bewirkte, der vielleicht eben nur darin bestand, zu unterlassen, was ihm doch möglich und jetzt durchaus nothwendig war, um das Leben zu retten. So ist denn also des Selbstmordes schuldig nicht nur derjenige, der mit einem Anstriche von Kraft und Tapferkeit den mörderischen Stahl durch seine eigene Hand in die entblößte Brust hineinstößt: sondern auch jener, der zu ohnmächtig oder zu feige, sich mit eigener Hand zu tödten, einen Gehilfen herbeiruft, ihm diesen Dienst zu leisten;*) ja auch derjenige,

*) wie Nero.

der äußerlich gar nichts vornimmt, aber mit Wissen und mit Willen unterläßt, was ihn doch einzig retten könnte; der aus dem Hause, das im nächsten Augenblicke schon durch die Kraft des Pulvers den Lüften zufliegen wird, sich nicht hinausbegibt, weil er es wünscht, hier sein Grab zu finden.

2. Aber je weniger es auf die Art der Handlung ankömmt, durch die man seinen Tod herbeigeführt, um desto mehr liegt an dem Beweggrunde, aus dem man wünscht, dass man jetzt sterbe. Wenn dieser Beweggrund kein anderer ist, als weil die Pflicht, als weil das Wohl der menschlichen Gesellschaft unseren Tod fordern: dann ist, wie wir schon neulich bemerkten, Sterben eine der größten Heldenthaten, welche der Vorwurf eines Selbstmordes unmöglich treffen kann. Nur dort allein kann man von einem verübten Selbstmorde sprechen, wo der Beweggrund, aus dem man starb, nicht ein Gebot der Vernunft, sondern ein Wunsch des blinden Triebes zur Glückseligkeit gewesen; wo man den Tod herbeirief, weil man der Freuden und Genüsse dieses Lebens satt und überdrüssig geworden; oder weil man die Leiden fürchtete, welche von jetzt an eintreten würden; oder weil man durch längeres Hiersein an jenem Ruhme wieder einzubüßen besorgte, den man bereits erworben; oder was es noch sonst für Gründe geben mag, die unter besonderen Umständen den Wunsch zu sterben erzeugen können, ohne dass das gemeine Beste dabei berücksichtigt worden ist.

II. Dies, m. Fr., ist der Begriff, der mit dem Worte Selbstmord verbunden werden muss, wenn man mit Recht behaupten will, dass er in einem jeden Falle böse und unerlaubt sei. Nach einer solchen Erklärung wird es uns leicht sein, die wahren Gründe zu finden, die seine Unrechtmäßigkeit beweisen. Hierin besteht nun schon das zweite Geschäft, das wir uns heute vorgenommen haben.

1. Wenn es für alle vernünftigen Wesen in Gottes Schöpfung nur eine einzige Pflicht und Verbindlichkeit gibt, nämlich die Pflicht, sich so zu betragen, dass sie das Wohl des Ganzen, so viel an ihnen liegt, befördern: so ergibt sich hieraus als eine leichte Folgerung, dass wir zu keiner That, die nicht bloß für uns, sondern auch für andere bemerkbare Folgen und Wirkungen hat, aus einem bloß selbstsüchtigen Grunde uns entschließen dürfen, ohne uns erst befragt zu haben, von welcher Beschaffenheit der Einfluss sein werde, den sie auf unsere Mitgeschöpfe hat. Verlängerung und Verkürzung

des Lebens ist unleugbar eine von jenen Handlungen, die von den wichtigsten Folgen für unsere Mitgeschöpfe sind. Die Frage also, ob wir unser Leben, wenn es in unsere Macht gegeben ist, auch länger fortsetzen, oder jetzt abschneiden sollen: nein! diese Frage dürfen wir durchaus nicht nach einer bloßen Rücksprache mit unseren eigenen Wünschen entscheiden; sondern, da dieses ein Gegenstand ist, der seinen Einfluss auf viele andere Menschen, vielleicht auf Tausende von unseren Mitbrüdern hat: so müssen wir auch auf diesen Einfluss achten, und nur nach seiner Beschaffenheit, also nach Gründen, die von der Betrachtung des allgemeinen Besten hergenommen sind, dürfen wir uns für die Verlängerung oder für die Verkürzung unseres Lebens entscheiden. Aber gerade dies ist es, was der Selbstmörder nach der von uns gegebenen Erklärung dieses Wortes zu thun vergisst; er fragt nur seinen Vortheil, nicht das gemeine Beste; er denkt nur an die Folgen, die der Mord für ihn, nicht für den Mitmenschen hat: und also ist schon hieraus allein entschieden, dass er sehr unrechtmäßig handle, dass er vor keinem Richterstuhle dort oben sich werde rechtfertigen können.

2. Forschen wir aber nach den Beweggründen, die statt jenes einzigen, der hier zu gelten hat, bei ihm vorhanden gewesen: so wird uns die Sträflichkeit seiner That noch deutlicher einleuchten. Der Selbstmörder hat dies irdische Leben verlassen, vielleicht, weil er der Freuden und Genüsse desselben schon satt und überdrüssig war. Wenn dies die Ursache ist: o! welch ein schändliches Leben muss er durch viele Jahre geführt; mit welcher Unmäßigkeit muss er den Becher jeder Lust bis auf die Hefen ausgeleert haben, — wenn es am Ende dahinkommen konnte mit ihm, dass ihn jetzt alles aneckelt, was man ihm hier zum Genusse darbeut! Wie unwürdig müssen ferner auch seine Begriffe von dieses Lebens wahrem Endzwecke sein, wenn er den Aufenthalt auf dieser Erde ansehen kann gleich dem Verweilen in einer Gastwirtsstube, aus der man austreten darf, sobald man satt geworden ist. Fluch solcher Niederträchtigkeit, m. Fr.! Ist denn das Leben uns bloß der Genüsse wegen verliehen? Ist nun das Thier seiner Lust wegen da? Erniedrigt sich also nicht jeder, der so denkt, selbst unter das Thier herab? Aber der Selbstmörder entflieht dem Leben vielleicht, um auch den Leiden des Lebens zu entfliehen? Unterscheiden wir da, m. Fr., von welcher Art diese Leiden sind. Sind es Strafen und Marter, welche der Arm der weltlichen Gerechtigkeit über ihn, als über einen, es sei nun wirklichen oder vermeinten Übelthäter, verhängt

hat: so ist er in dem einen wie in dem anderen Falle schuldig, der Welt ein Beispiel zu geben, dass Verbrecher — auch selbst vermeintliche nur — der Strafe nicht entgehen, und dass es geziemend sei, der Obrigkeit Gehorsam und Unterwerfung zu beweisen. Sind es Gewissensbisse, die ihm das Leben zur unerträglichen Bürde machen: so sollte er wissen, dass eine Reue, die Böses zu Bösem hinzufügt, fürwahr nicht geeignet sei, uns den verscherzten Beifall des Himmels auszuwirken; er sollte ferner wissen, dass, wofern das Böse, so er gestiftet hat, groß ist, es um so nöthiger sei, dass er die Tage seines noch übrigen Lebens bestmöglichst anwende, um den gestifteten Schaden wieder gut zu machen, um, falls er nichts anderes vermag, durch die Bezeugung einer Reue, die er noch jahrelang nach vollbrachter That verspürt, leichtsinnige Menschen vor ähnlichen Fehlern zu warnen. Und eben das ist der Fall, wenn jene Leiden, die er durch Selbstmord abzukürzen wünscht, in Krankheiten oder in anderen Übeln bestehen, die er durch seine eigene Thorheit, durch seine eigenen Laster und Ausschweifungen herbeigezogen hatte. Er dulde sie nun, diese Übel, so lange sie fortdauern mögen, damit sich alle Welt an ihm ein Beispiel nehme, wohin die Thorheit und das Laster führt! Auch wenn es endlich ganz unverschuldete Leiden und Übel sind: bleibt es doch gleichwohl seine Pflicht, sie in Geduld zu ertragen, theils weil die Hoffnung, dass noch eine Wendung zum Guten eintreten werde, niemals ganz aufzugeben ist; theils, weil er auch jetzt noch der Welt gewisse Dienste leisten, ihr manches gute Beispiel, manche erbauliche Lehre, in dem schlimmsten Falle wenigstens doch die Gelegenheit geben kann, an seiner eigenen Person die Pflichten der Liebe, die Pflichten der Dankbarkeit, die Pflichten des Mitleids auszuüben. So wahr ist es, m. Fr., so wahr ist es, dass der Mensch nützen kann, so lange ein Athem noch seine Brust bewegt. Und darum wäre es etwas ganz Überflüssiges, wenn ich die Unrechtmäßigkeit des Selbstmordes auch noch in denjenigen Fällen besonders darthun wollte, wo er aus Ruhmsucht oder sonst einer anderen Triebfeder entspringt, die an sich selbst schon verwerflich ist.

3. Fügen Sie jetzt nur noch hinzu, dass jeder Selbstmörder, wenn seine That bekannt wird, ein übles Beispiel gibt; ein Beispiel, das, wer weiß, wie viele zur Nachahmung, und zwar auch unter Umständen, die noch viel weniger Entschuldigendes haben, hinreißen wird. Fügen Sie bei, dass durch den Selbstmord, je gemeiner er wird, um desto mehr die Achtung und Wertschätzung sich verliert, welche

das Leben eines Menschen doch billig haben sollte; dass jene Machthaber der Menschheit, die mit uns Übrigen gleich einer Ware umgehen, ein Recht zu haben glauben, den Preis dieser Ware um desto niedriger anzusetzen, je weniger wir selbst das Gut des Lebens achten, je größer die Menge derjenigen unter uns wird, die sich desselben aus eigenem freien Entschlusse entäußern! Setzen Sie endlich das Unrecht hinzu, welches der Selbstmörder meistens auch seinen Angehörigen zufügt, die Schande und die Kränkungen, welche er ihnen verursacht: so sind die wichtigsten Gründe beisammen, welche die richtig urtheilende Vernunft wider den Selbstmord aufstellen kann. Sie sind nicht zahlreich; aber sie halten die strengste Prüfung aus, und beweisen hinlänglich, dass es in keinem Falle erlaubt sei, sein Leben abzukürzen, wenn es das Wohlsein anderer nicht erfordert.

III. Und hievon werden wir uns noch völliger überzeugen, wenn wir die Scheingründe, durch die man den Selbstmord hie und da versucht hat zu vertheidigen, etwas genauer betrachten.

1. Der scheinbarste Grund, den man für die Erlaubtheit des Selbstmordes vorgebracht hat, ist ohne Zweifel der, den man von jenen Belehrungen hernahm, die uns die Offenbarung selbst vom anderen Leben gibt. Wir hören nicht auf zu sein, wenn wir aus diesem Leben uns entfernen; wir gehen vielmehr in einen Zustand über, der ungleich vollkommener als dieser gegenwärtige sein wird. Es muss denn also, hat man behauptet, erlaubt sein, dies irdische Leben aus Sehnsucht nach jenem besseren abzukürzen; und so wenig ein Vater darüber zürnen kann, wenn sein in der Fremde irrendes Kind die Rückkehr zu ihm beschleunigt, um nur recht bald in seine väterlichen Arme sich zu werfen: so wenig kann der Vater im Himmel uns Menschen strafen, wenn wir dies Irdische auch auf gewaltsame Art verlassen, um bald bei ihm zu sein. — Wie viele Irrthümer sind hier zusammengedrängt, m. Fr.! Die Gewissheit, dass es ein Leben nach dem Tode gebe, und zwar ein besseres, haben wir nicht der Vernunft, sondern nur lediglich der Offenbarung Gottes zu danken; von ihr müssen wir also auch lernen, in welchen Fällen und unter welchen Bedingungen jenes andere Leben für uns wirklich ein besseres sei. Sie sagt uns nun, dass wir nur dann uns Hoffnung machen dürften, Mitbürger jenes Reiches der Himmeln zu werden, wenn wir dies irdische Leben mit allen Drangsalen, die es vielleicht

enthält, so lange geduldig fortsetzen, bis nicht die offenbarste Pflicht oder die Nothwendigkeit uns zwingt, es zu verlassen. Sie sagt uns, dass der Vater im Himmel uns auf diese Erde nicht umsonst, sondern zu dem besten Zwecke gesetzt habe damit wir hier gleichsam in einer Vorschule lernen, was uns dort oben zu wissen und zu können nöthig sein wird, um für die Freuden des Himmels Empfänglichkeit zu haben; sie sagt uns, dass nicht wir selbst, sondern nur Er, unser Vater im Himmel, imstande sei zu entscheiden, wann wir hier ausgelernt haben; sie lehrt uns, dass sein ausdrücklicher Wille laute: wir sollen nicht eher abziehen aus dieser Schule, als bis er selbst uns ruft; das Dasein seines Rufes aber sollen wir nur aus einem vom beiden, aus der Nothwendigkeit oder aus der Pflicht erkennen. Sind wir ihm ungehorsam, sagt sie, dann wird er uns nicht gleich einem liebevollen, sondern gleich einem zürnenden Vater empfangen; er wird ein so ungehorsames Kind strafend von seinem Angesichte verbannen. — Wie thöricht ist es nun, wie widersprechend: der Offenbarung wohl in dem einen, aber nicht in dem anderen Stücke glauben und folgen zu wollen; auf ihre Aussage wohl den Glauben, dass es ein besseres Leben gibt, nicht aber den zu gründen dass Selbstmord unerlaubt sei!

2. Doch hören wir, was man noch weiter zur Entschuldigung dieses Verbrechens vorbringt. „Das Geschenk des Lebens," sagt man, „ward uns von Gott, ohne dass wir's begehrt, ohne dass wir ihm irgend etwas dafür versprochen hatten, gegeben. Unmöglich also kann er es uns zur Schuldigkeit machen, dasselbe länger, als es uns selbst beliebt, zu behalten. Verträge nur, nicht aber Geschenke, können, so meint man, Pflichten und Verbindlichkeiten begründen." — So heißt es freilich oft, aber so ist es nicht, selbst unter Menschen nicht. Auch aus Geschenken, die du empfangen hast, ja auch schon aus dem bloßen Anbote derselben entspringen Pflichten für dich. Denn jedes Geschenk ist eine Vermehrung deiner Güter und Mittel, wodurch du dir und anderen mancherlei Nutzen verschaffen kannst; und eben deshalb legt es dir die Verbindlichkeit auf, es wirklich anzuwenden, wozu es dienen kann. Sage denn also nicht: Man hat mir dies geschenkt, ich darf es also vergeuden, wie ich will! Sage vielmehr: Man hat mir dies geschenkt, man hat mich also geehrt mit dem Zutrauen, dass ich verständig und gewissenhaft genug sein werde, um dieses Gut der Menschheit besser als jeder andere, dem es an meinerstatt hätte gegeben werden können, zum Wohle des Ganzen werde

anzuwenden wissen; ich bin daher schuldig, in Überlegung zu ziehen, wie eigentlich dies Gut am besten benützt werden könne; und ich versündige mich, wenn ich es schlecht anwende. — Wenn dies von jedem Geschenke gilt, m. Fr., so klein und unbedeutend es auch sein mag: um wie viel mehr muss es von jenem wichtigsten gelten, von dem Geschenke des Lebens, das uns instand setzt, des Guten jedesmal so unberechenbar viel zu stiften! — Allerdings ward uns dies allerwichtigste Geschenk vertraut, auch ohne dass wir es verlangt, oder dagegen etwas zu leisten zugesagt hätten; aber wie hätten wir es auf diese Art jemals empfangen können? Wie hätten wir bitten und versprechen sollen, als wir noch nicht vorhanden waren? Aber dies ändert nichts an den Verbindlichkeiten, die es uns auflegt, sobald wir uns einmal in dem Besitze desselben wissen; denn diese gründen sich nicht auf die Art, wie es uns zutheil geworden, sondern auf das, was wir damit zu leisten imstande sind. Nicht also darauf, ob es uns angenehm oder beschwerlich ist, sondern bloß darauf, ob wir es ferner noch zum gemeinen Besten nützlich anwenden können, kömmt es bei der Entscheidung der Frage an, ob und wie lange wir es beizubehalten haben.

3. Aber man wendet noch weiter ein: die tägliche Erfahrung lehre ja, wie wenig Wichtigkeit das Leben eines Menschen in Gottes Augen habe. Denn gibt es nicht tausend und abermals tausend Unfälle, die es in einem schnellen Augenblicke uns rauben; rauben, auch bei der größten Behutsamkeit, die wir zu ihrer allseitigen Vermeidung angewendet hatten? Steht es nun also dem blinden Zufalle frei, uns, wenn er will, zu tödten: warum doch sollten wir uns nicht auch aus Überlegung das Leben rauben dürfen? Wer einen Gott glaubt, m. Fr.; wer eine Fürsehung glaubt, und nicht mit dem Munde bloß zu diesem Glauben sich bekennt, sondern versteht, was diese Worte sagen: o! der kann unmöglich in einem solchen Tone reden! der muss ja wissen, dass im ganzen Weltall nirgends ein blinder Zufall herrsche; der muss ja wissen, dass alles, was immer geschieht, unter der weisen Leitung der Gottheit selbst geschehe: dass auch kein Sperling vom Dache fällt, um wie viel weniger das Leben eines Menschen endet, ohne dass Gott aus weisen Absichten es also eingeleitet hat. Wie kann man also sagen, dem blinden Zufalle sei das Leben des Menschen anheimgestellt? Wie kann man sagen, das Leben des Menschen scheine von keiner Wichtigkeit in Gottes Augen zu sein, da er der Theilkräfte, da er der Mittel, die zur Verlän-

gerung desſelben dienen können, ſo viele Tauſende in die Natur gelegt hat? da faſt kein Kraut im Walde wächst, das nicht uns Menſchen unter gewiſſen Umſtänden als ein Arzneimittel dienen kann? — Aber auch wenn es wahr wäre, was man hier annimmt; auch wenn lauter Zufall herrſchte, und kein weiſer Gott die Zügel der Weltregierung führte: auch dann noch würde ſich nicht der Schluſs, den man hier macht, ergeben. Wohl freilich wäre es dann eine traurige Bemerkung, daſs es der Unfälle, die uns zu tödten vermögen, ſo überaus viele gibt, und daſs kein guter Geiſt uns vor denſelben ſchützt: aber würde hieraus die Erlaubnis zum Selbſtmorde folgen? Würde nicht immer noch für uns die Pflicht beſtehen, das Leben ſo lange, als wir es können, und das gemeine Beſte es erlaubt, zu friſten? — Aus Überlegung — das gebe ich gerne zu — aus einer ſolchen Überlegung, die das gemeine Beſte zuerſt berückſichtigt hat, iſt es uns freilich erlaubt, das Leben abzukürzen: aber ſtellt dieſe Überlegung der Selbſtmörder an? Geſchieht es wohl um des gemeinen Beſten willen, daſs er das Leben ſich raubt? Geſchieht es nicht vielmehr aus bloßer Leidenſchaft, die ihn verblendet hat?

4. Doch dieſes letzte Wort erinnert mich noch an einen neuen Grund, aus dem man den Selbſtmord zu entſchuldigen geſucht hat. Er iſt nicht Werk der ruhigen Überlegung, ſagt man, ſondern der Leidenſchaft, die den Verſtand durch ihre Macht verblendet; er wird begangen in einer Art von Wahnſinn, deſſen That nicht zur Verantwortung gezogen werden kann. Wir können wohl zufrieden ſein, m. Fr., wenn man uns zugeſteht, daſs nur eine Art von Wahnſinn zum Selbſtmord führen könne. Denn eben dieſes wäre ja der allerklarſte Beweis, daſs er ſich durch vernünftige Gründe keineswegs rechtfertigen laſſe. Aber die Frage iſt nur, ob dieſe Vorausſetzung auch ihre Richtigkeit habe; ob man dem Worte Wahnſinn nicht eine ganz eigene Bedeutung unterlegen müſſe, wenn man mit Recht behaupten will, daſs jeder wahnſinnig geweſen ſei, der uns das Beiſpiel eines Selbſtmordes gegeben. Doch, die Beantwortung dieſer Frage, wie auch die Unterſuchung: wie vielen Antheil ein jeder an der Entſtehung dieſes Wahnſinnes gehabt; in welchem Grade er alſo auch für die Thorheiten, die er in dieſem Zuſtande begeht, vor Gott verantwortlich ſei, — gehört nicht für uns, m. Fr.; nicht uns iſt es möglich, ein ſicheres Urtheil hierüber auszuſprechen; uns iſt es auch keineswegs nothwendig, hierüber abzuurtheilen. Das wollen und müſſen wir vielmehr billig Ihm, dem Allwiſſenden, überlaſſen, der einſt unſer aller Richter ſein wird.

Wir haben nichts anderes zu thun, als ihn zu bitten, daſs er ein gnädiger Richter ſein möge; ein gnädiger, wie für uns alle, ſo auch für ſie, die ſich erfrecht, vor ſeinen Richterſtuhl zu treten, bevor er ſie noch ſelbſt vorgefordert hatte. Wohl thun wir recht daran, daſs wir nur mit Abſcheu ihrer That gedenken, und nur mit einer Art von Schauer den Leichnam anblicken, der uns die Spuren dieſer Freivelthat verräth. Über die Seele aber, welche aus dieſem Leichnam gewichen, ziemt uns kein Urtheil; ſie ſteht in Gottes Hand: und er verfüge über ſie, was ſeiner Güte und Gerechtigkeit gemäß iſt! Amen.

XXVIII.

Von den Ursachen des so häufigen Selbstmordes.

(Am 6. Sonntage nach Ostern 1816.)

Weish. 1, 12—16.

Strebet nicht so eifrig nach dem Tode durch den Irrthum eueres Lebens, und ringet nicht nach dem Verderben durch die Werke euerer Hände; denn Gott hat den Tod nicht gemacht, und am Untergange der Lebendigen freuet er sich nicht. Er schuf ja alles zum Sein, und heilbringend alles, was den Erdkreis bevölkert, und verderbliches Gift war nicht darunter, kein Höllenreich auf Erden. Denn die Gerechtigkeit ist ewig und unsterblich. Aber die Gottlosen rufen ihn mit Worten und Werken herbei; sie halten ihn für einen Freund, und fahren dahin, und machen einen Bund mit ihm; denn sie sind's wert, dass sie ihm zutheil werden.

Eingang.

Ein Buch, m. Fr., in welchem solche Grundsätze, wie die jetzt vorgelesenen sind, auf jedem Blatte vorgetragen werden, verdient fürwahr den Namen, den es erhalten hat; verdient vollkommen das Buch der Weisheit zu heißen. Denn nichts ist dem echten Weisen geziemender, als in dem Geiste, der in diesem Buche herrscht, zu reden; nichts ist ihm eigenthümlicher, als in Betreff der Übel, die uns auf Erden verfolgen, nicht das Verhängnis, nicht jene Kräfte und Einrichtungen, welche mit unabänderlicher Nothwendigkeit in der Natur bestehen, auch nicht denjenigen, welcher der Urheber derselben ist, die Gottheit, anzuklagen; sondern vielmehr nur in uns selbst, nur in den Thorheiten und Lastern, die wir haben, die wahre Ursache von diesen Übeln aufzusuchen. Der Weise sieht es als einen Grundsatz an, den er bei jeder Gelegenheit voraussetzen muss, dass alles, was uns ein Übel zu sein scheint, insoweit, als es das wirklich ist, seine Entstehung sowohl als seine Fortdauer nur unserer Thorheit und Lasterhaftigkeit zu verdanken habe; so zwar, dass es sich allmählich wieder entfernen lassen wird, sobald nur wir selbst weiser und besser sein werden.

Und ganz in diesem Geiste spricht der Verfasser des Aufsatzes, den wir soeben lasen. Auch selbst das größte und furchtbarste Übel, das wir auf Erden kennen, den Tod, will er nicht angesehen wissen als eine unabänderliche Natureinrichtung, sondern als etwas, das wir uns durch unsere Thorheiten und Laster willkürlich zugezogen. Nicht Gott, sagt er, nicht Gott erschuf den Tod; nicht Er hat eine Freude am Untergange der Lebendigen. Kein Todtenreich sollte nach seiner Absicht dies Thal der Erde werden. Die Tugend ist an sich unsterblich; d. h., woferne die Menschen nur immer tugendhaft geblieben wären, so hätten sie auch von keinem Tode etwas zu fürchten gehabt. Aber die Gottlosen, fährt er nun weiter fort, die Freunde der Thorheit und des Lasters sind es, welche den Tod durch Wort und That herbeirufen. Ja, öfters, öfters halten sie ihn sogar für ihren Freund und machen ein Bündnis mit ihm! — Verstehe ich recht, m. Fr., was unser heilige Schriftsteller durch diese letzteren Worte anzeigt: so spricht er von jenen Unseligen, welche den gottlosen Vorsatz gefasst, ihr Leben, sobald sie desselben einst ganz überdrüssig werden sollten, durch einen Selbstmord zu beenden. Dies, däucht mir, soll der Ausdruck eines Bündnisses mit dem Tode bedeuten; und wenn dies wirklich ist, so hätten wir auch in dieser Stelle der Schrift eine offenbare missbilligende Erwähnung des Selbstmordes, wie wir sie neulich wünschten. Jedoch auch abgesehen von dieser letzten Äußerung, geben uns ja schon die Anfangsworte unseres heutigen Textes hinlänglich zu erkennen, wie wenig ihr Verfasser den Selbstmord gebilligt haben würde, wenn er den Menschen allgemein verbietet, den Tod geflissentlich zu suchen. Suchet doch nicht, schreibt er gleich anfangs, den Tod geflissentlich! — Gleichwohl ist es mir zu bekannt, dass dies Gebot — welches den Namen eines göttlichen so gut als irgend eines verdient — sehr häufig übertreten werde; und selbst der kurze Zeitraum, der zwischen unserer letzten Versammlung und dieser heutigen liegt, floss nicht dahin, ohne uns ein neues schreckliches Beispiel dieser Art zu geben! Wohl ist es also nöthig, dass wir aufmerksam auf dieses Verbrechen werden; wohl ist es nöthig, dass wir den Ursachen, die es so sehr vervielfältigt haben, genauer nachforschen, und in Überlegung ziehen, wie sie entfernt werden können. Freilich wird nur das wenigste von dem, was hiezu nöthig ist, von uns selbst ausgeführt werden können. Demnach wird es nicht überflüssig sein, zu wissen,

woran das Übel liege; und zu so mancher Verbesserung, die jetzt ganz außerhalb der Grenzen unserer Macht liegt, werden wir erst in der Zukunft vielleicht sehr vieles beitragen können. Mögen wir dann uns erinnern, was wir heute wünschten, dass es in unsere Macht gegeben wäre; mögen wir dann verfahren, wie wir zu thun heute für Pflicht und Schuldigkeit erkennen werden!

Abhandlung.

1. Wir werden kaum fehlen, m. Fr., wenn wir den niedrigen Begriff, den man vom Zwecke dieses Lebens sich bildet, zufolge dessen ein jeder nur zu seinem eigenen Genusse hier zu sein glaubt, als eine der vornehmsten Ursachen ansehen, warum der Selbstmord so gewöhnlich in unseren Tagen wird. Mit jedem Tage erhält die schädliche Meinung, dass es in Ansehung des Zweckes unseres Lebens gar keinen Unterschied zwischen dem Menschen und dem Thiere gebe, dass wir, gerade so wie dies, nur zum Genusse, und zwar ein jeder nur zu seinem eigenen Genusse, da wären, immer mehr Anhänger unter uns. Was unsere frommen Vorfahren als einen Grundsatz ansahen, dass der Zweck des menschlichen Lebens ein unendlich höherer sei als jener des thierischen Daseins, dass er in der Verherrlichung der Gottheit selbst, oder in einer Vorbereitung zur Aufnahme in die Gefilde des Himmels, (um das geringste zu setzen,) in der Beförderung einer doch wechselseitigen Tugend und Glückseligkeit bestehe: das verlacht man heutzutage als ein bloßes Vorurtheil, ein leeres Hirngespinst! Und freilich, wer immer glaubt, dass er nur seines eigenen Genusses wegen da sei: dem kann unmöglich einleuchten die Verbindlichkeit, sein Leben länger zu erhalten, als er Genüsse hoffen kann; der glaubt sich vollkommen berechtigt, ein Leben, das ihn nicht ferner vergnügen kann, gewaltsam abzuschneiden. Daher ohne Zweifel die meisten Selbstentleibungen, von denen man in den gebildeten Ständen hört; denn gerade diese Stände sind es leider, unter welchen sich jene entehrende Ansicht vom Leben besonders ausgebreitet hat! — Das Mittel, welches hiegegen gebraucht werden muss, leuchtet von selbst ein, m. Fr. Man muss die besseren, würdigeren Begriffe von der Bestimmung des Menschen, welche schon unsere Vorfahren gekannt, mit der Veränderung, die unsere gegenwärtige Aufklärung noth-

wendig macht, wieder in allgemeine Anerkennung bringen. Man muss zuvörderst zeigen, wie falsch, wie schändlich und wie niederträchtig jene selbstsüchtige Gesinnung sei, die keinen anderen Zweck des Lebens, also auch keine anderen Pflichten und Obliegenheiten des Menschen anerkennen will, als die der Selbstbeglückung. Man muss die Schädlichkeit und die Verderblichkeit dieser Gesinnung ganz in das Licht setzen und zeigen, wie sich die Menschen — wenn selbe erst allgemein herrschend geworden wäre — einander selbst aufreiben würden. Man muss mit Gründen, die keine Einrede gestatten, darthun, dass es die unbedingte Pflicht eines jeden Menschen sei, auch für das Wohl seiner Mitmenschen, für die Beförderung der Tugend und Glückseligkeit des Ganzen, so viel er nach seinen Umständen vermag, zu sorgen. Man muss recht anschaulich auseinandersetzen, wie viel das sei, was jeder einzelne für diesen Zweck vermag, und zwar auch unter solchen Umständen, wo ihm kein eigenes Glück mehr blüht; wie pflichtvergessen also derjenige verfahre, der sich das Leben raubt, bloß weil er selbst nicht mehr vergnügt auf Erden sein kann. Von der anderen Seite muss man nicht leugnen wollen, dass weder der Zweck der Verherrlichung Gottes, noch jener der Prüfung oder Vorbereitung zu einem besseren Leben in dem buchstäblichen Sinne dieser Worte gerechtfertigt werden können. Man muss gestehen, dass diese Ausdrücke nur bildlich auszulegen sind, dass sie im Grunde zwar nichts anderes sagen, als dass man die möglichste Beförderung des allgemeinen Wohles sich zum Zwecke vorgesetzt habe, dass sie aber gleichwohl um gewisser ersprießlicher Nebenbegriffe willen verdienen, noch ferner beibehalten und gebraucht zu werden. Wer immer diese Begriffe sich recht geläufig gemacht hat, dem wird wohl kaum der Gedanke an einen Selbstmord beikommen; denn ihm schwebt ein Plan vor Augen, den er nie ganz vollendet, aber auch nie vereitelt sieht; ein Plan, zu dessen weiterer Ausführung beizutragen ihm in jeder Lage seines Lebens noch immer möglich bleibt: warum also sollte er sich selbst der Freude, ihn noch weiter auszuführen, durch einen voreiligen Tod berauben?

2. Doch dies erinnert mich gleich an die zweite Ursache davon, dass wir so häufig von Selbstmorden hören müssen. Die meisten Menschen leben entweder ganz ohne Plan, oder es ist der Plan, den sie sich vorgezeichnet haben, von einer solchen Art, dass er entweder ganz erreicht, oder auch ganz vereitelt werden kann, wo dann in beiden Fällen

die Luſt zur längeren Fortſetzung des Lebens wegfällt. Denn wenn uns das Leben nicht wichtig und angenehm ſein ſoll, m. Fr., und wenn wir jedem Morgen, der uns zu einer erneuerten Thätigkeit aufrufen wird, begierig entgegenſehen ſollen: ſo muſs es ein Werk vom größeren Umfange geben, an deſſen Vollendung wir mit Liebe arbeiten, das immer weiter vorgerückt zu ſehen uns ein Vergnügen macht. Wer aber ohne Plan lebt, wer ſich kein Ziel des Strebens vorgeſetzt hat, oder was eben ſo viel iſt, ſich eines vorgeſetzt hat, das er bereits erreicht, ſo daſs ihm jetzt nichts mehr zu wünſchen übrig bleibt; wer vollends ſeinem Leben einen Zweck von ſolcher Art geſetzt hat, der durch ein Ohngefähr ganz vereitelt werden kann: für den verliert, wenn dieſes Unglück eintritt, das Leben allen Wert, es iſt inhaltsleer für ihn geworden, er haſst es, und wünſcht ſich zu ſterben. Wollen wir ſicher vor dieſem Unglücke ſein, m. Fr., ſo wählen wir uns zwar ſchon frühzeitig eine Aufgabe, die uns durch unſer ganzes Leben hindurch beſchäftigen ſoll; doch eine Aufgabe, zu deren Löſung etwas beizutragen uns nie ganz unmöglich gemacht werden kann! Beſtimmen wir alſo das Ziel, dahin wir gelangen wollen, uns nicht allzu genau; bezeichnen wir nicht den Punkt, bis zu dem wir kommen, ſondern die Richtung nur, in der wir vordringen wollen; ſetzen wir dieſe nur nach gehöriger Rückſicht auf unſere Kräfte und Verhältniſſe feſt; verlangen wir, wenn unſere Geiſteskräfte uns zu Arbeiten im Fache der Kunſt und Wiſſenſchaft eignen, verlangen wir nicht, daſs wir vor Ablauf unſeres Lebens gerade dieſe und jene beſtimmte Schwierigkeit weggeräumt haben ſollen; es könnte ſich am Ende zeigen, daſs uns dies ſchlechterdings miſslungen ſei: verlangen wir von uns nur, daſs wir überhaupt der Wiſſenſchafft einige Dienſte leiſten, daſs wir gewiſſe Wahrheiten, wenn nicht zuerſt entdeckt, doch weiter ausgebreitet haben; dies wird uns nie ganz fehlſchlagen; das iſt ein Zweck, zu deſſen Beförderung wir in jeder Lage des Lebens noch etwas Weniges werden beitragen können.

3. Doch um die Wahrheit zu geſtehen, m. Fr., ſo würden vereitelte Pläne allein das Vorhaben, ſich den Tod anzuthun, ſelten zur wirklichen Ausführung bringen, wenn nicht als eine dritte Urſache auch noch der Unglaube ſich hinzugeſellen würde. Man muſs nicht glauben, daſs es ein anderes Leben gebe, und daſs unſer Zuſtand in demſelben nach dem Betragen ſich richte, das wir in dieſem gegenwärtigen befolgen; man muſs nicht glauben an die ſchauerliche Wahrheit, daſs das Verbrechen des Selbſt-

mordes den Thäter einer ewigen Unſeligkeit entgegenführe: wenn man aus Mangel an Beſchäftigung für dieſes Erdenleben, oder aus Verdruſs über vergebliche Bemühungen einen gewaltſamen Austritt aus dieſer Welt verſuchen ſoll. Nur ein Ungläubiger kann den Schritt zum Selbſtmorde mit Beſonnenheit thun. Daher kömmt es denn, daſs in demjenigen Lande, welches ſeit mehr als hundert Jahren ſchon die größte Anzahl von Ungläubigen in ſeinem Schoße nährt, auch das Verbrechen des Selbſtmordes am allerhäufigſten verübt wird. Und hat ſich etwa nicht auch bei uns die Zahl der Selbſtmorde in eben dem Verhältniſſe gemehrt, in welchem der Unglaube ſich allmählich weiter ausbreitete? Ereignen ſich ferner nicht die meiſten Selbſtmorde nur in der Hauptſtadt, und nur in denjenigen Ständen derſelben, die mit der höheren Bildung, die ſie genoſſen, auch das Gift des Unglaubens eingeſogen haben? Kann man wohl glauben, dies komme nur daher, weil etwa die Noth und das Elend im ganzen Lande nirgends einen ſo hohen Grad erſtiegen hat, als es in dieſer Hauptſtadt, und unter den gebildeten Ständen derſelben geſchehen iſt? Wer kennt die Lage des Landmannes und aller der unteren Stände ſo wenig, um dies behaupten zu wollen? Iſt es nicht vielmehr offenbar, daſs die Laſten, die man dem armen Landmanne aufladet, noch ungleich ſchwerer ſind, als jene, die man uns Städtern zumuthet? Iſt es nicht offenbar, daſs ihm nichts anderes als der Glaube, ſich zu verſündigen vor Gott, die Geduld einflößt, ſie zu ertragen, bis er verſchmachtend niederſinkt? Liegt alſo nicht die Schuld der vielen Selbſtmorde in der Stadt nur an dem Unglauben? Aber ſo leicht es iſt, dies Übel zu erkennen; ſo ſchwer iſt die Heilung desſelben. Menſchen, welche in ihrem Unglauben bereits alt geworden ſind, davon zurückzubringen, beſonders wenn es ihnen am guten Willen fehlt: iſt eine beinahe vergebliche Bemühung. Wenden wir uns lieber an die jüngere Welt, m. F., nur an diejenigen, die erſt vor kurzer Zeit zu leben angefangen haben, deren Gemüther noch ganz unverdorben ſind. In dieſe pflanzen wir den Glauben an Unſterblichkeit; ſtützen wir ihn auf Gründe, die feſter und ausdauernder ſind, als es diejenigen waren, die man bisher gebraucht hat. Behaupten wir niemals zu viel; geſtehen wir, daſs die bloße Vernunft, wenn ſie ſich ſelbſt überlaſſen iſt, dieſem Glauben höchſtens nur Wahrſcheinlichkeit gewähren könne, daſs aber völlige Gewiſsheit ihm aus denjenigen Ereigniſſen würde, die ſich vor achtzehn hundert Jahren mit Jeſu von Nazareth zutrugen. Und wie wir es anſtellen müſſen, um dieſen Ereigniſſen denjenigen Grad der Glaub-

würdigkeit, dessen sie fähig sind, zu verschaffen, darüber habe ich Ihnen erst vor kurzem einige Winke gegeben.

4. Freilich wird aber auch der festeste Glaube von der Versuchung zum Selbstmorde nicht schützen, wo eine Menge von erkünstelten Bedürfnissen, oder eine sehr heftige Leidenschaft herrscht, der die Befriedigung versagt ist. Denn eben darin liegt die vierte Ursache, dass das Verbrechen, von dem wir heute reden, so oft begangen wird. Erwägen Sie nur, m. Fr., wie groß und übergroß die Menge von Bedürfnissen ist, welche die Menschen unserer Zeit, die wohlhabenderen Städtebewohner meine ich, sich durch Gewohnheit beigelegt haben! Für den Naturmenschen genügt fast jedes Kraut, um seinen Hunger, die nächste Wasserquelle, um seinen Durst zu stillen: für uns verzärtelte Städtebewohner müssen bestimmte, nach allen Regeln der Kunst, mit Zusätzen aus allen Welttheilen bereicherte Speisen und Getränke in Bereitschaft stehen; kostbare Werkzeuge dazu: — oder wir glauben uns unglücklich und meinen, dass unser Bedürfnis der Nahrung nicht befriedigt sei. Die Kleider, die unseren Leib bedecken sollen, müssen von einem bestimmten Stoffe, von einer bestimmten Farbe und nach dem eben jetzt herrschenden Zuschnitte sein: — oder wir können uns, wie wir glauben, ihrer auf keine Art bedienen. Wie viele Geräthschaften, und wie viel Eigenschaften an denselben fordern wir nicht zu einer Wohnung, die wir wohl eingerichtet nennen! Wie manchen Genuss, vor dem die unverdorbene Natur zurückbebt, haben wir nicht durch eine recht mühsame Übung uns erst nur unschädlich, dann so sehr zum Bedürfnisse gemacht, dass wir jetzt seiner nicht entbehren können, ohne das größte Missbehagen zu fühlen, oder wohl gar uns der Gefahr einer Krankheit oder des Todes auszusetzen. Fügen Sie noch hinzu, wie äußerst leidenschaftlich so viele Menschen sind! wie wenig sie ihre Begierden beherrschen gelernt! wie so ganz außerstande sie sich fühlen, sich etwas zu versagen, wornach es sie einmal gelüstet! Ist es ein Wunder, wenn so verdorbenen Menschen bald dieses, bald jenes fehlt, was ihrer Meinung nach zum Leben nothwendig ist; und wenn der Schmerz, den sie bei einem solchen Verluste empfinden, öfters so heftig wird, dass er die Liebe zum Dasein auf eine kurze Zeit ganz unterdrückt, und weil durch eben diese Zeit auch die Besinnung gehemmt ist, sie dann verleitet, sich durch eine schnelle That des Lebens und mit ihm auch aller Leiden zu befreien? — Forschen Sie nach, m. Fr., wie die geheime Geschichte der meisten Selbstmörder lautet; und sie werden finden, dass es fast

durchgängig nur verzärtelte Kinder des Glückes, Menschen von heftiger Leidenschaft und voll verkünstelter Bedürfnisse gewesen! Die Tugend der Genügsamkeit also, und die der Selbstbeherrschung — diese so schönen Tugenden, die auch schon in so mancher anderen Rücksicht von größter Wichtigkeit sind, und nicht genug empfohlen werden können, sind auch das sicherste Verwahrungsmittel, das man gebrauchen kann, um von den Versuchungen zum Selbstmorde frei zu bleiben. Je größer unsere Genügsamkeit ist, je geringer die Zahl unserer Bedürfnisse ist, und je leichter sie zu befriedigen sind: um desto seltener kann es geschehen, dass uns etwas mangelt, was wir für nothwendig halten, ohne dass es doch in der That nothwendig ist. Je weiter wir es in der Kunst der Selbstbeherrschung gebracht; je geschickter wir unsere Begierden zu leiten, und diejenigen aus ihnen, die durchaus nicht zu befriedigen sind, allmählich aufzulösen wissen: um desto weniger steht zu befürchten, dass uns einst irgend ein Unfall ganz außer Fassung setzen und uns den Tod erwünschlicher als das Leben machen werde. Trachten Sie denn, m. Fr., trachten Sie jetzt nur, es für sich selbst in diesen beiden Tugenden zu einem hohen Grad der Vollkommenheit zu bringen: bald wird die Zeit kommen, wo Sie ein jeder auch auf mehrere andere Menschen einen erwünschten Einfluss erlangen, und auch bei ihnen diese Tugenden durch Wort und That und durch Ihr eigenes Beispiel werden befördern können! Werden Sie dieses gewissenhaft thun; so ist kein Zweifel, dass man in weniger als einem halben Menschenalter schon Früchte von ihren Bemühungen sehen, und nebst vielem anderen Guten, das jene beiden Tugenden erzeugen, auch die Bemerkung machen wird, dass sich die Zahl der Selbstmörder verringert habe.

5. Doch nur verringern kann man sie auf diese Art, nicht ganz verschwinden machen. Denn leider gibt es der Anlässe zum Selbstmord nebst den erwähnten noch mehrere andere. Sogar ein sittliches Gefühl, das Gefühl der Reue, kann — was man kaum glauben sollte — zu dem abscheulichsten der Verbrechen führen. Judas, der Mann von Karioth, ist nicht das einzige Beispiel, das die Geschichte als einen Beleg zu dieser Behauptung anführen kann. Wenn nämlich ein Mensch, dessen Herz in früher Jugend schon einiges Gefühl für Recht und Unrecht angenommen, später auf Abwege geräth, und sich am Ende ein sehr grobes und abscheuliches Verbrechen zuschulden kommen lässt: so ist es eben die Größe dieses Verbrechens, welche sein

schlummerndes Gewissen mit einemmale weckt, und ihn zur Sinnesänderung bringt. Wenn nun die Vorwürfe, welche er jetzt verspürt ihm seine Ruhe rauben; wenn seine Missethat ihm jetzt größer dünkt, als dass er hoffen könnte, für sie Genugthuung zu leisten; wenn ihm sein innerstes Gefühl sagt, dass er nicht würdig sei, das Licht der Sonne zu schauen; wenn er vielleicht den Arm des weltlichen Gerichtes bereits vergebens angerufen hat, ihn nach Verdienst zu bestrafen; oder aus Furcht vor jenen langsamen Martern, die er dann ausstehen müsste, den Muth nicht hat, sein eigener Ankläger zu werden; wenn er verzweifelt an der Möglichkeit, den Strafen der Hölle jetzt noch auf irgend eine Art zu entgehen: dann steigt in seiner Seele der düstere Gedanke auf: „Ich will mich selbst richten; ich will dies Leben, in dem ich nur mir und anderen ein Abscheu bin, aus eigener Wahl verlassen!" Dass die Begriffe, die diesen Entschluss herbeiführen, unrichtige Begriffe sind, habe ich schon neulich bemerkt, m. Fr. Also versteht sich von selbst, dass man bemüht sein muss, richtigere an ihre Stelle zu bringen. Aber das ist beiweitem nicht das wichtigste, was hier geschehen kann und soll. Durch weise Einrichtungen kann man bewirken, dass es der Unglücklichen, die in ein grobes Verbrechen verfallen, — wenn auch noch immer einige, doch sicher nicht mehr so viele gibt, als jetzt. Denn die Geschichte der größten Missethäter beweist uns augenscheinlich, dass die Verfassung des Landes, die zweckwidrigen Einrichtungen, die in demselben bestehen, einen sehr großen Theil der Schuld von dem begangenen Verbrechen tragen. Da zeigt sich fast immer, dass gleich der erste Unterricht, den der Verbrecher noch als ein Knabe an öffentlichen Lehranstalten empfieng, nicht so beschaffen war, wie er sein sollte; dass man ihn weder vollständig noch gründlich unterrichtet habe; da zeigt sich, dass der heranwachsende Jüngling keine Beschäftigung gefunden, dass er oft jahrelang im schnöden Müßiggange gelebt, ohne vom Staate hierüber zurechtgewiesen zu werden; dass er die schändlichsten Gewerbe und Lebensarten unter dem Schutze des Staates gefunden, und daraus den Schluss gezogen habe, dass sie nicht unerlaubt sein müssten. Da zeigt es sich, dass viele auch bei dem besten Willen, sich ihren Unterhalt und die Befriedigung der natürlichen Bedürfnisse auf eine rechtliche Weise zu verschaffen, keine Gelegenheit dazu gefunden haben. Da zeigt es sich, dass so mancher das Beispiel und die Aufmunterung zu seinem Verbrechen nur in demjenigen fand, was er die Großen der Welt täglich ausüben sah, ohne dafür zur Bestrafung gezogen, ja auch nur getadelt zu werden! — Wenn alles dieses einst

glücklich verbessert sein wird, m. Fr., wenn an die Stelle von so vielen Einrichtungen, die äußerst zweckwidrig sind, bessere getreten sein werden: dann werden zuverlässig auch die Menschen selbst viel besser und viel tugendhafter werden; man wird nur selten von empörenden Verbrechen hören, und auch diese werden mehr nur aus Übereilung als aus Bosheit oder Noth entsprungen sein, und ihren Thäter schwerlich auf den unglücklichen Gedanken eines Selbstmordes leiten.

6. Besonders, wenn man auch nicht ermangeln wird, vor dem Verbrechen des Selbstmordes einen recht lebhaften Abscheu zu unterhalten. Denn die verminderte Scheu vor demselben muss ich so eben noch als die letzte Ursache davon, dass es jetzt häufiger als sonst begangen wird, anklagen. Es haben in neuerer Zeit verschiedene Ursachen zusammengewirkt, den Abscheu zu vermindern, den unsere Vorfahren vor dem Verbrechen des Selbstmordes nicht nur in ihrem Innern fühlten, sondern sehr weise auch durch manche äußerliche Handlungen zu erkennen gaben. Nur mit Entsetzen blickten sie auf einen Leichnam hin, der ihrem Auge die Spur eines verübten Selbstmordes darbot; sie glaubten sich zu verunreinigen, wenn sie denselben nur berühren sollten; sie drangen darauf, dass er durch Henkers Hand hinweggeschafft werde aus ihrer Mitte, und nicht — in geheiligten Boden, nicht in das Land, welches die Saaten zur seligen Ewigkeit aufnimmt, auf ehrenvolle Art begraben, sondern an schändlicher Stätte nur verscharret werde. Schriftsteller neuerer Zeit haben dies alles getadelt; sich alle erdenkliche Mühe gegeben, uns diese Gebräuche als lächerlich und zweckwidrig darzustellen, und zu beweisen, dass der Selbstmörder keineswegs solche Beschimpfungen nach seinem Tode noch verdiene; dass sein Verbrechen — wofern es ja eins sei — der größten Entschuldigung deshalb entgegensehen dürfe weil es gewöhnlich nicht mit ruhiger Vernunft, sondern aus Leidenschaft und bei einer Art von Wahnsinn begangen worden ist. Sie haben uns dargethan, dass die Römer einst ein viel gelinderes Urtheil als wir von dem Verbrechen des Selbstmordes fällten; dass mehrere ihrer vortrefflichsten Weisen ihn für erlaubt gehalten und durch ihr eigenes Beispiel zuletzt zu einer ehrenvollen Heldenthat erhoben hätten. — Die Folge von diesen Bemühungen liegt nun am Tage, m. Fr. Hat man die heilsame Scheu vor einem Verbrechen verloren, dann wird es immer häufiger begangen; und eben die vielen Beispiele, die man vor sich hat, verleiten jeden Späteren um desto unbedenklicher zu ihrer Nachahmung. So, widersetzen wir uns diesem Unfuge, so viel wir nur immer vermögen! Sprechen wir selbst niemals anders als mit dem größten

Abscheu von einem Verbrechen, das gerade darum, weil es nur in der Leidenschaft und in einer Art von Wahnsinn begangen wird, nicht durch vernünftige Gründe, sondern durch das Gefühl des Abscheues, das man der Seele des Menschen schon in der frühesten Kindheit eingeprägt hat, am glücklichsten verhindert werden kann. Vermögen wir dereinst ein mehreres, so dringen wir auch noch auf die Einführung von gewissen Gebräuchen, die dazu dienen könnten, um den gesunkenen Abscheu vor dem Verbrechen des Selbstmordes zu erheben. Ich bin mir gewiss, m. Fr., dass, wenn wir unser möglichstes thun, der edle Endzweck unserer Bestrebungen uns sicher nicht misslingen werde. Ich bin mir dessen gewiss, weil ja die göttliche Fürsehung selbst unsere Bemühungen als ihr beifällig, unterstützen wird. Kein Todtenreich, heißt es in unserem Texte, sollte dies Thal der Erde nach Gottes Rathschlusse werden; um wie viel weniger ein Reich des Selbstmordes. Derjenige also, der keine Freude hat am Untergange der Lebendigen, der wird uns segnen; und es wird dahin kommen, gewiss dahin kommen dereinst, dass die Bewohner der Erde nicht mehr so thöricht und undankbar sein werden, um das Geschenk des Lebens, das ihnen angeboten wird, trotzig von sich zu stoßen, sondern sich vielmehr freuen werden des Daseins durch alle die Tage, die ihnen Gott auf Erden einräumen wird. Denn an sich selbst werden sie es ein jeder inne werden, wie wahr es sei, dass der Herr alles zum Wohlsein geschaffen habe. Amen.

XXIX.

Das heilige Abendmahl ist ein Mahl der Liebe.

(Am 2. Sonntage nach Pfingsten 1816.)

Eingang.

Auf eine recht feierliche Art, m. Fr., mit vieler Pracht und unter einem Zuspruche von Menschen, der gewiss sehr zahlreich war, wurde am neulichen Donnerstage das Fest der Einsetzung des heiligen Abendmahles von dem vornehmeren Theile der Bewohner dieser Stadt begangen. Auch heute noch setzt man die Feier dieses Festes zu Gunsten derjenigen fort, die an der heiligen Handlung nicht haben theilnehmen können. Wie erfreulich wäre doch diese Beobachtung, wenn man den Eifer, den die Menschen unserer Zeit bei der Begehung dieses erhabenen Festes beweisen, als einen Maßstab der Verehrung und Wertschätzung ansehen könnte, mit welcher sie den eigentlichen Gegenstand desselben — das hochheilige Mahl des Herrn — betrachten! Aber nichts wäre irriger, als diese Vorstellung; denn es bedarf noch keiner besonders genauen Kenntnis von den Gesinnungen oder Sitten der Bürger dieser Stadt, um überzeugt zu werden, dass nicht der Trieb der Andacht, sondern die Neugierde es sei, welche den größten Theil derjenigen herbeiführt, welche bei einer Feierlichkeit dieser Art erscheinen. Das ganze Betragen, das man bei diesen öffentlichen Umgängen beweist; die sichtbare Zerstreuung, das Hin- und Herschweifen der Blicke, das man sich erlaubt; die Unordnung, mit der hier alles untereinander läuft, und die Begierde, mit der die große Menge sich immer an jene Orte nur hindrängt, wo etwas Seltneres zu beobachten sein wird: dies alles verräth nur allzudeutlich, dass man für den erhabenen Gegenstand, zu dessen Feier dies alles eigentlich eingesetzt ist, nur wenig Sinn habe. Wer nun noch überdies hört, wie man gelegenheitlich über den Wert des heiligen Abendmahles sich äußert; wer es beobachtet hat, wie selten und immer seltener die Mitglieder höherer Stände sich zum Tische des Herrn einfinden; wer es bemerkt hat, wie selbst an jenem Tage, wo

ein ausdrückliches Gesetz ihre Erscheinung bei diesem Tische fordert, nur äußerst wenige kommen; und wie so nachlässig sie die heilige Handlung hier verrichten: der muss in Wahrheit, wofern er anders nicht vielleicht selbst gleiche Gesinnungen hegt — erschrecken über den Verfall, in welchen die herrlichste der Anstalten des ganzen Christenthums gerathen ist! — Dergleichen traurige Betrachtungen sind es gewesen, m. F., die sich mir bei der neuerlichen Feierlichkeit aufdrangen, und mir die Pflicht einleuchtend machten, zu versuchen, ob es mir nicht etwa möglich sei, bei Ihnen wenigstens und durch Sie mittelbar bei unseren Nachkommen bessere und würdigere Begriffe über diesen Gegenstand zu verbreiten. Das heilige Abendmahl, das letzte Vermächtnis des Herrn, verdient es in der That, dass wir uns eine vollständige Kenntnis von der Natur und von dem Werte desselben verschaffen; gesetzt auch, dass wir hiezu die Zeit von mehreren unserer Versammlungen anwenden müssten. Denn wenn sich irgendwo gezeigt hat, dass der Geist Gottes die Kirche leite, dass sie durch seine Erleuchtung auf das vortrefflichste verstehe, jeglichen Wink zu benützen, den ihr der göttliche Stifter gegeben, und jeden Keim der Wahrheit, den er in seine Worte gelegt. in dem Verlaufe der Zeit gehörig zu entwickeln: so ist dies bei der Art, wie sie die Einsetzung des heiligen Abendmahles allmählich ausgelegt hat, nicht zu verkennen. Nach ihrer Auslegung dieses Mahles gibt es vier wesentlich verschiedene Gesichtspunkte, aus welchen es jeder betrachten muss, der den Wert desselben vollständig kennen lernen will. Er muss es betrachten als ein Mahl der Liebe, das eingesetzt ist, um unsere Herzen brüderlich zu verbinden. Er muss es betrachten als ein Gedächtnismahl, das die Verdienste und den Tod Jesu uns täglich vergegenwärtigen soll. Er muss es betrachten als ein Mahl der Gnade, das uns bei würdigem Empfange wunderbar nährt und stärkt. Er muss es endlich auch noch als ein Opfermahl betrachten, das mit Beseitigung von allen früheren Opfern, nur schwachen Vorbildern von diesem, das einzige ist, welches Gott ewig wohlgefällt. Darf ich nicht fürchten, m. F., dass die Einförmigkeit des Stoffes Sie ermüde: so bin ich im Begriffe, jede von diesen vier Betrachtungen in einer eigenen Versammlung vorzunehmen. Um desto mehr wird sich dann hoffen lassen, dass der Eindruck, den diese Erörterungen in Ihren Gemüthern hervorbringen werden, nicht alsobald wieder verschwinde, sondern sich vielmehr bleibend und wirksam beweise durch Ihre ganze künftige Lebens-

zeit. Und eben das ist es, was ich nothwendig wünschen muss, wenn ich den wichtigen Gegenstand nicht ganz vergeblich zur Sprache gebracht haben will. Möge der Segen des Höchsten mir bei meinen Bemühungen beistehen!

Wie wichtig das heilige Abendmahl schon aus dem Gesichtspunkte sei, den wir nur heute ins Auge fassen wollen, aus dem Gesichtspunkte eines Mahles der Liebe nämlich: das, m. Fr., lassen sie uns recht anschaulich aus dem Texte erkennen, den ich jetzt vorlesen werde. Apost. 2, 41—47.

> Welche nun sein Wort annahmen, die wurden getauft. Und es wurden an jenem Tage hinzugefügt bei dreitausend Seelen. Sie beharrten aber in der Lehre der Apostel, in der Gemeinschaft des Brotbrechens, und im Gebete. Und es kam Furcht über alle Seelen; auch geschahen viele Wunder und Zeichen durch die Apostel in Jerusalem, und es war große Furcht unter allen. Es waren auch alle Gläubigen beisammen, und hatten alles gemeinschaftlich. Habe und Güter verkauften sie, und vertheilten sie unter alle, je nachdem ein jeder bedürftig war. Täglich verharrten sie einmüthig im Tempel, und je nach Häusern das Brot brechend, nahmen sie Speise mit Freude, und in Einfalt des Herzens. Sie lobten Gott, und hatten Gunst bei dem ganzen Volke. Der Herr aber vermehrte zugleich täglich die Anzahl derjenigen, welche selig werden sollten.

Abhandlung.

Gewiss ein herrliches und bisher noch nie gesehenes Schauspiel war es, m. F., das die Gemeine Jesu den staunenden Augen ihrer Zeitgenossen darbot. Mitten in dem verdorbenen Volke der Juden, ja in der Hauptstadt derselben erhebt sich eine Gesellschaft von Menschen die durch den Glanz ihrer Tugenden so viele Hochachtung einflößt, dass es selbst ihre grimmigsten Feinde bei aller ihrer Macht nicht wagen, sich an den Mitgliedern derselben zu vergreifen. Ein Geist der Liebe, wie er noch niemals vorgekommen, lebt in den Herzen dieser Menschen; sie nennen sich nicht nur einander wechselseitig Brüder, nein, sie betrachten und behandeln sich auch in der That als solche! Jeder ist fest überzeugt, dass ihm gar keine Vorrechte vor seinen übrigen Mitmenschen zustehen, und ist bemüht, diejenigen, die der Staat selbst vertheidigt, von sich hinwegzuthun. Jeder wird von der Noth des anderen gerührt, als ob es die eigene wäre, und ist bereit, mit seinem ganzen Eigenthume zu ihrer Abhilfe mitzuwirken. Die Reichen und Begüterten sehen hier zum erstenmale das große Unrecht ein, das sie der Menschheit bloß dadurch, dass sie reich sind, anthun. Sie wollen denn also je eher je lieber aufhören,

reich zu sein; und weil unter den damals vorhandenen Umständen an keine zweckmäßigere Verfügung zu denken war, veräußern sie ihre Besitzungen, und erklären das gelöste Geld für ein Gemeingut, auf das ein jeder nach seinen Bedürfnissen Anspruch habe. Bei einem solchen Edelmuthe, m. Fr., war es wohl nicht zu verwundern: wenn sich ein himmlischer Friede in jeder Brust einfand; wenn sie, wie es in unserem Texte heißt, mit frohem Sinne lebten und dafür Gott priesen; wenn sie auch eben deshalb beliebt beim ganzen Volke waren; und wenn Gott täglich die Anzahl derer mehrte, die in dem Übertritte zu ihnen ihre Seligkeit fanden. Aber was war die Quelle all dieser Tugenden? Durch welche Mittel wurde jener so seltene, bisher noch unerhörte Geist der Liebe in den Herzen aller, die zur Gemeine Jesu gehörten, geweckt, und immer rege erhalten? — Doch warum fragen wir, da uns dies in unserem Texte selbst deutlich genug zu verstehen gegeben wird! Lesen wir nicht wiederholt, dass man das heilige Abendmahl, dieses so wirksame Mahl der Liebe, sehr fleißig angewandt habe? Sie wohnten nun fleißig, heißt es von jenen Neubekehrten, welche der Tag des Pfingstfestes zu der Gemeine Jesu hinzuthat, sie wohnten nun fleißig dem weiteren Unterrichte der Apostel bei, lebten in Gemeinschaft mit einander, und nahmen am heiligen Abendmahle und am Gebete theil. Und tiefer unten wieder: Täglich versammelten sie sich im Tempel, nahmen das heilige Abendmahl jetzt in diesem, jetzt in jenem Hause ein, und speisten nur in Gemeinschaft mit einander. Das heilige Abendmahl also, das heilige Abendmahl war es, was jenen Geist der Liebe in den ersten Christen weckte, und ihn so lange ungeschwächt erhielt, als man die Feier desselben mit Eifer fortsetzte, und noch durch keinen Missbrauch die hohe Wirksamkeit desselben hemmte. Sie werden dies begreifen, wenn ich jetzt umständlicher auseinandersetze, wie überaus schicklich das heilige Abendmahl für die Beförderung der Liebe unter uns Christen theils wirklich sei, theils doch einst **war**, oder noch **werden** kann. Nachdem ich dieses gezeigt, werde ich als Anwendung davon die Pflichten angeben, die uns bei dem Gebrauche dieser heiligen Anstalt in Hinsicht auf den Zweck der Liebe obliegen.

I. Dass die Beförderung der Liebe — nicht jener allgemeinen, die wir für jeden Menschen empfinden, — sondern vielmehr jener besonderen Liebe, mit der wir Christen uns unter einander umfassen sollen, einer der hauptsächlichsten Zwecke Jesu

bei der Einsetzung des heiligen Abendmahles gewesen: das, m. Fr., ist eine Behauptung, die unsere Kirche schon seit den ältesten Zeiten vorträgt. Und dass sie recht daran habe, verbürgt uns die Wichtigkeit dieses Zweckes. Denn, wie wir eben gesehen, nicht einmal erhalten hätte sich die erste christliche Gemeine; schon zu Jerusalem in ihrer ersten Entstehung wäre sie durch die Wuth ihrer Feinde wieder vertilgt worden, wenn ihre Mitglieder nicht durch hohe Tugenden, vornehmlich durch den Geist der Liebe sich so ehrwürdig gemacht, wenn sie durch Liebe nicht so innig verbunden mit einander gewesen, so Mann für Mann gestanden wären. Und wenn auch späterhin diese Verhältnisse sich geändert, und wenn in unseren Tagen die Erkaltung der Liebe nicht mehr den Untergang der Kirche selbst befürchten lässt: wie unglücklich sind wir doch, seit dieser Geist der Liebe von uns gewichen ist! oder vielmehr um wie viel glücklicher könnten wir sein, wenn wir einander noch eben so innig und aufrichtig liebten, wie jene ersten Mitglieder der christlichen Gemeine! Das heilige Abendmahl, gehörig angewandt, könnte in der That mehr, als wir glauben, beitragen, um diesen Geist der Liebe wieder zu uns zurückzubringen.

1. Zuerst schon darum, m. Fr., weil es, wie es das Wort selbst aussagt, ein eigentliches Mahl vorstellt, ja einst auch wirklich war und wieder werden kann. Zu einer eigentlichen Mahlzeit versammelten sich die Christen des ersten Jahrhundertes, wenn sie das Abendmahl des Herrn zu feiern willens waren, und erst am Schlusse dieser Mahlzeit ahmten sie andachtsvoll die heiligen Handlungen nach, welche sie Jesum selbst an jenem letzten Abende hatten vornehmen sehen. Es lässt sich wohl vermuthen, durch was für Missbräuche in späterer Zeit die Vorsteher der Kirche sich genöthigt finden mochten, erst zu verordnen, dass man das heilige Abendmahl immer noch vor der Mahlzeit begehe; dann vollends zu verfügen, dass diese letztere, sofern sie gemeinschaftlich und im Orte der gottesdienstlichen Versammlung selbst soll eingenommen werden, künftighin wegzubleiben habe. Doch eben so gewiss, als diese Verfügung einst nothwendig war, kann eine Zeit kommen, wo ihre Nothwendigkeit wieder wegfallen wird; eine Zeit, wo sich die Christen auf einer höheren Stufe der Bildung befinden, bei der die Missbräuche, die ehemals eingetreten, nicht mehr zu befürchten sein werden. Wird nun das heilige Abendmahl erst als ein eigentliches Mahl gefeiert: wer weiß es nicht, welch ein geschicktes Mittel Mahlzeiten sind, um Herzen, welche einander fremder geworden, wieder vertrauter zu machen,

um sie der Freundschaft und Liebe zu öffnen, um zu bewirken, dass der eine dem anderen je länger je werter und unentbehrlicher werde? Um wie viel inniger also könnten die Herzen der Christen nicht mit einander verbunden sein, um wie viel mehr Freundschaft und Liebe könnte nicht unter uns allen herrschen: wenn unsere eigene Verdorbenheit uns zur Zeit nicht hinderte, das heilige Abendmahl ganz so, wie es die Kirche wünscht, zu feiern?

2. Hiezu kömmt, m. Fr., dass dieses Mahl zugleich ein solches ist, zu dessen Theilnahme die Kirche ein jedes ihrer Glieder, wie vornehm und gering es auch immer sei, wenn es nur nicht offenbar lasterhaft ist, einladen und auch gerne zulassen muss. Denn zu dem Tische des Herrn soll nach der Absicht der Kirche ein jeder Christ erscheinen; und ohne Rücksichtsnahme auf seinen Stand und Rang, auf seine Weisheit und Gelehrsamkeit, auf sein Vermögen und auf seine Macht, selbst ohne Rücksichtsnahme auf seine Tugenden und sittlichen Verdienste soll hier ein jeder gleich behandelt, und nur derjenige allein von dem Genusse ausgeschlossen werden, der sich durch offenbar gewordene Verbrechen gebrandmarkt hat. Kann etwas schicklicher sein, als diese Einrichtung, um den Geist der Liebe unter uns aufrecht zu erhalten? Dass wir einander so kalt und unfreundlich behandeln, dass wir so wenig Mitleid für einander fühlen: woher rührt dieses anders, als nur daher, weil wir der eine den anderen nicht als unsersgleichen und als unseren Bruder betrachten; weil wir uns einbilden, viel vornehmer zu sein, als der und jener ist, um durch vertraulichen Umgang mit ihm uns zu erniedrigen; weil wir voraussetzen, dass jener andere sich etwas Besseres als wir zu sein bedünke, und im entgegengesetzten Falle, wenn wir der Hilfe bedürften, die wir jetzt ihm leisten sollen, uns wohl nicht angesehen hätte? — Das heilige Abendmahl, wenn es gehörig gefeiert wird, kann dieses unglückliche Missverständnis am allerbesten heben. Hier vor dem Throne dessen, vor dem wir alle nur Knechte, und unnützige Knechte sind, hier fühlt sich auch der Stolzeste geneigt, sich zu den Minderen freundlich herabzulassen; zumal, wenn es die Anordnung der Kirche also vorschreibt. Hier finden sich Reiche und Arme, Gelehrte und Unwissende, Herren und Knechte, Männer von der geprüftesten Tugend und schwache Anfänger im Guten unter gleichen Verhältnissen ein; sie knien all' im Staube, wie sie der Zufall den einen neben den anderen geführt hat, und ohne Unterschied erweist der Herr der Herrlichkeit dem einen wie dem anderen die Gnade, bei ihm einzukehren. Muss denn durch diese Handlung nicht das leider

nur zu sehr verwischte Bild der wesentlichen Gleichheit aller Menschen unter den Christen wenigstens von neuem aufgefrischt werden? Muss nicht der eine dem anderen durch diese heilige Handlung allmählich liebenswürdiger werden? Muss nicht von Seite der Vornehmeren jene Herablassung, die vielleicht anfangs nur als mit einer Art von Zwang und Überwindung erfolgte, durch öftere Übung leichter und endlich so zur Gewohnheit werden, dass man sie lieb gewinnt; besonders, weil die Erfahrung selbst sie lehrt, dass sie hiebei nichts verlieren, sondern vielmehr sehr wesentliche Vortheile haben? Wenn aber erst die Vornehmeren im Lande sich zu den Minderen freundlich herablassen; dann ist die beste Hoffnung vorhanden, dass sich das Band der Liebe um beide schlingen werde.

3. Vornehmlich wenn auch das dritte Stück, welches die Kirche bei dem heiligen Abendmahle schon in den ältesten Zeiten sehr weislich angeordnet hat, in seine volle Wirksamkeit tritt. Von jedem Reicheren nämlich, von jedem Wohlhabenderen wurde sehr frühzeitig gefordert, dass er nicht ohne den Schmuck eines guten Werkes vor seinem Herrn erscheine, dass er nicht komme, ohne schon eine Gabe mitzubringen, die für die Ärmeren aus der Gemeine verwendet werden soll. Und damit, wenn edlere Gründe fehlen, auch selbst die Eitelkeit das ihrige beitragen müsse, auf dass diese Gabe nicht allzu gering ausfalle, so wurde die Einrichtung getroffen, dass ein jeder, was er gab, im Angesichte aller und in die Hände des Bischofs selbst verabfolgte. Wie zweckmäßig diese ganze Anordnung gewesen, bedarf nicht erst erwiesen zu werden. Auch eine Gabe, die aus Eitelkeit entrichtet worden ist, verschafft dem Armen Nutzen; der Reiche selbst aber lernt aus dem Danke, der ihm wird, allmählich das Vergnügen, welches im Wohlthun liegt, kennen; gewöhnt sich nach und nach an die Entbehrung dessen, was in der That sehr wohl entbehrt werden kann; und gibt in der Zukunft vielleicht aus einem edleren Beweggrunde.

4. Ja, dieses erfolgt um so gewisser, da auch die vierte Anordnung besteht: dass nämlich jeder, der zum Tische des Herrn hinzutritt, durch diese Handlung selbst den stillschweigenden Eid ablegt, dass er in seinem Herzen nicht nur gar keinen Hass und Groll gegen jemanden nähre, sondern im Gegentheile alle seine Mitchristen als wahre Brüder ansehen und behandeln wolle. Durch ein besonderes Zeichen, den Kuss des Friedens nämlich, wurde in früherer Zeit dieses heilige Gelübde angedeutet. Allein ob auch dies Zeichen abge-

stellt ist, die Sache selbst wurde und konnte nie beseitigt werden; denn viel zu deutlich liegt die Forderung derselben in dem bekannten Worte unseres Herrn: „Gehe und versöhne dich zuerst mit deinem Bruder, dann komme und opfere deine Gabe!“ Also schon dadurch, dass wir hinzutreten zu dem Altare, schon dadurch legen wir das stillschweigende Bekenntnis ab, dass unser Herz versöhnt mit allen sei, und dass wir jeden Menschen, vornehmlich jeden Christen, als unseren Bruder lieb haben wollen. Dadurch aber, dass wir auf dieses Bekenntnis den Leib des Herrn empfangen, erheben wir es zu einem eigentlichen Eide. Und nun urtheile jeder, der urtheilen kann, welche gesegneten Folgen für die Beförderung der allgemeinen Liebe bloß diese einzige Verfügung haben müsste, wenn wir das Abendmahl des Herrn häufiger, als wir es jetzt thun, und doch nicht unwürdig genößen! Könnt' es auch da noch so vielen Hass und Groll, so viele Feindschaften, die oft durch Jahre, ja durch das ganze Leben hindurch recht heidnisch fortgesetzt werden, mitten in christlicher Gemeine geben? Wäre es möglich, dass ein so oft erneuerter und mit so heiligem Eide versiegelter Vorsatz, seine Mitchristen alle gleich Brüdern zu lieben, nicht endlich auch in Werke übergehen, und Handlungen hervorbringen sollte, die seiner würdig sind?

II. Doch je vortrefflicher uns auf diese Art die Anstalt des heiligen Abendmahles erscheint, m. Fr., um desto wichtiger sind auch die Pflichten, die uns in Ansehung derselben obliegen. Bei ihrer Anzeige werde ich mich kurz fassen können, weil sie sich aus demjenigen, was ich bisher gesagt, beinahe von selbst ergeben. Sollen wir nämlich mit uns zufrieden sein, so muss uns unser Gewissen das Zeugnis ertheilen, dass wir aus jeder Einrichtung bei dem heiligen Abendmahle, die noch in unseren Tagen besteht, allen den Nutzen für uns und andere ziehen, den sie gewähren kann.

1. Auch noch in unseren Tagen ist, wie wir vorhin bemerkt, das heilige Abendmahl eine Handlung, zu welcher alle Christen, ohne Unterschied des Standes und Ranges, vorgeladen werden. Benützen wir also diese so schätzbare Gelegenheit, um an den Tag zu legen, dass wenigstens wir frei von dem Vorurtheile sind, uns besser als andere Menschen zu dünken; beweisen wir, dass wir uns nicht verunehrt glauben, wenn wir hier mit dem geringsten und mit dem unwissendsten aus unseren Mitbürgern in gleiche Verhältnisse treten. Aber wie wenig ist dies bisher geschehen! Was ist gewöhnlicher, als

dass unsere Reichen und Vornehmeren, wenn sie der Feier des heiligen Abendmahles der christlichen Gottesverehrung beiwohnen wollen, nicht in den öffentlichen Tempel sich begeben, sondern in ihrer eigenen Behausung, in einer für diesen Zweck eigens eingerichteten Kapelle den Priester des Herrn berufen, auf dass er hier vornehme, was von Rechtswegen nur in voller christlichen Versammlung soll verrichtet werden? Was ist gewöhnlicher, als dass diese Reichen und Vornehmen, wenn in gewissen Ländern, so wie bei uns, ein ausdrückliches Gesetz ihre Erscheinung im Tempel an festlichen Tagen vorschreibt, hier ihre eigenen sich ausbedungenen Betstühle haben, und also ganz geschieden und abgesondert von allem übrigen Volke erscheinen? Was ist gewöhnlicher, als dass sie selbst in dem Augenblicke, wo sie zum Tische des Herrn hinzutreten wollen, auf eine gewisse Auszeichnung vor der gemeinen Menge bedacht sind; so zwar, dass sie beleidigt werden würden, wenn irgend ein armer, gemeiner Mann ihnen zur Seite sich hinknien wollte? — O, möchte doch niemand aus Ihnen, m. Fr., in diesem Geiste handeln! Möchte vielmehr ein jeder, so viel an ihm liegt, thun, dass eine so schöne Anordnung der Kirche nie durch entgegengesetzte Gewohnheit abkomme, sondern in ihrer ungeschwächten Kraft verbleiben könne!

2. Doch eine andere Anordnung, ebenso zweckmäßig, als diese, ist leider schon wirklich außer Gebrauch gekommen; ich meine die Anordnung: nie vor dem Tische des Herrn, d. h. in gottesdienstlicher Versammlung zu erscheinen, ohne eine Gabe für die Hilflosen aus der Gemeine mitzubringen. Wenn es gleich wahr ist, m. Fr., dass diese Anordnung jetzt nicht mehr in der Kraft eines Gesetzes besteht, indem die Kirche aufgehört hat, diejenigen, welche sie nicht befolgen, darüber zurecht zu weisen, und also ihr Gebot stillschweigend selbst zurückgenommen hat: so spricht doch die eigene Güte derselben fortwährend für ihre Beibehaltung; so sind wir durch die Vortrefflichkeit der Sache selbst und durch die Möglichkeit ihrer Erfüllung — auch ohne ein besonderes Gesetz — verpflichtet, sie wenigstens für unsere eigene Person zu beobachten. Oder was hindert uns, dass wir an jedem Tage einer gottesdienstlichen Versammlung, vornehmlich aber an jedem Tage, wo wir das heilige Abendmahl selbst empfangen, irgend ein Werk der Wohlthätigkeit üben? Kann es uns an Gelegenheit hiezu ermangeln? Steht er nicht da, der Kasten, der jeden Geldbetrag für wohlthätige Zwecke aufnimmt? Und wie, wenn wir durch unser Beispiel — oder in späteren Jahren, wo uns vielleicht die Verwendung dieser eingelaufenen Beträge anvertraut ist, durch eine recht

mustervolle Benützung derselben bewirken können, dass man in Zukunft häufiger in diesen Kasten spendet? — Müssten wir diese Gelegenheit dann nicht mit Freuden benützen?

3. Wir werden es; wenn wir den Geist der Liebe in uns durch eine Befolgung jener letzten Anordnung, von der ich vorhin sprach, immer von neuem angeregt, genährt und gestärkt haben werden. Die Anordnung der Kirche lautet: dass wir beim Tische des Herrn nicht nur als Theilnehmer, sondern auch selbst als bloße Zuschauer niemals erscheinen sollen, ohne erst unser Herz von allem Hass und Groll gereinigt zu haben, ohne mit allen, was Mensch heißt, so viel es von unserer Seite geschehen kann, in friedlichen Verhältnissen zu stehen, und zu geloben, dass wir vornehmlich jene Menschen, die den noch edleren Namen der Christen tragen, als unsere wahren Brüder betrachten und behandeln wollen. Glauben wir also nicht, m. Fr., glauben wir nicht, dass wir das kirchliche Gebot, das unsere Beiwohnung beim Opfer der heiligen Messe verlangt, jemals gehörig erfüllen, wenn wir an dieser Anordnung nicht halten; glauben wir nicht, genug gethan zu haben, wenn wir nur während der Zeit, da diese heilige Handlung vom Priester vorgenommen ward, im Tempel gegenwärtig waren, wenn wir nicht auch jene Gefühle und Entschließungen in uns erweckt haben, welche die Kirche hier doch so ausdrücklich und mit so vielem Rechte fordert! Glauben wir vielmehr, dass der Unglückliche, der bei dem Tische des Herrn erscheint, während noch Hass und Groll in seinem Herzen wüthen, während noch ein Feind lebt, dem er die von ihm empfangene Beleidigung nicht zu vergeben gedenkt — nicht eine heilige Handlung, sondern das größte Verbrechen begehe; nicht Jesum ehre, sondern die herrlichste Anstalt desselben entweihe; nicht seine Seligkeit, sondern sein eigenes Gericht in dem Genusse des heiligen Abendmahles fände. Denn wer den Leib des Herrn, sagt der Apostel, unwürdig isst, und unwürdig trinkt aus dem Kelche seines Blutes, der isst und trinkt sich das Gericht! O, dass dies schreckliche Wort an niemanden aus uns je in Erfüllung gehe! dass wir vielmehr ein jeder allezeit gehörig vorbereitet und durch die edelsten Gefühle der Liebe würdig gemacht hinzutreten, um den Leib des Herrn würdig zu empfangen! dass sich die tröstlichere Verheißung des Meisters selbst an uns bewähre: Wer mein Fleisch isst, und mein Blut trinkt, der findet das ewige Leben; und ich werde ihn auferwecken am jüngsten Tage. Amen.

XXX.

Das heilige Abendmahl ist ein Gedächtnismahl der Verdienste und des Todes Jesu.

(Am 3. Sonntage nach Pfingsten 1816.)

Kor. 11, 23—26.

Denn ich habe vom Herrn empfangen, was ich euch auch überliefert habe, daſs der Herr Jesus in der Nacht, in welcher er verrathen wurde, das Brot nahm, und dankte, es brach und sprach: Nehmet hin, und esset, das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird; dieses thut zu meinem Andenken! Desgleichen (nahm er) nach dem Nachtmahle auch den Kelch, und sprach: Dieser Kelch ist der neue Bund in meinem Blute; thut dies, so oft ihr trinket, zu meinem Andenken! Denn so oft ihr dieses Brot esset, und diesen Kelch trinket, sollet ihr den Tod des Herrn verkündigen, bis er kommt!

Eingang.

Eine Entdeckung von größter Wichtigkeit glauben die Gegner unserer heiligen Religion gemacht zu haben, m. Fr. wenn sie uns darthun können, daſs diese oder jene religiöse Ansicht, die wir in unseren jetzigen Tagen haben, nicht immer, nicht in der frühesten Zeit der Kirche schon stattgefunden habe. Und wirklich ist auch, nach den gewöhnlichen Begriffen von der Sache, eine Entdeckung dieser Art für keine Kleinigkeit zu erachten; sie ist ein Einwurf gegen die Wahrheit unseres Glaubens, den wir nicht aufzulösen wissen; ein Einwurf, der beweist, daſs unser bisherige Glaube, wenn auch nicht falsch, doch wenigstens auf Gründe gestützt worden sei, die wir nun unhaltbar befunden haben. Wer den gewöhnlichen Begriffen zugethan ist, muſs deshalb selbst in dem Falle, wenn alle Entdeckungen, die man bisher gemacht zu haben vorgibt, in seinen Augen nicht hinreichend erwiesen sind, doch immer in banger Erwartung stehen, daſs nicht die Zukunft vielleicht etwas ans Tageslicht bringe, was bisher unbekannt war. Nicht also, m. Fr., wer sich diejenigen Begriffe eigen gemacht hat, die ich bei Ihnen und durch Sie bei anderen zu verbreiten mich bemühe. Wer immer festhält an dem Glauben, daſs der Geist Gottes so, wie es der Stifter

unſerer heiligen Religion auf das ausdrücklichſte verſprochen, der Kirche beiſtehe bis an das Ende der Zeiten, daſs eben darum, weil er noch morgen ihr beiſtehen wird, nicht nöthig iſt, daſs er ſchon heute ihr eröffne, was ſie zu tragen vielleicht heut noch nicht fähig iſt; wer immer bedenkt, daſs eben dasſelbe Geſetz der Stufenfolge, das in der ganzen Natur beobachtet wird, auch in den Offenbarungen der Gottheit an die Menſchen ſich erweiſen müſſe, daſs es ſo manche Lehre des Chriſtenthums gibt, die erſt in ſpäteren Jahrhunderten zum Vorſchein kommen muſste, hat es in Wahrheit von ihr gelten ſollen, daſs ſie zu rechter Zeit erſcheine; wer immer einſieht, daſs gerade darin der größte Vorzug unſerer heiligen Religion vor jeder anderen beſtehe, daſs ſie die einzige des Wachsthums und der Vervollkommnung nach den Bedürfniſſen der Menſchen fähig iſt: der wird es nicht befremdend finden, wenn man ihm darthut, daſs gewiſſe Anſichten, die wir jetzt haben, früher noch nicht vorhanden geweſen. Er frägt nur: ob ſie jetzt allgemein ſind; und wenn ſich dieſes findet, ſo iſt er ſchon überzeugt, daſs der Geiſt Gottes uns auf ſie geleitet habe. Wer ſo denkt, m. Fr., der kann es ruhig anhören, wenn einige Gelehrte neuerer Zeit behaupten: daſs unſer Herr, als er das letzte Abendmahl mit ſeinen Jüngern einnahm, gar nicht die Abſicht gehabt habe, hier etwas vorzunehmen, was man zum Andenken an ihn bis in die ſpäteſte Zeit nachahmend fortſetzen ſollte. Geſetzt, dies wäre ſo; geſetzt, die menſchliche Natur unſeres Erlöſers Jeſu hätte mit jenen Handlungen, die er am letzten Abendmahle vornahm, nicht die beſtimmte, deutlich gedachte Abſicht verbunden, hier eine Feierlichkeit zu ſeinem Andenken auf ewige Zeiten zu veranlaſſen: was würde denn hieraus Nachtheiliges folgen? Hätte der göttliche Geiſt gefehlt, wenn er in ſpäterer Zeit die Kirche angeleitet, dieſe Handlung des Erlöſers zu all dem Guten zu benützen, dazu ſie fähig iſt; wenn er ſie gelehrt, aus dieſer Handlung durch geſchickte Nachahmung derſelben eine Feierlichkeit zu veranſtalten, die unter anderen erſprießlichen Zwecken auch zu dem Zwecke des dankbaren Andenkens an Jeſum dienen ſoll, und wirklich dient? — Kann dies dem Willen Jeſu vielleicht zuwider ſein? Hat er es nicht verdient, daſs wir ſeiner ſtets mit dankbarem Gemüthe eingedenk ſind? — Doch, wenn der Bericht verläſſig iſt, den uns der heilige Apoſtel Paulus in dem geleſenen Texte ertheilt; alſo hat ja der Herr bei jenem letzten Abendmahle ſogar mit ausdrücklichen Worten bemerkt, daſs er jetzt eine Handlung vornehme, die wir zu ſeinem Andenken für immer nachahmen ſollen. „Dies thut zu meinem Gedächtniſſe," ſpricht

er; und wieder: „Dies thut, so oft ihr trinket, zu meinem Andenken.“ Und was hier Paulus erzählt, das mussten sich auch die übrigen Apostel alle so vorgestellt haben; denn alle hielten es für ihre Pflicht, die geheimnisvolle Handlung, welche sie ihren Meister an jenem letzten Abende vornehmen sahen, in ihren gottesdienstlichen Versammlungen nachahmend zu erneuern. Lässt es sich denken, dass sie die Absicht ihres Herrn alle ganz missverstanden haben? So undenkbar dieses ist, so sicher können wir sein, dass wir der Absicht unseres Erlösers nicht entgegen handeln, wenn wir die feierliche Handlung, die er beim Abschiede von seinen Jüngern vornahm, auf eine schickliche Art noch jetzt nachahmen, und zwar zum Andenken an ihn nachahmen. Das heilige Abendmahl aus dem Gesichtspunkte eines Gedächtnismahles Jesu umständlicher zu betrachten, ist eben die Aufgabe, die wir uns neulich schon für unsere heutige Versammlung festsetzten. Um diese Betrachtung recht ersprießlich einzurichten: erwägen wir zuerst, wie überaus wichtig der Zweck eines öfteren lebhaften Andenkens an den Erlöser sei; dann wie geschickt und brauchbar die Anstalt des heiligen Abendmahles zu diesem Zwecke sei; endlich wie noch viel brauchbarer dieselbe bei einer besseren Einrichtung theils schon gewesen ist theils wieder werden kann. Ich werde mich bei jeder von diesen drei Erörterungen so kurz als möglich zu fassen suchen.

Abhandlung.

I. Auch wenn es wahr ist, m. Fr., dass unser Herr und Heiland Jesus bei seinem letzten Abendmahle ausdrücklich anbefohlen hat, dass man sein Andenken auch bei der spätesten Nachwelt feiere; auch wenn er in der That ganz so gesprochen hat, wie der Apostel Paulus von ihm in unserem Texte erzählt: auch da noch verdient er nicht im geringsten den Vorwurf einer eitlen Ruhmgierde, verdient keineswegs den Verdacht, dass er um seinetwillen nur gewünscht habe, von uns gekannt und bewundert zu werden. Ach, für uns selbst ist es nöthig, dass wir ihn kennen und seiner stets eingedenk leben! Denn nicht Ihm — der unseres Andenkens in jenen höheren Gegenden wahrlich nicht mehr bedarf — sondern uns selbst bringt es die allerwichtigsten, die größten Vortheile, öfters und auf die gehörige Art an Ihn gedacht zu haben.

1. Und dies zwar erstlich schon darum, weil er das Muster der größten Vollkommenheit ist, die nur ein Sterblicher erreichen kann. Der Wunsch, stets vollkommener zu werden, findet sich wohl bei einer großen Menge von Menschen; er ist, so hoffe ich, bei Ihnen allen vorhanden. Aber wie wenige, — ich sage nicht, erreichen dies Ziel, sondern wie wenige — nähern sich nur demselben! machen von Zeit zu Zeit nur entschiedene Fortschritte in ihrer Weisheit, in ihrer Tugend, in ihrer Glückseligkeit! Was ist denn hieran schuld? Was könnte es anderes sein, als der Umstand, dass wir die rechten Mittel nicht brauchen? Wie vieles lesen und lernen wir nicht, um unseren Verstand zu üben, und mit den Grundsätzen, welche zur Tugend und Glückseligkeit führen. immer bekannter zu werden! Aber, dass ich es aufrichtig gestehe, die Regeln der Tugend, die trockenen Regeln allein richten sehr wenig aus, m. Fr., so lange uns noch kein lebendiges Bild, das diese Regeln alle an sich verwirklicht hat, vor den Augen schwebt. Ein solches Bild bedürfen wir; und vergebens sehen wir uns nach einem Sterblichen um, der es uns geben könnte, so lange wir unsere Blicke nicht auf Jesum hingerichtet haben. Er ist der Einzige. der ohne Fehler war. Ihn, diesen Jesum, so genau als möglich kennen zu lernen; nicht seine Thaten bloß, sondern den Geist, der sich aus diesen Thaten ausspricht, gehörig aufzufassen; sich mit der ganzen Art, wie er zu denken, zu fühlen und zu handeln pflegte, immer vertrauter zu machen; sich ein so lebhaftes und so vollständig ausgemaltes Bild von diesem besten aller Erdensöhne, als man nur immer vermag, zu verschaffen: das, m. Fr., das ist der wahre, leider so selten betretene Weg, der in der kürzesten Zeit zu dem Besitze der Weisheit, zur Tugend und zur Glückseligkeit führt! Denn es ist unmöglich, Jesum zu kennen, und ihn nicht lieb zu gewinnen; es ist nicht möglich, sich einen richtigen Begriff von ihm gebildet zu haben, und nicht alsbald einzusehen, dass bei einer solchen Art zu denken, zu fühlen und zu handeln der Mensch unleugbar am vollkommensten sei und sich am glücklichsten fühle; es ist nicht möglich, sich ein lebhaftes Bild von unserem Jesu, wie er einst war, entworfen zu haben, und nicht den Wunsch zu fühlen, dem Bilde ähnlich zu werden, ja nicht schon während der bloßen Erzeugung dieses Bildes mehrere Züge desselben sich glücklich angeeignet zu haben.

2. Besonders auch darum, m. F., weil die Person dieses Jesu uns alle so nahe angeht, weil er die größten Ver-

dienste sich um uns alle erworben. Denn Jesus von Nazareth ist nicht etwa ein Mann, der zwar das Urbild der Vollkommenheit in seiner eigenen Person verwirklicht, aber gehindert durch seine Verhältnisse nichts Großes außerhalb seiner zustande gebracht. Er hat gewirkt, wie noch kein anderer; und sein wohlthätiger Einfluss erstreckt sich selbst bis auf uns: wir alle genießen die Früchte seiner Arbeit. Wir alle können mit größter Wahrscheinlichkeit sagen: „Selbst dass wir leben, haben wir ihm zu danken!" Denn wenn nicht Er durch seine Lehre die rohen Sitten unserer Vorfahren gebändigt, sie nicht die Pflicht gelehrt, gesellig und friedfertig neben einander zu wohnen, das Leben des Menschen in Ehren zu halten, Kinder, auch wenn sie krank und schwächlich sind, mit liebender Sorgfalt aufzuerziehen: wer bürgt uns dafür, dass unser Leben gefristet, ja dass es uns auch nur gegeben worden wäre? Und ward es ihm etwa leicht, dies wohlthätige Licht der Aufklärung auf Erden anzuzünden? Musste er sein Leben nicht in der Blüte der Jahre beschließen? ja, für die größte Wohlthat, welche dem menschlichen Geschlechte jemals erwiesen worden ist, gleich einem Missethäter sich an das Kreuz schlagen lassen? Welcher gefühlvolle Mensch kann dies erwägen, m. Fr., ohne den Eifer zur Tugend in sich verstärkt zu fühlen, ohne sich vorzuwerfen, dass er sich der Verdienste, die Jesus um ihn hat, noch nicht genug würdig beweise, dass er noch immer so manche Unvollkommenheiten habe, die er durch eine eifrigere Benützung der Lehren Jesu längst schon könnte abgelegt haben?

3. Doch Jesus ist nicht nur der beste aus uns allen, und unser größte Wohlthäter; sondern Gott hat ihn eben darum auch zu unserem Richter bestellt. In diesem Umstande liegt noch ein dritter Grund, weshalb das öftere Andenken an ihn von den gesegnetsten Folgen sein muss. Wir wünschen doch alle, nicht bloß in der kurzen Zeit unseres irdischen Aufenthaltes glücklich zu sein: sondern ganz vornehmlich in jenem künftigen Leben, das die Vernunft vermuthet und der Glaube bestätigt, das Los der Seligen zu finden. Erfahren wir aber schon hier auf Erden, wo doch der Bosheit meistens die Obermacht eingeräumt ist, dass sich der Lasterhafte nie wahrhaft glücklich befinde, und dass der sicherste Weg zum Glücke doch immer der der Tugend bleibe: um wie viel sicherer können wir dies in jener anderen Welt erwarten, in welcher eine gereiftere Einsicht uns in den Stand setzen wird, eine weit zweckmäßigere Verfassung als alle gegenwärtigen unter uns einzuführen? Doch dass uns hierüber nicht der geringste Zweifel übrig bleibe; so lehrt uns das Christenthum: dort oben sei es unser Herr Jesus

selbst, in dessen Händen sich die höchste Macht befindet, dort widerstehe ihm niemand, dort ordne er alles an nach seinem Gutbefinden, und von ihm selbst werde dort einem jeden das Los, das er verdient, angewiesen. So haben wir also an Jesu nicht bloß ein Muster, das uns die hohe Vollkommenheit zeigt, welche der Mensch zu erreichen vermag: sondern auch einen Richter, der uns Rechenschaft abfordern wird, warum wir hinter dieser Vollkommenheit so weit zurückgeblieben sind; einen Richter, der uns mit strengem Ernste bestrafen wird, wenn wir sein Beispiel gekannt, und doch nicht nachgeahmt, wenn wir gewusst, nach welchen Grundsätzen er selbst gelebt habe, und doch entgegengesetzte noch immer beibehalten haben. Ich überlasse es nun Ihrem eigenen Urtheile, m. Fr., aus allem diesen zu entscheiden, von welchen gesegneten Folgen das öftere Andenken an unseren Herrn für einen jeden sein müsste, der von ihm richtige Begriffe hat. Sie werden es gewiss nicht übertrieben finden, wenn ich sage: dass niemand, niemand, der oft an Jesum denkt, und auf die gehörige Art, lasterhaft sein, lasterhaft bleiben könne; dass vielmehr jeder, der das Gedächtnis Jesu ehrt, in aller Art sittlicher Vollkommenheit die schnellsten Fortschritte machen, und wenn auch **nie** ihm völlig **gleich** werden, doch immer mehr Ähnlichkeit mit ihm bekommen müsse.

II. Wenn sie dies einsehen, m. Fr., so wird es mir ein leichtes sein, Ihnen einleuchtend zu machen, von welcher hohen Wichtigkeit die Feier des heiligen Abendmahles bloß aus dem Grunde sei, weil es das Andenken Jesu in uns erneuert. Erwägen sie nur, wie schicklich dieses heilige Mahl für die Erreichung dieses wohlthätigen Zweckes selbst nach derjenigen Einrichtung sei, in welcher es auch noch in unseren Tagen besteht.

1. Es ist fürs erste schon darum ein überaus schickliches Mittel, in uns das Andenken Jesu zu wecken, weil es die wirkliche Nachahmung einer von seinen Handlungen, und zwar die Nachahmung einer von jenen Handlungen ist, welche uns seine Liebe zu uns, und seine Verdienste um uns auf das anschaulichste darstellen. Wer bei der Feier des heiligen Abendmahles auch nur als Zuschauer zugegen sein könnte, ohne an Jesum zu denken: der müsste in der That eins von beidem sein — entweder ein Mensch, der von den Lehren des Christenthums und von demjenigen, was hier geschieht, gar keine Kennt-

nis hat; oder er müsste zu den zerstreutesten und gedankenlosesten Menschen, die es nur geben kann, gehören. Denn hier wird nicht nur von Jesu gesprochen und erzählt, sondern selbst eine von seinen Handlungen wird hier nach allen ihren äußeren Merkmalen, so weit die ersten Beobachter derselben sie aufgefasst, und uns berichtet haben, körperlich nachgeahmt. Und diese Handlung ist — die letzte feierliche Handlung, durch welche der Herr mit wehmüthiger Rührung Abschied von seinen Jüngern nahm! Sollte es möglich sein, an diese Handlungen zu denken, sie sogar körperlich dargestellt zu sehen ohne erinnert zu werden an jene Ursache, aus der sich unser Herr damals genöthigt sah, Abschied von seinen Jüngern zu nehmen; d. h. ohne erinnert zu werden an den Erlösungstod, den unser Herr aus bloßer Liebe zu uns allen am Stamme des Kreuzes starb? — Und welch ein Beweis seiner Liebe war schon diese Handlung selbst! Denn nicht gewöhnliches Brot, auch nicht gewöhnlicher Wein war das, was seine Hand den Freunden darreichte mit den bedeutungsvollen Worten: Das ist mein Leib! — Das ist mein Blut! — nein! eine Speise reichte er ihnen, und einen Trank, der ihrem Geiste Nahrung zum ewigen Leben gewährte; er war es selbst, der sich ihnen zur Speise hingab, und in sie übergieng.

2. Doch diese wichtige Wahrheit enthält schon einen neuen Grund, aus welchem wir einsehen können, wie überaus schicklich das heilige Abendmahl zu dem Zwecke sei, das Andenken Jesu in uns mit möglichster Lebhaftigkeit zu erwecken. Es wird hier nicht bloß von ihm gesprochen und erzählt; es werden hier nicht bloß gewisse Handlungen, die er einst selbst gethan, andachtsvoll nachgeahmt: sondern — was das unglaublichste ist — er würdigt uns, selbst in unserer Mitte zu erscheinen; er ist zugegen, obgleich nicht mehr in sichtbar menschlicher Gestalt, sondern verborgen unter den gesegneten Gestalten jener Stoffe, die wir als Speise in uns aufnehmen wollen. Unstreitig, m. Fr., unstreitig kann es im ganzen unendlichen Reiche der Möglichkeit kein wirksameres Mittel geben, unsere zerstreuten Gedanken zu sammeln und bei Jesu festzuhalten, als dies sein wirkliches Erscheinen unter uns; kein Mittel, das wirksamer wäre, weil keines möglich ist, das uns noch eine strengere Verbindlichkeit, an ihn zu denken, auflegen könnte. Wer auch beim heiligen Abendmahle, auch hier, wo Jesus selbst zugegen ist, noch an etwas anderes denken kann, als ihn allein, und was auf ihn sich bezieht; wer auch noch hier sich willkürlicher Zerstreuung hingeben kann: der muss nur ein Verächter des Christenthums, nur ein Verächter Jesu, und ein bös-

denkender Mensch sein; denn jeder Gute würde besorgen, die Würde Jesu zu entweihen, wenn er in einer Stunde, in der er uns seine wahrhafte Gegenwart schenkt, nicht an ihn selbst, sondern an fremdartige Dinge dächte.

3. Doch es ist nicht genug, dass wir an Jesum nur überhaupt denken; sondern es kömmt erst alles darauf an, von welcher Beschaffenheit unser Nachdenken über ihn sei. Und da leuchtet wohl ein, m. Fr., dass nur ein solches Nachdenken über unseren Herrn recht zweckmäßig sei, das uns mit seiner Person immer genauer bekannt macht. Gerade von der Art ist auch das Nachdenken, welches die Kirche während der Feier des heiligen Abendmahles bei uns anzuregen sucht, wenn sie verordnet, dass man uns abwechselnd verschiedene Abschnitte aus der Geschichte unseres Herrn vorlesen möge. In dieser Anordnung liegt eben der dritte Grund, der uns berechtigt zu sagen, dass das heilige Abendmahl ein ganz vortreffliches Mittel sei, um das Gedächtnis Jesu auf fruchtbare Art zu begehen. Denn unleugbar ist es eine der größten Wohlthaten, für die wir der Fürsehung Gottes nicht genug danken können, dass sie uns nicht nur — erst Jesum selbst geschenkt, sondern dann auch vier so ausführliche, so treue und so glaubwürdige Lebensbeschreibungen von ihm gegeben hat, wie wir dergleichen sonst von keinem anderen Manne so früher Zeit besitzen. Aber was hälfe es uns, diese vier Evangelien zu haben, wenn wir sie ungelesen ließen? Damit dies nicht geschehe; damit auch derjenige, den eine Art von Trägheit abhält, in seiner eigenen Behausung öfters im Worte Gottes nachzulesen, — auch jeder, der nicht Kenntnisse genug besitzt, um zu verstehen, was er liest genauer bekannt werden könne mit dem schätzbaren Inhalte dieser Bücher: so haben die Vorsteher der Kirche Gottes verordnet, dass man bei jeder gottesdienstlichen Versammlung kurz vor der Feier des heiligen Abendmahles den einen oder den anderen Abschnitt aus der Geschichte Jesu lese, dass dieser Abschnitt sodann auch in die herrschende Landessprache getreu übertragen und auf das deutlichste ausgelegt und erläutert werde. So die Verordnung der Kirche, wie sie noch jetzt in aller Rechtskraft besteht. Und würde nur diese Verordnung gehörig beobachtet werden; würden die wenigen Abschnitte nur, die von der Kirche ausdrücklich vorgeschrieben sind, dem Volke recht erklärt: um wie viel vollkommener müsste schon da die Kenntnis sein, die wir von Jesu haben; und — was eine Folge ist — um wie viel inniger müsste er geliebt, um wie viel

allgemeiner und wie weit glücklicher auch von uns nachgeahmt werden!

III. Was müsste erst geschehen, wenn die jetzt lebenden Vorsteher der Kirche sich entschließen könnten an jenen Einrichtungen die ihre Vorfahren im Amte vor Jahrhunderten getroffen, einige Abänderungen, welche die Zeit nothwendig macht, anzubringen; nicht etwas ganz Neues zu thun, sondern nur etwas, das schon längst war, mit passender Veränderung wieder einzuführen! Wir können nicht hoffen, dass dieses je geschehen werde, m. Fr., wenn nicht die Mitglieder höherer Stände erst hierüber einstimmig denken. Und daher muss ich denn, um wenigstens Sie hierüber mehr in Übereinstimmung zu bringen, noch einige Worte über die nöthige Abänderung sagen, die bei der Feier des heiligen Abendmahles angebracht werden sollte, um es für den Zweck eines Gedächtnisses Jesu noch tauglicher zu machen.

1. Man sollte sich, behaupte ich zuerst, bei dieser heiligen Handlung durchaus nur einer Sprache bedienen, von der sich voraussetzen lässt, dass sie von allen Anwesenden verstanden werde; und diese überhaupt zu einer thätigeren Theilnahme, als sie jetzt stattzufinden pflegt, veranlassen. Was ich hier verlange, m. Fr., war in der frühesten Zeit schon da. Nur in der Landessprache wurde der christliche Gottesdienst ehedem verrichtet; und schon an jenem Feste der Pfingsten, an dem die Predigt des Christenthums eben eröffnet wurde, zeichnete sich die Gemeine Jesu durch die eben so kühne als heilsame Neuerung aus, dass sie es wagte, die Großthaten Gottes in allen Sprachen zu preisen, von welchen Zuhörer zugegen waren. Erst später, erst nach Jahrhunderten drang das höchste Oberhaupt der Kirche darauf, dass man den Gottesdienst in allen Gegenden der Erde nur in einer und eben derselben Sprache, in der lateinischen, verrichten möge. Ich leugne gar nicht, dass ihn zu dieser Anordnung sehr wichtige Gründe bewogen; und noch gewisser ist mir, dass der Geist Gottes diese Verfügung der Menschen absichtlich zugelassen habe, um daraus Gutes — ja, überschwenglich viel Gutes herzuleiten. Denn dass die Verpflanzung der lateinischen Sprache in alle Länder und zu allen Völkern, welchen das Christenthum gepredigt worden ist, die wohlthätigsten Wirkungen hervorgebracht habe, und unumgänglich nöthig gewesen sei, um ihre Aufklärung zu befördern: wird kein Vernünftiger in Zweifel ziehen. Aber nur jetzt, glaube ich, ist diese Nothwendigkeit nicht mehr

vorhanden; das heilige Abendmahl aber, und der ganze christliche Gottesdienst würde in aller Rücksicht überaus viel gewinnen, wenn man in jedem Lande sich der veredelten Sprache des Volkes dabei bedienen dürfte. Während der größte Theil des Volkes jetzt einen gedankenlosen Zuschauer und Zuhörer macht, der nicht versteht, was hier gesprochen und verhandelt wird, der also auch, wie der Apostel schon bemerkte, nicht dazu Amen sagen, d. h. nicht daran theilnehmen kann aus ganzem Herzensgrunde: würde im Gegentheile dann jeder die vollste Befriedigung finden, jeder erbaut durch den Inhalt der laut und mit gerührtem Herzen gesprochenen Gebete und Lobpreisungen Gottes. Nun würde es möglich sein, alle, die anwesend sind, und sich als Christen betragen, beiläufig eben so, wie es schon in der ersten Kirche geschah, werkthätig theilnehmen zu lassen an allen Handlungen, die hier verrichtet werden. Und wie viel lebhafter — um jeden anderen Vortheil für jetzt zu übergehen — um wie viel lebhafter würde dann nicht das Andenken an unseren Herrn in jeder gottesdienstlichen Versammlung werden müssen! Wie viel mehr Anlässe, an ihn zu denken; wie viel mehr Aufforderung dazu würde es jetzt für jeden Anwesenden geben!

2. Und vollends dann, m. F., wenn man auch diese zweite Abänderung noch träfe: dass man der Abschnitte aus dem Worte Gottes mehrere, dass man besonders die vier heiligen Evangelien nach und nach ganz dem Volke vorlesen und auslegen ließe. Ich bin zwar keineswegs der Meinung, die sich bei unseren christlichen Glaubensverwandten wahrscheinlich nur aus Übertreibung ausgebildet hat, dass es ersprießlich, ja wohl gar nothwendig sei, jene heiligen Bücher, die wir das niedergeschriebene Wort Gottes nennen, nach ihrem ganzen Inhalte dem Volke vorzulegen. Es ist so manches in diesen Büchern, was für die große Menge wenigstens ganz ohne Nutzen ist; es ist so vieles da, was sich vor einer gemischten Gemeine und in gottesdienstlicher Versammlung auf keinen Fall ohne Verletzung des Anstandes vortragen lässt. Aber nach Ausscheidung von diesem allen — wie vieles, und überaus vieles bleibt nicht noch übrig, was so vortrefflich ist, dass es dem christlichen Volke durchaus und unter keinem Vorwande hätte entzogen werden sollen! Was für ein Schatz von den lehrreichsten Sittensprüchen und von den köstlichsten Klugheitsregeln! Wie viele Erzählungen und Begebenheiten, die zu den wichtigsten Betrachtungen Veranlassung geben! Und — weil ich jetzt nur von der Beförderung des Andenkens an unseren Herrn sprechen soll — wie viele Reden und Thaten von ihm, die

bei der jetzigen Einrichtung dem größten Theile der Christen leider sein ganzes Leben hiedurch unbekannt bleiben, sind durch den Fleiß seiner Geschichtsschreiber und durch die Fürsorge Gottes in den vier Evangelien noch zu finden! Kann er es billigen, der Herr, muss er nicht zürnen über uns, dass wir den Menschen nicht alles, alles bekannt machen, was wir von ihm noch wissen? Ist denn nicht alles, was von ihm kömmt, reich an Belehrungen, erbaulich, herzerhebend, unübertroffen und unübertrefflich? Ist auch nur eine Zeile — in unseren sämmtlichen vier Evangelien nur eine — die nicht belehrend, und für jederman belehrend werden könnte, wenn sie gehörig ausgelegt wird? die es nicht wert wäre, dass wir in unseren gottesdienstlichen Versammlungen sie lesen? — So denke ich wenigstens, m. Fr.; doch es kann sein, dass ich mich irre. Wir Menschen thun unsere Pflicht, wenn wir nur handeln nach unseren Einsichten. Mir liegt die Schuldigkeit ob, so viel ich es nach meinen schwachen Kräften vermag, darauf zu dringen, dass die vorhin erwähnten Abänderungen einmal zustande kommen möchten, weil ich mich überzeugt halte, dass sie Verbesserungen wären. Er, der das Ganze überschaut, der Allwissende, weiß es allein mit völliger Gewissheit, was wirklich besser ist, und wird es einführen zu seiner Zeit trotz allem Widerstande! — Ringen wir also rastlos nach dem, was wir für gut und heilsam erachten: doch den Erfolg unserer Bemühungen stellen wir Ihm anheim! So wird geschehen, was recht ist. Amen.

XXXI.

Das heilige Abendmahl ist ein Mahl der Gnade.

(Am 4. Sonntage nach Pfingsten 1816.)

Joh. 6, 47–57.

Wahrlich, wahrlich sag' ich euch, wer an mich glaubt, der hat das ewige Leben! Ich bin das Brot des Lebens. Eure Väter haben das Manna in der Wüste gegessen, und sind gestorben. Dieses aber ist das Brot, welches vom Himmel herabgekommen ist, damit, wer davon isset, nicht sterbe. Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel herabgekommen ist. Wer von diesem Brote isst, der wird leben in Ewigkeit; das Brot aber, welches ich geben werde, ist mein Fleisch für das Leben der Welt. Da stritten die Juden unter einander, und sprachen: Wie kann uns dieser sein Fleisch zu essen geben? Jesus aber sprach zu ihnen: Wahrlich, wahrlich sag' ich euch, wenn ihr das Fleisch des Sohnes nicht essen und sein Blut nicht trinken werdet, so werdet ihr das Leben nicht in euch haben! Wer mein Fleisch isst, und mein Blut trinkt, der hat das ewige Leben; und ich werde ihn am jüngsten Tage auferwecken. Denn mein Fleisch ist wahrhaftig eine Speise, und mein Blut ist wahrhaftig ein Trank. Wer mein Fleisch isst, und mein Blut trinkt, der bleibt in mir, und ich in ihm.

Eingang.

Wenn man von irgend einer Gnade, welche uns Gott durch Jesum erwiesen hat, m. Fr., den Menschen vorwerfen kann, dass sie recht undankbar sich gegen sie betragen: so ist dies ohne Zweifel die hohe unschätzbare Gnade, nach der uns Jesus bei jeder Feier des heiligen Abendmahles uns seine Gegenwart zu schenken würdiget. Noch war die heilige und gnadenreiche Anstalt nicht einmal eingesetzt; noch hatte der göttliche Stifter derselben, um von ihm menschlich zu reden, erst nur erfahren wollen, wie beiläufig sie von den Menschen einst beurtheilt und behandelt werden dürfte; noch hatte er sich zu diesem Endzwecke nichts anderes erlaubt, als nur gelegenheitlich einst in einem seiner religiösen Volksvorträge einige Worte fallen zu lassen, die man so auslegen konnte, als ob er sein eigenes Fleisch und Blut uns Menschen einst zum Genusse mittheilen wolle: und siehe, wie

undankbar ward schon dieses erste liebevolle Anerbieten nicht sowohl aufgenommen, als vielmehr zurückgestoßen! Wie thöricht oder wie boshaft missdeutete man, was er in dunklen Ausdrücken versprach! Mit welchem Leichtsinne entschlossen sich sogar ein und der andere, die seine Anhänger bisher gewesen waren, um dieser einzigen ihnen nicht recht verständlichen Äußerung wegen ihn zu verlassen, ihn, der doch der Einzige Worte des Lebens bei sich hatte! Wie kann uns, riefen sie, als er von dieser gnadenreichen Anstalt kaum zu reden angefangen hatte, wie kann uns dieser seinen Leib zur Speise geben? — Die Thoren bedachten nicht, dass der weiseste der Menschen keineswegs verspreche, sein Fleisch und Blut in der gewöhnlichen Gestalt zur Nahrung hinzugeben. Kaum also hatte er zum zweitenmale versichert, er sei im Ernste gesonnen, seinen Leib zu einer Art von Nahrung für die Seele, wie auch zu einem Mittel der Vereinigung mit ihm zu machen: als man sogleich das übereilte Urtheil aussprach: dies wäre Unsinn, und man wäre losgezählt von aller Pflicht, ihn ferner anzuhören! „Von dieser Zeit an," heißt es im Evangelio, „verließen ihn viele seiner Schüler und kehrten nicht mehr wieder." — So ungebürlich, m. Fr., so ungebürlich war das Betragen der Menschen, als Jesus ihnen so eben kund werden ließ was Großes er einst für sie zu thun gedenke. Wie noch weit ungebürlicher ward ihr Betragen seitdem, da sich der gnädigste aus allen Sterblichen durch jenen gleich anfangs erfahrenen Undank nicht abschrecken ließ, alles in Wirklichkeit zu setzen, was er versprochen hatte! Ich schweige von den entehrenden Gerüchten, die sich einst die Heiden so straflos — in Rücksicht des heiligen Abendmahles — wider uns auszustreuen erlaubten; ich schweige von jenen schändlichen Vorstellungen, die sie von dieser heiligen Handlung so gerne allgemein geltend gemacht haben würden: ihnen gereicht der Umstand, dass sie die wahre Beschaffenheit dieser Anstalt nicht kannten, zu einiger Entschuldigung. Aber was soll man sagen von den Verlästerungen, die dieses Gnadenmahl noch heute von so viel Tausenden erfährt, die doch auf Bildung und Aufklärung den größten Anspruch machen wollen? Was soll man sagen, wenn diese Menschen die Feier des heiligen Abendmahles den gröbsten Aberglauben, die unvernünftigste Abgötterei, die jemals stattgefunden hat, nennen? wenn sie behaupten, dass man erst seine Vernunft gänzlich verleugnet haben müsse, bevor man das annehmen könne, was die katholische Kirche, genau sich haltend an die Aussprüche Jesu, von dieser Anstalt lehrt? — Doch es ist zweifelhaft, m. Fr., ob die Beschuldigungen, die aus dem

Munde offenbarer Gegner des Christenthums kommen, oder ob nicht vielleicht der Geist der Trägheit und Gleichgiltigkeit, womit selbst Christen dieses so unschätzbare Vermächtnis ihres Meisters behandeln — die schwerere Beleidigung, der größere Undank sei. So viel ist ausgemacht, dass jeder gut denkende Mensch bestrebt sein müsse, um sowohl dem einen als dem anderen Unfuge, so viel er es vermag, zu steuern. Das ist denn auch der Zweck, den ich mir heute vorgenommen habe. Ich will versuchen, die Würde, welche das heilige Abendmahl als ein Mahl der Gnaden besitzt, in ihr gehöriges Licht zu stellen. Ich will zuerst beweisen: dass alles, was unsere Kirche von Jesu segensreicher Gegenwart in diesem heiligen Mahle lehrt, die Billigung einer richtig urtheilenden Vernunft verdiene; und dann in möglichster Kürze die Pflichten darstellen, die solch ein Mahl der Gnaden uns eben durch seine Vortrefflichkeit auflegt. Möge es mir gelingen, einen so wichtigen und erhabenen Gegenstand nach Würde abzuhandeln!

Abhandlung.

Gern will ich zugeben, dass manche einzelne Glieder unserer katholischen Kirche, vielleicht selbst einige, die zu dem Stande der Lehrer gehörten, über die Gegenwart unseres Herrn im heiligen Abendmahle in solchen Ausdrücken sich geäußert, die sich nicht rechtfertigen lassen. Nicht, was die einzelnen lehren, sondern nur das, was die gesammte Kirche selbst zu glauben vorstellt, das unternehme ich jetzt zu vertheidigen; denn das nur finde ich den Forderungen unserer Vernunft sowohl als auch den Bedürfnissen unseres Herzens auf das vollkommenste entsprechend. Auch Sie werden nicht anders urtheilen können, m. Fr., wenn Sie die Darstellung, die ich jetzt geben werde, mit unbefangenem Gemüthe auffassen wollen.

1. In den Gestalten des Brotes und Weines — das ist die erste Behauptung der Kirche — in den Gestalten des Brotes und Weines ist von dem Augenblicke an, da sie die Segnung des Priesters empfangen, bis zu der Zeit, da sie auf irgend eine Art zerstört werden, Christus als Gott und Mensch wahrhaft und wesentlich zugegen. So viele Bedenklichkeiten wir auch gegen die Möglichkeit dessen, was hier gesagt wird, haben; sie verschwinden doch alle, sobald wir uns des einzigen Umstandes erinnern: dass die Kirche keineswegs bestimme und

bestimmen könne welche von den zwei möglichen Bedeutungen, die das Wort „Gegenwart" hat, hier jeder annehmen müsse. Wir pflegen nämlich zu sagen, dass ein Ding gegenwärtig sei an einem Orte, sowohl wenn dieser Ort durch das Ding ausgefüllt wird, als auch, wenn es nur eine vorzügliche Wirksamkeit an diesem Orte, es sei unmittel- oder mittelbarerweise, äußert. In welcher von diesen zwei Bedeutungen Christus zugegen sei in den gesegneten Gestalten des heiligen Abendmahles, das hat die Kirche nie entschieden; das wäre auch, wenn sich hierüber eine allgemein gleichlautende Meinung unter den Mitgliedern der Kirche nachweisen ließe, nicht als ein Glaubenssatz zu betrachten, weil es etwas ganz Gleichgiltiges betrifft. Denn nur daran allein, ob Jesus auf uns wirkt durch die gesegneten Gestalten, und dies zwar wohlthätig, nur daran allein ist uns gelegen; ob dieses aber dadurch, dass er den Raum dieser Gestalten ausfüllt, oder auf irgend eine andere Art geschehe, sollte uns das nicht völlig gleichgiltig sein? Gleichwohl gibt uns die Kirche selbst den Wink, dass wir vernünftigerweise nicht das erstere, sondern das letztere annehmen sollten. Denn Christus, sagt sie, ist als Gott und Mensch zugleich in den gesegneten Gestalten gegenwärtig. Die Gottheit aber, das wissen wir doch durch die Vernunft sowohl als auch durch die Belehrung der Kirche, die Gottheit ist im Raume nie auf die Art gegenwärtig, dass sie ihn ausfüllte. So nehmen wir also ein gleiches auch von der Menschheit Christi an; setzen wir fest, dass jene Gegenwart Christi, welche die Kirche im heiligen Abendmahle behauptet, nichts anderes sei und sein sollte, als eine Wirksamkeit Christi durch die Gestalten, die des Priesters frommer Segen einweiht; fügen wir bei, dass diese Wirksamkeit nicht eben eine unmittelbare sein müsse, sondern dass sie sich immerhin aller derjenigen Mittelkräfte bedienen könne, die unserem Herrn in seinem jetzigen Zustande der Erhöhung, ja die Gott selbst nur zu Gebote stehen: und wir werden nun kühn jederman auffordern können, dass er in diesem Glauben uns etwas Widersinniges nachweise. Ferne davon, dies zu vermögen, wird er vielmehr zugestehen müssen, dass jene gesegnete Gestalt des Brotes oder des Weines schon eben dadurch, dass wir nach der Erlaubnis Jesu uns ihn selbst unter ihr vorstellen dürfen, eine sehr wohlthätige Wirksamkeit auf uns gewinne. Jeder Bescheidene wird auch nebstdem noch zugeben, dass unser Herr in jenem Zustande, in dem er sich jetzt befindet, gewiss Mittel genug in den Händen habe, um

uns bei der Feier des heiligen Abendmahles die größten Wohlthaten zu erweisen; dass er gewiss im Stande sei, jeden aus uns, der mit gehöriger Ehrfurcht und Andacht bei seinem Tische erscheint, nicht zwar unmittelbar durch jene körperliche Speise, die hier sein Mund genießt, wohl aber mittelbar durch tausend andere Einflüsse, welche in seine Macht gegeben sind, aufs überschwenglichste dafür zu lohnen. Und wenn er dieses thut, m. Fr., wenn er, so oft wir sein heiliges Gedächtnismahl auf die gehörige Art begehen, uns mit großen Segnungen dafür belohnt: wie können wir anstehen, das heilige Mahl ein Mahl der Gnaden zu nennen; wie können wir uns beschweren über den Ausdruck der Kirche, „er wirke auf uns, er sei zugegen in demselben"?

2. Doch schon zu lange verweile ich bei diesem ersten Punkte des christlichen Lehrbegriffes; ich werde die übrigen, deren Vernunftmäßigkeit sich jetzt sehr leicht ergibt, nur kurz berühren können. Um uns die Art, wie Jesus bei dem Genusse des heiligen Abendmahles auf uns einwirke, etwas genauer zu bestimmen, bedient sich die Kirche der Vergleichung: „Wie jenes Brot und jener Wein, den ihr genießt, die stärkendste Nahrung für eueren Leib ist, und sich aufs innigste mit ihm vereinigt; so stärkend wird auch euer Geist genährt durch Jesum, und so innig ist die Vereinigung mit euch, zu der er sich herbeiläßt." Wer könnte dies Gleichnis wohl tadeln? Wer müsste es nicht sehr schicklich ausgewählt finden? Wer sollte sich nicht in seinem Herzen freuen, dass jene geistige Vereinigung, die ihm mit Jesu hier versprochen wird, so innig sein werde, wie es die innigste ist, die in der ganzen Körperwelt bekannt ist? — Um unsere Aufmerksamkeit während der Feier des heiligen Mahles um desto gewisser bei Jesu festzuhalten, empfiehlt uns die Kirche beim Anblicke jenes Brotes vornehmlich nur an den Leib unseres Herrn, beim Anblick jenes Kelches vornehmlich nur an das Blut zu denken, das er für uns vergossen. Kann etwas zweckmäßiger sein, als diese Anordnung? Und ist sie vielleicht nicht schon durch die Worte unseres Herrn Jesu selbst hinlänglich begründet, wenn er bei Hinreichung des Brotes sprach: das ist mein Leib; und bei dem Kelche: das ist der Kelch meines Blutes? — Doch so gewissenhaft sich die Kirche an den buchstäblichen Sinn der Worte Jesu hält, wenn eben dieser auch der fruchtbarste für alle Zeiten ist: mit einer eben so edlen Freimüthigkeit weicht sie in anderen Fällen vom todten

Buchstaben ab, den Geist allein erfassend. Wohl sagt der Buchstabe, dessen sich Jesus bediente, dass wir wie von dem Brote, so auch von jenem Weine, den das Gebet des Priesters geweiht hat, alle genießen sollen; dennoch weil in der Folge sich zeigte, dass der Genuss des letzteren in einer großen gemischten Versammlung manche Unbequemlichkeiten habe; und weil im Gegentheil durch die kluge Verfügung, die diesen Genuss nur einem einzigen Stande, jenem der Geistlichkeit, einräumt, das so nothwendige Ansehen dieses Standes gewinnen konnte darum geschah es, dass die katholische Kirche sich auch — wie wir wissen — gar kein Bedenken daraus machte, hier von dem Buchstaben der Vorschrift Jesu abzugehen. Und sie verblieb bei ihrer Anordnung um desto standhafter, je deutlicher sich bei dieser Gelegenheit aus den Klagen vieler verrieth, dass sie der Meinung lebten, als ob nur derjenige unseren Herrn ganz empfangen hätte, der jene beiden Gestalten empfieng. Mit Recht erklärte sie dies für einen Aberglauben, der um so schädlicher sei, je ungeziemender es ist, von Gott vorauszusetzen, dass er den Menschen seine verheißenen Gnaden entziehe, wenn sie aus bester Absicht einen an sich ganz gleichgiltigen Umstand an der Bedingung ändern, welche er ihnen vorgeschrieben hat.

3. Doch je vernünftiger uns diese Entscheidung der Kirche erscheint, m. Fr., um desto anstößiger ist uns vielleicht eine andere. Die Kirche sagt nämlich, dass während der Segnung des Priesters mit jenen beiden Stoffen des Brotes und Weines eine sehr merkwürdige Verwandlung vorgehe. Ihr ganzes Wesen, sagt sie uns, wird umgeändert, denn eben dieselben Gestalten, die wir noch kurz vorher als bloße Wirkungen von gemeinem Brote und gemeinem Weine ansehen konnten, sind jetzt die Wirkungen, durch welche uns Christus erscheint. Auch diese Behauptung werden wir vollkommen wahr und folgerecht finden, sobald wir sie nur von jenem Missverstande befreien, der in dem Ohre des Gelehrten für sie zu fürchten ist. Denn nicht in der Bedeutung, die der Gelehrte für dies oder jenes Wort festsetzt, sondern in der Bedeutung, die im gemeinen Leben die herrschende ist, nimmt auch die Kirche ihre Worte. Unter dem Wesen einer Sache also versteht sie keineswegs das, was die Gelehrten so nennen, sondern nur das, was man im alltäglichen Leben so nennt. Das wichtigste nämlich, das an der Sache sich findet, das ist und macht ihr wahres Wesen aus. Wenn sie uns also sagt: dass nach der Segnung des Priesters das Wesen jener zwei

Stoffe verschwinde; so sagt sie eigentlich nichts anderes, als: was jetzt gegenwärtig ist, was unser Auge jetzt auf dem Altare erblickt, das ist so wesentlich, ist in so vielen und so wichtigen Stücken von sonst gewöhnlichem Brote und Weine verschieden, dass diese Namen dafür gar nicht mehr passend sind; wir sollen aufhören, sagt sie, vom Brot und Wein zu sprechen, und nur an Jesu Leib und Blut jetzt denken. Wie wahr und richtig ist dies nicht entschieden! Was sich nach jenem Gebete des Priesters in seinen Händen vorfindet: wahrlich, das soll man nicht mehr gemeines Brot nennen; denn wie? ist es nicht in der That unendlich mehr geworden? ist es nicht ein Gegenstand geworden, von dem uns derjenige, vor dessen Namen sich jetzt alle Knie beugen, im Himmel, auf Erden und unter der Erde, die Erlaubnis gab, sich ihn, ihn selbst darunter vorzustellen? Ist es nicht ein Gegenstand geworden, dessen Behandlung und Genuss, wenn er gehörig geschieht, die herrlichsten Segnungen des Himmels über uns herabführt? Wann könnten wir je berechtigt sein, zu sagen, dass eine Sache sich in ihrem Wesen geändert, dass eine Verwandlung derselben stattgefunden habe: wenn wir es hier nicht thun dürften? Was sollte noch mehr geschehen, auf dass wir sagen könnten, hier sei nicht Brot, sondern der Heiland selbst, nach seiner menschlichen und göttlichen Natur sei er hier zugegen?

4. Doch wenn wir glauben, m. Fr., dass Christus selbst durch seine Wirkungen seine Gegenwart im heiligen Abendmahle bezeuge, so werden wir auch gegen die letzte Behauptung der Kirche nichts einzuwenden haben, zufolge der sie dies heilige Mahl für ein geheimnisvolles Wundermahl erklärt. Ein Wunder nämlich heißt in der Behauptung der Kirche ganz das, was wir auch im geselligen Leben so nennen: ein jeder Gegenstand, der, wenn wir ihn anders gehörig betrachten, uns in Verwunderung setzt, uns ein Erstaunen abzwingt. Ist er noch überdies schwer zu begreifen für uns; ist uns sein ganzes Dasein und Wirken nur durch die Offenbarung der Gottheit selbst bekannt geworden: so gibt ihm die Kirche den Namen eines geheimnisvollen Wunders. Wer sollte nun nach allem, was wir so eben vernommen haben leugnen, dass auch das Mahl unseres Herrn ein Wunder, und ein geheimnisvolles Wunder zu heißen verdiene? Wer fühlet sich nicht ergriffen von froher Verwunderung, wenn er hört, wie viele und wie große Segnungen Jesus mit jedem würdigen Genusse dieses hochheiligen Mahles bis auf die spätesten Zeiten hier

verknüpft habe? Wer hätte dies erwarten, wer es sich nur einfallen lassen können, wenn es nicht Jesus selbst und die von ihm gestiftete Kirche uns ausdrücklich offenbarete? Ich sage zu wenig: Wer fasset und begreifet es auch jetzt noch in seinem ganzen Umfange? Wer findet es nicht gerathener, wenn er es gewagt hat, über diesen Gegenstand zu reden, beizeiten abzubrechen, mit der Erinnerung, dass die Geheimnisse Gottes für Menschen unaussprechlich sind?

II. Dies wollen auch wir thun, m. Fr., jedoch nicht eher, als bis wir in der gedrängtesten Kürze noch die Pflichten erwogen haben, die uns in Hinsicht auf dies Mahl der Gnaden und der Wunder obliegen.

1. Wer immer weiß, dass Christus selbst zugegen ist in den gesegneten Gestalten, die das Altar umfasst, der muss auch anerkennen die Pflicht, diese Gestalten mit aller derjenigen inneren und äußeren Verehrung zu behandeln, die unserem Herrn, ja die Gott selbst gebührt. Das ist die erste Verbindlichkeit, deren Erwähnung zu thun ich heute durchaus nicht unterlassen darf. Denn ach, wie wenig wird sie beobachtet! Wie unehrerbietig ist das Betragen, welches der größte Theil der Menschen, die sich für aufgeklärt halten, in unseren gottesdienstlichen Versammlungen beweist, und auch noch beibehält selbst in dem heiligen Augenblicke, da die gesegnete Gestalt so eben vorgewiesen wird, auf dass darniedergestreckt auf seine Knie ein jeder Anbetung zolle demjenigen, dem sie allein gebührt! Während die Chöre der Engel, die ungesehen von unserem Auge den Altar des Herrn umschweben, versunken in Andacht den heiligen Augenblick feiern; sehen wir die Menschen, zu deren Heil dies alles angeordnet ist, kalt und gedankenlos da stehen, und ihr stolzes Haupt kaum neigen. Was soll ich erst sagen, dass man sehr häufig selbst an den Priestern, an den Priestern selbst gewahr wird, dass sie die heiligste Handlung, die je ein Sterblicher verrichten kann, mit einem Herzen verrichten, das leer von Andacht ist! Und doch, m. Fr., doch war die Anleitung, welche den meisten aus uns in ihrer frühesten Kindheit schon ertheilt worden ist, auf welche Art und Weise sie ihre Verehrung Gottes im Tempel an den Tag legen sollen, sehr gut und zweckmäßig gewesen! Besonders aber die sehr genauen Vorschriften, welche die Kirche für den Stand der Geistlichen entworfen hat, sind so vortrefflich ausgedacht, sind so geeignet, um Gefühle der Andacht bei sich und anderen zu

wecken und zu erhöhen, dass man in Wahrheit sagen kann, auch hier beurkunde sich der Beistand, den der Geist Gottes ihr leistet. Folgen wir also nur diesen Anleitungen! Lasse sich niemand aus uns in seiner Verehrung des heiligen Abendmahles durch jene elende Vernünftelei stören, durch die man uns darthun will, dass wir hier eine Art Abgötterei begehen! Nichts kann uns weniger treffen! Denn wir verehren nicht das Brot, sondern denjenigen, den es uns vorstellt. Wir beten Christum an, nicht insofern, als er ein Mensch gewesen ist, sondern insofern, als die Gottheit selbst sich in ihm wirksam und aufs innigste mit ihm verbunden zeigt. Wir glauben nicht, erst im Genusse die Gegenwart Christi zu finden, sondern wir beten ihn gleich nach dem Segensspruche des Priesters als unseren gegenwärtigen Gott an, weil diese letztere Auslegung der Worte Jesu nicht nur gemäßer ist, sondern auch einen Sinn gibt, der unendlich fruchtbarer für uns ist.

2. Doch freilich nur dann, m. Fr., wenn wir nicht über der bloßen Verehrung den Genuss selbst versäumen. Und dies erinnert mich schon der zweiten Pflicht, welche ich Ihnen anzuempfehlen habe. Es liegt uns ob, bei der Feier des heiligen Abendmahles nicht nur als fromme Zuschauer sonn- und festtäglich zugegen zu sein, sondern auch öfters im Jahre zu dem Genusse selbst herbeizutreten. Wohl hat die Kirche nicht gefehlt, dass sie auch schon die bloße Gegenwart bei dieser heiligen Handlung, die andachtsvolle nämlich, für etwas Gutes und Ersprießliches erklärte; wohl hat sie recht gethan, abzugehen von der Forderung älterer Zeiten, dass sich bei jeder gottesdienstlichen Versammlung alle anwesenden Gläubigen auch zum Genusse einstellen sollen; wohl hat sie sich weislich begnügt mit der Anordnung, dass ihre Gläubigen an jedem Sonn- und Festtage des Jahres wenigstens nur als andächtige Zuschauer bei dieser heiligen Handlung erscheinen, dann aber sorgen möchten dafür, dass sie doch einigemale auch zu dem Genusse selbst würdig hinzutreten könnten. Je gemäßigter diese Forderung ist, m. Fr., um desto strafwürdiger sind wir, wenn wir nicht einmal ihr gehörig nachkommen. Urtheilen Sie selbst, was sich erwarten lässt von einem Christen, der nicht einmal die leichte Pflicht der sonn- und festtäglichen Gegenwart beim christlichen Gottesdienste gehörig beobachten will? der sich entweder gar nicht einfindet, oder hier ohne Andacht und mit sichtbarer Zerstreuung nur das Ende abwartet, das ihm erlauben wird, sich wieder zu entfernen? Kann man bei einem solchen voraussetzen, dass er in seinen Gedanken sich gerne

mit unserem Herrn beschäftige? Könnte ihm da wohl der Aufenthalt an einem Orte, wo Jesus gegenwärtig ist, so langweilig dünken? Und wenn wir sehen, dass jemand nur so oft, als es die strengste Vorschrift der Kirche fordert, beim Tische des Herrn erscheint: wie können wir vermuthen, dass er aus Liebe zu Jesu erscheine? Empfände er Liebe für Jesum, würde er sich dann nicht gerne, und oft mit ihm zu einigen suchen? würde er durch seine fleißige Erscheinung vor dem Altare nicht auch seine Mitchristen erbauen wollen? Fehlt sie ihm aber, die Liebe zu Jesu, fehlt ihm die Liebe zu dem liebenswürdigsten der Menschen: wie kann man sagen, dass sein Herz gehörig ausgebildet sei? Welche Verwilderung muss nicht in seinen Trieben herrschen? Und wenn er vollends aus bloßem Zwange nur hinkniet an jene Stufen, wo ihm der Leib des Herrn gereicht wird: welch ein Verbrechen begeht er in dem Augenblicke, da er uns äußerlich scheint, Christo den Eid der Huldigung zu leisten!

3. Vor einem Verbrechen von dieser Art Sie alle zu warnen, m. Fr., Sie an die Pflicht zu ermahnen, das Mahl der Gnaden nie durch einen unwürdigen Genuss zu entweihen, ist eben das letzte, was mir noch obliegt. Ich glaube zuversichtlich, dass die Begriffe, welche ich ihnen heute mitgetheilt habe, völlig geeignet sind, uns mit einer Ehrfurcht für dieses heilige Mahl zu erfüllen, die auf so festem Grunde gestützt ist, dass sie in Ewigkeit nicht erschüttert werden kann. Sie haben eingesehen, dass in den Versicherungen, die uns die Kirche von den überaus großen Gnaden und Segnungen dieser Anstalt gibt, durchaus nichts Unvernünftiges liege; Sie wissen auch, dass jede fromme vernünftige Hoffnung, welche der Mensch, gestützt auf Gottes Zusagen, ergreift, niemals zuschanden gemacht werde dass vielmehr Er, der Allgütige, immer noch mehr uns schenkt, als unsere kühnsten Wünsche erwarten ließen. Sie können also nicht ferner zweifeln, dass der Erfolg gewiss alles bestätigen werde, was uns die Kirche im voraus von jedem würdigen Genusse dieses heiligen Mahles verspricht; und o! vielleicht hat schon ein jeder aus Ihnen sogar aus seiner eigenen Erfahrung gelernt, dass ein gehöriger Gebrauch dieser Anstalt nie unbelohnt bleibt, sondern die merkwürdigsten Segnungen bereitet. Sie müssen also erkennen, dass es das größte Glück für uns sei, solch eine Anstalt zu besitzen; doch nur erst dann, wenn wir sie auch gehörig anwenden. Ihnen muss einleuchtend sein, dass sich gewiss niemand, der nicht das größte Verbrechen auf sich laden will, erlauben dürfe, beim Mahle des Herrn zu erscheinen,

wenn sein Gewissen noch unrein, sein Herz noch ungebessert ist. Wie will er sich, befleckt mit einer Sünde, wagen, den Heiligen aller Heiligen zu rufen, dass er ihn würdige, in sein Herz einzugehen? Wäre dies nicht Gotteslästerung? — Doch eben so einleuchtend muss Ihnen auch noch sein, dass zu dem würdigen Genusse dieses Mahles nicht nur ein reines Herz, sondern auch Andacht gehöre. Wer sollte sichs selbst vergeben können, wenn er beim Tische des Herrn zerstreut zugegen gewesen ist, und obgleich nicht bösen, doch fremdartigen Gedanken Raum gelassen hat zu einer Zeit, da sein Herz billig nur von Jesu allein hätte erfüllt sein sollen? — Und hier, m. Fr., hier kann ich nicht umhin, meine besondere Besorgnis für denjenigen Theil aus Ihnen zu äußern, der den Ruf Gottes zu dem heiligen Stande der Priester in sich zu fühlen glaubt. Dieser Stand ist es, welchem die Kirche eine so hohe Vollkommenheit, eine so große Fertigkeit in den Gefühlen der Andacht zumuthet, dass sie es ihm nicht nur erlaubt, sondern durch seine Verhältnisse oft sogar zur Pflicht macht, das heilige Abendmahl an jedem Tage zu feiern, und zwar auf eine solche Art zu feiern, dass er die heilige Person unseres Herrn Jesu selbst dabei vertreten und vorstellen soll. Welch eine Reinheit des Herzens, welch eine Andacht wird hiezu erfordert! Und wie viel Gefahr, dass durch die Alltäglichkeit die Verrichtung der heiligsten Handlung nicht nach und nach gleichgiltig werde! Wie nothwendig ist es, dass Sie schon jetzt darauf bedacht sind, vorzubeugen, dass diese Gleichgiltigkeit bei Ihnen niemals entstehen könne! Es ist nur dadurch möglich, dass sie nie unvorbereitet zu dieser heiligen Handlung schreiten. Und darum mache sichs jeder aus uns, wer er auch sei, zum Gesetze, nie zu dem Tische des Herrn zu treten, ohne sich erst auf das sorgfältigste dazu bereitet zu haben! Folgen wir alle und dies zwar lebenslänglich der ernsten Vorschrift des Apostels, der uns zuruft: Der Mensch prüfe sich selbst, und dann erst esse er von diesem Brote! Amen.

XXXII.

Das heilige Abendmahl ist ein wahres Opfermahl.

(Am 5. Sonntage nach Pfingsten 1816.)

Eingang.

Das Mahl des Herrn, m. Fr., war jener wichtige und erhabene Gegenstand, der unser Nachdenken in drei Versammlungen bereits beschäftigt hat, dem wir auch diese vierte Stunde noch fruchtbar zu widmen gedenken. Wir haben dies heilige Mahl bisher aus drei sehr wesentlich von einander unterschiedenen Gesichtspunkten betrachtet: erst als ein Mahl der Liebe, welches der göttliche Stifter desselben unleugbar eingesetzt hat, um seine Anhänger in der so nothwendigen Tugend der Eintracht und Liebe je mehr und mehr zu stärken und zu befestigen; dann als ein heiliges Gedächtnismahl, das uns die Tugenden und die Verdienste Jesu in immer regem Andenken erhalten soll; endlich auch als ein Gnadenmahl, das — zwar nicht den Leib, wohl aber unsere Seele zur ewigen Seligkeit nährt. Nun ist noch übrig, m. Fr., dass wir diese heilige Anstalt auch aus dem vierten Gesichtspunkte, den unsere Kirche kennt betrachten; aus dem Gesichtspunkte nämlich, der sie uns zeigt als ein Opfer, und zwar als jenes einzige, das mit Beseitigung von allen übrigen Gott ewig wohlgefällt. Allein wenn wir uns bei den Behauptungen, die wir in unserer ersten und zweiten Versammlung aufstellten, der Beistimmung aller christlichen Kirchen erfreuen konnten; wenn auch dasjenige, was wir in unserer letzten Versammlung behauptet, zumtheile wenigstens von anderen zugegeben wird: so muss ich dagegen gestehen, dass, was ich heute vorzutragen habe, was unsere heilige Kirche vom Mahle des Herrn als einem Opfermahle lehrt, das wird von allen übrigen Kirchen, welche die weite Christenheit umfasst, einmüthig verworfen und bestritten. Alle die thörichten Vorstellungen, die bei den rohesten Völkern mit dem Begriffe eines Opfers jemals verbunden gewesen; alle die schändlichen Gebräuche und Ausschweifungen, zu denen der Opferdienst irgend einmal Gelegenheit gegeben:

sieht man als unzertrennliche Begleiter von jeder Art eines Opfers, das noch geduldet wird, an. Eine Verunehrung des ganzen Christenthums also, eine Entscheidung, die — so lange sie nicht widerrufen wird — eine nie zu versiegende Quelle von tausend Thorheiten und Lastern werden muss, erblickt man in der Behauptung der Kirche, dass jenes heilige Mahl, welches der scheidende Erlöser eingesetzt, unter anderem auch als ein Opfer, das Opfer des neuen Bundes von uns betrachtet werden dürfe. Auch in dem neuen Bunde noch, auch noch im Christenthume die Nothwendigkeit gewisser Opfer zugeben; das, behauptet man, heißt einen der wichtigsten Zwecke vereiteln, den die Erscheinung des Sohnes Gottes auf Erden hatte. Denn darum vornehmlich, um die im Opferdienst versunkene Welt von dieser groben, sinnlichen Art der Gottesverehrung für immer frei zu machen, habe der Abglanz des Vaters sich mit der menschlichen Natur vereinigt, und sei als jenes letzte Opfer, das völlig hinreichend sein sollte, um jedes andere entbehrlich zu machen, am Stamme des Kreuzes gestorben. Der Opferbegriff, den die katholische Kirche bei sich aufkommen ließ, hat mitten im Reiche Christi ein neues Juden- und Heidenthum wieder errichtet.

Dies die Beschuldigungen, m. Fr., welche die Gegner unserer Kirche wider sie vorbringen. Sie sind sehr hart, sehr scheinbar; und die Menge derer, welche sie vortragen, ist unüberzählbar! Nichts desto weniger wage ich es kühn, als ein Vertheidiger der Lehre unserer Kirche aufzutreten; wage es mit fester Zuversicht, dass ich den Sieg davontragen werde: nicht durch die Künste der Beredsamkeit, sondern durch die Macht der Wahrheit, die auf meiner Seite ist. Es wird hiezu nichts anderes erforderlich sein, als dass ich die Lehre der Kirche von jedem Zusatze, der ihr fremdartig ist, absondere, und was nur dunkel ausgesprochen ist, auf deutliche Begriffe bringe. Bevor ich jedoch zu dieser Darstellung selbst übergehe, will ich erst aus dem Worte Gottes die Stelle vorlesen, auf die sich die Kirche beruft, um sich zu rechtfertigen, dass sie auch in das Christenthum noch den Begriff eines Opfers aufgenommen habe. Sie findet sich in dem Propheten Malachias 1, 6—11.

> Ein Sohn ehret seinen Vater, und ein Knecht seinen Herrn; bin ich nun der Vater, wo ist meine Ehre? Bin ich der Herr, wo ist die Furcht vor mir? spricht der Herr der Heerscharen. Euch trifft's, ihr Priester! die ihr meinen Namen verachtet, und sprechet: Wienach verachten wir deinen Namen? Ihr

bringet auf meinem Altar unreine Speise dar, und saget: Wienach verunreinigen wir dich? Dadurch, dass ihr saget: der Tisch des Herrn ist verachtet! Wenn ihr ein blindes Thier zum Schlachtopfer bringet, ist das nicht böse? Wenn ihr ein lahmes und krankes opfert, ist das nicht böse? Bring es doch deinem Fürsten, ob er Gefallen daran hat, oder dich gnädig aufnimmt? spricht der Herr der Heerscharen. Und nun flehet zu Gott, dass er sich euer erbarme (da er solches gethan), ob er gnädig euch aufnimmt? spricht der Herr der Heerscharen. Wer von euch schließt die Thüren und feuert auf meinem Altare unentgeltlich? Ich habe kein Gefallen an euch, spricht der Herr der Heerscharen, und nehme kein Opfer aus euern Händen. Denn vom Aufgange der Sonne bis zum Untergange wird mein Name groß werden unter den Völkern, und an allen Orten wird meinem Namen geopfert, und ein reines Opfer dargebracht werden; denn groß wird mein Name werden unter den Völkern, spricht der Herr der Heerscharen.

Abhandlung.

Wer sollte nicht gestehen, m. Fr., dass die letzt angeführten Worte dieser Stelle sehr passend auf die Erscheinung des Christenthums gedeutet werden können? Wer sollte die Weissagung: „bald wird mein Name groß unter allen Völkern sein", nicht für die Ankündigung jener neuen Lehre ansehen, die Jesus Christus zwar erst den Kindern des Hauses Israel vortrug, dann aber ausdrücklich bei allen Völkern zu verkündigen befahl; die auch verkündigt ward bei allen Völkern, und sie zuerst lehrte, nicht Stein und Holz, sondern den wahren lebendigen Gott, den Herrn der Himmelsscharen auf eine vernünftige Weise zu verehren? Wer sollte zweifeln können, ob diese Weissagung zumal im Munde des letzten Propheten, welche der alte Bund gekannt hatte, auf etwas anderes, als auf unser Christenthum sich beziehe? Und wenn dies ausgemacht ist; wer will es dann der Kirche verargen, dass sie in den gleich folgenden Worten: „bald wird vom Aufgange bis zum Untergange meinem Namen geopfert, und ein ganz reines Opfer ihm geopfert werden", eine Weissagung vom heiligen Abendmahle findet, von diesem Mahle das vom Aufgang bis zum Untergange bei allen Völkern gefeiert wird, das alle anderen Opfermahle der alten Welt verdrängt hat, und das gewiss die einzige Anstalt im Christenthume ist, welche, wenn irgend eine, den Namen eines Opfers, und zwar den eines reinen Opfers verdient? Gewiss, m. Fr., was auch der eigentliche Sinn, den diese Stelle nach der Absicht ihres Verfassers gehabt, sein oder nicht sein mag; was, auch der heilige Seher, als er dies niederschrieb, sich etwa vorstellen

mochte: immer wird die Auslegung, welche die Kirche hier von seinen Worten macht, auf das vollkommenste gerechtfertigt erscheinen, ja es wird hervorgehen, dass die Lehre der Kirche vom heiligen Abendmahle als einem Opfermahle schon vor Jahrhunderten von Gott vorhergesagt oder gleichsam vorgeschrieben worden sei; sobald wir nur darthun können, dass diese Lehre an sich selbst vernunftmäßig und erbaulich sei! Dies wird sich zeigen, wenn wir sie rein und unverfälscht auffassen und auf deutliche Begriffe bringen.

Wenn die katholische Kirche fordert, dass wir das Mahl unseres Herrn auch als ein Opfermahl betrachten, so ist der Sinn dieser Forderung im Grunde kein anderer, als: wir sollen, so oft wir das heilige Abendmahl feiern, uns auch der Wahrheit erinnern, dass alles, was wir haben, uns nur von Gott zukomme, und dass wir eben deshalb immer bereitwillig sein sollen, so oft er es verlangt, bald dies, bald jenes, bald auch das Leben selbst zu verlassen. Hiebei versichert uns aber die Kirche: dass wir für alles, was wir auf diese Art opfern, die überschwenglichste Belohnung finden werden, — eine Belohnung, von der uns das heilige Abendmahl selbst ein Beispiel gibt, wenn es für Brot und Wein uns das unendlich wichtige Gegengeschenk des Leibes und des Blutes Christi gewährt. Sie lehrt uns ferner, dass unser Herr, so oft wir sein Mahl auf dieser Erde feiern, im Himmel Wissenschaft davon besitze, dass er sich dessen freue, und beim Vater fürbitte für uns; ja, dass er, bildlicherweise zu sprechen, den Vater neuerdings an seine Verdienste um uns und seinen Kreuzestod erinnere, um ihn geneigter für unsere Erhörung zu machen. Sie sagt uns endlich, dass diese Fürsprache Jesu von einer unendlichen Wirksamkeit sei, und dass wir sie eben deshalb dazu benützen sollen, um nicht nur für uns selbst, sondern auch für alle anderen Menschen mit dem gewissesten Erfolge der Erhörung Gebete anzustellen. Nur so viel, m. Fr., und sonst nichts anderes ist es, was uns die Kirche vom heiligen Abendmahle lehrt, inwiefern sie es auch als ein Opfermahl betrachtet! — Fassen wir diese Behauptungen näher ins Auge; so wird uns deutlich einleuchten, dass sie ganz der Vernunft gemäß und ganz entsprechend unseren Bedürfnissen sind.

1. Kann auch der tadelsüchtigste der Menschen etwas ausstellen an der Forderung der Kirche, dass wir bei jeder Feier des heiligen Abendmahles uns unter anderem auch die Wahrheit ins Gedächtnis rufen sollen, dass alles, was wir haben, uns nur von Gott komme, und dass wir eben deshalb immer bereitwillig sein sollen, so oft er es verlangt, bald dies, bald jenes, bald auch das Leben selbst zu verlassen? — Es ist doch wahr, und kein Vernünftiger kann es bezweifeln, dass alles, was wir nur immer sind und haben, ja unser Dasein selbst uns nur von Gott komme. Es ist auch eben so wahr und gewiss, dass wir verpflichtet sind, alles, was dieser Gott befiehlt, zu thun, auch alles herzugeben, was er — nicht für sich selbst, sondern zu unserem eigenen und zum Besten anderer Mitmenschen von uns verlangt. Und können wir etwa diese zwei Wahrheiten jemals zu oft beherzigen? Kann etwas heilsamer sein als die Verfügung der Kirche, uns ihrer zu erinnern bei jeder gottesdienstlichen Versammlung? Wie wichtig sind sie nicht! Zu wie so mancher guten Entschließung können sie nicht gerade an diesem Orte uns die Veranlassung geben? Denn wenn wir uns dort, wo die Geschichte Jesu uns gelesen, wo uns sein Beispiel zur Nachfolge aufgestellt wird, wo wir so viele hunderte aus unseren Mitbürgern vor unseren Augen sehen, die Frage vorlegen, ob nicht auch jetzt Gott irgend ein Opfer von uns verlange, und von welcher Art es wohl sein dürfe: — kann es da fehlen, dass uns die heilsamsten Gedanken in den Sinn kommen sollen? — O, thäten wir's nur, m. Fr.! frügen wir uns nur sonn- und festtäglich, ob und was für ein Opfer Gott von uns verlange! Bedienten wir uns nur in Beantwortung dieser Frage jener vernünftigen Begriffe, die uns die Kirche an die Hand gibt! — Nie hat die Kirche gelehrt, dass Gott, der Allselige, irgend ein Opfer von uns um seiner selbst willen verlange; dass wir durch irgend eine Handlung, die niemand nützt, uns ein Verdienst bei ihm erwerben könnten. Immer hat sie gelehrt, dass wir nur dann erst, dann aber allemal versichert sein könnten, dass etwas sein Gebot, sein heiliger Wille sei, wenn wir zuvor erkannt, dass es gut und ersprießlich für uns und für unsere Mitmenschen sei. Wenn wir nach solchen Begriffen die Untersuchung anstellten: urtheilen Sie selbst, m. Fr., wie oft sich uns da die Überzeugung aufdringen würde, es sei der Wille, ja der bestimmte Wille Gottes, dass wir nun dieses nun jenes andere Opfer

ihm -- oder was einerlei ist, der Menschheit selbst bringen! Und wenn wir bedächten, Er sei der Herr von allem, nur von Ihm selbst hätten wir die Kraft, das Gut empfangen, das wir jetzt Ihm zuliebe aufopfern sollen; es stehe in Seiner Macht, uns eben das, was wir aus eigenem freien Entschlusse nicht hergeben wollen, noch heute gewaltsam zu nehmen; es werde uns kein Verdienst sein, wenn wir's gezwungen verlassen, wohl aber, wenn wir es freiwillig opfern: o, wie sehr würden wir uns da nicht beeifern, der Menschheit ein wichtiges Opfer nach dem anderen zu bringen! wie sehr beeilen würden wir uns da, aus den vergänglichen Gütern der Erde uns durch zweckmäßige Aufopferung derselben Schätze im Himmel zu sammeln, welche kein Rost verzehren, kein Dieb entwenden kann! Doch warum rede ich von diesem allen, als von einer Sache, die erst versucht werden müsste? Die Verfügung, von der wir jetzt sprechen, hat ihre guten Wirkungen durch den Erfolg bewiesen; diese Verfügung hat schon Jahrhunderte lang die herrlichsten Früchte getragen, bevor es noch irgend jemandem einfiel, den Begriff der Opfer zu bestreiten. Wie eifrig bewiesen sich nicht durch alle Jahrhunderte hindurch die Glieder der christlichen Kirche in Opfern, nicht in jenen blutigen Opfern, wobei nur arme Thiere, ja wohl gar Menschen um das Leben kamen, sondern in Opfern, die in guten Werken bestanden! Wer möchte sie zählen, alle die frommen Anstalten, die milden Stiftungen, welche durch achtzehn Jahrhunderte hindurch in den verschiedenen Ländern der Christenheit errichtet worden sind! errichtet worden sind nur aus den Gaben und Opfern, welche die Gläubigen jener Aufforderung der Kirche zufolge darbrachten! So viele Anstalten zur Unterstützung der Armen, zur Pflege der Kranken, zum Unterrichte der Kinder, zum Troste der Unglücklichen, zur Besserung der Verirrten, zum fleißigen Anbau und zur Beförderung nützlicher Künste und Wissenschaften sind einzig aus dieser Quelle entsprungen! So vieles Gold und Silber, so viele Kostbarkeiten, so viele Schätze und Reichthümer, die in den Händen der Einzelnen verbleibend, nur eine Nahrung des Stolzes, der Wollust und der Üppigkeit geworden wären, wurden zu gottesdienstlichem Gebrauche angewandt, wohlwissend, dass alles, was prächtig und seltsam ist, nirgends am rechten Orte sei, als eben hier, wo es zur Ehre Gottes dient! Wenn unsere Vorfahren schon vor Jahrhunderten so vieles Herrliche gethan, m. Fr.; um wie viel mehr Gutes könnten wir jetzt erst thun! jetzt, da unsere Begriffe um so viel aufge-

klärter sind! da wir um so viel richtiger beurtheilen können, welche Beschaffenheit eigentlich ein Opfer haben müsse, das recht vernünftig und Gott wohlgefällig sein soll!

2. Und hiezu kömmt noch, dass wir auch fähiger, als unsere Vorfahren sein sollten zu glauben die Versicherung unserer Kirche, dass jedes Opfer, das wir Gott bringen, einst seine überschwengliche Belohnung finden werde, — eine Belohnung, von der uns das heilige Abendmahl selbst ein sehr merkwürdiges Beispiel gibt, wenn es für Brot und Wein, die wir geopfert haben, uns das so herrliche Gegengeschenk des Leibes und des Blutes Jesu gewährt. — Je deutlicher wir heutzutage einsehen könnten dass Gott nichts anderes von uns fordert, als was zu unserem eigenen und zum Besten unserer Mitmenschen nothwendig ist; um desto leichter sollten wir begreifen, dass auch kein Opfer, das Gott von uns verlangt, ohne natürliche Belohnung bleibe. Je gründlicher wir uns in unseren jetzigen Tagen von der Wahrhaftigkeit alles dessen, was unsere heilige Religion als eine göttliche Offenbarung lehrt, zu überzeugen vermögen; um desto fester sollten wir auch ihrer Versicherung glauben, dass jede gute Handlung und jedes Opfer, das wir Gott bringen, einst dort in jenem anderen Leben seine volle, seine überschwengliche Belohnung finden werde. Aber zu unserem größten Unglück hat sich das Vorurtheil bei uns entsponnen, als wäre eine Tugend, die sich auf solche Hoffnungen einer Entgeltung stützt, keine recht vollkommene Tugend; wir schämen uns ihrer, und streben, so widernatürlich es auch sein mag, einer Vollkommenheit nach, die — wie wir sagen — „von keinem Glauben bettelt." *) Erreichen wir sie? Bei weitem nicht, m. Fr.! Vielmehr gerade hierin scheint mir eine der vornehmsten Ursachen zu liegen, warum die Menschen unserer Zeit so schwach und ohnmächtig in ihren Vorsätzen sind; die Probe der Leiden so wenig aushalten können; so falsch und unzuverlässig in der Stunde der Versuchung befunden werden. Die Kirche trägt keine Schuld an dieser traurigen Verirrung; sie ruft uns auch heute noch zu, „wir sollen nicht mehr zu sein streben, als dem Menschen möglich ist! Wir sollten die Aussichten auf die Belohnungen, welche uns Gott verspricht, nicht stolz von uns weisen!" Und wie vortrefflich ist nicht das Gleichnis, das sie gebraucht, um uns die Größe und Überschwenglichkeit dieser Belohnungen recht an-

*) Schiller.

schaulich zu machen! Wie jenes Brot und jener Wein, den wir auf dem Altare des Herrn Gott opfern, uns alsbald wieder zurückgegeben wird, doch nicht mehr als ebendasselbe, sondern als etwas unendlich Kostbareres; wie wir für einen gemeinen leiblichen Nahrungsstoff, den wir dahingeben, die herrlichste Nahrung der Seele, den Leib oder das Blut unseres Herrn empfangen: so herrlich werde sich auch jegliches andere Opfer belohnen, das wir mit aufrichtigem Herzen bringen. Was wir dahingegeben haben, war immer nichts als ein unbedeutendes Gut dieser Erde gewesen; was wir empfangen, ist ein edles Himmelsgut: ein Friede und eine Freudigkeit, die alle Freuden beschämt, welche aus dem Besitze irdischer Güter entspringen! eine Erhöhung unserer Kräfte und Vollkommenheiten, durch die wir fähig und aufgelegt werden, auch künftig wieder ein ähnliches, ja ein noch größeres Opfer zu bringen! ein Recht endlich und eine Anwartschaft auf die Belohnungen des Himmels; eine Aussicht in die Zukunft, welche dem Tode seine Schrecknisse benimmt, und macht, dass wir froh lächelnd hinüberschlummern in jene bessere Welt, aus der wir die Krone des Verdienstes uns schon zuwinken sehen!

3. Doch wenn ein jedes Opfer, welches wir Menschen der Tugend bringen, bei Gott so überschwengliche Belohnung finden soll: kann es uns wundern, m. Fr., wenn jenes größte und verdienstvollste aus allen Opfern, die je ein Sterblicher gebracht hat, das Opfer Jesu, des Gekreuzigten, eine Belohnung wie sonst kein anderes gefunden? So lehrt die Kirche wirklich; denn niemand weniger, als sie, verkennt den Wert dieses Opfers: vielmehr behauptet sie, Jesus sei zur Belohnung für dasselbe in einen Zustand so hoher Vollkommenheit erhoben, dass er noch jetzt alles, was hier auf Erden vorgeht, erfahre; er werde inne und er erfreue sich dessen, wenn wir sein Andenken durch die Begehung des heiligen Abendmahles auf Erden feiern; er nehme sich dann unser bei seinem Vater an; und er erneuere gleichsam bei ihm das Andenken an die Verdienste, die er sich um uns erworben hat, um ihn geneigter für die Erhörung unserer Bitten zu machen. Nichts kann vernünftiger sein, als was die Kirche hier sagt. Wer sollte zweifeln daran, dass der erhabenste aus allen Sterblichen, Er, dem die Gottheit schon als er auf Erden wandelte, die geheimsten Gesinnungen der Menschen offenbarte, — wer sollte, sage ich, zweifeln, dass er im Zustande seiner Erhöhung alles, was hier auf Erden geschieht, erfahre? Wer sollte zweifeln, dass sein Augenmerk vor allen anderen

auf uns, uns, die wir seine Anhänger sind, gerichtet sei? Wer sollte zweifeln, dass er — freilich nicht etwa aus kleinlicher Eitelkeit, sondern nur darum, weil es uns selbst ersprießlich ist — sich herzlich freue darüber, wenn wir sein Andenken feiern, und es auf würdige Art begehen? Wer sollte zweifeln, dass er auch jetzt noch beim Vater fürspreche für uns, da er doch gewiss nicht unvollkommener in seiner Liebe zu uns geworden sein kann, sondern nach seinen größeren Kräften jetzt auch noch ein mehreres thun muss, als er auf Erden that? Stimmt dies nicht auf das vollkommenste überein auch mit der Vorstellung, die der Apostel sich gebildet hatte, wenn er von Jesu spricht, dass er nun sitzend zur Rechten des Vaters unseren Fürsprecher mache? Dass aber Jesus dies gerade in demselben Augenblicke thue, in welchem wir auf Erden das heilige Abendmahl begehen; dass er dem Vater, dem Allwissenden, seine Verdienste um uns jedesmal wieder gleichsam in neue Erinnerung bringe: dies freilich sind nur bildliche Ausdrücke. Aber wer sollte den rechten Sinn derselben verkennen? Wer sollte nicht verstehen, dass die Kirche hiemit nichts anderes gesagt haben wolle, als dass eine jede würdige Feier jenes heiligen Mahles einen sehr großen Wert in den Augen Jesu habe; dass er jedesmal, so oft er bemerkt, mit welch einer Andacht wir noch jetzt sein heiliges Andenken begehen, die erneuerte Aufforderung in seinem edlen Herzen verspüre, uns auch noch jetzt nicht zu verlassen, sondern vielmehr uns sowohl werkthätig, als auch durch seine Fürbitte beim Vater fortwährend zu unterstützen; dass er dies wirklich thue, dass er beim Vater fürspreche für uns, und dass seine Fürsprache, eben weil er so große und unvergleichliche Verdienste um uns hat, überaus viel und immer mehr vermöge, je öfter sie von ihm wiederholt wird? Nur das ist die Meinung der Kirche: und jeder muss eingestehen, dass es vernünftig sei.

4. Damit ist aber gestanden, dass auch die letzte Behauptung derselben ganz der Vernunft gemäß sei, die Behauptung nämlich: dass die Fürsprache Jesu für uns von einer unendlichen Wirksamkeit sei, und dass wir sie eben deshalb benützen sollen, um nicht nur für uns selbst, sondern auch für alle anderen Menschen mit dem gewissesten Erfolge der Erhörung Gebete anzustimmen. Kaum lässt es sich begreifen, m. Fr., wie eine Behauptung, die der Vernunft sowohl als den Bedürfnissen des Menschen so vollkommen zusagt, doch einst so allgemein und mit so vielem Ungestüm als ein verdammlicher Irrthum verworfen werden konnte. Dahin verleitete

die Menschen jener Zeit offenbar nichts, als der empörende Missbrauch, den man gerade damals mit dieser Lehre trieb. Doch die Gefahr dieses Missbrauches ist, dem Himmel sei Dank! einmal vorübergegangen; die Völker sind aufgeklärter geworden, und es liegt nur an uns zu verhindern, dass der alte Aberglaube nicht wieder aufkomme. Wir können daher mit vieler Zuversicht hoffen, dass diese Lehre der Kirche erst von jetzt an ihre gesegneten Wirkungen äußern und all den Schaden noch reichlich ersetzen werde, den sie in früherer Zeit veranlasst hatte. Wie oft gerathen wir nicht in bedrängte Umstände, wie oft geschieht es nicht, dass bald unser Hab und Gut, bald unsere Gesundheit und unser Leben, bald unsere Ehre, bald unsere Tugend selbst sich in der drohendsten Gefahr befindet: wie tröstend für uns, wenn wir in solchen Nöthen bei dem Altare des Herrn eine sichere Zufluchtsstätte haben! wenn wir hier Jesum gegenwärtig in den gesegneten Gestalten antreffen, und ihn um seine Fürsprache beim Vater anrufen dürfen, mit der festesten Zuversicht, dass er uns höre, und dass auch der Vater uns durch ihn erhöre! Wie noch weit öfter geschieht es, dass andere Menschen, welche wir kennen und lieben, denen wir Dank schuldig sind, in Noth und Unglück gerathen: wie drängt uns da nicht unser Herz, für sie fürbitten zu können! Wer will so grausam sein, uns zu erklären, dies sei vergebliche Bemühung, durch unsere Fürbitten könnten wir nichts für sie ausrichten? — Oder, wenn man uns solche Fürbitten für die noch Lebenden gestatten will: aus welchem Grunde sollen sie für schon Verstorbene durchaus nicht angenommen werden, ja selbst ein Verbrechen sein? Wird denn derjenige, den der Tod aus unseren Armen entreißt, darum auch unserem Herzen entrissen? wird er und soll er von diesem Augenblicke an fremd und unbekannt werden? Wird es im Gegentheile nicht jetzt, da wir ihm werkthätig nichts mehr erweisen können, ein um so dringenderes Bedürfnis, durch unsere Wünsche wenigstens, durch unsere heißen Wünsche ihm nützen zu können? Und warum sollte dies unmöglich sein? Warum sollte der weise und gütige Gott nicht wollen, dass sich die Liebe auch jenseits der Gräber erstrecke? — Doch hören wir auf, hieran zu zweifeln, m. Fr., da es schon an sich vernünftig ist, und durch die ausdrücklichste Versicherung einer Kirche bestätigt wird, die der Geist Gottes erleuchtet! Folgen wir lieber ihrer Aufforderung, und wohnen wir niemals der Feier des heiligen Abendmahles bei, ohne für uns und andere, ja für die Anliegenheiten der ganzen Menschheit, der lebenden sowohl als der

verstorbenen, herzlich gebetet zu haben! Glauben wir fest daran, dass alles, was wir bei dieser Gelegenheit von Gott bitten, einer ganz vorzüglichen Erhörung gewürdigt werde; nicht zwar um unsertwegen, sondern um jenes Opfers willen, das Christus am Kreuze vollbracht, und das hier vorgestellt wird auf eine unblutige Weise! Fühlen wir deshalb, fühlen wir ganz den Wert, den der Altar des Herrn in unseren gottesdienstlichen Versammlungshäusern hat! Fühlen wir ganz, was in den Worten liegt, die der Apostel aussprach: „Wir Christen," schreibt er, „wir Christen besitzen einen Altar, von dem nicht Macht haben zu essen die Diener anderer Religionen! Durch ihn also lasset uns Gott beständig Lobopfer bringen! Vergesset aber auch nicht die Werke der Barmherzigkeit, denn dies sind die Opfer, die Gott am besten gefallen!" Amen.

XXXIII.

Über den Undank der Welt.

(Am Feste des hl. Petrus und Paulus 1817.)

Eingang.

Zwei Männer, m. Fr., die sich um die Verbreitung des christlichen Glaubens und dadurch auch mittelbar um das Heil der ganzen Menschheit Verdienste beigelegt haben, wie sonst kaum irgend ein dritter, sind die zwei heiligen Apostel, deren vereintes Gedächtnis wir eben heute feiern. Von dem einen aus ihnen, Petrus, that unser Herr und Heiland selbst den Ausspruch: er sei jener Fels, auf dem er seine Kirche auf eine solche Art gründe, dass sie die Pforten der Hölle selbst nicht überwältigen werden. Der andere, Paulus, war, wie eben derselbe Mund Jesu gesprochen, das Werkzeug, dessen die Fürsehung Gottes sich bediente, um das Evangelium auch unter Heiden zu verbreiten, und selbst Fürsten der Erde damit bekannt zu machen. Er, dieser Paulus, hatte für die Verbreitung des christlichen Glaubens so viel gethan, dass er, ohne die Grenzen der Bescheidenheit zu verletzen, von sich gestehen konnte: er habe mehr als alle übrigen bewirkt. Was aber war der Lohn, den diese hochverdienten Männer fanden? — Der heutige Tag, m. Fr., gibt uns die Antwort auf diese Frage. Es ist der Tag, an dem beide gewaltsam, und als wären sie Verbrecher, hingerichtet wurden. Die Strafe der Knechte, die Strafe der Kreuzigung ward dem einen, die Enthauptung durch das Schwert dem anderen zugedacht, und auch in der Wirklichkeit vollzogen. Der Kaiser Nero war es, der ihnen dieses Todesurtheil gesprochen. Und in der ganzen Stadt war niemand, der es gewagt hätte, sich diesem Wütherich zu widersetzen. Was er gesprochen, ward vollzogen. An einem und demselben Tage wurden die zwei verdientesten Apostel, in ihnen zwei der größten Wohlthäter der Menschheit hingemordet! War diese Begebenheit wohl eine Ausnahme von dem, was in der Regel geschieht? Oder ist es im

Gegentheile der gewöhnliche Lauf der Dinge in der Welt, was sich hier zutrug? Werden Personen, die sich Verdienste um die Welt gesammelt haben, vielleicht gewöhnlicherweise so, wie die Apostel Petrus und Paulus, belohnt? — So heißt es wenigstens. Oder hören wir nicht von allen Orten klagen, daſs die Welt mit Undank lohne? — Für Sie, m. Fr., kann es unmöglich gleichgiltig sein, ob und in welchem Sinne etwa diese Klage gegründet sei, und was aus ihr folge. Sie haben, Sie sollen wenigstens den schönen Vorsatz haben, der Welt einst wichtige Dienste zu leisten. Schon durch Ihren Aufenthalt an dieser Lehranstalt geben Sie ja zu erkennen, daſs Sie gesonnen sind, sich einst um die Aufnahme in gewisse höheren Stände zu bewerben, um Ämter, in deren Besitze man, wenn man sie nicht gewissenlos verwalten will, nicht sowohl sich selbst, als vielmehr nur der Menschheit leben, und seine eigene Glückseligkeit dem Wohle des Ganzen mehr oder weniger zum Opfer darbringen muſs. Ihnen also kann es nicht ganz gleichgiltig sein, ob und wiefern es wahr sei, was man von diesem Undanke der Welt allerorten spricht. Und noch viel wichtiger muſs es für Sie sein, die Folgerungen, die sich aus dieser Wahrheit ergeben, kennen zu lernen; zu wissen, ob uns der Undank der Welt von der Verpflichtung, ihr zu dienen, losſage, oder ob sie nichtsdestoweniger bestehe, ja vielleicht hiedurch nur um so dringender werde? — Ich glaube dies an keinem anderen Tage im Jahre schicklicher erörtern zu können, als an dem heutigen; an dem Tage, der eigens gewidmet ist der Betrachtung jenes Lohnes, den zwei der größten Wohlthäter der Menschheit, wenn nicht von Menschen, so doch von Gott selbst empfiengen! — Ich glaube auch, daſs ich in dieser Untersuchung unmöglich sicherer zu Werke gehen könne, als wenn ich bestrebt bin, den Gesichtspunkt aufzufassen, aus dem die heiligen Apostel selbst den Gegenstand, von dem wir sprechen, betrachtet hatten. Vernehmen wir also mit Fleiß, wie sich der eine aus ihnen, Petrus, in seinem an die ganze Christenheit gerichteten Sendschreiben erkläret. (1. Petr 4, 12—19.)

> Geliebteste! Lasset euch die Feuerprobe, die euch zur Prüfung widerfährt, nicht befremden, als widerführe euch etwas Seltsames; sondern freuet euch, daſs ihr mit Christo leidet, damit ihr auch bei der Offenbarung seiner Herrlichkeit euch freuen und frohlocken könnet. Selig seid ihr, wenn ihr um des Namens Christi willen geschmäht werdet; denn die Ehre, die Herrlichkeit, die Kraft Gottes und sein Geist ruht auf euch! Niemand unter euch aber leide als ein Mörder, oder Dieb, oder Läſterer, oder Lüstling nach fremdem Gute. Leidet er dagegen als Christ, so schäme er sich nicht; vielmehr preise er Gott

in diesem Namen. Denn es ist Zeit, dass das Gericht am Hause Gottes anfange. Fängt es aber zuerst bei uns an, was wird es für ein Ende mit denen nehmen, welche dem Evangelium Gottes nicht glauben? Und wenn der Gerechte kaum selig wird, wo wird der Gottlose und Sünder sich zeigen können? Darum müssen auch diejenigen, welche nach dem Willen Gottes leiden, ihre Seelen dem treuen Schöpfer mit guten Werken empfehlen.

Abhandlung.

Schon in den ersten Worten dieser Stelle gibt der Apostelfürst es zu verstehen, m. F., dass er Verfolgungen für den gewöhnlichen Lohn großer Verdienste halte. Geliebte, ruft er aus, lasst euch die Feuerprobe die ihr jetzt zu bestehen habet, (die Widerwärtigkeiten, die man euch zufügt,) nicht sehr befremden, und vermeinet nicht, als ob euch da nur etwas Ungewöhnliches widerführe! — Sein treuer Gefährte im Tode, der edle Paulus, spricht diese Überzeugung noch viel bestimmter aus, wenn er sagt: Wer immer versuchen wird, recht nach der Anweisung Jesu sein Leben einzurichten, der wird Verfolgungen erfahren. — Betrachten wir aber genau, was der Apostel Petrus in unserem Texte noch weiter sagt, so wird uns offenbar werden, dass es noch eine zweite und gewöhnlich übersehene Bedeutung gebe, in welcher sich der Spruch, dass die Welt mit Undank lohne, bewährt. Nicht nur derjenige nämlich, der sich bemüht, der Menschheit wahre und eben deshalb einem gewissen Theile derselben unangenehme Dienste zu leisten, wird von diesem gewöhnlich verfolgt und angefeindet: sondern auch jener, der nur dem mächtigen Theile der Menschheit zu gefallen lebt, und auf den Dank desselben rechnet, sieht sich am Ende in seiner Rechnung schändlich betrogen. Treffen die Leiden der Erde selbst uns, schreibt der Apostelfürst in unserem Texte, wie wird es am Ende denjenigen ergehen, welche das Evangelium verwerfen? Wenn selbst der Rechtschaffene jetzt kaum gerettet werden kann: wo wird der Sünder und Ruchlose bleiben? Es ist der Mühe wert, m. Fr., dass wir dies deutlicher auseinander setzen, und uns davon überzeugen.

I. 1. Ich sage denn also zuerst: die Behauptung, dass die Welt mit Undank lohne, sei wahr, wenn man darunter versteht, dass derjenige, der sich in aller Aufrichtigkeit bestrebt, der Menschheit wahre und bleibende Dienste zu leisten, von

einem großen Theile derselben verkannt, verfolgt und angefeindet wird. Das ist nämlich, was uns die Geschichte unserer heiligen Apostel, was die Geschichte Jesu, ja die Geschichte so vieler edlen und großen Männer bei allen Völkern und zu allen Zeiten lehrt. Sie wurden alle von ihren eigenen Zeitgenossen auf das verschiedentlichste verkannt; sie wurden nicht als Freunde, sondern als Feinde angesehen; wurden als solche verfolgt, und beschlossen meistens von allen verlassen in Noth und Elend ihr Leben, wenn sie es nicht sogar auf öffentlicher Richtstätte unter den Händen des Henkers endigen mussten. — Diese Erscheinung, m. F., ist bei der niedrigen Stufe der Bildung, auf der die große Menge der Menschen in allen Gegenden der Erde steht, und bei der noch niedrigeren Stufe, auf der sie ehedem gestanden, sehr begreiflich. Unwissenheit und Schwäche der Urtheilskraft verursacht, dass die gemeine Menschenmenge, wie drückend auch ihre Lage oft sein mag, doch sich keinen deutlicheren Begriff von einer anderen und bequemeren Einrichtung der Dinge zu machen versteht; dass sie den weisen und wohlüberlegten Vorschlag, der ihr geschieht, von anderen unvernünftigen nicht zu unterscheiden vermag, und dass sie eben deshalb, (weil man ihr doch beiweitem häufiger unüberlegte Vorschläge macht,) nur allzuoft in ihrer Hoffnung getäuscht wird, und sich ihren Zustand, statt zu verbessern, nur verschlimmert. Dies schlägt denn ihren Muth nieder, so dass sie am Ende gar nicht mehr wagen will, eine Verbesserung zu versuchen, und jedem, der ihr von einem neuen Versuche dieser Art etwas verspricht, für ihren Feind ansieht. Je ungebildeter die Menschen sind, um desto weniger vermögen sie aus reinem und uneigennützigem Grunde, aus bloßer Liebe für das allgemeine Wohl zu handeln; und was sie selbst nicht vermögen, das trauen sie auch keinem anderen zu. Daher argwöhnen sie denn bei jedem, der sich mit Eifer für die Einführung einer gewissen neueren Einrichtung in der Gesellschaft verwendet, dass irgend ein geheimer Eigennutz ihn treibe. Je größer der Eifer ist, den sie an ihm gewahren, um desto höher steigt ihr Argwohn, um desto abgeneigter sind sie, ihm zu willfahren, und vereiteln seine Pläne, selbst wenn sie keine Nachtheile davon befürchten, nur um auf diese Art seinen vermeinten Eigennutz zu strafen. Doch so ersprießlich auch eine Unternehmung für das gemeine Beste sein mag, so wird es immer einige einzelne Menschen geben, de-

nen sie Schäden verursacht, oder doch unbequem ist. Da nun in allen Staaten der große Fehler begangen wird, dass man diejenigen Menschen, welche durch eine gewisse, dem Wohle des Ganzen zusagende Veränderung leiden, nicht auf das vollgiltigste entschädigt: so ist kein Wunder, wenn auch die besten und gemeinnützigsten Einrichtungen, welche ein edelgesinnter Mensch bei seinen Mitbrüdern einführen will, ihre Gegner finden; wenn sich von allen Seiten her Personen erheben, die nicht nur die gute Einrichtung selbst zu hintertreiben suchen, sondern auch den, der sie in Vorschlag zu bringen gewagt, mit der größten Heftigkeit verfolgen. Er wird verleumdet; wird bald der größten Unwissenheit, bald der verschmitztesten Bosheit beschuldigt; wird als ein Unruhestifter und als ein Volksaufwiegler geschildert. Je ungebildeter die große Menge ist, um desto leichter glaubt sie allen diesen Anschwärzungen; um desto leichter ist es, sie zu bereden, dass der Einzige, der ihr wahres Wohl aufrichtig liebt, ihr ärgster Feind sei, und ihre strengste Bestrafung verdiene. Sie ruhen nicht eher, die Bösen, als bis der edle Mann so tief darniedergedrückt ist, dass nicht nur ihm selbst nicht die geringste Kraft mehr beiwohnet, das gefürchtete Gute zustande zu bringen, sondern dass es auch nicht leicht jemandem nach ihm einfallen wird, einen Versuch von dieser Art zu wiederholen. So, m. Fr., handeln die Menschen bisher; und so begreift sich leicht, warum Verfolgung das Schicksal aller derjenigen war, die sich bestrebten, der Menschheit große und wichtige Dienste zu leisten. Aber aus dieser Erklärung geht auch die tröstliche Wahrheit hervor, dass dieses nicht immer so sein müsse und werde. Denn nicht aus irgend einer in der Natur des Menschen wesentlich gegründeten Einrichtung, sondern nur aus der zufälligen, noch bis jetzt herrschenden Unvollkommenheit unserer Bildung rührt es her, dass wir die Guten unter uns verfolgen. Wohl also, wohl mag ein Zeitalter kommen, dem man es nicht mehr wird vorwerfen können, dass sein Lohn Undank sei; von unserer jetzigen Zeit ist dieses Sprichwort wahr, nicht nur in dem Sinne, den wir bisher betrachteten, sondern auch noch in einem zweiten.

2. Auch solche Menschen nämlich, die aus bloß eigennützigen Gründen der Welt zu dienen und zu gefallen suchten, empfangen am Ende statt des gehofften Lohnes nur Undank. Um zu beweisen, ob dieses wahr sei, brauche ich mich

nur auf die eigene Aussage aller derjenigen zu berufen, die den größten Theil ihres Lebens nur mit dem elenden Geschäfte zugebracht haben, um der verdorbenen Welt gerade so, wie sie es wünscht, zu dienen. Ich meine die Menschen, die sich so unsäglich viele Mühe geben, um sich die Gunst der Mächtigen und Großen auf dieser Erde zu verschaffen; ich meine die Menschen, die sich oft jahrelang gequält und abgearbeitet haben, um endlich so glücklich zu sein, sich eines gnädigen Blickes von ihren Fürsten zu erfreuen; ich meine Menschen, die sich den Armen ihrer Familie entzogen, und also auf den Genuss des edelsten Glückes der Erde, auf den Genuss des häuslichen Glückes Verzicht geleistet haben, um nur den Namen eines eifrigen Staatsdieners zu erhalten; die ihr Gewissen mit unzähligen Flüchen beladen, um zur Belohnung der Dienste, die sie dem Throne geleistet, mit einem Bande oder Sterne geziert zu werden! Fragen wir sie, diese Menschen, ob sie erhalten, worauf sie sich Rechnung gemacht? ob sie belohnt worden seien, wie sie nach ihrer Mühe es verdient? ob sie Ersatz gefunden haben für alles was sie dahingegeben? ob sie befriedigt worden seien? O, wie mit einem Munde werden sie uns da erwidern, dass dies nicht so sei! dass man sie schändlich hintergangen habe; dass man Personen, die unendlich weniger als sie gethan, in der Belohnung ihnen gleichgesetzt, ja wohl oft vorgezogen habe! dass man für wirkliche Güter, die sie aufgeopfert haben, nur leere Worte bezahlt; dass es von keiner Gattung der Menschen in einem so hohen Maße wahr sei, dass sie mit Undank lohnten, als von denjenigen, die man sehr sonderbar die große Welt genannt hat! — Und hier, m. Fr., behaupte ich nicht, dies sei bloß zufälligerweise und nur für eine kurze Zeit so, sondern dies liegt in der Natur der Sache wesentlich, und wird so lange bleiben, als eine große Welt dieser Art besteht. Denn liegt es nicht in der Natur eines nur scheinbar erwiesenen Dienstes, dass er auch nur scheinbar erwidert werde? Die Dienste aber, die der Selbstsüchtige der großen Welt erweist: was sind sie anderes, als nur scheinbare Dienste? Oder können wir etwa sagen, dass man einem Menschen einen wahren Dienst leiste, wenn man ihn unterstützt in seiner Lasterhaftigkeit? wenn man den Geist des Hochmuthes in ihm nährt? wenn man ihn bestärkt in seinen Irrthümern, wenn man ihm beisteht, andere zu unterdrücken? wenn man ihm Dinge verbirgt, deren Entdeckung ihn vielleicht zu einer heilsamen Besinnung gebracht haben würde? Macht man sich da nicht vielmehr zu einem Mitschuldigen von seinen Lastern? Verdient man es nicht, dass man statt des gehofften

Lohnes am Ende nur die schnödeste Abfertigung erfahre? Und so verdient dies ist, so natürlich ist es auch. Denn sehr natürlich ist es doch, dass sich im Reiche der Bösen die Tugend der Dankbarkeit nicht finde; und wenn es sich nun allzuoft ereignet, dass selbst unter besseren Menschen empfangene Dienste nicht belohnt werden, um wie viel öfter muss dies unter den Bösen geschehen? — Wer weiß es ferner nicht, in welcher Zerstreuung die Menschen, die zur großen Welt gehören, leben? Und ist nicht Zerstreuung Mutter der Vergesslichkeit, so wie diese des Undankes? Fordert es nicht selbst der Ton, der im Umgange mit jener großen Welt Sitte geworden ist, dass man von seinem eigenen Verdienste, um sie nicht zu beleidigen, nur mit der unnatürlichsten Geringschätzung spreche? dass man alles, das man für sie gethan hatte, als eine bloße Schuldigkeit, ja wohl als etwas darstelle, welches verrichten zu dürfen, man sich selbst zur größten Ehre anrechne. Was wundern wir uns, wenn diese Menschen am Ende das wirklich glauben, was wir aus bloßer Höflichkeit sagen? Und wie erst, wenn sie zuweilen sogar ein dunkles Vorgefühl davon hätten, dass alle die Dienste, welche wir ihnen mit einer unglückseligen Gefälligkeit leisten, eigentlich nur in der Gegenwart angenehm sind, in die Ewigkeit aber nur ihre Qual vermehren werden? wenn sie es ahnen sollten, dass es im Grunde nichts als ein süßes Gift sei, welches wir ihnen reichen, und dem ihre Leckerhaftigkeit nicht zu widerstehen vermag? Wie sollten sie da noch glauben, uns für die ihnen geleisteten Dienste Dankbarkeit schuldig zu sein? — So mag es wirklich oft sein, m. Fr., und darum wundere sich niemand, wenn ihm die Dienste, die er der verdorbenen Welt nach ihrem eigenen Geschmacke leistet, unvergolten bleiben, wenn es ja wahr ist, dass die Welt die ihr erwiesenen Dienste mit Undank belohne. So ist es der Fall bei der verdorbenen Welt und bei den Diensten, die ihr in ihrem Sinne erwiesen werden.

II. 1. Doch es ist Zeit, dass wir noch die wichtigsten Folgerungen, die sich aus dieser Wahrheit ergeben, in der gedrängtesten Kürze betrachten. Da ist denn erstlich offenbar, dass niemand thörichter sei, als wer sich Mühe gibt, dem verdorbenen Theile der Welt Dienste, wie er sie verlangt, zu leisten. Denn das ist doch gewiss die größte Thorheit, die man sich denken kann: mit einer unsäglichen Mühe Menschen zu dienen, die keine Pflicht der Dankbarkeit kennen; die jede ihnen erwiesene Gefäl-

ligkeit für eine Schuldigkeit ansehen; die keine Macht, sich dankbar zu beweisen, haben; die jeden Dienst und Vorschub, welchen man ihnen leistet, so schrecklich missbrauchen, dass nur der Fluch der Gegenwart und die Strafe der Ewigkeit die einzige Vergeltung ist, die man für seine Mühe findet! — O möchte dies niemand aus Ihnen vergessen, m. Fr.; und wenn keine anderen, wenn keine edleren Gründe Sie abhalten können, sich dem erniedrigenden Dienste einer verdorbenen Welt zu widmen: dann möge Sie wenigstens die Erinnerung an die Wahrheit abhalten, dass die böse Welt jeden der ihr erwiesenen Dienste mit schnödem Undank entgelte! Werde denn also, o! werde niemand aus unserer Mitte jemals ein Fürstendiener in dieses Wortes gemeiner, niedriger Bedeutung! Lassen wir gelten bei uns die Warnung, die der Apostel uns zuruft: Brüder, werdet nicht Knechte der Menschen! denn ihr seid theuer erkauft! O, wahrlich, viel zu theuer sind wir durch Jesum erkauft, m. Fr., als dass wir unserem Leben keinen höheren Zweck setzen sollten, als die Erinnerung einer von jenen elenden Belohnungen, mit denen die Großen der Erde empfangene Dienste erwidern!

2. Allein ich gehe noch weiter in meinen Behauptungen, m. Fr., ich sage, dass es nicht einmal eine so gar schlimme und beklagenswerte Sache sei, dass die Welt die ihr erwiesenen Dienste mit Undank belohnt. Sie werden mir, wenn Sie darüber nachdenken wollen, hoffentlich selbst beipflichten. Denn was erstlich jene Art Dienste betrifft, die nicht der Menschheit selbst, sondern einigen einzelnen Theilen derselben und mit Beeinträchtigung der übrigen erwiesen werden, zu deren Leistung uns kein inneres Gefühl der Pflicht, sondern nur niedrige Gefallsucht angetrieben hatte: so ist es offenbar eine sehr weise Veranstaltung Gottes, wenn diese bösen Handlungen nicht erst in jenem anderen Leben ihre gebührende Strafe erfahren, sondern zur mehreren Abschreckung schon hier auf Erden sich an uns rächen, und was das merkwürdigste ist, sich an uns rächen durch das undankbare Benehmen eben derjenigen Personen, die wir uns durch sie am allermeisten zu verbinden glaubten. Was kann uns mehr beschämen? Was kann die Thorheit, die wir auf diese Art begehen, in ein helleres Licht setzen? Wenn selbst diese Einrichtung Gottes es nicht verhindern kann, dass die Bedrücker der Menschheit ihre Diener und Gehilfen finden: was würde erst geschehen, wenn diese Personen die Dienste, welche man ihnen leistet, mit einer am unrechten Orte angebrachten Gewissenhaftigkeit belohnen würden? — Nicht eben so nützlich, m. Fr., aber

doch gewiſs auch nicht so nachtheilig, wie man es oft darſtellt, iſt jene andere Art des Undankes, den ſich die Weltſelbſt gegen Dienſte erlaubt, die ihr aus reinen Abſichten und zu ihrem wahren Beſten geleiſtet worden ſind. Kann ich es gleich nicht leugnen, daſs dieſer Undank manche im Guten noch nicht befeſtigte Gemüther abſchreckt, ſich dem Dienſte der Menſchheit zu widmen, und daſs die Verfolgungen, die man oft verdienſtvolle Männer erfahren ließ, in ihnen nicht nur den Willen, ſondern auch ſelbſt die Macht vernichteten, den Menſchen ferner zu dienen: doch hat dies alles, noch von einer anderen Seite betrachtet, manches Gute an ſich. Durch dieſen Undank wird nämlich mancher unberufene, mancher noch halbgutdenkende, mancher bloß heuchelnde Verbeſſerer der Welt gleich anfangs abgewieſen, mancher mit Übereilung handelnde zur mehreren Beſonnenheit genöthigt. Durch dieſen Undank zeigt ſich, daſs es auch Menſchen gibt, die das Wohl ihrer Brüder aus reinem und uneigennützigem Grunde befördern. Durch dieſen Undank wird zur Erbauung für alle erſichtlich, welch eine Stärke die Liebe zur Menſchheit, und der Eifer für die Erfüllung ſeiner Pflichten habe, und welche Thaten und Opfer der Menſchheit der Gottergebene ſich abgewinnen könnte.*) Durch dieſen Undank, den er auf Erden erfährt, erwirbt ſich der Gerechte Kronen der Unſterblichkeit, Kronen des herrlichſten Lohnes in jener anderen Welt. Dies iſt uns Zeuge das Beiſpiel der beiden heiligen Apoſtel, deren Gedächtnis wir heute feiern. Eine kurze und bald vorübergehende Trübſal wirkte, wie ſie es ſelbſt vorausgeſagt, ihnen die ewig dauernde, unüberſchwengliche Seligkeit aus, deren ſie ſich nun erfreuen. Und darum klagten ſie auch in keiner ihrer Schriften je über den Undank der Welt. Sie ſahen es vielmehr für einen Vortheil für ſich an, und verlangten auch von ihren Mitgenoſſen, es für Gewinn zu erachten, daſs ſie in einem Zeitalter lebten, welches Verdienſte mit Verfolgungen lohnt. — Darum geſtehe ich auch aufrichtig, m. Fr., daſs mir ein jeder Menſch, aus deſſen Munde man häufige Klagen über den Undank der Welt vernimmt, verdächtig vorkomme, daſs es mir ſcheine, er ſei nicht uneigennützig genug in ſeinen Abſichten, er diene des Lohnes wegen, und diene vielleicht nicht einmal auf die rechte Art, ſondern nur, wie er hoffet, daſs man es beifällig aufnehmen werde.

---

*) Leſſing im Nathan.

3. Und nun erkennen Sie wohl von selbst, m. Fr., was meine Meinung über die Frage sei: ob der so häufig gerügte Undank der Welt uns von der Pflicht, ihr zu dienen, lossagen könne? So wenig kann er dies, dass unsere Verpflichtung vielmehr durch ihn noch dringender wird. Denn sagen Sie selbst, m. Fr., ob die Verpflichtung zu helfen für einen, der helfen kann, nicht um so dringender werde, je größer das Elend ist, in dem ein Hilfsbedürftiger schmachtet, und je weniger sich erwarten lässt, dass, wenn der eine nicht hilft, ein anderer da sein werde, der ihm die nöthigen Dienste leistet? So lange die Menschheit noch die ihr erwiesenen Dienste mit Undank belohnt, ist es ein deutlicher Beweis, dass jene Stufe der Bildung, auf der sie steht, eine sehr niedrige sei. Soll diese Bemerkung uns nicht um so mitleidiger mit Ihrem Zustand machen? Soll sie uns nicht einen verstärkten Antrieb geben, zu arbeiten an der Vervollkommnung der Menschheit, an der Erhebung derselben zu einem solchen Grade der Besonnenheit, bei der sie nicht ferner mehr ihre größten Wohlthäter gleich einem Rasenden von sich stößt? So lange die Menschheit noch die ihr erwiesenen Dienste mit Undank vergilt; so lange werden sich immer nur wenige finden, die großmüthig genug sind, ihr auch mit eigener Aufopferung zu dienen. Muss dieser Gedanke nicht jeden, der eines edlen Gefühles ist, um so dringender verbinden, dass doch er wenigstens, er bei ihr ausharren wolle, auf dass sie nicht verlassen sei von allen? — Wie vollwichtig ist dieser Grund, m. Fr.! Sollte es wohl nöthig sein, dass ich ihm noch einen zweiten beifüge, dass ich erinnere: uns selbst gewähren die Dienste, die wir der Menschheit zu einer Zeit leisten, da sie noch lohnt mit Undank, mehr inneren Seelengenuss, mehr Früchte für die Zukunft? — Wenn jeder Schritt für das allgemeine Beste gleich hier auf Erden belohnt wird, wie können wir bei unserer jetzigen Unvollkommenheit nur uns selbst verbürgen, dass uns nicht Eigennutz zu allem antreibe? Wie viel gewisser dagegen können wir jetzt nicht sein, jetzt, da beinahe alles, was man zum wahren Besten der Menschheit unternehmen will, die größten Hindernisse findet, und gleich einem Verbrechen bestraft wird? — Fügen Sie bei, dass diese Strafe uns nur von Menschen droht, dass nur die Menschen es sind, welche mit Undank lohnen, dass aber doch darum ein Anderer vorhanden ist, der jegliches Gute belohnt mit überschwenglichem Lohne: Gott, der Allmächtige, meine ich! — Je größer der Undank ist, den uns die Menschen beweisen, um desto

größer der Lohn, der uns von Gott zutheil wird. Und so verlieren wir also nichts durch den Undank der Welt, sondern gewinnen durch ihn. Kein Zweifel daher, dass dieser Undank auch unsere Verbindlichkeit, der Welt ersprießliche Dienste zu leisten, erhöhe. Dies präge denn jeder aus uns seinem Gedächtnisse wohl ein, m. Fr., dass niemand träge gefunden werde in jenem schönen Augenblicke, da sich für ihn die Gelegenheit, der Welt zu dienen, eröffnet! — Treffen uns dann verschiedene Widerwärtigkeiten: so lassen wir uns dies nicht befremden, m. F., sondern danken wir, wie der Apostelfürst in unserem Texte verlangt, danken wir Gott für dieses Los, und werden wir hiedurch in der Verrichtung des Guten nur immer eifriger gemacht! Amen.

XXXIV.

Heimsuchung Mariens.

(Am gleichnamigen Feste 1816.)

Eingang.

Nichts anderes als ein freundschaftlicher Besuch, den die zur Mutter ihres Herrn erkiesene Jungfrau bei ihrer Base abgestattet, ist die Begebenheit, deren Gedächtnis die Kirche heute von uns feierlich begangen wissen will, m. F. Auf den ersten Blick scheint dieser Gegenstand vielleicht manchem nicht genug wichtig für eine solche Feier. Ein Besuch, meint er, den sich zwei Frauen abgestattet haben, was könnte er Großes und Merkwürdiges enthalten; wie mochte er es verdienen, dass ihn die späteste Nachwelt in ihrem Andenken bewahre? Gewöhnlicherweise hat man bei einem Besuche doch keinen höheren Zweck, als den der Unterhaltung; vollends beim anderen Geschlechte, sagt man, sei es kaum denkbar, dass es sich einen sehr wichtigen Zweck vorsetze, oder falls es sich ihn wirklich vorgesetzt haben sollte, ihn zur Ausführung bringe. Nicht also urtheilt hierüber die Kirche. Sie meint, es sei ein arger Misbrauch, wenn wir bei jenen vielfältigen Besuchen, die wir einander abstatten, gewöhnlich nichts Wichtigeres als unsere Unterhaltung oder die Verkürzung der langen Weile auf eine angenehme Art zur Absicht haben. Die Kirche meint ferner, dass unser männliches Geschlecht von dem Geschlechte der Frauen nicht so erniedrigend sprechen und denken dürfe, wofern es anders nicht sich selbst anklagen will, dass es durch einen wahren Hochverrath an den heiligen Rechten der Menschheit die eine Hälfte derselben von jeder edleren Bildung des Geistes ausgeschlossen hat. Die Kirche meint, dass auch das andere Geschlecht der ernstesten Betrachtungen und Entschlüsse fähig sei; und will uns eben in der Begebenheit, deren Betrachtung sie uns heute empfiehlt, einen uns selbst beschämenden Beweis hievon geben. Nebst dieser einen Absicht, welche allein schon hinreichend wäre, die Einsetzung des heutigen Festes zu rechtfertigen, hat die Kirche noch verschiedene andere Absichten. Mütter sind die

zwei Frauen, deren die eine hier die andere besucht; und dies zwei Mütter, die sich jetzt eben in jenem ehrwürdigsten Zeitraume befinden, indem sie die Frucht ihres Leibes im eigenen Schoße bewahren und erziehen. Der Gegenstand aber, worüber sich diese Mütter besprechen, er ist kein anderer, als diese künftigen Säuglinge selbst, die ihre Hoffnung sind, die ihres Lebens Glück und Stolz und Nachruhm werden sollen. Es leuchtet ein, m. F., was unsere heilige Kirche beabsichtigt, wenn sie uns herbeiruft, diesem Gespräche als Zuhörer beizuwohnen; wenn sie uns auffordert, dass wir das Bild dieser Mütter uns im Geiste so lebhaft, als wir es nur vermögen, vergegenwärtigen sollen; wenn sie sogar unsere Künstler beauftragt, dass sie die Scene jener Heimsuchung auch unserem körperlichen Auge in Farben darstellen möchten. Die Würde des Mutterstandes will sie uns fühlbar machen. Zwei so ehrwürdige Mütter ins Auge fassend und bewundernd sollen wir lernen verehren, was in der That aller Verehrung wert ist; sollen uns in den Stand setzen, alle die niedrigen Nebenbegriffe, welche verdorbene Menschen mit einer so heiligen Sache nur allzu gerne verknüpfen, von uns entfernt zu halten. Kann etwas heilsamer sein, m. F., als diese Sorgfalt der Kirche für die Veredlung unserer Begriffe über einen so wichtigen Gegenstand, als es die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes ist? Wie lehrreich ist endlich auch die Erzählung selbst, die das Evangelium von dieser freundschaftlichen Zusammenkunft Mariens und Elisabeths aufbewahrt hat! Wie ganz geeignet ist sie, uns diese beiden Personen von ihrer liebenswürdigsten Seite zu zeigen! Zu wie viel ernsten und erbaulichen Betrachtungen gibt nicht der Inhalt ihrer Reden Anlass! Eine einzige Stunde reicht nicht hin, um dieses alles erschöpfend darzustellen. Lassen Sie uns daher nur einiges, was von besonderer Wichtigkeit gerade für Sie sein dürfte, herausheben, und in gedrängter Kürze erörtern! Eine Betrachtung also über das Evangelium selbst, welches die Kirche heut ihren Gläubigen vorlegt, soll der Gegenstand sein, der uns in dieser Stunde beschäftigt. Billig, dass wir dies Evangelium erst aufmerksam lesen, um uns den Inhalt desselben in frische Erinnerung zu bringen. Luk. 1., 39—56.

> Maria aber machte sich in jenen Tagen auf, und gieng eilends auf das Gebirg in eine Stadt (des Stammes) Juda. Und sie kam in das Haus des Zacharias und grüßte die Elisabeth. Und es begab sich, als Elisabeth den Gruß Mariä hörte, hüpfte das Kind freudig in ihrem Leibe auf; und Elisabeth ward erfüllet von dem heiligen Geiste; und sie rief mit lauter Stimme, und sprach: Gebenedeit bist du unter den Weibern, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes! Und woher geschieht mir dies, dass die Mutter meines

Herrn zu mir kommt? Denn siehe, als die Stimme deines Rufes in meinen Ohren erscholl, hüpfte das Kind freudig auf in meinem Leibe. Und selig bist du, dass du geglaubt hast; denn was dir von dem Herrn gesagt worden ist, wird in Erfüllung gehen. Und Maria sprach: Hoch preiset meine Seele den Herrn; und mein Geist frohlocket in Gott, meinem Heilande! Denn er hat angesehen die Niedrigkeit seiner Magd; denn siehe, von nun an werden mich selig preisen alle Geschlechter; denn Großes hat an mir gethan, der da mächtig ist, und dessen Name heilig ist! Er ist barmherzig von Geschlecht zu Geschlecht denen, die ihn fürchten. Er übet Macht mit seinem Arme, zerstreuet, die da hoffärtig sind in ihres Herzens Sinne. Die Gewaltigen stürzt er vom Throne, und erhöhet die Niedrigen. Die Hungrigen erfüllt er mit Gütern, die Reichen lässt er leer ausgehen. Er nimmt sich Israels an, seines Knechtes, eingedenk seiner Barmherzigkeit; wie er zu unseren Vätern gesprochen hat, zu Abraham und seinen Nachkommen auf ewig. Und Maria blieb bei ihr ungefähr drei Monate, und kehrte dann zurück in ihr Haus.

Abhandlung.

Merkwürdig ist es, m. F., dass der heilige Geschichtsschreiber die Stadt, in welcher der Greis Zacharias und seine Gattin Elisabeth wohnten, nicht mit dem Namen angibt. Er begnügt sich bloß zu sagen, es wäre eine aus den Städten in dem Gebirgslande, und zwar aus dem Antheile des Stammes Juda gewesen. Dass Lukas irgend eine besondere Absicht gehabt, den Namen dieser Stadt zu verschweigen, dies zu vermuthen, ist nicht der geringste Grund vorhanden, und folglich müssen wir annehmen, dass er ihn nur darum nicht angegeben habe, weil er ihn nicht mit Sicherheit gewusst, weil er ihn wohl vielleicht einmal gehört, aber nur eben jetzt sich seiner nicht mit Bestimmtheit erinnern konnte, und doch zu gewissenhaft war, um einen Namen hinzuschreiben, für den er nicht gut stehen konnte. Eine solche Probe von Gewissenhaftigkeit, deren uns dieser Evangelist mehrere gibt, muss sie uns nicht ein besonderes Zutrauen zu der Wahrhaftigkeit seiner Erzählung einflößen? Doch in der That ist diese ganze Erzählung von einer solchen Beschaffenheit, dass der Vernünftige gar nicht umhin kann, sie für wahr zu halten. Denn dass die Mütter zweier so vortrefflichen Männer, als es Jesus und sein Freund Johannes waren, auch sehr vortreffliche Personen gewesen sein müssen: das wäre gewiss, auch wenn die Geschichte uns selbst nichts davon erzählte. Waren sie aber wirklich gute, edeldenkende Personen: so ist auch nichts wahrscheinlicher, als dass sie gerade so, wie es uns das Evangelium von ihnen sagt, gehandelt haben werden.

1. Zwar auf den ersten Blick möchte man eher vermuthen, dass es geziemender wäre, wenn nicht Maria bei Elisabeth, sondern im Gegentheile diese, die Mutter des Geringeren, sich bei Marien, deren Sohn der Herr sein sollte, zum Besuche sich eingefunden hätte. Und wirklich, wenn diese Geschichte eines späteren Zeitalters wäre; sie wäre so dargestellt worden. Bei einer näheren Betrachtung aber zeigt sich, dass nichts natürlicher, nichts geziemender gewesen sei, als dass Maria die Reise zu Elisabeth unternahm. Denn abgesehen von allen anderen Gründen, deren Auseinandersetzung mich hier zu weit führen würde, war nicht schon des Grundes genug, dass Maria von beiden die jüngere war? Denn es ist wohl zu merken, und mag gleich als die erste Wahrheit, an die uns die Begebenheit des heutigen Tages erinnert, angesehen werden, dass nach vernünftigen Gründen kein anderer Rangunterschied unter den Menschen gestattet werden sollte, als der des Alters. Das Alter, sage ich, sollte der einzige Maßstab sein, nach dem man — nicht zwar die innere Achtung, die man dem Menschen in seinem Herzen zollt; denn diese richtet sich bloß nach der Überzeugung von seinem sittlichen Werte — wohl aber die äußere Ehrenbezeugung, die man in ihm der Gesellschaft erweist, abmessen sollte. Nur nach dem Alter sollte man ferner in jedem Falle, wo zwei oder mehrere Personen einen sonst gleichen Anspruch auf den Genuss eines gewissen Vortheiles haben, entscheiden, wem aus ihnen er wirklich zugehöre. So fordert es die Vernunft, weil jeder andere Entscheidungsgrund, den man für solche Fälle in Vorschlag bringen möchte, weit minder zweckmäßig ist. Denn sollte, was noch das vernünftigste wäre, vielleicht die Tugend, oder sollten unsere der Menschheit bisher geleisteten Dienste den Streit entscheiden? Aber wie selten lassen sich diese, und wie noch seltener lässt sich das erstere bestimmt beurtheilen! In welche unangenehme und mit dem Zartgefühl der Tugend ganz unverträgliche Erörterung müsste man sich da nicht einlassen? Wie viele Anlässe zum Stolz und Übermuth von der einen, zum Missmuth und Erbitterung von der anderen Seite würde es da nicht unaufhörlich geben? Wo ist der Tugendfreund, wo ist der wahrhaft verdienstvolle Mann, der eine solche Einrichtung nur selbst verlangen sollte? Dass aber die Wichtigkeit des Amtes, welches man bekleidet, dass die Verdienste derjenigen, die man durch den Zufall der Geburt zu seinen Vorfahren zählt, dass jene Reichthümer, welche man sich erworben, einen noch unzweckmäßigeren Entscheidungsgrund abgeben

würden, leuchtet von selbst in die Augen. So bleibt denn also kein anderer Unterschied übrig, als derjenige, den die Natur selbst eingeführt hat, der Unterschied des Alters, somit derjenige, bei dem wir nach einer bekannten Sittenregel zugleich voraussetzen müssen, dass die Verdienste der Menschen in eben dem Verhältnisse stehen, wenn wir das Gegentheil nicht ausdrücklich wissen. Kann es wohl einen leichteren, einen mit größerer Sicherheit meistens schon durch den bloßen Anblick erkannten Unterschied zwischen den Menschen geben? Und kann es wohl einen anderen Entscheidungsgrund geben, der für denjenigen, der sich zufolge desselben zurückgesetzt sieht, weniger kränkend wäre, als der Entscheidungsgrund des Alters? Was kann beruhigender sein, als der Gedanke: du musstest diesmal zurücktreten, bloß weil du der Jüngere warst? Werden wir nicht mit jedem Tage älter? Und können wir also nicht hoffen, dass diese Fälle in Zukunft je länger je seltener werden? Wird uns auf diese Art nicht die Aussicht in das Alter, die sonst so vieles Traurige hat, erheitert? Würde durch diese Einrichtung nicht das ganze Leben des Menschen einen erhöhten Wert gewinnen? — Auch sage niemand, dass die Menschen hiedurch träger gemacht und verleitet würden, sich auf den Vorzug des Alters allein zu verlassen. Denn wofern die Frage, wem der bestrittene Besitz eines Gutes zufallen solle, nur dort allein durch das Alter entschieden wird, wo das Bedürfnis dieses Gutes und die Geschicklichkeit, dasselbe anzuwenden, von gleicher Größe sind: so wird man wohl von diesem Missbrauche sehr wenig zu besorgen haben, zumal wenn auch die übrigen Einrichtungen in der Gesellschaft weise und zweckmäßig sind. Ja, würde im Gegentheile nicht jeder, der nur nicht eben zu den rohesten Menschen gehört, in dieser Verfügung einen erhöhten Antrieb finden, sich in dem Wachsthume der Jahre auch stets größere Verdienste beizulegen, damit ihm nicht etwa einst der Vorwurf gemacht werden könne, dass er nur seinem Alter allein den Genuss so vieler Vorzüge verdanke? — So viel ist wenigstens gewiss, m. F., dass es kein Volk der Erde gebe, welches die Wahrheit, von der ich hier rede, nicht zumtheile eingesehen hätte. Denn war man auch noch bei keinem Volke auf Erden imstande, alle die Rangunterschiede, welche das Herkommen allmählich eingeführt hatte, bei Seite zu schaffen: so that man doch wenigstens dies, dass man den Rangunterschied des Alters zu den bereits vorhandenen hinzufügte; und wo dies auch nicht gesetzlich eingeführt war, da thaten es doch die weisesten und die besten Menschen aus einem freien Antriebe, dass sie

denjenigen Personen, die ihnen am Alter überlegen waren, gerne den Vorzug vor sich selbst einräumten. Dies war denn auch die Gewohnheit Mariens; und darum ließ sie es sich — obgleich erkoren zur Mutter des Herrn und schon voraussehend im Geiste, wie alle Geschlechter der Erde sie einst selig preisen würden — nicht in den Sinn kommen, dass es eine Erniedrigung für ihre Würde wäre, wenn sie Elisabeth, die ihre Base ist, besucht.

2. Sie that es, und auch an ihr wurde nun der Spruch ihres Sohnes erfüllt: wer sich erniedriget, der wird erhöhet werden! Denn kaum war sie angelangt; kaum hatten ihre Lippen das freundschaftliche Wort des Grußes ausgesprochen: als ihr ein Lobspruch aus Elisabeths begeistertem Munde zutheil ward, den wir zur Ehre der Jungfrau auf unserem ganzen Erdenrunde wohl täglich mehrmals wiederholen, und wiederholen werden, so lange es Menschen auf dieser Erde gibt. — O, du Gesegnete unter den Weibern! so rief Elisabeth aus, und: o, gesegnet die Frucht deines Leibes! — Wie kurz, und wie doch nur vielsagend, m. Fr.; wie wahr und ruhmvoll für diejenige, der dieser Lobspruch ertheilt ward! Wie ehrenvoll auch für diejenige, aus deren Munde er kam! Denn — um nur dies letztere etwas umständlicher zu betrachten — wie deutlich sprach sich nicht in diesem Glückwunsche das edle und über jedes Gefühl der Missgunst erhabene Herz Elisabeths aus! Nicht sie, nicht sie war die Beglückte, die Gott zur Mutter des Messias auserkoren; das Kind, das sich bewegte unter ihrem Herzen, sollte nur sein der Diener dessen, mit dem Maria ehestens die Welt beschenken würde. Sagen Sie selbst, m. Fr., ob in diesem Gedanken nicht eine sehr natürliche Versuchung lag, ein gewisses Gefühl der Missgunst im Herzen aufsteigen zu lassen? Aber von einem solchen Gefühle finden wir in dem Betragen Elisabeths nicht die geringste Spur. Erst am Ende ihres Gespräches, da es ihr einfällt, dass zumtheil wohl auch sie und ihr Gatte selbst daran schuld sein dürften, dass ihr Glück weniger groß als das Glück Mariens ist, ruft sie mit einem gewissen Gefühle der Wehmuth aus: O, du bist glücklich, weil — du nicht gezweifelt hast, dass die Verheißung des Herrn in Erfüllung gehen würde! — Gerade so betragen sich Menschen von edler Art immer! Nie blicken sie mit einem missgünstigen Auge hin auf das Glück, das ihrem Nebenmenschen blüht; sie freuen sich dessen vielmehr mit wahrer, aufrichtiger Freude; und nur dann steigt in ihrem Herzen ein Gefühl der Weh-

muth auf, wenn ihr zartfühlendes Gewissen ihnen die Erinnerung macht, dass sie am Ende wohl selbst einen Theil der Schuld daran trügen, dass sie nicht eines eben so reinen Glückes, wie die anderen, genießen. Dieses war nämlich der Fall, in dem sich Elisabeth befand; denn jenes Misstrauen, welches ihr Gatte in die Verheißung des Engels gesetzt, war auf empfindliche Art an ihm gestraft worden, und noch wusste das gute Ehepaar nicht, dass Gott, der Gnädige, die Strafe so bald wieder aufzuheben gedenke. — Darum vermochte Elisabeth nicht die Bemerkung zu unterdrücken, dass sich Maria ihr hohes ungetrübtes Glück mitunter auch dadurch verdient habe, dass sie der göttlichen Verheißung nicht misstraute.

3. Doch wie benahm sich nun Maria bei diesen Lobsprüchen? Verbat sie sich etwa dieselben, wie es die falsche und geheuchelte Demuth zu thun pflegt? — Nein, m. Fr, wir hören sie vielmehr in einer Art von Begeisterung bekräftigen, was ihre Base sprach. Ja, — hören wir sie ausrufen — ja, meine Seele preist hoch den Herrn! froh jauchzet auf mein Geist zu meinem Gott und Heiland! Denn gnädig blickt er hin auf seine niedrige Magd! Und siehe! von nun an werden mich alle Geschlechter der Erde selig preisen! — Dies oder sonst nichts in der Welt ist die Sprache der Aufrichtigkeit! der Ausdruck eines Herzens, das, weil es rein und keiner Schuld sich bewusst ist, jedes Gefühl, welches in seinem Inneren vorgeht, mit aller Unbefangenheit gesteht! Es hätte Verstellung sein müssen, wenn sich Maria in diesem Augenblicke anders geäußert, wenn sie nicht frei bekannt hätte, dass sie sich freue bis zur Entzückung darüber, so hoch erhoben zu sein von ihrem Gott! — Möchten wir alle hier erkennen, wie liebenswürdig die Unschuld noch aus dem Grunde sei, weil sie dem Menschen eine so edle Unbefangenheit ertheilt, dass man das Zutrauen aller gewinnt! Denn wer ein böser Mensch ist; ja, wer es auch nur einmal war oder auch nur gewisse Fehler gehabt, um derentwillen er für nöthig erachtet, sein Inneres zu verbergen: der hat die herrliche Gabe der Unbefangenheit leider für sein ganzes Leben verloren. Mag er sich späterhin wieder gebessert haben, mag er es lange nicht benöthigen, ein anderer zu scheinen, als er ist: doch wird ihm immer noch etwas von seiner früheren Verstellung ankleben; doch wird sein Blick nicht jene Offenheit, das Spiel seiner Mienen nicht jenes Gepräge der Wahrheit besitzen, das nur demjenigen, der sich noch nie verstellt, zukömmt; doch wird er besonders in solchen Augenblicken, wo eine plötzliche Empfindung ihn überrascht, in eine merkliche

Verlegenheit gerathen und die Gefühle seines Herzens, selbst wenn es die unschuldigsten sind, vor den Augen anderer thörichterweise zu verbergen suchen. — Nicht so derjenige, dem eine unverletzte Unschuld in dieses Wortes vollständigstem Sinne beiwohnt; derjenige, in dessen Herzen nie Gefühle aufsteigen, deren er sich zu schämen Ursache hätte, oder die auch nur eine thörichte Erziehung ihm als Gefühle beschrieb, die man verbergen müsste. Offen und frei wird er bei jeder Gelegenheit, was sich in seinem Innersten bewegt, gestehen; und eben darum wird auch alles, was er spricht, ein solches Gepräge der Wahrhaftigkeit besitzen, dass kein Betrüger es ihm nachahmen kann. So war die Jungfrau, die uns den Herrn der Welt geboren; und darum scheute sie sich nicht zu gestehen, was zu denken ihr so natürlich war: Mich werden alle Geschlechter der Erde selig preisen; denn an mir hat der Ewige Großes gethan!

4. Doch glaube niemand, m. Fr., dass diese edle Jungfrau bei der Verheißung, dass sie die Mutter des Messias werden solle, nur an ihr eigenes Glück allein gedacht habe. Verhehlte sie gleich nicht, dass dieser Gedanke immer ihr erster und lebhaftester gewesen sei, so vergaß sie doch auch nicht des Glückes, das der ganzen Welt durch den Messias künftig zutheil werden sollte. Der schöne Lobgesang, den sie vermuthlich selbst in jenen Tagen ihres Aufenthaltes bei Elisabeth abfasste, in welchen sie gewiss keine ihr fremde Empfindung aufnahm, ist uns Beweis hievon. In diesem Gesange heißt es: Barmherzigkeit erzeugt Gott allen, die ihn fürchten, bis in die spätesten Geschlechter. Jetzt wird er zeigen die Macht seines Armes; wird jene aufrichten, die in Erniedrigung leben; wird alle Hungernden mit Gütern sättigen; wird Israels, seines auserwählten Volkes, sich in Gnaden annehmen, und alle Verheißungen, welche er Abraham und seinen Nachkommen gethan, erfüllen. Können wir diese Worte vernehmen, m. Fr., und zweifeln, ob Maria es auch verdiente, beigezählt zu werden zu jener Classe von Personen, von denen wir neulich sagten, dass sie den Adel der Seele besitzen? — O, gewiss, so zart sie auch noch in ihrem Alter war; und so selten es auch in ihrem Jahrhunderte der Fall gewesen sein mag, dass sich Personen von ihrem Geschlechte zu einer allgemeinen Liebe der Menschheit erhoben: bei ihr war es schon lange geschehen; sie hatte frühzeitig erlernt, den Zustand eines ganzen Volkes beachten, an seinem Wohle sich ergötzen, mit seinem Unglück Mitleid tragen; sehr richtig hatte sie bemerkt,

worin die größten Übel, denen die Menschheit bisher ausgesetzt war, beständen; es war ein erfreulicher, ein großer, herzerhebender Gedanke für sie, dass einst durch ihren Sohn (ob nach Jahrzehenden oder nach Jahrtausenden, wagte sie nicht zu bestimmen) allen diesen Übeln ein Ende gemacht werden sollte! Die Hungernden sollten gesättiget, sprach sie, die Bedrückten aufgerichtet werden! Wenn es noch jemanden in unserer Mitte geben sollte, der keinen Sinn für die Bedürfnisse der Menschheit hat, dem der Gedanke an ihr Wohl gleichgiltig ist: wie müsste er sich nicht vor dieser Jungfrau schämen? Ja, sollten wir nicht, nachdem Maria mit ihrem Beispiele einmal vorangegangen ist, berechtigt sein, von einer jeden Person des anderen Geschlechtes, welche auf gleiche Bildung Anspruch machen will, zu fordern, dass sie das Vorbild Mariens nachahme, dass auch sie ihr Herz lehre, bei Glück und Unglück der Menschheit mitempfinden? Sollte nicht in der That nur ein solches Herz, ein solcher Seelenadel des Weibes schönste Zierde sein? eine Zierde sein, die wir unendlich schätzbarer finden, als alle körperliche Schönheit? Sollten wir jemals eine Person des anderen Geschlechtes in Wahrheit hochachten, und sie zur freundlichen Gefährtin unseres Lebens uns erwählen können, wenn wir an ihrer Seele nicht diesen Adel finden? Sollte sie wohl, wenn ihr diese Eigenschaft mangelt, fähig sein, liebenden Antheil zu nehmen an demjenigen, was wir als unseres Lebens Hauptzweck ansehen? Wäre es ihr möglich, uns zu verstehen, wenn wir von unseres Herzens Wünschen und Besorgnissen vertraulich sprechen wollten? Würden wir jemals in solchen Fällen einen vernünftigen Rath von ihren Lippen hören? Und müsste sie denn nicht nothwendig an unserer Achtung und Liebe verlieren, und uns am Ende erscheinen um nicht viel besser als eine Puppe, mit der sich nur spielen lässt?

5. Doch in diesem Lobgesange Mariens kommt auch eine Äußerung vor, m. F., die in den Augen mancher vielleicht einen kleinen Zweifel gegen das Zartgefühl ihres Herzens erregen kann. In der Beschreibung nämlich, die sie von jenem glücklichen Zeitalter macht, welches durch ihren Sohn einst erscheinen wird, sagt sie auch unter anderem: Gott werde die Anschläge der Stolzen vereiteln; er werde die Machthaber der Erde von ihren Thronen stürzen, die Reichen leer zurückweisen. Kann wohl ein zartes Herz Dinge von dieser Art wünschen? Ich sage: Ja, m. F.! Zumal in solcher Verbindung, in welcher diese Wünsche von Maria vorge-

tragen werden. Denn es ist keineswegs eine vernünftige Güte des Herzens, wenn man aus bloßer Besorgnis, dass vielleicht irgend jemand hiedurch etwas Unangenehmes widerfahre, alles beim Alten will stehen lassen. Es ist verkehrte Güte und wahre Grausamkeit, wenn man, um niemandem, auch selbst demjenigen, der es verdient, nicht wehe zu thun, zugeben will, dass Tausende ganz ohne ihr Verschulden in dem größten Elende schmachten! Der wahrhaft gute Mensch nimmt keinen Anstand zu wünschen, dass alle zweckwidrigen Verfassungen auf Erden umgestaltet würden, nimmt keinen Anstand zu wünschen, dass alle Bösegesinnten ihrer Macht zu schaden beraubt würden, selbst auf den Fall, wenn sie sich hiedurch sehr unglücklich fühlen sollten. Nicht als ob dies Unglück derselben etwas Erfreuliches für ihn sein könnte; aber erfreulich ist für ihn, dass nun das große unabsehbare Elend, in welchem Tausende bisher geschmachtet, auf immer beendigt ist. Entzücken gewährt ihm die Aussicht auf jene seligen Tage, die für die Menschheit dann anbrechen werden! Wünscht er allen, dass die bisherige Gestalt der Dinge abgeändert werde, so wünscht er es nur unter der Bedingung, dass eine bessere erdacht sei, die man an ihre Stelle setze. So war gewiss der Sinn Mariens! Und es ist Lästerung, nur den geringsten Zweifel gegen das Zartgefühl ihres Herzens im Ernste geltend zu machen! Wie sie es wünschte, dass die Machthaber der Erde einst von ihren Thronen gestürzt würden, so wünschte sie auch, dass jene aufgerichtet werden, die in Erniedrigung leben. Wenn sie es wünschte, dass die Reichen leer ausgiengen; so wünschte sie zugleich, dass alle, die jetzt hungern, mit Gütern gesättiget würden! So, m. Fr., so war es eben recht; und es besorge niemand, den Vorwurf der Grausamkeit zu verdienen, wenn er Gesinnung hegt, wie sie Maria hegte. Es bleibt dabei, dass sie die sanfteste, die liebenswürdigste, kurz die vollkommenste ihres Geschlechtes gewesen! Es bleibt dabei, dass sie das Muster ist, dem alle Personen ihres Geschlechtes, wenn sie recht vollkommen zu werden wünschen, am sichersten nachahmen können; ja auch zu gleicher Zeit das Muster, aus dessen Betrachtung wir alle am besten lernen können, was an dem weiblichen sowohl, als auch an unserem Geschlechte Lob oder Tadel, Billigung oder Missbilligung verdient! Mögen wir alle es erfahren, und von uns ein jeder recht beherzigen, dass die Verehrung Mariens, wenn sie vernünftig ist, nicht ohne großen Lohn bleibt! Amen.

XXXV.

Aloisius verdient im vollsten Maße, auch noch in unseren Zeiten ein Gegenstand unserer Betrachtung, Verehrung und Nachahmung zu bleiben.

(Am 6. Sonntage nach Pfingsten 1818.)

Psalm 8.

Herr, unser Herr, wie wunderbar ist dein Name auf der ganzen Erde, denn deine Herrlichkeit ist erhöhet über die Himmel! Aus dem Munde der Kinder und Säuglinge hast du vollkommenes Lob bereitet um deiner Feinde willen, um den Feind und den Rachgierigen zu stürzen. Denn schau' ich deine Himmel an, das Werk deiner Finger, den Mond und die Sterne, die du gegründet, was ist der Mensch, dass du seiner gedenkest, oder der Menschensohn, dass du ihn heimsuchest? Du hast ihn nur wenig unter die Engel erniedrigt, mit Herrlichkeit und Ehre ihn gekrönet, und ihn gesetzet über die Werke deiner Hände. Alles hast du seinen Füßen unterworfen, Schafe und Rinder allzumal, dazu auch die Thiere des Feldes, die Vögel des Himmels, und die Fische des Meeres, welche die Wege des Meeres durchwandeln. Herr, unser Herr, wie wunderbar ist dein Name auf der ganzen Erde!

Eingang.

Man spricht das Erhabenste aus, was dem Geschlechte der vernünftigen Wesen auf Erden, den Menschen, nachgerühmt werden kann, wenn man mit dem Verfasser unseres Textes behauptet, *dass sie am nächsten ständen dem Geschlechte der Engel, und um ein weniges nur geringer als sie wären.* Wenn uns erlaubt sein soll, diese vielsagenden Worte, die der heilige Dichter hier nur von der Menschheit, inwieferne sie ein Ganzes ist, versteht, auf irgend ein einzelnes Mitglied anzuwenden, so versteht sich von selbst, dass dies einer der besten und edelsten sein müsse. Dass niemand besser und vollkommener gewesen aus allen, die je auf Erden gelebt als unser Herr und Heiland Jesus Christus, dass also dieser es im ganz vorzüglichen Verstande verdiene, nach seiner menschlichen Natur nur um ein weniges geringer als die Engel Gottes zu heißen, darüber kann und wird unter Christen niemals

gestritten werden. Allein die frommen Vorsteher unserer Kirche erlauben es, die Worte des Psalmisten auch noch auf andere Personen, vornehmlich aber auf den jungen Mann anzuwenden, dessen Gedächtnis heute zu feiern sie eben angeordnet haben. An Aloisius, vermeinen sie, sei es besonders sichtbar geworden, wie wahr es sei, dass Gott den Menschen nur um ein weniges geringer gemacht als die Engel, und ihn mit Ehre und Schmuck gekrönt habe. Die Feier des Gottesdienstes, der für den heutigen Tag eigens entworfen ist, beginnt mit den Worten des Psalmisten die ich so eben ausgesprochen habe. — Es geschah dies nicht, m. Fr., ohne dass es vorher wohl überlegt worden wäre. Bevor man erlaubte, dass der erst kürzlich verstorbene Jüngling (noch in dem nämlichen Jahre 1591) öffentlich als ein verklärter Heiliger verehrt werden möchte, untersuchte man zuerst die Geschichte seines Lebens mit gewissenhaftester Strenge, erhob die Zeugnisse aller, die ihn gekannt, ließ seine vertrautesten Freunde, selbst seine Seelenfreunde sprechen. Aber so viele man auch befragte, so war nur eine Stimme, dass er der tadelloseste, der tugendhafteste, frömmste, menschenfreundlichste, kurz der vollkommenste der Jünglinge, die man sich denken kann, gewesen. Zwei hundert sieben und zwanzig Jahre besteht bereits die Verehrung dieses Jünglinges in der katholischen Kirche. Wie viele Tausende wurden durch die Geschichte seines Lebens, die in so vielerlei Sprachen, und, um der Fassungskraft so verschiedener Menschen zu entsprechen, auch so verschiedentlich abgefasst worden ist; wie viele Tausende wurden nicht durch sie erbaut, und zur Nachahmung seiner Tugenden entflammt! Zwei hundert Jahre lang gieng in der Gesinnung, mit der man diesen herrlichen Jüngling in unserer Kirche betrachtet hat, keine Veränderung vor. Er wurde bewundert von allen, von der Jugend aber als eines der vortrefflichsten Muster, nach dem sie sich bilden könnte, betrachtet. Erst in unserer Zeit, seit ein paar Jahrzehenden ist dieses anders geworden. Wir haben angefangen, uns, wie so vieler anderen Dinge, die wir von unseren Vorfahren übernehmen sollten, so auch der Verehrung dieses Heiligen zu schämen. Nun liest fast niemand mehr die Geschichte seines Lebens, es müsste denn nur aus müßiger Neugier, oder aus langer Weile geschehen, oder um nur über die Ungereimtheiten zu spotten, mit deren Erdichtung unsere Geschichtsschreiber das Leben des Trefflichen nach dem verdorbenen Geschmacke ihrer Zeit entstellten. Erlauben Sie mir, aufrichtig zu gestehen, dass dies sehr unrecht sei, dass wir uns hiedurch selbst mehrerer wichtigen Vortheile berauben, die die Verehrung dieses Heiligen schon unseren Vorfahren gewährt und auch noch uns gewähren könnte. Ich glaube die heutige Stunde

nicht besser anwenden zu können, als wenn ich jeden, der sein Auge dem Lichte der Wahrheit nicht verschließen will, zu beweisen suche: dass Aloisius es im vollsten Maße verdiene, auch noch in unserer Zeit ein Gegenstand unserer Betrachtung, Verehrung und Nachahmung zu bleiben. Möge es mir schon durch das wenige, was ich heute sagen kann, gelingen, Ihnen den heiligen Jüngling eben so ehrwürdig zu machen, als er es mir geworden ist, seit ich ihn näher kenne! Möchten recht viele aus Ihnen heute dasselbe Vergnügen empfinden, das ich empfand, als ich zum erstenmale inne ward, dass wir im Leben Aloisii eine köstliche Perle besitzen, die unsere Zeit nur darum wegwerfen will, weil ihre Einfassung nach altem Geschmacke ist.

Abhandlung.

Nicht eine Lebensgeschichte des Heiligen, dessen Gedächtnis heute gefeiert wird, gedenke ich jetzt zu liefern; sondern nur eine kurze Beschreibung seiner Gemüthseigenheit will ich versuchen, und hiebei besonders nur solche Züge hervorheben, die eine nähere Betrachtung gerade in unserer Zeit verdienen.

I. Dass wahre sittliche Vollkommenheit dem Menschen nicht angeboren werde, sondern das Werk seines eigenen freien Bestrebens sei, weiß heutzutage wohl jeder. Um es aber weit zu bringen in der Vollkommenheit, muss man sehr frühzeitig schon den Anfang dazu machen; muss seinem Gewissen, der inneren Stimme, die uns sagt, was recht oder unrecht ist, je mehr und mehr Deutlichkeit, Bestimmtheit und Lebhaftigkeit zu verschaffen suchen; muss sich vor allem anderen bemühen, dass man einen starken und kräftigen Willen erlange, der sich von dem, was er auf Anrathen der Vernunft beschlossen, durch keine Reize der Sinnlichkeit abwendig machen läßt; — die Kunst der Selbstbeherrschung muss man sich eigen machen. Wie frühzeitig dies der Prinz von Castilien anfieng, und zu welchem Grade der Vollkommenheit er es in der Kunst der Selbstbeherrschung im zarten Knabenalter schon brachte, kann man nicht ohne Erstaunen lesen, m. Fr. Seine erste Erziehung war nichts weniger als abhärtend, vielmehr sehr weichlich gewesen, und eine Menge von Bedürfnissen, von welchen die Natur nichts weiß, hatte man ihm durch Gewohnheit beigebracht. Aber kaum hatte er noch das neunte Lebensjahr vollendet, als er schon anfieng, dies als einen Fehler zu erkennen, und darauf hinarbeitete, sich diese vielen Bedürfnisse wieder abzuwöhnen, und seinen Geist zur möglichsten Unabhängigkeit vom

Körper zu erheben. So entfernte er, um nur ein Beispiel zu erwähnen, jede Bedeckung der Hände als etwas Überflüssiges von sich. Mit der größten Leichtigkeit wusste er jedes, auch selbst das liebste Vergnügen von sich zu entfernen. Man möchte ihn nun darüber tadeln sollen, dass er von der so schweren Kunst, sich selbst zu überwinden, einen zu häufigen Gebrauch, selbst in solchen Fällen, gemacht, wo es gar keinen Nutzen hatte; man möchte ihn hierüber tadeln, sagte ich — wenn von einem Kinde schon so viel Urtheilskraft verlangt werden könnte, als dazu nöthig ist, um auch selbst im Guten das rechte Maß nie zu überschreiten; wenn endlich auch sein ganzes Zeitalter den Wert der Selbstpeinigungen nicht übertrieben hätte. Aber so geht es den Menschen! Was man in jener Zeit allzuhoch schätzte, das wird in unseren Tagen allzugering geschätzt, ja sogar vernachlässigt. Wir unterlassen es völlig, uns in der Kunst der Selbstbeherrschung durch freiwillige Übungen zu vervollkommnen; und doch ist nichts gewisser, als dass man es ohne eine auf diese Kunst eigens verwendete Sorgfalt niemals in ihr, und so ohne sie in der Tugend weit bringen können. Aloisius also verdient es schon in dieser Rücksicht, dass wir ihm unsere Aufmerksamkeit schenken, um durch sein Beispiel an die Nothwendigkeit öfterer Selbstüberwindung erinnert zu werden.

II. Besonders da man ihm nichts weniger als den Vorwurf machen kann, dass er über die Mittel etwa den Zweck selbst vergessen hätte. — O, es sind hohe und herrliche Tugenden, die in dem Ehrenkranze dieses Jünglinges strahlen! Seine unbefleckte Keuschheit und Herzensreinigkeit strahlt mit dem schönsten Lichte, und verdient es wirklich, dass wir von ihr zuerst sprechen. Nur rohe Gemüther, nur Menschen, die entweder gar keine Bildung genossen, oder ganz verkehrt erzogen und verdorben worden sind, können den herrlichen Wert der Keuschheit verkennen. Jeder dagegen, dessen Verstand und Geschmack gehörig ausgebildet ist, wird gestehen müssen, dass es nichts Schöneres und Erhabeneres auf dem Erdenrunde gebe, als eine edle Jungfrau, einen edlen Jüngling, die in den Jahren, da bereits ihre männlichen Triebe erwacht sind, eine vollkommene Reinheit des Herzens zu behaupten wissen, die nicht den leisesten Gedanken oder Wunsch unterhalten, den zu gestehen, sie erröthen müssten. Welch eine vollkommene Herrschaft des Geistes über die Sinne nicht nur, sondern auch über die Einbildungskraft und das Erinnerungsvermögen setzt eine solche Tugend voraus! In welch einem schönen und ununterbrochenen Einklange müssen bei einer solchen Person alle Begriffe des Verstandes, alle Ge-

fühle des Herzens und alle Willensentschließungen stehen! Wo ist eine andere Tugend, die so leicht und schnell verletzt wird, und wenn sie es einmal ist, so schwer wieder hergestellt werden kann, als die Tugend der Keuschheit? Ist nicht ein einziger Blick, ein einziger schneller Gedanke imstande, uns diese Tugend zu rauben und auch unwiederbringlich zu zerstören? Wie reizend, wie verführerisch sind nicht die Sünden, die dieser Tugend entgegenstehen? Wie künstlich wissen sie sich nicht zu verbergen, und sich dem klügelnden Verstande als etwas scheinbar Unschuldiges darzustellen! Wie viele Vorsicht, wie viele Wachsamkeit über sich selbst, wie viel Verstand und Überlegung, wie viel Kraft und wie viel Edelmuth gehört dazu, um immer so zu handeln, dass man nicht nur vor den Augen der Menschen, sondern auch vor dem allsehenden Auge Gottes völlig untadelhaft bleibe! Wie schwer ist dies, wenn man schon von Natur einen reizbaren Körper erhalten; wenn diese Reizbarkeit durch einen Fehler der ersten Erziehung noch mehr erhöht worden ist, und die Verhältnisse nicht erlauben, dass man den Anblick und Umgang mit Personen des anderen Geschlechtes fliehe! Dies alles war der Fall bei dem Jünglinge, den die katholische Christenheit jetzt als einen Heiligen verehrt. So reizbar er auch theils von Natur theils von Erziehung war, so wusste er doch, weil es sein Stand so mit sich brachte, (als Edelknabe) mit Personen des anderen Geschlechtes, auch mit sehr üppigen Personen sehr vielen Umgang pflegen. Kaum würden wir es begreifen, wie er bei so vielen äußeren Versuchungen seine Tugend habe unversehrt erhalten können, wenn die Geschichte seines Lebens uns nicht erzählte, durch welche Waffen er sich vertheidigt. Der strengsten Mäßigkeit, welche er in Speise und Trank beobachtete, der weisen Vorsicht, mit der er seine Augen und seine übrigen Sinne brauchte, hatte er es zu verdanken, dass nie ein Reiz von außen kam, der seine Tugend in Gefahr gesetzt hätte. Seine Behutsamkeit in diesem Stücke, sein edles Misstrauen gegen sich selbst gieng so weit, dass man es ihm abgemerkt hatte, er pflege Personen des anderen Geschlechtes, selbst bei Gesprächen mit ihnen, selten ins Angesicht zu sehen! Der Lohn dieser Vorsicht war, dass er am Ende seines schönen Lebens, als er, ein vierundzwanzigjähriger Jüngling, auf dem Sterbebette lag, mit heiterem Blicke betheuern konnte: er habe in seinem ganzen bisherigen Leben nichts von Regungen empfunden, die den Freunden der Keuschheit oft so gefährlich oder doch beschwerlich werden. Brauche ich es erst zu sagen, wie lehrreich für uns das Beispiel Aloisii sei? Wie viel Nachahmung es verdiene? O, wie leichtsinnig sind nicht die meisten Jünglinge unserer Zeit! Wie vieles erlauben sie sich! Welch eine Stärke trauen sie sich nicht

thörichterweise zu! Wie traurig ist es nicht, wenn sie erst durch den Erfolg erfahren müssen, dass sie sich zuviel zugetraut haben!

III. Und doch trifft dieser Fall um so öfter ein, je weniger die Menschen unserer Zeit in den Gesinnungen und Gefühlen, die auf den Glauben an Gott gegründet sind, eine kräftige Gegenwehr gegen alles Böse finden. Aloisius wusste allen Gefühlen der Religion einen ungemeinen Grad der Stärke und Vollkommenheit zu ertheilen. Frühzeitig übte er sich schon in Betrachtungen über Gott und göttliche Dinge, stellte sie täglich an, verweilte stundenlang in ihnen, brachte es durch Fleiß und Anstrengung, durch eine Anwendung zweckmäßiger Mittel dahin, dass er noch gegen das Ende seines Lebens imstande war, seine Gebete zu Gott in einer so vollkommenen Sammlung des Geistes zu verrichten, dass sich auch nicht ein einziger Gedanke fremden Inhaltes dazwischen eingemengt hatte. Welch eine Vollkommenheit, m. Fr.! Wie wenige, ach, wie wenige Menschen mögen sich ihrer rühmen können! Wie wenige werden sie auch noch glaublich finden, weil es mit demjenigen, was sie an sich selbst erfuhren, so sehr im Widerspruche steht! Wie soll ich nun erst jene Lebhaftigkeit beschreiben, welche die Liebe zu Gott, die Liebe zu Jesu, die Liebe zu allen Heiligen Gottes in dem Herzen dieses mehr im Himmel wandelnden Jünglings angenommen hatte? O, diese Gefühle sind uns so fremd und unbekannt, dass wir uns kaum einen Begriff von ihnen zu machen wissen, und alle diejenigen, die solche Gefühle gehabt, für Schwärmer erklären! Ich gebe es zu, dass viele dieser Menschen den Vorwurf der Schwärmerei verdienten, vornehmlich dann verdienten, wenn sie jenen Gefühlen einen Wert an sich beilegten, wenn sie nicht so, wie der geliebteste der Jünger Jesu verlangt, ihre Liebe zu Gott werkthätig äußerten durch Liebe zu den Nächsten. Aber diesen Vorwurf kann man nicht Aloisio machen.

IV. Er zeigte es durch die That selbst, dass er mit seiner Liebe zu Gott auch eine rechte Liebe zu seinem Nebenmenschen verbinde. Von jener zärtlichen Liebe, mit der er an seinen eigenen Eltern, besonders an seiner vortrefflichen Mutter hieng, haben uns seine Geschichtsschreiber, so wenig sie auch die Äußerungen einer Tugend von dieser Art ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen pflegen, ein paar entscheidende Beweise geliefert. Nur um den Wünschen seiner Mutter zu willfahren, nur um ihr Freude zu machen, wagte es der schüchterne Jüngling, der sich um diese Zeit lange noch nicht für das Amt eines Predigers fähig hielt, die Kanzel zu betreten, um einen Volksvortrag zu halten. Um eben diese Mutter in der Bestürzung, in welche sie die Nachricht seines

Todes wird wahrscheinlich versetzen, bei der Noth zu trösten, schrieb er mit sterbender Hand zwei rührende Briefe, in denen er ihr zu beweisen sucht, wie wenig Ursache sie habe, über seinen Tod sich zu betrüben. Jedoch die Liebe zu den Eltern ist zu natürlich, als dass wir sie unserem Heiligen zu einem besonderen Verdienste anrechnen wollten. Aber wie herrlich und werkthätig war auch seine allgemeine Menschenliebe! Seine Lebensbeschreiber bemerken ausdrücklich, dass er trotz seinem Fürstenstande doch der Gefälligste gegen jederman gewesen; dass er bei seiner Liebe zum Gebete und zu geistlichen Betrachtungen doch nie sich träge finden ließ, wenn er dem Nächsten einen Liebesdienst erweisen konnte; dass er bei jeder Gelegenheit, wo es sich nur um eine Unterstützung der Armen oder sonst um einen guten oder gemeinnützigen Zweck handelte, die größte Freigebigkeit bewiesen; dass niemand so bereitwillig als er gewesen, die Hand zur Versöhnung zu bieten, wenn er beleidigt worden; dass niemand sorgfältiger als er gewesen in Vermeidung der liebloſen Sitte der üblen Nachrede; dass der Umgang mit Kindern und ihre Unterweisung eine seiner liebsten Beschäftigungen gewesen. Doch was bedürfen wir solcher Beweise, da der Tod selbst, den er starb, der schönste Thatbeweis für seine Liebe war; denn er starb aus Liebe. Von einem Jünglinge, den die Natur mit einem schwächlichen, aber gesunden Körper beschenkte, der durch sein ganzes bisheriges Leben nicht eine einzige Krankheit bestanden, hätte man wohl die Hoffnung nähren sollen, dass er ein hohes Alter erreichen werde. Wie kam es demnach, dass er so frühzeitig starb? Nur daher kam es, weil er gerade zu der Zeit, als eine ansteckende Krankheit in dem Lande wüthete, durch nichts sich abhalten ließ, den Unglücklichen, die von der Seuche ergriffen waren, zu Hilfe zu eilen. Konnte er als Priester ihnen noch nicht die geistliche Labung reichen, so bemühte er sich, sie wenigstens leiblich zu pflegen. Aber die Vorsehung Gottes bediente sich dieser Gelegenheit, um ihren Liebling hinüber zu rufen in die Gesellschaft der Engel, denen schon hier auf Erden niemand verwandter war, als er. Er wurde angesteckt und starb. — Diese Tugend also, die wir am höchsten, die wir beinahe allein schätzen, die kannte und übte Aloisius aus. Wessen sich unsere Zeit rühmt, dessen hätte sich auch Aloisius rühmen können.

V. Allein er rühmte sich dessen nicht wirklich, denn es war abermals eine seiner lehrreichsten Tugenden für uns, seine Bescheidenheit und Demuth. Ohne den Wert, den eine wahrhafte Ehre, den eine vortheilhafte Meinung anderer von unseren wahren Tugenden hat, zu verkennen, überschätzte er ihn doch nicht; sondern blieb sich stets bewusst, dass

sie nur insofern etwas Gutes ist, als sie uns instand setzt, dem Nächsten nützlicher und erbaulicher zu werden. Ohne je etwas zu thun, wodurch er seinen Verstand, um wie viel weniger sein Herz anderen verdächtig gemacht hätte: unternahm er doch nie etwas eigens nur darum, um seine Vorzüge anderen bemerklich zu machen, da dies gewöhnlich nur den entgegengesetzten Erfolg hat. Ohne das Gute, das er an sich hatte, selbst abzuleugnen: erhob er es doch nie höher, als es wert war, und vergaß nie, dass er es nicht sich selbst, sondern der guten Erziehung, den günstigen Verhältnissen, der Gnade Gottes zu verdanken habe. Am wenigsten aber kann man ihn der Schwäche beschuldigen, dass er ein Wohlgefallen gehabt an solchen Ehrenbezeugungen, die man nicht seinem Verdienste, sondern nur jenem Range erwies, den ihm der Zufall in der Geburt gegeben hatte. Verächtlich dünkten sie ihm, erniedrigend für die Würde des Gebers sowohl als des Empfängers; und darum hielt er es nicht für einen Verlust, sondern für einen wahren Gewinn, als er beim Antritte in den Orden, der die Gesellschaft Jesu genannt wird, sich jenes bürgerlichen Ranges ganz entäußern musste. Zu den geringsten Geschäften im Orden, zu den verächtlichsten Verrichtungen, wenn sie nur nothwendig waren, ließ er sich gerne gebrauchen, und fühlte sich wohler dabei, wenn er von Menschen verkannt, als wenn er überschätzt wurde. So, m. Fr., war Aloisius gesinnt. Wer muss nicht eingestehen, dass eine so zu verstehende Bescheidenheit und Demuth allerdings wahr und vollkommen sei? Wer muss nicht eingestehen, dass sie eine Tugend sei, die in unserem Zeitalter wirklich überaus selten geworden ist, um nicht zu sagen, dass sie ganz verschwunden sei aus unserer Mitte? Wer muss nicht eingestehen, dass wir sehr wohl daran thäten, wenn wir das Beispiel Aloisii in Zukunft fleißiger betrachteten, und mehr bei uns gelten ließen, als wir es seit einigen Jahren thaten?

VI. Und gleichwohl habe ich bisher noch nicht alles berührt, was wir aus einer vernünftigen Betrachtung seines Beispieles lernen können. Nur eines will ich noch zum Schlusse erwähnen: die Kunst, gehörig zu beurtheilen, in welchem Stande des Lebens, und bei welcher Art der Thätigkeit wir zum Wohle der Menschheit das meiste beitragen können. Es ist oft nichts schwerer zu bestimmen als dies, m. Fr., zumal in solchen Fällen, wo uns der Wege mehrere sich öffnen, wo unsere Anlagen und Kräfte zu Verrichtungen von mehr als einer Art eine fast gleiche Tauglichkeit verrathen; wo sich überdies noch so manche Leidenschaft mit in das Spiel mengen will; wo jener äußere Glanz, der gewisse Stände umgibt, unsere Augen blendet, oder uns im voraus für sie einnimmt. Ich will nicht behaupten, dass ein Blick auf Gon-

zagas Benehmen uns in so verwickelten Fällen die Mühe des eigenen Nachdenkens etwa ersparen könnte; sondern nur dies meine ich, dass wir manchen Umstand außeracht gesetzt, oder ganz falsch beurtheilt haben würden, worauf wir immer bei Betrachtungen seines Betragens aufmerksam werden können. Er lässt ein Fürstenthum fahren, um Mitglied eines geistlichen Ordens zu werden, und ist so fest überzeugt davon, wohl zu thun, dass er durch einen dreijährigen Widerstand, den ihm sein weiser Vater entgegengesetzt, in seinem Entschlusse nicht im geringsten wankend gemacht wird, dass er im Gegentheile frohlockte, als endlich die gewünschte Urkunde seiner Verzichtleistung auf die Regierung zu Gunsten seines jüngeren Bruders ausgefertigt ist. Wie merkwürdig ist dies Betragen! Wie wenige würden ein ähnliches thun! Und gleichwohl fehlte er etwa? Hatte er nicht wirklich recht, wenn er dachte, dass er als Fürst in jener rohen Zeit, die keiner zweckmäßigen Umstaltung ihrer bürgerlichen Verfassung fähig war, nur wenig Nutzen stiften konnte, verglichen mit dem, was er als Mitglied einer Gesellschaft leisten werde, die sich die Einführung besserer Begriffe, Sitten und Förderung des Reiches Christi unter den Christen selbst vorgesetzt hatte. Es ist wahr, er führte auch hier sehr wenig werkthätig aus; denn er starb in seiner Jahre Blüthe: aber erreichte er nicht darum seinen Hauptzweck? Hat er in diesen wenigen Jahren des Lebens uns nicht ein Beispiel der Tugend aufgestellt, an dem sich Tausende bereits erbauten, und Tausende noch erbauen werden? Ist das nicht nöthiger und wichtiger, als was irgend ein Fürst seiner Zeit gethan hat? Und so gestehen wir es denn, dass wir ihm unsere Achtung und Verehrung unmöglich versagen können; gestehen wir es, dass wir im Herzen tief vor ihm uns neigen müssen, auch wenn die Vorsteher der Kirche sein Bildnis nie auf die Altäre gesetzt hätten! Bekennen wir laut, dass sie wohl daran thaten, und dass ihm der Ehre nicht zu viel erwiesen wird, wenn man sagt: Auch er sei einer der Menschen gewesen, die Gott nur um ein weniges geringer gemacht hat, als die Engel. Amen.

XXXVI.

Es ist das größte Unglück für jeden, vorzüglich für den studierenden Jüngling, wenn der Geschlechtstrieb bei ihm zu frühzeitig geweckt oder zu lebhaft aufgereizt worden ist.

(Am 8. Sonntage nach Pfingsten 1809.)

Spr. 6, 23—33.

Das Gebot ist eine Leuchte, und das Gesetz ein Licht, und die Warnung der Lehre ist der Weg des Lebens, damit sie dich bewahren vor dem bösen Weibe, und vor der schmeichlerischen Zunge der Ausländerin. Lass dich nicht gelüsten ihrer Schönheit in deinem Herzen, noch dich fangen durch ihre Winke; denn eine Hure ist kaum ein Laiblein Brot wert, und solch ein Weib fängt des Mannes kostbare Seele. Kann auch jemand Feuer in seinem Busen verbergen, ohne dass seine Kleider brennen? oder auf glühenden Kohlen gehen, ohne seine Fußsohlen zu verbrennen? Also der, welcher geht zu seines Nächsten Weib; er bleibet nicht rein, wenn er sie berührt. Es ist die Sünde so groß nicht, wenn einer stiehlt, denn er stiehlt, seine hungrige Seele zu sättigen; und doch muss er siebenfach ersetzen, wenn er ertappt wird, und die ganze Habe seines Hauses hergeben. Wer aber ein Ehebrecher ist, der bringt durch die Thorheit seines Herzens sein Leben in's Verderben. Er sammelt sich Unehre und Schande, und seine Schmach wird nimmermehr ausgetilgt.

Eingang.

Der Gegenstand, den unser heutige Text abhandelt, ist einer der schwierigsten, die man in einem öffentlichen religiösen Vortrage sich zur Behandlung wählen kann. Und ob mir auch vor allen öffentlichen Lehrern, die zu gemischten Haufen sprechen, eine bedeutende Erleichterung aus dem günstigen Umstande erwächst, dass ich nur Sie, m. Fr., nur eine bestimmte Classe von Zuhörern gleiches Geschlechtes und Alters, gleiches Standes, und gleicher Erziehung und Denkungsart vor mir versammelt finde: nichts desto weniger fühl' ich noch immer, dass es verfänglich und schwer sei, von diesem Gegenstande auf eine solche Art zu sprechen, dass von der einen Seite nicht zu viele Deutlichkeit auch manches widerliche Bild dem Auge vorführe, und von der anderen wieder eine zu weit getriebene

Ängstlichkeit nicht jenes Helldunkel erzeuge, das einer jugendlichen Einbildungskraft oft weit gefährlicher als die Wirklichkeit selbst zu werden pflegt, weil es dem Gegenstande Reize andichtet, die ihm nie wirklich zukommen. Gern wollte ich aus diesem Grunde über alles, was den Geschlechtstrieb und seine mannigfaltigen Ausschweifungen betrifft, ein stetes Stillschweigen beobachten, und nie ein Wort erwähnen, was Schlimmes hier geschieht und fortwährt zu geschehen. — Aber, wie hart und grausam wäre ich nicht, wenn ich diejenigen, die meiner leitenden Fürsorge anvertraut sind, gerade in einem der wichtigsten Punkte des Lebens ganz ohne Belehrung, nur lediglich sich selbst und den Eingebungen eines unbestimmten Naturtriebes überließe? Mit welchem Herzen könnte ich stillschweigend zusehen, wie sich so mancher blühende und hoffnungsvolle Jüngling aus bloßer Unwissenheit, aus bloßem Leichtsinne in den Abgrund des schrecklichsten Verderbens stürzt, der vielleicht doch gerettet werden könnte, wenn eine freundschaftliche Stimme noch jetzt beizeiten ihn aus seiner Betäubung weckte, ihn aufmerksam auf seine Wege machte, und ihm die Tiefe des fürchterlichen Abgrundes zeigte, dem er, nichts Arges ahnend, zueilt? Und diese freundschaftliche Stimme, wer hat wohl eine größere Pflicht, sie zu erheben, als gerade ich? Mir, mir ist die Sorge für Ihre sittliche Bildung, m. Fr., besonders aufgetragen; mir liegt es ganz vornehmlich ob, für die Vervollkommnung ihrer sittlichen und religiösen Begriffe durch meinen Unterricht und meine Vorträge zu sorgen. Wie schwer also, wie schwer würde ich mich nicht an Ihnen, und an unserem ganzen Vaterlande versündigen und verschulden, wenn ich — wär' es aus Trägheit, wär' es aus Menschenfurcht, wär' es auch selbst aus einer übertriebenen Ängstlichkeit, Ihnen zu schaden, — von einem Gegenstande schwiege, worüber ich nicht hätte schweigen, sondern sprechen, nachdrücklich sprechen sollen! Ich will es denn thun, m. Fr.; will nicht mehr länger stillschweigen, und mache mir nur die Bedenklichkeit, ob ich nicht vielleicht schon zu lange stillgeschwiegen habe. Der heutige Text warnt den Jüngling vor dem unvorsichtigen Umgange mit Personen des anderen Geschlechtes, aus dem beigefügten Grunde: weil dadurch der Geschlechtstrieb frühzeitig geweckt, und zu einer Lebhaftigkeit und Stärke erhoben wird, die ihn der Leitung der Vernunft entzieht. Fliehe den Umgang mit einem lasterhaften Weibe, heißt es, verstopfe dein Ohr vor ihren süßen Worten. Und die Ursache, die der heilige Schriftsteller beifügt, lautet: Damit ja

keine Begierde nach ihrer Schönheit in dir erweckt werde, und der Gedanke an sie ja deine Ruhe dir nicht raube; das heißt mit anderen Worten: damit der schlummernde Geschlechtstrieb in dir nicht allzufrühzeitig geweckt, dich um die Ruhe deines Lebens bringe. Und wie nothwendig dies erfolge, das sucht er uns durch ein Gleichnis anschaulich zu machen: Mag jemand Feuer — spricht er — in seinem Schoße tragen, und seine Kleider nicht verbrennen? Mag jemand gehen auf glühenden Kohlen, und seine Füße unversehrt erhalten? — So wenig, fährt er fort, kann auch derjenige, welcher mit einem leichtsinnigen Weibe umgeht, die Ruhe und Unschuld seines Herzens bewahren. Vielmehr, in Qual und Sünden wird er stürzen, und unvertilgbar wird seine Schande sein. So schädlich also, so äußerst verderblich ist nach der Überzeugung unseres heiligen Schriftstellers eine zu frühzeitige Weckung des schlummernden Geschlechtstriebes! Er hat vollkommen recht; und ich wünsche nichts mehr, als daſs es mir heute gelinge, auch Sie, m. Fr., durch Gründe von der wichtigen Wahrheit zu überzeugen, daſs es das größte Unglück für jeden, vorzüglich aber für den studierenden Jüngling sei, wenn der Geschlechtstrieb bei ihm zu frühzeitig geweckt oder zu lebhaft aufgereizt wird. — Werden sie dies mit Überzeugung einsehen; so werden Sie auch in unserer nächsten sonntägigen Erbauungsstunde gern einige Räthe vernehmen, wie dieser frühzeitigen Weckung vorzubeugen, und der erweckte Trieb möglichst zu mäßigen sei. Hören Sie mich mit jenem Ernste an, welcher der Wichtigkeit unseres gewählten Gegenstandes entspricht; so wird auch Gott unsere Betrachtungen mit seinem Segen krönen!

Abhandlung.

Wenn ich heute die Behauptung aufstelle, daſs es für jeden, besonders aber für den studierenden Jüngling das größte Unglück sei, wenn der Geschlechtstrieb bei ihm zu frühzeitig geweckt oder zu lebhaft aufgereizt wird; so gestehe ich ja selbst stillschweigend ein, m. Fr., daſs es allerdings auch für den Geschlechtstrieb gewisse Verhältnisse und ein gewisses Alter gebe, in welchem er mit Fug und Recht geweckt, und einen Grad der Lebhaftigkeit, zu welchem er ohne Schaden und Nachtheil erhoben werden könne. Wenn erst der

Körper des jungen Mannes vollkommen gereift und ausgewachsen ist; und wenn sich eine schickliche Gelegenheit ihm darbietet, mit einer edlen und liebenswürdigen Person des anderen Geschlechtes in jenen heiligen, sich auf die ganze Lebensdauer des einen von beiden Theilen erstreckenden Bund, den man die Ehe nennt, zu treten: dann kann und soll der schlummernde Geschlechtstrieb allerdings erwachen, und ohne Nachtheil mag er jetzt auch bis zu einem gewissen Grade der Lebhaftigkeit anwachsen. Zu frühzeitig aber heiße ich das Erwachen des Geschlechtstriebes, wenn er erwacht, so lange noch die Gelegenheit fehlt und vielleicht weit entfernt ist, um ihn auf eine erlaubte, für sich und andere unschädliche Weise zu befriedigen; vollends wenn er erwacht, bevor der Körper des zarten Jünglings noch seine eigene Vollendung und Reife erlangt hat. Zu lebhaft heiße ich die Aufreizung dieses Triebes, wenn er so heftig ist in seinen Äußerungen, dass er sich von der Vernunft nicht wohl mehr leiten und im Zaume halten lässt. In diesem Sinne der Worte, m. Fr., wird es nicht schwer sein zu beweisen, dass eine zu frühzeitige Weckung, oder zu lebhafte Aufregung des Geschlechtstriebes für jeden, vorzüglich aber für den studierenden Jüngling, das größte Unglück sei. Lassen Sie mich erst von den allgemeinen Nachtheilen, die einen jeden, dann von denjenigen sprechen, die den Studierenden noch insbesondere treffen.

I. Für einen jeden Menschen, von welchem Alter er auch sein, in welchem Stande er auch leben mag, ist es ein großes, überaus großes Unglück, wenn der Geschlechtstrieb bei ihm zu frühzeitig geweckt oder zu lebhaft aufgereizt wird. Denn eines von beiden, m. Fr.: entweder dieser Mensch widersteht den heftigen Begierden, die auf ihn losstürmen, so wie es die Vernunft gebietet; oder er gibt denselben nach. Das erstere ist ein langwieriger, beschwerlicher Kampf, der ihm fast alle Lust des Lebens verbittert. Das zweite stürzt ihn in das größte Elend, das einem Menschen auf Erden widerfahren kann. Eine genauere Betrachtung wird uns dies bald einleuchtend machen.

1. Ich sage zuerst: Der standhafte Widerstand gegen die heftigen Begierden, welche aus einem geweckten und überreizten Geschlechtstriebe entspringen, sei ein langwieriger, beschwerlicher Kampf, welcher dem rastlosen Kämpfer fast alle Lust des Lebens verbittert. Nichts ist gewisser als dieses, selbst nach dem unverdächtigen, geheimen Geständnisse derjenigen, welche aus eigener Schuld ihr Leben in einem solchen Kampfe zubringen müssen.

Ach dort, m. Fr., dort, wo das gepreſste Herz ſich ohne Furcht, verrathen zu werden, ausſchütten darf in den Buſen eines getreuen Freundes, dort geſtehen es dieſe Menſchen mit Thränen, daſs ſie ſeit jener unglücklichen Überreizung ihres Geſchlechtstriebes keine vollkommene Ruhe des Lebens mehr genießen konnten, daſs ſie bei jeder Gelegenheit, ſelbſt in den heiterſten Augenblicken des Lebens, geſtört und unterbrochen wurden durch die Dazwiſchenkunft gewiſſer Wünſche und Begierden, deren Befriedigung ſie ſich verbieten muſsten, oder die auch von der Art waren, daſs es gar keine mögliche Befriedigung für ſie auf dieſem Erdenrunde gab! Mit Thränen geſtehen ſie uns, daſs ſie mit den ſchwermüthigſten Gedanken und mit den heftigſten Verſuchungen zu kämpfen hätten, ſo oft ſie einſam und ihrem eigenen Gedankenlaufe überlaſſen ſind; daſs wieder andererſeits auch die Geſellſchaft, ſelbſt die unſchuldigſte, verborgene Gefahren für ihre Ruhe habe; mit Scham bekennen ſie, daſs ſie auch ſelbſt im Eheſtande, ſelbſt an der Seite der liebenswürdigſten Gattin noch nicht vergnügt, noch nicht zufrieden ſind; denn ihre überreizten Begierden finden auch hier noch nicht, was ſie erwartet und begehrt hatten! Wie elend erſt ihr Los in ſolchen Fällen iſt, wo ſie durch ihre Verhältniſſe gehindert werden, jemals in einen Stand zu treten, welcher ſelbſt für die unverdorbene Natur ſo ſehr Bedürfnis iſt: das läſst ſich eher fühlen als durch Worte ausdrücken! Eine heftige Begierde unterdrücken, das kömmt dem Menſchen oft weit ſchwerer an, m. Fr., als einen ſchnellen Schmerz beſtehen; es gibt viel tauſend Menſchen, die Muth genug beſitzen, um ſich dem heftigſten, doch ſchnell vorübergehenden Schmerze, ja ſelbſt der augenſcheinlichſten Gefahr des Todes auszuſetzen; allein die Kraft, irgend eine heftige Begierde des Herzens auch nur ein Jahr lang, geſchweige denn lebenslänglich zu bekämpfen, und die Befriedigung, die man ihr doch gewähren könnte, zu verſagen: dieſe Kraft iſt nur wenigen eigen. Die Begierden, welche aus einem zu frühzeitig geweckten, und dadurch überreizten Geſchlechtstriebe entſpringen, ſind die heftigſten und gewaltſamſten, die es nur immer geben kann. Und es iſt eben nichts ſeltenes, daſs Menſchen krank, und wohl gar wahnſinnig geworden ſind, weil ſie keine Befriedigung dieſer Begierden fanden. Schließen ſie denn hieraus, ob ich es übertreibe, wenn ich behaupte, daſs der ſtandhafte Widerſtand gegen die heftigen Begierden eines zu frühzeitig geweckten und zu lebhaft aufgereizten Geſchlechtstriebes ein langwieriger und beſchwerlicher Kampf ſei, der uns faſt alle Luſt des Lebens verbittert.

2. Aber so groß auch dieses Unglück ist, m. Fr., es ist doch nichts, verglichen mit jenem zweiten, das ich nun zu erwähnen habe; und wohl noch, wohl demjenigen, der in das erste und nicht in das letztere verfällt. Denn wer sich hinreißen läßt von seinen heftigen Begierden, der ist erst vollends unglücklich, so unglücklich, wie es ein Mensch auf Erden nur immer werden kann. Wenn man die Ruhe seines Gewissens verloren, seine Gesundheit unwiederherstellbar verwüstet, sich die Verachtung aller vernünftigen Wesen zugezogen, und weit und breit um sich her nur Tod und Verderben verbreitet hat: ist man da nicht so unglücklich, daß man nicht mehr unglücklicher auf Erden werden kann? Dies alles ist beim Wollüstlinge der Fall. So sehr er sich auch bemühen mag, seine Aufmerksamkeit absichtlich wegzuwenden von der Abscheulichkeit seines Wandels, es strahlt ihm doch wider Willen in die Augen, daß er ein häßlicher Verbrecher sei; und dieses Bewußtsein quält und martert ihn allenthalben, selbst mitten in seinen Vergnügungen dringt es sich auf, und vergällt ihm durch seine Geißelhiebe selbst den Genuß seiner erbärmlichen, minutenlangen Lüste! — Er flucht über sich, er verdammt an jedem Tage seinen bisherigen Lebenswandel, — und setzt ihn doch immer wieder fort. Es ist nichts schrecklicher, m. Fr., nichts schrecklicher, als dieser Zustand, wo man, im ewigen Zwiespalte mit sich selbst, sich selbst verdammen muß, und dennoch fortfährt zu thun, was man an sich verdammt! — Aber das ist noch nicht alles. Die Gesundheit seines Leibes — von welcher Art die Ausschweifungen des Wollüstlinges auch immer sein mögen — wird jederzeit auf das unheilbarste verwüstet. Ich schweige billig von jenem Umgange mit feilen Buhlerinnen, den nur der niederträchtigste aus allen Jünglingen — keiner von denen, die hier versammelt sind! — sich in den Sinn mag kommen lassen; die schändlichsten Krankheiten sind der Lohn für diese Niederträchtigkeit! — Aber auch jede andere Befriedigung des Geschlechtstriebes, besonders auf widernatürliche Art, ist der Gesundheit des Leibes nachtheilig, selbst, wenn sie bei dem vollendesten Wuchse des Körpers und mit der seltensten Mäßigung vorgenommen würde. Wie erst, wenn die Unmäßigkeit hinzukömmt? wenn — und dieser Fall ist leider beinahe der allgemeine! — wenn durch die erste verübte That der Art ein heftiger Reiz zurückbleibt, durch diese Wiederholung die Gewohnheit, und durch die Gewohnheit die eiserne Nothwendigkeit entsteht, so ferner fortzuhandeln? Und wie erst, wenn das unselige Laster nicht etwa erst in späteren Jahren,

sondern in früher Jugendzeit, in einem Alter angenommen wird, wo der zarte emporsprossende Körper der edelsten Säfte zu seinem eigenen Wachsthume bedarf? Ach, dann verwelkt der Körper des Jünglings so plötzlich, wie eine aufblühende Rose, wenn sie ein rauher Nordwind anhaucht; dann hat das Laster, das man mit großem Unrechte eine geheime Sünde nennt, in wenig Monaten so tiefe und unvertilgbare Spuren in dem Gesichte des unglücklichen Jünglings eingegraben, dass jeder Menschenkenner in seiner Miene liest, was Schändliches er in dunkler Kammer treibt! Mit Recht, unglücklicher Jüngling! mit Recht trittst du mit scheuem Blicke vor jeden besseren Menschen auf; mit Recht errötheſt du bei jeder schärferen Betrachtung, womit ein anderer dich ins Auge fasst; mit Recht erblasseſt du bei jeder Nachfrage, die man mit forschendem Blick auf die Ursache deines so schlechten Aussehens an dich stellt! Man ahndet sie schon, man weiß mit Sicherheit schon deine Heimlichkeiten, und verachtet dich als einen Selbstmörder; und diese Verachtung musst du, wenn du dich anders getraust, den Blick emporzuheben zum Auge deiner Richter, in ihren Mienen lesen! — Und glauben Sie, m. Fr., dass dem Unglücklichen zu hart geschehe durch diese allgemeine Verachtung aller Menschen? Nein; denn er schadet ja nicht nur sich selbst, sondern auch seinen Nebenmenschen. Der Jüngling, der sich durch heimliche Sünden an Leib und Seele entkräftet, und sich einen frühzeitigen Tod bereitet: bestiehlt er nicht sein auf ihn hoffendes Vaterland, bestiehlt er nicht die Menschheit selbst um all das Gute und Große das er ihr hätte leisten können? Verführt er nicht durch seinen bloßen Anblick auch manche anderen Jünglinge zu gleichen Lasterthaten? Was soll ich erst von jenen Wollüstlingen sagen, die es recht eigentlich darauf anlegen, um viele Mitgenossen an ihren Schandthaten zu werben; oder die solchen Ausschweifungen fröhnen, welche schon ihrer Natur nach die Theilnahme anderer Personen fordern, und die — wofern es ihrer viehischen Brunst gefällt — gar kein Bedenken tragen, die Verführer der unschuldvollsten, der engelreinsten, der liebenswürdigsten Geschöpfe auf Gottes Erdboden zu werden, und Zwietracht und Elend in ganzen Familien zu verbreiten! O, Fluch, und dreifacher Fluch müsse das schuldvolle Haupt eines Wollüstlinges von dieser Art belasten! — Aber sie glauben vielleicht, m. Fr., dass dieses schreckliche Gemälde in seiner vollendeten Häßlichkeit nur seltene Urbilder in der wirklichen Welt aufzuweisen habe? Aber, das ist eben das schlimmste, das ist eben dasjenige, was ich Sie alle, alle recht zu beherzigen beschwöre: die meisten Menschen, die ihren Geschlechtstrieb zu frühzeitig geweckt

und allzulebhaft aufgereizt haben, sie widerstanden nicht den mächtigen Versuchungen; sie wurden Verbrecher; und nirgends — nirgends zieht ein Verbrechen so leicht noch hundert andere nach sich, als bei den Ausschweifungen, die den Geschlechtstrieb betreffen. Derjenige, der es zu schwer gefunden hatte, sich die erste unerlaubte Befriedigung seiner Begierden zu versagen; der findet es noch ungleich schwerer, sich von der zweiten und dritten, und jeder folgenden zu enthalten. Wie er sich also den ersten und zweiten Schritt erlaubte, so und noch weit eher erlaubt er sich den dritten und jeden folgenden. Und so umklammert ihn, noch ehe er sichs versieht, die schändlichste Gewohnheit mit eisernen Fesseln, und schleppt ihr unglückliches Schlachtopfer sträubend und wider Willen fort in den alles verschlingenden Abgrund des Elendes und Verderbens. Und darum eben, darum kann ich mit allem Rechte behaupten, dass es ein überaus großes, dass es das größte Unglück für jeden Jüngling sei, wenn der Geschlechtstrieb bei ihm zu frühzeitig geweckt und aufgereizt wird.

II. Und vornehmlich, setze ich hinzu, vornehmlich dann, wenn dieser Jüngling zur Classe jener studierenden Jünglinge gehört, welche sich zu der einstigen Annahme höherer Ämter im Staate vorbereiten. Für solche Jünglinge, d. i. für Sie, m. F., ist es um so größeres Unglück, wenn der Geschlechtstrieb zu frühzeitig erweckt und aufgeregt wird; je später hinaus sich die Gelegenheit für Sie verschiebt, wo sie einst ihre Triebe auf eine rechtmäßige Weise werden befriedigen können; je schwächer und reizbarer meistens Ihr Körper ist; je lebhafter und geübter Ihre Einbildungskraft; je größer die Muße, welche Sie bei Ihren nothwendigen Geschäften übrig behalten; endlich je widersprechender Ausschweifungen im Punkte des Geschlechtstriebes mit Ihrer ganzen künftigen Bestimmung sind. Von jedem dieser fünf Stücke im einzelnen nur etwas weniges.

1. Es ist sehr einleuchtend, dass eine frühzeitige Weckung und eine zu lebhafte Aufreizung des Geschlechtstriebes für Sie, m. Fr., schon darum doppelt lästig und gefährlich werden müsse, weil die Gelegenheit, diesen Trieb auf eine rechtmäßige Weise befriedigen zu können bei Ihnen in weiter Ferne liegt. Denn, wenn es leider selbst in den niederen Ständen heutzutage so mancherlei Umstände gibt, welche die ehelichen Verbindungen erschweren; um wie viel mehr ist dieses nicht erst der Fall in allen höheren Ständen! Reichen nicht schon die Jahre

des Unterrichtes, welchem sich die künftigen Mitglieder der höheren Stände nach einer ausgedehnten, schleppenden Lehrform unterziehen müssen, reichen sie nicht fast überall bis in die späte Zeit der Mannbarkeit hinüber? Und wird der Mann, der ausgebildete, gereifte, nicht in der Schule noch gefunden? Und ist er sie nun endlich alle hindurchgegangen, diese Schulen; wie viele Jahre muss er sich nicht noch bewerben, bis ihm ein Amt zutheil wird, so einträglich, als er's bedarf, um seine Hand einer edlen Person des anderen Geschlechtes ohne Schamröthe anbieten zu dürfen? — Muss diese allzu unbillige Verspätung nicht jedem unangenehm sein, m. Fr.? Wie lästig muss sie nicht erst derjenige fühlen, der seinen Geschlechtstrieb unbehutsamerweise schon frühzeitig geweckt und aufgereizt hat? Und ist die Gefahr gering, dass er des langen Wartens müde, sich eine widerrechtliche Befriedigung seiner Bedürfnisse erlauben werde? Was sage ich nun erst von jenen Jünglingen, die sich dem heiligen Stande der Priesterschaft zu weihen willens sind? In diesem Stande, m. F., wo man Verzicht thun, ewig Verzicht thun muss auch selbst auf jene einzig rechtmäßige Befriedigung seiner Triebe, die in dem Ehestande möglich ist; wie kann man ruhig und vergnügt in diesem Stande leben, wenn man den schlummernden Geschlechtstrieb irgend einmal geweckt und aufgereizt hat?

2. Doch was den Zustand solcher Menschen noch mehr gefährdet, m. Fr, das ist ein schwacher und reizbarer Körper, welchen die meisten Jünglinge, die sich den Studien widmen, haben. Es liegt am Tage, und ist vor kurzem erst durch die Erfahrung selbst leider nur allzusehr erwiesen worden, dass studierende Jünglinge fast durchgängig den starken und festen Körperbau nicht haben, der sich bei Jünglingen von gleichem Lebensalter aus anderen Ständen findet. Vornehmlich aber pflegen die Nerven studierender Jünglinge schwach und reizbar zu sein — Erscheinungen, die sich aus mehr als einem Grunde erklären lassen. Die Natur vertheilt ihre Gaben mit weiser Sparsamkeit; keinen einzigen Sterblichen lässt sie ganz unbetheilt von ihrem Überflusse, allein auch niemandem schenkt sie alles. Wem sie vorzügliche Kräfte des Geistes schenken will, der muss mit schwächeren Kräften des Leibes vorlieb nehmen; und es scheint, dass diese Schwäche des Leibes jener Stärke des Geistes eher zustatten kömmt, als sie beeinträchtigt. Schon von Natur also pflegen gerade jene Jünglinge, die höhere Talente des Geistes in sich verspüren, die sich den Wissenschaften widmen, einen schwächeren und zarteren Körperbau zu haben. Denken Sie nun noch hinzu

die sitzende Lebensart, die gänzliche Unthätigkeit, worin sich die Körperkräfte solcher Jünglinge gewöhnlich befinden, die so vielfältigen und so frühzeitig schon begonnenen Geistesanstrengungen; endlich die würzhaften, hitzigen Speisen und Getränke, welche die meisten aus Ihnen sehr unzweckmäßig für Ihre Verhältnisse genießen; denken Sie all diese Ursachen zusammen: so werden Sie es leicht begreifen können, warum der Körper studierender Jünglinge meistens so schwach und reizbar befunden wird. Und die Folge hievon? ist diese doppelte: dass der Geschlechtstrieb in solchen Körpern leichter und früher geweckt, und wenn er geweckt ist, zu heftigeren Begierden aufgereizt wird, als es bei einer stärkeren und minder reizbaren Beschaffenheit des Leibes der Fall ist. Doppelt ist also die Gefahr einer zu frühzeitigen Weckung des schlummernden Geschlechtstriebes bei Ihnen, m. Fr., und doppelt fürchterlich sind auch die Nachtheile, die aus der Überreizung dieses Triebes für Sie entstehen.

3. Zumal da noch dies hinzukömmt, dass ihre Einbildungskraft geübter und lebhafter ist, als sie bei ungebildeten Menschen gewöhnlich angetroffen wird. Denn nicht nur, m. Fr., dass eine lebhafte Einbildungskraft eine natürliche Mitgift besserer Talente zu sein pflegt, dass sie eine nothwendige Bedingung zum guten Fortkommen in manchen Wissenschaften ist, und bei Studierenden daher mit Recht vorausgesetzt und wirklich angetroffen wird; sondern man sorgt auch dafür an unseren Lehranstalten,*) dass die gute Anlage durch Übung wirklich entwickelt, und eine mangelhafte durch Kunst vervollkommnet werde. Ist es nicht vornehmlich zu diesem Endzwecke, dass man Sie mit den Werken der Dicht- und Redekunst bekannt macht, und Sie wohl gar zur eigenen Nachbildung dieser unsterblichen Geschöpfe der freien Einbildungskraft einlädt und aufmuntert? — Aber so wohl man hieran thut, und so ersprießlich es in vieler Rücksicht ist, seine Einbildungskraft zu üben und zu vervollkommnen; für Ihre Unschuld, m. Fr., — lassen Sie mich dies offenherzig gestehen — für Ihre Unschuld kann es leicht eine nachtheilige Folge haben. Denn, das ist offenbar, gebrauchen Sie Ihre geübte, lebhafte Einbildungskraft sündhafterweise dazu, um sich die Freuden des Geschlechtstriebes recht lebhaft vorzumalen, und schon aus dieser Vormalung eine Art Lust zu schöpfen; ach, dann beweine ich Ihr unglückliches Talent, welches jetzt zu nichts anderem, als zu Ihrem sichersten Verderben wirken wird. Nicht möglich wird es Ihnen

*) Gymnasien und philosophischen Lehranstalten.

sein, den heftigen Begierden zu widerstehen, die eine lebhafte und eine so *missbrauchte* Einbildungskraft in Ihnen angefacht hat. Möchte, o, möchte ein guter Engel euch alle, die ihr vorzügliche Talente und eine besonders lebhafte Einbildungskraft besitzet, von jedem *Missbrauche* der letzteren bewahren! Möchte der gute Schutzgeist, der euch umschwebt, euch mit *Gewalt* herausreißen, wenn ihr zum erstenmale euere Einbildungskraft auf einen *Gegenstand* hinrichten wollet, der von euch *nie*, — nein, *durchaus nie* betrachtet werden sollte!

4. Denn was euer *Verderben vollenden* würde, das ist der *vierte Umstand*, dass *studierende Jünglinge bei ihren nothwendigen Arbeiten noch immer mehr Muße übrig behalten, als in den meisten anderen Ständen*. Ich will nicht sagen, m. Fr., dass der studierende Jüngling *an sich genommen weniger Gelegenheit und Pflicht* sich *zu beschäftigen* habe, als jeder andere Jüngling; denn dies ist vielleicht *gerade umgekehrt*. Niemand hat mehr *Gelegenheit sowohl als Pflicht, ununterbrochen* thätig zu sein, und auch den *kleinsten* Zeitpunkt nicht müßig zuzubringen, als der Studierende, *der* Jüngling, sage ich, der so *viele Gegenstände* zu seiner Beschäftigung kennt, worunter es nur eine Lust zu wählen ist, und der so vieler Geschicklichkeiten und Kenntnisse bedarf, um einst als ein würdiges Mitglied der höheren Stände auftreten zu können. Aber nur das behaupte ich: Niemand wird weniger als der Studierende durch *äußeren Zwang* genöthigt, auf eine nützliche Weise thätig zu sein; niemand hat eine *größere Muße*, als er, wenn er sich einmal vorgenommen hat, nie etwas mehr zu arbeiten, als nur dasjenige, was er *nothwendig muss*, um den Bestrafungen seiner Lehrer und Vorsteher nur für den nächsten Augenblick zu entrinnen. Und daraus ziehe ich die Folge, m. Fr., dass es für niemand schwerer sei, den Reizungen des Geschlechtstriebes, wenn er einmal erwacht ist, standhaft zu widerstehen, als *eben ihm*. Denn, urtheilen Sie selbst: was kann gefährlicher für einen Menschen, in welchem gewisse Triebe und Bedürfnisse bereits erwacht sind, als *Arbeitslosigkeit und freie Muße* sein? Was anderes vermag sie noch *zu beseitigen*, jene sich immer hervordrängenden, *beunruhigenden Bilder*, als eine *ununterbrochene ernste Beschäftigung*? Was anderes kann uns vergessen machen gewisser unangenehmer Gefühle und Regungen in dem Körper, als eine *angestrengte Richtung der Aufmerksamkeit auf Dinge außer uns*, — mit einem Worte — Arbeit? — Und wenn es längst bemerkt, und selbst zum Sprichworte erhoben worden ist, *dass Müßiggang ein Anfang zu allen Lastern* sei; so

gilt dies vornehmlich von dem Laster der Wollust: und so ist jeder studierende Jüngling in einer doppelten Gefahr, des Herzens Unschuld zu verlieren, und ein verworfener Wollüstling zu werden, wenn er dem Müßiggange fröhnt.

5. So viele Gefahren also, so viele Gefahren drohen gerade Ihnen, m. Fr., vor tausend anderen Jünglingen, von dem schädlichen Laster der Wollust hingerissen zu werden! Erschrecken Sie vor diesen Gefahren noch mehr, wenn ich Ihnen zuletzt noch sagen muss: dass dieses Laster gerade auch noch im stärksten Widerspruche mit Ihrer künftigen erhabenen Bestimmung stehe. Und dieses ist ja so einleuchtend, dass es gar keiner Beweisgründe bedarf. Sie sollen sich jetzt und noch viele Jahre hindurch mit lauter wissenschaftlichen Untersuchungen beschäftigen. Wie ist es möglich, dass Sie Geschmack an solchen Untersuchungen, und dass Sie Kraft dazu behalten, wenn Sie die giftigen Reize der Wollust kennen gelernt haben? Sie sollen einst die Lehrer und Aufklärer des Vaterlandes und die Verbreiter und Ausbildner der Künste und Wissenschaften werden. Wie, ich beschwöre Sie, wie ist dies möglich, wenn Sie die Kräfte des Geistes und des Körpers durch schnöde Wollüste vergeuden? Sie sollen das Beispiel der Tugend für alle übrigen Bewohner ihres Landes werden: wie ist dies möglich, wenn Sie das Beispiel schändlicher Wollüstlinge geben? Sie sollen, um alles mit einem zu sagen, einst unser niedergedrücktes, im tiefen Elende seufzendes Vaterland erheben, und es zu dem machen, was es durch alle Rechte seines Bodens und seiner Bewohner werden kann, das glücklichste aus allen Ländern in Europa: aber! wer anders, wer anders kann diesen großen Gedanken fassen, und ausführen, als nur derjenige, der nie in schnöder Wollust Schoß die Fülle der Gesundheit goß! Denn niemand konnte, heißt es in der Geschichte Johannis, niemand konnte das hohe Lied singen, als nur die vierzig Tausende. Dies sind diejenigen, setzt er hinzu, die sich mit Weibern nie befleckt haben, denn sie sind Jünglinge geblieben. Amen.

XXXVII.

Einige Vorschläge und Räthe, wie der frühzeitigen Weckung des Geschlechtstriebes vorzubeugen.

(Am 9. Sonntage nach Pfingsten 1809.)

Hiob. 31, 1—37.

Ich hab' einen Bund mit meinen Augen geschlossen, dass ich auch keinen Gedanken hätte auf eine Jungfrau! denn was für ein Theil hätte Gott an mir von oben, und welch ein Erbe der Allmächtige aus der Höh'? Gebühret nicht Verderben dem Bösen, und Entfremdung denen, die Ungerechtigkeit thun? Siehet er nicht meine Wege, und zählet er nicht alle meine Schritte? Wenn ich in Eitelkeit gewandelt, und mein Fuß zum Betrug geeilt, so wäg' er mich auf gerechter Wage, und Gott erkenne meine Einfalt. Wenn mein Schritt aus dem Wege gewichen, und wenn mein Herz meinen Augen gefolgt, und wenn ein Schandfleck an meinen Händen geklebt, so ess' ein anderer, was ich gesäet, und mein Geschlecht werd' entwurzelt! Wenn mein Herz verführt ward durch ein Weib, und ich heimlich lauerte an der Thüre meines Freundes, so sei mein Weib die Hure eines andern, und andere mögen sich beugen über sie; denn das ist eine Schandthat, und eine sehr große Missethat; ein Feuer ist's, das bis zum Verderben frisst, und alle Gewächse entwurzelt. Hab' ich verschmäht zum Gerichte zu gehen mit meinem Knechte und meiner Magd, wenn sie Klage führten wider mich? Denn was thät' ich, wenn sich Gott erhübe zum Gerichte? Und wenn er fragte, was sollt' ich ihm antworten? Hat nicht im Mutterleibe mich gemacht, der auch ihn geschaffen; und nicht der Eine im Schoße mich geformt? Wenn ich den Armen versagt, was sie begehrten, und schmachten ließ die Augen der Witwe; wenn ich meinen Bissen allein gegessen, und die Waise nicht gegessen davon; (denn von meiner Kindheit an wuchs das Mitleiden mit mir auf; ja aus meiner Mutter Leib ist es gekommen mit mir.) wenn ich den verachtet, der umkam, weil er kein Gewand hatte, und den Armen ohne Decke; wenn mich nicht segneten seine Lenden, und er nicht warm ward von den Fellen meiner Schafe; wenn ich über eine Waise meine Hand aufhob, auch da ich mich überlegen sah im Thore: so falle meine Schulter aus ihrer Fügung, und mein Arm breche in seinem Gebein! Denn wie Fluthen, die über mir anschwellen, fürchtete ich immer Gott, und sein Gewicht konnt' ich nicht tragen. Hab' ich in Gold meine Kraft gesetzt, und zum gelben Erz gesagt: Meine Zuversicht bist du? Hab' ich über die Menge

meiner Reichthümer mich gefreuet, und daſs meine Hand ſehr viel erworben? Hab' ich zur Sonne geſchaut, da ſie leuchtete, und zum Monde, da er einherſchritt in ſeiner Klarheit; und hat ſich im Stillen gefreuet mein Herz, und küſste ich meine Hand mit meinem Munde? was eine ſehr große Miſſethat iſt, und eine Verleugnung Gottes, des Allerhöchſten. Hab' ich mich gefreuet über den Untergang deſſen, der mich haſste, und frohlockte ich, daſs ihn Unglück getroffen? Denn zu ſündigen gab ich nicht meine Kehle, daſs ich ihm fluchend den Tod wünſchte. Sprachen nicht die Männer meines Zeltes: Wer gibt uns von ſeinem Fleiſche, um ſatt zu werden? Draußen blieb kein Fremdling, meine Thür war offen dem Wanderer. Verhehlte ich nach Menſchenart meine Sünde, und barg ich in meinem Buſen meine Miſſethat? War ich erſchrocken vor übergroßer Menge, und ſchreckte mich die Verachtung meiner Verwandten; ſchwieg ich nicht vielmehr, und gieng ich nicht zur Thür hinaus? Wer gibt mir einen Verhörer, daſs der Allmächtige mein Verlangen höre; und er ſelber, der urtheilet, das Buch ſchreibe! Daſs ich's trage auf meiner Schulter, und wie eine Krone es mir umbinde! Von Schritt zu Schritt will ich es herſagen, und wie einem Fürſten es ihm vorbringen!

Eingang.

Wohl jedem Jünglinge, m. Fr., der ſo wie Hiob von ſich in Wahrheit rühmen kann: *Einen heiligen Bund habe ich mit meinen Augen geſchloſſen, daſs ſie nie einen Blick der Lüſternheit nach einem weiblichen Geſchöpfe werfen.* Verſchont von Leiden tauſendfältiger Art, über Verſuchungen gemeiner Sterblichen erhaben, wird ihm ſein Leben angenehm und ohne Unruhe verfließen; das ſüße Glück der Ehe, das keinem Unenthaltſamen jemals zutheil geworden iſt, wird er in ſeinem vollſten Maße genießen; vergnügt und freudenhaft wird er mit jugendlichen Kräften in die Jahre des Greiſenalters eintreten, und heiter und ohne Bangigkeit dem Tage entgegenſehen, welcher ihn aus dem Kreiſe liebender Kinder in eine beſſere Welt hinüberwinkt. Und haben ihn etwa des Unglückes ſchwere Prüfungen ergriffen: *in dem Bewuſstſein ſeiner Unſchuld* wird er wie Hiob die größte Seelenſtärkung finden, wird ſo wie Hiob Gottes gerechtem Richterſpruche furchtlos entgegenſehen, und ſicher ſein, *daſs er ſein Recht hinausführe wie Sonnenlicht; und ſeine Unſchuld wie den heiteren Tag.* (Pſ. 37.) Denn es iſt allerdings bemerkenswert, m. Fr.: der Muth, den Hiob in der geleſenen Rede beweist, dieſer ſo unerſchütterliche und ſeiner Sache ſo ganz *gewiſſe* Muth, er gründet ſich auf das *Bewuſstſein ſeiner Herzensreinigkeit* mehr als auf alles andere. Oder, verweilt er nicht bei dieſem einen Punkte *ſichtbar länger*, als bei allen übrigen? merkt

er nicht ausdrücklich an, „wenn ihm dies eine fehlte, dann würde ihm auch alles übrige nichts nützen können, er müsste furchtsam zagen und verzagen"? Denn welches Erbe, spricht er, denn welches Erbe hätt' ich dann von dem Allmächtigen zu gewarten? Gebührt nicht Untergang dem Sünder, und Elend Übelthätern? Denn eine Frevelthat wäre dies, fügt er hiezu, und ein Verbrechen, wert der allerfürchterlichsten Ahndung! ein Feuer wäre es, das all mein Gut verschlungen, und meine Ernte von der Wurzel aus versengt hätte! Ja, wahrlich, m. Fr., ein Feuer, und ein verheerendes Feuer, das unseren ganzen Wohlstand verschlingt, das uns an Leib und Seele verwüstet, sind die Verbrechen, welche wider die Herzensreinigkeit begangen werden. Haben wir uns denn neulich überzeugt, dass eine zu frühzeitige Weckung, und eine zu lebhafte Aufreizung des Geschlechtstriebes die allergewöhnlichste Veranlassung zu den genannten Verbrechen hergebe, und auch dort, wo dies nicht mehr geschieht, noch die betrübtesten Folgen zurücklasse: muss uns dies nicht begierig machen, heut einige Vorschläge und Räthe zu vernehmen, wie dieser frühzeitigen Belebung des Geschlechtstriebes am sichersten vorgebeugt, und der belebte Trieb am leichtesten gedämpft werden könne? Wir haben dies um so nöthiger, m. Fr., da wir gerade in einem Zeitalter und unter Menschen (in dieser Hauptstadt) leben, bei welchen der Geschlechtstrieb beinahe durchgängig einen zu hohen Grad der Lebhaftigkeit besitzt, und denen er eben daher mehr zur Verbitterung als zur Versüßung ihres Lebens, mehr zur Vergrößerung ihrer Qualen als zur Beglückung dient. Gelänge es mir zur Steuer dieses Übels heut unter Ihrer Mitte wenigstens so gewiss etwas beizutragen, als es gewiss und sicher der Wille Gottes ist, dass seine Geschöpfe eine reichliche Quelle der Freude und Seligkeit in all den Trieben finden sollen, die er denselben doch wahrlich nicht im Zorne eingepflanzt hat. Er gebe uns denn seinen Segen!

Abhandlung.

Aus dem, m. Fr., was wir in unserer neulichen Erbauungsstunde mit mehrerem erwiesen haben, ergibt sich unmittelbar: von der Bewahrung unseres Geschlechtstriebes in den gehörigen Schranken der Mäßigung hängt nichts Geringeres ab, als die Erhaltung unserer Ruhe, und die Sicherstellung unserer

Rechtschaffenheit und Tugend. Besonders wir, die wir den höheren Ständen uns einmal gewidmet haben, würden uns in die beunruhigendste, qualvollste Lage stürzen, und das kostbare Kleinod der Unschuld — uns doppelt unentbehrlich — würden wir auf das unwiederbringlichste verlieren: wenn wir aus Leichtsinn und Unachtsamkeit unseren vielleicht noch schlummernden Geschlechtstrieb zu frühe wecken, und den erwachten zu lebhaft aufreizen würden. Wollen wir uns das Bewusstsein geben, dass wir zur Abwehrung eines so großen Unglückes alles, was wir nur können, anwenden; so müssen wir auf unseren Körper, auf unseren Geist und auf die Dinge außer uns sorgfältig aufmerken, auf dass in keinem von diesen Dreien eine Veranlassung zurückbleibe, die einen schlummernden Trieb zu frühzeitig wecken, und einen erwachten zu lebhaft aufreizen könnte. Lassen Sie uns von dieser dreifachen Sorgfalt im einzelnen das weitere vernehmen!

I. Nichts ist billiger, m. Fr., als dass wir den Körper bei dieser Gelegenheit unserer ersten und vorzüglichsten Aufmerksamkeit würdigen. Denn da es unstreitig ist, dass der Geschlechtstrieb zuletzt nur aus gewissen unendlich weisen Einrichtungen Gottes an unserem Körper entspringe; so liegt auch das am Tage, dass es vom Körper vornehmlich, von seiner gesunden oder kränklichen Beschaffenheit an dem einzelnen Menschen abhänge, wann und mit welchem Grade der Lebhaftigkeit sich jener Trieb bei ihm äußern werde. Und dies vorausgesetzt, welches ist denn diejenige Beschaffenheit des Körpers, bei welcher der Geschlechtstrieb am spätesten und mit der mindesten Lebhaftigkeit erwacht? Ohne Zweifel, antworte ich hierauf, diejenige, die die naturgemäßeste, die auch in anderer Hinsicht die allervollkommenste ist, mit einem Worte — die gesundeste. Denn dieses Zutrauen habe ich zu der Natur, m. Fr., — oder, um richtiger zu sprechen, zu ihrem höchst weisen und höchst heiligen verborgenen Urheber; es ist nichts zweckwidrig in ihr, es stimmt alles in ihr auf das vollkommenste zu jenem einen Zwecke, der möglichst größten Beglückung der Lebendigen, überein. Wir können nicht glücklicher werden, als wenn wir nur auf ihre Winke merken, und nie zu Übertretern auch nur an einem einzigen aus ihren heiligen Gesetzen werden. Leben wir der Natur gemäß, so werden sich alle unseren Kräfte gerade in einem solchen Verhältnisse entwickeln, wie es für die Erreichung unserer Bestimmung, für unsere Tugend und Glückseligkeit das

allerzuträglichſte iſt. Auch der Geſchlechtstrieb wird ſich dann nur erſt zu einer ſolchen Zeit entwickeln, und nur mit einer ſolchen Lebhaftigkeit in uns ſprechen, wie es gerade am allerzuträglichſten iſt. Thorheit war es, und eine Thorheit, die durch die Erfahrung ſelbſt am allernachdrücklichſten widerlegt ward, wenn man einſt wähnte, daſs man durch Schwächung ſeiner Körperkräfte, durch Abtödtung der Sinne, durch übermäßiges Faſten und andere naturwidrige Selbſtkaſteiungen dem Geſchlechtstriebe ſeine Lebhaftigkeit benehmen könne. Nein, er wurde oft nur um ſo heftiger, und ein geſchwächter, reizbarer Nervenbau konnte den Angriffen der Sinnlichkeit nur um ſo weniger widerſtehen. Sorgen wir dafür, daſs unſer Körper allezeit geſund verbleibe; daſs alle Lebensverrichtungen in ſeinem Inneren gehörig und nach den urſprünglichen Geſetzen der Natur vor ſich gehen; daſs alle Säfte in der gehörigen Menge und Güte vorhanden ſind, und ihre Ausſonderung durch nichts geſtört werde; daſs unſere Nerven vorzüglich in keinen naturwidrigen Zuſtand der Schwäche und Reizbarkeit verſetzt werden: und wir haben von Seite des Körpers alles gethan, was wir thun dürften und ſollten, um einer allzugroßen Lebhaftigkeit des Geſchlechtstriebes vorzubeugen, und jene, die etwa ſchon vorhanden iſt, möglichſt zu mäßigen. Allein wenn ich dies eben Geſagte mit jener Lebensart vergleiche, m. Fr., die unter vielen Jünglingen heutzutage Sitte iſt; ſo finde ich freilich ſo manches, das einer Abänderung recht ſehr benöthigte. Beſonders drei Fehler verdienen es um ihrer Ausbreitung und Schädlichkeit willen, daſs ich ſie hier mit wenigen Worten rüge.

a) Übermaß in dem Genuſſe von Speiſe und Trank iſt der erſte aus ihnen; denn wirklich ausgebreiteter, als man es glauben möchte, iſt dieſe ſchändliche Gewohnheit ſelbſt unter Jünglingen, die ſich den Wiſſenſchaften widmen. Ich rede hier nicht von jenen vollendeten Schlemmern und Trunkenbolden, welche ein eigentliches Geſchäft und eine Kunſt daraus machen, recht viele Nahrungsmittel zu verzehren, und in dieſem mehr als thieriſchen Benehmen bis zur Betäubung ihres Verſtandes fortfahren. Die Schändlichkeit einer ſolchen Gewohnheit und ihrer betrübten Folgen für die Geſundheit des Körpers und für die Ausartung des Geſchlechtstriebes ſind für ſich ſelbſt einleuchtend. Auch kann ich mit Grunde vorausſetzen, ſo tief ſei doch keiner aus Ihrer Mitte geſunken, m. Fr. Allein auch beſſeren Jünglingen geſchieht es, daſs ſie in dem Genuſſe der Nahrungsmittel, vornehmlich ſolcher, welche durch ihren Geſchmack den Gaumen zwiefach

reizen, das rechte Maß zuweilen in etwas überschreiten, und daſs sie mehr, als ihrer Gesundheit vollkommen dienlich ist, zu sich nehmen. Freilich sie haben sich doch nicht so stark vergangen, daſs sie die üblen Folgen gleich auf der Stelle fühlen, und eine augenblickliche Bestrafung für ihr leicht zu vergebendes Versehen erfahren sollten. Aber wenn sie den Fehler nur öfters wiederholen, wenn sie ihn nur erst zur Gewohnheit bei sich werden lassen: dann werden auch die üblen Folgen desselben gewiſs nicht ausbleiben; dann wird die öftere Überfüllung des Magens beides, Überfluſs und Verdorbenheit in den Säften ihres Körpers hervorbringen; dann werden eben hieraus die nachtheiligsten Wirkungen nicht nur für ihre Gesundheit im Ganzen, sondern auch insbesondere für die Ausartung ihres Geschlechtstriebes entspringen. Er wird weit früher erwachen, und eine weit größere Lebhaftigkeit zeigen, als es bei einem mäßigen Genusse der Nahrungsmittel jemals geschehen wäre.

b) Allein noch häufiger dürfte vielleicht der Fehler der Leckerhaftigkeit unter der Jugend ausgebreitet sein. Eine bloße kindische Gaumenlust verleitet sehr viele Jünglinge, gewisse sehr reizende — wenn nicht für alle Menschen, doch sicher für ihr Alter sehr nachtheilige Nahrungsmittel, besonders hitzige Getränke für theueres Geld genießen. O, glaubten mir doch diese Jünglinge, wenn ich ihnen heut zurufe, daſs sie durch solche Nahrungsmittel — was auch die Bereiter und Verkäufer derselben und ihre leidenschaftlichen Liebhaber sagen mögen — ihre Gesundheit unwiederbringlich zerstören und sich ein frühzeitiges Grab bereiten! Glaubten sie mir, daſs sie durch jene Leckerbissen die für die Gesundheit des Menschen so unentbehrlichen Verdauungskräfte des Magens nothwendig schwächen und verderben! Glaubten sie mir, daſs jene hitzigen Getränke ihr ganzes Nervensystem in einen unnatürlichen, höchst nachtheiligen Zustand der äußersten Reizbarkeit versetzen; daſs es nicht anders kommen könne bei einer solchen Lebensart, als daſs der Geschlechtstrieb frühzeitig erwache, und zwar mit einer Lebhaftigkeit erwache, welcher sie um so weniger zu widerstehen vermögen, je weniger sie sich bisher in Überwindung ihrer Sinnlichkeit geübt! Darum, m. Fr., wem es aus Ihnen ein Ernst um seine Ruhe und Tugend ist; der fliehe — trotz aller Überredungen, trotz alles Beispieles anderer — fliehe er den Genuſs jener erhitzenden Getränke, die irgend ein böser Dämon, ein wahrer Feind des menschlichen Geschlechtes selbst unter Jünglingen bei uns so ausgebreitet hat.

c) Aber auch jene aus Ihnen, die weit entfernt sind, sich durch Unmäßigkeit und Leckerhaftigkeit zu versündigen, muſs ich noch drittens

warnen: sich nicht auf eine andere Art durch Unterlassung der nöthigen Leibesübungen zu schaden. Der menschliche Körper ist nämlich so geartet, m. Fr., dass er gewisser Bewegungen, und einer angemessenen Übung und Thätigkeit ganz nothwendig bedarf, wenn seine Gesundheit erhalten, wenn seine Säfte gehörig umhergetrieben und verarbeitet, und die überflüssigen gehörig ausgeschieden werden sollen. Lassen wir es an dieser Thätigkeit des Leibes ermangeln: — ehe wir es denken, erzeugen sich schädliche Stockungen in unseren Säften, Verstopfungen unserer Gefäße, Gährungen und Fäulnisse in unserem Innern, woraus die schädlichsten und alle Kunst der Ärzte vereitelnden Krankheiten hervorgehen. Insbesondere hat dies auch auf den Geschlechtstrieb einen nachtheiligen Einfluss. Die angehäuften und gährenden Säfte verursachen auch hier einen erhöhten Reiz; und je trübsinniger gewöhnlich dergleichen Menschen sind (Hypochondristen), um desto schwerer wird es Ihnen, dem inneren Reize dieses Triebes zu widerstehen. Sorgen wir also, um nie in diesen betrübten Zustand zu kommen, m. Fr., sorgen wir beizeiten für eine hinlängliche Bewegung unseres Körpers! Ist die Gelegenheit dazu vorhanden, so lasst uns eigene Leibesübungen, lasst uns zweckmäßige Handarbeiten vornehmen; und wenn nichts anderes ist, so lasst uns zum wenigsten durch bloßes Gehen ermüdet werden! Es halte uns von der Ausführung dieses Vorsatzes nicht ab eine zu übertriebene Sparsamkeit mit der Zeit, die jede Stunde bedauert, die sie den Wissenschaften entziehen soll! Gesundheit und Tugend sind wichtiger als viele Kenntnisse. Es halte uns auch nicht ab der Mangel an schöner Witterung! Seiner Gesundheit zulieb kann man auch wohl bei trübem Himmel und selbst im Regen ausgehen. Es müsse uns auch kein anzüglicheres Vergnügen, das wir auf unserer Stube genießen können, darin zurückhalten! Bewegung, tägliche Bewegung suchen wir ja nicht bloß des Vergnügens wegen, sondern um unsere Gesundheit zu erhalten, um unsere Ruhe und Tugend zu befördern. Nur wenn wir unseren Körper täglich bis zur Ermüdung üben: dann sind wir gesichert vor jeder ungebührlichen Versuchung zur Wollust, die aus dem Körper herrührt.

II. Aber auch aus dem Geiste entspringen Versuchungen, m. F. Um diesen vorzubeugen, war eben das zweite, was wir heute lernen müssen. Ein Gemüth, das mit wollüstigen Bildern gänzlich erfüllt ist, erzeugt auch ohne mindeste Veranlassung des Körpers, bloß aus sich selbst, Begierden und heftige Wünsche, die ihre Befriedigung

verlangen. Ja es gibt leider Menschen, deren Wollüstigkeit auf einen solchen Grad gestiegen ist, dass sie von unaufhörlichen Begierden sich selbst dann gefoltert fühlen, wenn ihr durch vielfältige Befriedigung bereits erschöpfter Körper schon keine Kräfte mehr hat, dem Willen der Seele zu entsprechen. Es ist also kein Zweifel, dass wir nicht auch auf unseren Geist, und vorzüglich auf die Einbildungskraft desselben aufmerksam sein müssen, dass sich kein Funke der Leidenschaft in ihr entzünde. Und wenn Sie mich fragen, worauf es hiebei am Ende ankomme? so möchte ich eben so, wie bei dem Körper, antworten: auf die Erhaltung der Gesundheit! Denn es gibt auch eine Gesundheit des Geistes; und wie die Gesundheit des Körpers darin besteht, dass alle Verrichtungen desselben naturgemäß vor sich gehen; so ist auch unser Geist gesund, wenn er naturgemäße, d. h. der Wahrheit entsprechende Begriffe und Urtheile hat. Ich will sagen, wir können auch unseren Geist nicht besser und sicherer vor den Verirrungen der Wollust bewahren, als wenn wir ihn mit wahren und wichtigen Begriffen und Urtheilen ausstatten, und dafür Sorge tragen, dass diese Begriffe und Urtheile auch jegliches den Grad der Lebhaftigkeit erhalten, der ihrer Wichtigkeit entspricht. Wenn uns Vorstellungen des Geistes zum Laster reizen, so kann es nicht anders sein, es müssen irrige Vorstellungen sein; die Wahrheit, die vollständig erkannte Wahrheit, sie kann — wie die Gottheit — uns nie zur Verführerin werden! — Aber es wird gleichsam vonnöthen sein, m. F., dass wir etwas bestimmter angeben, vor welchen Irrthümern wir uns hier eigentlich zu hüten, und welche Wahrheiten wir in uns festzuhalten haben.

a) Wir müssen zuerst alle unwürdigen Vorstellungen, die den Geschlechtstrieb und seine Befriedigung betreffen, von uns entfernt halten. Es wird gleich deutlich werden, wie ich dies eigentlich verstehe, m. Fr. In jenen Jahren nämlich, wo die Vernunft des Jünglinges bereits hinlänglich ausgebildet ist, wird es Bedürfnis für ihn, eine bestimmte und vollständige Kenntnis von den Anstalten zu erlangen, die der allweise Gott zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes getroffen hat. Ohne diese Kenntnis wäre er nicht in beständiger Gefahr, auf mancherlei Abwege zu gerathen? Und müsste nicht die zu ängstliche Verhehlung einer Wahrheit nur um so stärker die Aufmerksamkeit des neugierigen Jünglinges spannen? Und das zu sorgfältig verschleierte Ge-

heimnis würde es ihm nicht um so reizender nur werden? Er erfahre also, er erfahre was zu verhehlen ihm nicht gut thut; aber er erfahre es so wie es wirklich ist, d. h. auf eine des wichtigen Gegenstandes nicht unwürdige Weise. Er lerne die Einrichtungen in der Natur, welche zur Befriedigung des Geschlechtstriebes dienen, als Gottes Anstalten verehren; er lerne sie in ihrem ganzen Umfange, nicht bloß als Anstalten zu einem flüchtigen Vergnügen, sondern als Anstalten, bestimmt zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes und zur Versüßung ihres ganzen Lebens in ehelicher Gesellschaft kennen. Er lerne beim Theile gleich an das Ganze denken, welches damit durch unabänderliche Naturgesetze gebunden ist, und erlaube sich schlechterdings nicht, sich irgend etwas absichtlich anderes vorzustellen, als es der Wirklichkeit nach ist. Er lerne endlich, und dies mit vorzüglicher Aufmerksamkeit, die schrecklichen Strafen, womit die Natur jede Abweichung von ihren heiligen Gesetzen wie überall, so vorzüglich hier mit unerbittlicher Strenge ahndet. Dies ist es, m. Fr., was ich würdige Vorstellungen von den Gegenständen des Geschlechtstriebes nenne. Solche verschaffen Sie sich; und jede von ihnen abweichende, jede unwürdige Vorstellung halten Sie ferne von sich. Nie soll ein unanständiges Bild in Ihre Seele aufgenommen, nie irgend ein niedriger Scherz bei Gegenständen von solcher Wichtigkeit, ich will nicht sagen, von Ihnen ausgesprochen, nein, auch nicht einmal in Ihrem Innersten gedacht werden! So viele Menschen sich auch das Gegentheil erlauben mögen — Sie bleiben fest bei Ihrer besseren Sitte; und Sie werden inne werden, daſs sie bloß durch die einfache Regel, daſs sie dem Witze nie einen Einfluſs auf die Gegenstände des Geschlechtstriebes gestatten, vor tausend Versuchungen gesichert bleiben, welchen sich andere mit Schmerzen ausgesetzt fühlen.

b) Zumal wenn Sie hiemit auch noch die zweite Regel verbinden: daſs Sie durch ununterbrochene Beschäftigung verhüten, daſs Ihre Gedanken nicht allzu oft auf die Vergnügungen des Geschlechtstriebes verfallen. Denn das war eben der zweite Bestandtheil, den ich schon oben zu einer vollkommenen Gesundheit des Geistes zählte, daſs jede Vorstellung eine Lebhaftigkeit besitzen müsse, welche der Wichtigkeit des Gegenstandes entspricht. So wichtig nun auch gewisse Gegenstände, die den Geschlechtstrieb betreffen, besonders die Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes und dann die sittlichvernünftigen Freuden der Ehe sind: — die sinnliche Lust des Geschlechtstriebes, diese, für

sich allein betrachtet, ist von geringer Wichtigkeit. Nur von geringer Wichtigkeit, sage ich; denn wie so flüchtig ist nicht ihre Dauer, und wie so selten nicht die Gelegenheit, da sie, ohne unser und anderer Nachtheil genossen werden darf! Und dennoch ist es gerade diese Lust, auf welche man bei dem Geschlechtstriebe am allerösftesten denkt; gerade diese Lust, welche dem Jünglinge durch das Geheimnisvolle, womit man sie umhüllt hat, besonders merkwürdig geworden ist; mit deren Betrachtung er sich daher am häufigsten beschäftigt. Aber Sie sehen, m. Fr., Sie sehen, dass es gerade umgekehrt sein sollte; gerade an diese Lust sollte der keusche Jüngling am seltensten, und immer nur mit größter Vorsicht denken, damit ja nicht die Wichtigkeit derselben größer in seinen Augen werde, als sie es der Wirklichkeit nach ist. Das einzig ausgiebige Mittel, um dieses zu verhindern, ist stete Thätigkeit. Wenn wir in ununterbrochener Beschäftigung leben, wenn wir die Einbildungskraft unseres Geistes nie müßig umherschweifen lassen, sondern auch, wenn sie sich verirrt, wohin sie nicht hätte sich verirren sollen, sie alsbald wieder zurückrufen und hinwenden auf einen ernsten Gegenstand: dann werden auch die Freuden des Geschlechtstriebes, weil wir nur selten an sie gedacht haben, keine zu große Wichtigkeit in unseren Augen besitzen; dann werden wir in Wahrheit von uns rühmen können, dass sich in unserem Geiste kein glimmender Funke der Wollust finde, der nur auf eine günstige Gelegenheit wartet, um in helle Flammen auszubrechen.

III. Und dann haben wir nur noch dafür zu sorgen, m. Fr., dass auch von außen nichts herbeikomme, welches die himmlische Ruhe in unserem Herzen störe. Dies dritte Stück ist zwar an sich das leichteste; allein in Zeiten, wie unsere gegenwärtigen, wo man sich allenthalben von Menschen umgeben sieht, die sich bald wirkliche Ausschweifungen erlauben, bald doch die heftigsten Begierden dazu allenthalben an Tag legen, in solchen Zeiten, sage ich, braucht es keine geringe Behutsamkeit, um sich vor allen schlimmen Eindrücken von außen zu verwahren. Zwei Regeln wünschte ich zu diesem Endzwecke von Ihnen beherzigt und befolgt.

a) Die erste wäre: dass Sie, so viel es nur immer thunlich ist, alle Personen, Bücher und alle leblosen und belebten Gegenstände meiden, welche schlummernde Begierden in Ihnen wecken können. Es gibt der Gegenstände so viele, so viele, welche ganz eigentlich dazu bestimmt zu sein und darauf auszugehen scheinen, um schlummernde Begierden in uns zu wecken, und reinen, unverdor-

denen Herzen das Gift der Wollust einzuhauchen. Zuerst verführerische Menschen, die unter allerlei, oft scheinbar unschuldigen Gestalten der unerfahrenen Jugend sich nahen, und ein eigenes Vergnügen darin finden, die Reinigkeit ihres Herzens zu beflecken, und sie wo möglich eben dahin zu bringen, wo sie sich selbst befinden. Es gibt Bücher, und zwar in einer ungeheueren Menge, die, wenn sie auch nicht alle in der bestimmten Absicht, um dadurch zu verführen, verfasst worden sind, diese unglückliche Wirkung dennoch nur allzugut hervorbringen. Der Jüngling liest dergleichen Bücher, liest sie um ihrer übrigen Vorzüge willen um so begieriger, und schlürft so unvermerkt das Gift der Wollust ein. Mit einer gleichen Gefahr bedrohen den Jüngling die Werke der Kunst. Da stellt man allenthalben Gemälde und Bildsäulen auf, die keine andere Absicht zu haben scheinen, als nur den schlummernden Geschlechtstrieb in uns zu erwecken, und ihn recht lebhaft aufzureizen. — Bei allem diesen, m. Fr., kann ich für Sie nichts anderes thun, als nur sie bitten und beschwören — wenn sie mich hören wollen — dergleichen Gegenstände auf das sorgfältigste zu meiden. Von ihnen gelten die Worte, die wir in unserem neulichen biblischen Texte lasen: Kann man auch Feuer in seinem Schoße tragen, und seine Kleider nicht verbrennen? Kann man auch gehen auf glühenden Kohlen, ohne seine Fußsohlen zu verbrennen? — Nein! es ist unmöglich, es ist für jeden Menschen, in welchem Alter er sich auch befinden mag, vorzüglich aber in Ihrem jugendlichen Alter schlechterdings unmöglich, dergleichen Gegenstände täglich um sich zu sehen, sich ihren verderblichen Eindrücken bloßzustellen, und dennoch die Reinigkeit des Herzens unverletzt zu bewahren, und den Geschlechtstrieb in einer gemäßigten Lebhaftigkeit zu erhalten. — Aber nicht genug, dass sie nur solche Gegenstände meiden, welche mehr oder weniger die Absicht, Sie zu verführen haben: Sie müssen sich auch vor dem Umgange solcher Personen hüten, die ganz unschuldig sind, die aber durch ihr Geschlecht, durch ihr Alter, durch ihre Gestalt unzeitige Begierden in Ihnen wecken könnten; Sie müssen — mit einem Worte — jeden äußeren Gegenstand, von welcher Art er immer sein möchte, zu fliehen und von sich entfernt zu halten suchen, wenn er für ihre Ruhe und Unschuld gefährlich werden kann. Sie müssen auch selbst die Einsamkeit fliehen, und Zeugen aufsuchen, wenn eben die Einsamkeit für Sie Versuchungen enthält. Statt dessen sorgen Sie dafür, ernste, anständige, ehrwürdige, große, erhabene Gedanken einflößende Umgebungen um sich zu sehen; und die Gesellschaft, welche Sie sich erwählen, sei eine sorgfältig geprüfte, eine vom allgemeinen Verderben

noch nicht ergriffene, und von der Seuche der Wollust noch nicht angesteckte Gesellschaft. Es gibt dergleichen, m. Fr.; Sie haben mitten unter sich der Jünglinge genug, welche noch unschuldig und unverdorben sind. Möchten sich diese einander nähern, und eine eng verbundene Gesellschaft knüpfen, die sich's zum Zwecke macht, Unschuld und Tugend in Ihrem Vaterlande zu erhalten, und einen verdorbenen Zeitgeist im edelsten Kampfe zu besiegen!

b) Und dieses führt mich gleich auf die zweite Regel: dort, wo es unvermeidlich ist, mit den Verdorbenen umzugehen, sich immer bewusst zu bleiben, dass Sie denselben ja nicht gleich werden dürften. Denn freilich wird es, besonders in späteren Jahren, nicht immer möglich sein, mit den verdorbenen Menschen dieser Zeit durchaus allen Umgang zu vermeiden. Dort also, wo Sie sich dereinst genöthigt sehen werden, mit solchen Menschen in Verhältnissen zu leben; dort kenne ich kein anderes Rettungsmittel für ihre Unschuld, m. Fr., als dass sie sich immer bewusst bleiben des Zurufs des Apostels: Stellt euch den Menschen dieser Zeit nicht gleich! Ich weiß es, dieser Gedanke kann leicht eine Art von Stolz erwecken; allein selbst der Apostel ließ sich durch diese Gefahr nicht abhalten, um seine Gläubigen von einer noch ungleich größeren zu erretten. So will ich denn getrost dem Beispiele des großen Mannes folgen; und zu einer Zeit, welche der seinigen so ganz ähnlich ist, denselben Zuruf an die mir anvertrauten Jünglinge thun: Stellt euch den Menschen dieser Welt nicht gleich! Nein, ja nicht gleich! denkt und vergesst es nie: Wenn ihr nicht besser werdet, wenn euere Gerechtigkeit nicht vollkommener wird, als die jener Pharisäer und Schriftgelehrten: ihr könnet nicht eingehen in das Himmelreich! Denkt und vergesst es nie: Ihr seid das Salz der Erde; wenn nun das Salz verwittert, womit wird man die Speisen würzen können? Und solches Salz, ist es dann zu was anderem nütze, als dass man es ausschütte, und von den Füßen der Vorübergehenden zertreten werden lasse? Besser, ja besser als ihre Zeitgenossen müssen Sie werden, m. Fr.; besser vornehmlich in der Beherrschung ihrer eigenen Triebe, in der Enthaltsamkeit von jedem unerlaubten Genusse, in der Unschuld und Reinigkeit der Sitten! Nie darf das Beispiel dieser Menschen — und je zahlreicher es ist, nur um so weniger — darf es Ihnen Entschuldigungsgrund zu gleicher Thorheit werden. Wie sonst, wie sonst könnten Sie Ihre erhabene Bestimmung erfüllen, und das verdorbene

Zeitalter verbessern, und ein gesunkenes Volk erheben? O, widerstehen Sie dem ansteckenden Beispiele, m. Fr.; stemmen, ja stemmen Sie sich demselben mit aller Macht entgegen! Wissen wir doch, dass wir für keine leere Einbildung kämpfen, wenn wir für die Wiederherstellung der Unschuld und Reinigkeit der Sitte kämpfen. Es ist kein Vorurtheil und keine Schulmeinung, kein bloßer Eigensinn; es ist ein ewig wahres, und ewig unverrückbares, von allen Zeitaltern ewig anzuerkennendes, ein heiliges Naturgesetz, das uns die Keuschheit anempfiehlt. Tausend und tausend Meinungen werden vergehen, und dies Gesetz wird bleiben. Selig derjenige, der es befolgte; und dreifach selig, der sein gesunkenes Ansehen bei seinen Zeitgenossen wieder gehoben hat! Amen.

XXXVIII.

Von dem Fehler, erst hinterher einzusehen, wie man da und dort hätte zu Werke gehen sollen.

(Am 9. Sonntage nach Pfingsten 1819)

Math. 26., 36—45.

Dann kam Jesus mit ihnen in den Maierhof, Gethsemani genannt, und sprach zu seinen Jüngern: Setzet euch hier, während ich dort hingehe, und bete. Und er nahm den Petrus und die zwei Söhne des Zebedäus mit, und fieng an, sich zu betrüben und traurig zu sein. Dann sprach er zu ihnen: Meine Seele ist betrübt bis in den Tod; bleibet hier, und wachet mit mir! Und er gieng ein wenig vorwärts, fiel auf sein Angesicht, betete und sprach: Mein Vater! wenn es möglich ist, so gehe dieser Kelch vor mir vorüber; doch nicht wie ich will, sondern wie du willst. Und er kam zu seinen Jüngern, und fand sie schlafend, und sprach zu Petrus: Habet ihr denn nicht eine Stunde mit mir wachen können? Wachet und betet, damit ihr nicht in Versuchung fallet! Der Geist ist zwar willig, aber das Fleisch schwach. Wieder gieng er hin zum zweitenmale, betete und sprach: Mein Vater! Ist es nicht möglich, dass dieser Kelch vorübergehe, ohne dass ich ihn trinke, so geschehe dein Wille! Und er kam abermal, und fand sie schlafend; denn ihre Augen waren beschwert. Da verließ er sie, gieng wieder hin, und betete zum drittenmale, indem er die nämlichen Worte sprach. Dann kam er zu seinen Jüngern und sprach zu ihnen: Schlafet nur und ruhet! Siehe, die Stunde ist herbeigekommen, da der Menschensohn in die Hände der Sünder überliefert wird.

Eingang.

Kaum begreifen wir es, m. Fr., wie sich die Jünger unseres Herrn noch an dem letzten Abende, den sie in seiner Gesellschaft zu verleben hatten, ein so ungeschicktes Betragen beikommen ließen, als es dasjenige war, das sie nach ihrer eigenen Erzählung an diesem Tage sich erlaubt hatten. Sie hatten doch bereits mehrere, gar nicht undeutliche Winke darüber von ihrem eigenen Meister erhalten, dass es, wo nicht der letzte, gewiss einer der letzten Tage sei, den sie mit ihm werden zubringen können; gleichwohl bemühten sie sich nicht im geringsten, ihm einen oder den anderen erfreulichen Beweis der Fortschritte zu liefern,

die sie durch einen dreijährigen Umgang in der Erkenntnis und in der Ausübung des Guten gemacht hatten. Noch bei dem letzten nächtlichen Mahle, das sie in seiner Gesellschaft einnahmen, vergaßen sie sich so weit, daſs sie — statt nur Gesinnungen der Liebe und Freundschaft zu bezeugen — in einen thörichten Streit mit einander geriethen: wer wohl der größte und vornehmste unter ihnen wäre; ein Streit, durch den sie klar an Tag legten, nicht einmal aufgefaſst zu haben den so vielfältig schon ihnen eingeprägten Grundsatz: unter ihnen soll es zwar wohl verschiedene Ämter aber keine Rangordnung geben. Einige Stunden darauf sah man im Garten Gethsemani an Jesu, was man noch nie an ihm gesehen, daſs er zu zagen anfieng und nach Trost verlangte, Er, den Gott eingesetzt hatte zum Trost für alle Sterblichen im Leben und im Tode; und auch dies ungewöhnliche Ereignis brachte die Jünger noch nicht zur Besinnung. Er gestand es ihnen in unserem Texte ausdrücklich: daſs seine Seele betrübt und zum Tode betrübt sei; er bat sie um den so leicht zu leistenden und gleichwohl so ehrenvollen Dienst der Freundschaft, wach zu bleiben mit ihm. Und sie konnten so undankbar sein, ihm selbst diesen Dienst zu versagen. Er kam zu dreimalen, heißt es in unserem Texte, und fand sie zu dreimalen eingeschlafen. — Hätten die Jünger wohl so grobe Fehler begangen, m. F., wenn auch nur ihnen eingefallen wäre, wie unschicklich sie da handeln, und welch ein ganz anderes Benehmen sich in der gegenwärtigen Lage gezieme? — Aber das war es eben, daſs ihnen zur Zeit, als sie so handelten, gar keine andere und bessere Handlungsweise einfiel; dies letztere geschah erst hinterher; erst dann, wenn die Gelegenheit zum Handeln schon längst vorüber war, fiel ihnen ein, wie sie dieselbe hätten benützen sollen. Jetzt bereuten sie erst, sich so benommen zu haben. Jetzt erst machten sie sich die bittersten Vorwürfe darüber; und nicht nur einmal, sondern so oft sie dieses Tages gedachten, war ihnen die Erinnerung an ihr Betragen an demselben schmerzlich! Es gieng da den Jüngern, m. Fr., wie uns allen leider nur allzuoft geht! Denn auch wir haben Ursache, sehr oft zu klagen, daſs uns oft hinterher einfällt, wie wir bei dieser oder jener Gelegenheit hätten zuwerke gehen sollen. Diese Klage ist nämlich eine sehr allgemeine Klage auf Erden. Eine Klage ist es, die nicht nur Unbesonnene tagtäglich anstimmen, sondern die selbst aus dem Munde bedächtiger und mit Überlegung handelnder Personen sehr oft vernommen wird. Bestand wohl irgend eine Verbindung von längerer Dauer, wo nach der Auflösung nicht jede der theilnehmenden Personen, wenn sie gewissenhaft dachte und aufrichtig sprechen wollte, nicht das Geständnis ablegen muſste, daſs ihr erst

jetzt einleuchtend werde, in wie so vielen und vielerlei Stücken sie ein ganz anderes und ungleich klügeres, besseres und für jeden Theil zuträglicheres Betragen hätte beobachten können, als dasjenige war, was sie aus Mangel an Einsicht wirklich befolgt hatte? Wo gibt es irgend ein Amt, nach dessen vieljähriger Verwaltung wir uns nicht eingestehen müssten, dass wir unzählige Gelegenheiten, Gutes zu thun, nur darum vorüberstreichen ließen, weil nicht zur rechten Zeit, sondern erst hinterher uns einfiel, wie wir sie hätten benützen können? — Ist dieses nicht führwahr ein großes Übel, m. F.? Wie vieles Gute, ach! wie vieles Gute bleibt so ungeschehen! Und mit welchen Vorwürfen quält uns nicht unser eigenes Gewissen! Wie viele bitteren Empfindungen der Reue könnten wir uns und anderen ersparen, wenn wir so glücklich wären, gewisse Mittel zu ersinnen, durch welche diesem Übel auch nur einigermaßen gesteuert werden könnte! Lassen Sie uns diesen Versuch diese Stunde machen! Lassen Sie uns zu diesem Endzwecke die Quellen aufsuchen, aus denen dies so wichtige Übel entspringt, und wie solche gefunden, uns gleich auf Mittel denken, die zu ihrer Verstopfung nothwendig sind!

Abhandlung.

Ich sage, dass uns erst hinterher einfällt, wie wir bei einer gewissen Gelegenheit hätten zuwerke gehen sollen, weil dieser Einfall uns erst kommt, nachdem die Gelegenheit zum Handeln bereits vorüber ist. Dies pflegt zuweilen erst nach einem Zwischenraume von mehreren Jahren, oft aber auch gleich auf der Stelle, gleich in der nächsten Stunde, nachdem die Gelegenheit zur That vorüber ist, zu geschehen. Wenn es uns erst nach einem Zeitraume von mehreren Jahren einleuchtend wird, dass wir gewisse Gelegenheiten unseres höheren Lebens weiser und besser benützen könnten: so ist dies eine Erscheinung, die nichts Befremdendes hat, die sich erklären lässt aus jener Zunahme des Verstandes und der Einsicht, welche wohl bei uns allen, so lange wir leben, stattfinden kann und soll. Wir haben im Grunde gar keine Ursache, über eine Erscheinung von dieser Art uns etwa zu betrüben: wenn unser Bewusstsein uns bezeugt, dass wir die Sache auch damals schon nach unseren besten damaligen Einsichten beurtheilt, und nicht daran schuld gewesen waren, dass wir nicht noch ein mehreres verstanden. Wir dürfen im Gegentheil uns sogar freuen, wenn sich die steten Fortschritte, die wir in unserer Verstandesbildung machen, unter anderem auch dadurch bekunden, dass wir von Zeit zu Zeit immer deutlicher

einsehen, zu wie viel Gutem der Mensch gewisse, wenn auch nicht mehr für uns vorhandene Gelegenheiten und Verhältnisse anwenden könne. Ganz etwas Anderes ist es dagegen, wenn uns die Einsicht, wie wir bei einer gewissen Gelegenheit hätten verfahren sollen, unmittelbar darauf, nachdem sie vorüber ist, kömmt, wenn wir erkennen, dass wir das Rechte nicht gewählt, sobald wir gewählt. Zwar ist auch da noch, m. F., auch da noch ein Fall möglich, wo wir nicht Ursache haben, mit uns selbst unzufrieden zu sein; dann nämlich, wenn der Grund, aus dem wir jetzt einsehen, dass wir vorhin nicht das Rechte gewählt, ein Umstand ist, der uns nicht ebenso gut, wie wir ihn nicht bemerkten, schon vorhin einleuchten konnte, wenn er im Gegentheile erst jetzt sichtbar wurde. War es nun in der That eine unmögliche Sache, den Umstand früher zu bemerken; war es nicht Mangel an Aufmerksamkeit, wodurch wir ihn übersahen: so sind wir außerschuld, und unsere Wahl kann wohl eine unglückliche, aber nicht eine unkluge heißen. Nicht jeder, der gesteht, dass er erst nach gethanem Schritte wisse, wie er ihn hätte thun sollen, legt das Geständnis ab, dass er ein Thor gewesen und aus Übereilung gehandelt. Er kann bloß unglücklich gewesen sein, und hat dann keine Ursache, den schlimmen Erfolg seiner Handlung sich selbst zur Last zu legen; wohl aber mag dies jeder, dem sein Gewissen sagt, dass er seinen Entschluss nicht mit der gehörigen Überlegung und mit Berücksichtigung aller Umstände, deren Bemerkung ihm möglich war, gefasst habe.

1. Und dieses ist der Fall, in dem wir uns leider meistentheils befinden. Daher es eben wahr bleibt, dass die gewöhnlichste Quelle der Klage, dass uns erst hinterher einzufallen pflege, wie wir uns hätten benehmen sollen, der Mangel an Aufmerksamkeit ist. Auch Menschen nämlich, denen man nachrühmen kann, dass sie die Regel der Vorsicht und Überlegung angenommen haben, lassen es doch in einzelnen Fällen noch an der nöthigen Aufmerksamkeit ermangeln; sie thun wohl vieles, aber nicht alles mit sattsamer Überlegung; sie lassen sich doch sehr oft noch verleiten, einen Entschluss zu fassen, ohne die nöthige Betrachtung aller Umstände erst vorausgeschickt zu haben. Ist es zu wundern, wenn es da auch ihnen begegnet, dass die Gelegenheit zum Handeln kaum vorüber ist, als sie schon anfangen zu merken, dass wir ungeschickt gehandelt? — Denn wenn die That geschehen; wenn wir die Lose, die über unser Schicksal entscheiden, bereits geworfen haben; wenn wir das Wort, das verpflichtet, dem Munde schon entschlüpfen ließen; wenn nichts mehr widerrufen und der gethane Schritt nicht mehr zurückgethan werden kann: dann pflegt auch bei den leichtsinnigsten

Menschen ein Augenblick des Nachdenkens einzutreten. Denn eben, weil jetzt nichts mehr zu thun ist, gewinnt der Geist, der vorhin im Gedränge war, desto mehr Muße zur Überlegung. Und mit je weniger vorausgeschicktem Nachdenken wir vorhin unseren Entschluss gefasst haben: um desto stärker besorgen wir billig, jetzt einen Fehltritt zu entdecken. Wo vor der That Leichtsinn war, tritt nach derselben Angst und Besorgnis ein. In dieser Gemüthsstimmung malt unsere Einbildungskraft gleich alle schlimmen Folgen, die unser so schlecht überlegter Schritt etwa nach sich ziehen könnte, mit aller Lebhaftigkeit aus. Unsere Vernunft, wenn sie auch mehrere dieser Folgen als sehr unwahrscheinlich verwirft, muss doch in Hinsicht anderer gestehen, dass sie — obgleich von ihr früher gar nicht betrachtet — doch nur allzu gegründet sein dürften. Wir bekennen denn also, dass uns die That, nachdem sie gethan ist, viel bedenklicher vorkomme, als da sie noch auszuüben war; wir bereuen, es jetzt, uns so schnell entschlossen zu haben. Was sollen wir thun, m. F., um diese Reue uns zu ersparen? Wohl liegt am Tage, dass wir sie um so seltener empfinden, eine je größere Vorsicht wir uns zur Gewohnheit machen. Allein wird diese Vorsicht uns nicht langsam und schwerfällig machen? Und ist dies nur immer möglich, jedem Entschlusse, den man fasst, erst eine umständliche Überlegung aller Folgen vorauszuschicken? Muss man nicht oft augenblicklich entscheiden? Wahr ist dieses alles; doch eben so wahr, dass wir durch Übung es allmählich dahinbringen können, mit der nöthigen Bedächtigkeit zu handeln, ohne erst vor jedem Schritte eine langdauernde Überlegung anzustellen. Denn unglaublich ist die Schnelligkeit, mit der unser Geist, wenn er geübt darin ist, eine auch sehr beträchtliche Anzahl von Umständen zu überschauen, und hier nächst das Betragen, das sich für uns geziemt, zu bestimmen vermag. Erstaunen wir nicht, wenn wir sehen, wie der geübte Künstler nur eines einzigen Blickes bedarf, um schon entdeckt zu haben, was in einem großen, vielleicht aus hunderterlei Theilen zusammengesetzten Werke den Regeln seiner Kunst gemäß oder nicht gemäß ist? O, mit derselben Gewandtheit, deren sich der Künstler in der Beurtheilung der Werke seiner Kunst erfreut, würden wir alle zu beurtheilen wissen, was in den Geschäften des geselligen Lebens zweckmäßig sei oder nicht, wenn man unsere Aufmerksamkeit von Kindheit an auf diese Gegenstände gerichtet hätte, oder wenn wir auch jetzt nur anfiengen, auf die Kunst des Lebens einen eben so großen, anhaltenden Fleiß zu verwenden, als wir so mancher wichtigen Kunst unbedenklich widmen. Wie langsam wir auch im Anfange vorgehen müssten, so würden wir doch mit der Zeit zu einer hinlänglichen Fertigkeit gelangen.

Wir könnten handeln mit sattsamer Überlegung und gleichwohl eben so schnell wie jene, die ohne nachzudenken, das erste Beste, welches sich ihnen darbeut, ergreifen.

2. Doch ich darf nicht verhehlen, dass der Mangel an Aufmerksamkeit nicht immer die Ursache sei, von der es komme, dass uns zu spät erst einleuchtet, was wir hätten thun sollen. Oft geschieht dies auch, weil wir bei allem Nachdenken doch die Sache zu einseitig und nur immer aus einerlei Gesichtspunkt betrachten. Man kann es überhaupt uns Menschen vorwerfen, dass wir eine gewisse Neigung zur Einseitigkeit in unseren Urtheilen haben, dass wir in Rücksicht jedes Gegenstandes, den wir unserer Betrachtung unterziehen, gerne bei jenem Gesichtspunkte für immer stehen bleiben, aus dem er zufälligerweise sich uns zum erstenmal darbot. So geschieht es, dass wir wohl hundertmal zu der Betrachtung eines Gegenstandes zurückkehren, und dennoch fast nichts anderes an ihm sehen, als was wir das erstemal sahen; unser vielfältiges Nachdenken über ihn ist also nicht sowohl eine Entwickelung neuer, früher noch nicht entdeckter Merkmale an ihm, als vielmehr nur eine stete Wiederholung dessen, was uns beim ersten Anblicke schon einfiel. Übergehen wir nach und nach zu einigen neuen Gedanken, so sind es höchstens nur solche, die mit dem Begriffe, den wir uns zuerst von der Sache gebildet, in einer eigenen Verbindung stehen. Daher denn, dass wir beinahe insgemein entweder nur alles an einer Sache zu loben, oder alles zu tadeln an ihr finden, sehr selten dagegen bedenken, dass sich an jedem Dinge theils Gutes, theils Böses im bunten Gemische befinde, und noch viel seltener die Mühe uns nehmen, das eine gegen das andere sorgfältig abzuwiegen, und so den wahren Wert des Gegenstandes mit Sicherheit zu bestimmen. Was hilft es uns also, dass wir den Schritt, den wir thun, erst oft und lange erwägen? Wir beurtheilen ihn doch nur sehr einseitig, und kaum wird er gethan sein, so wird uns die Unrichtigkeit unseres Urtheiles einleuchtend werden. Denn ist die That vollbracht, so kehrt sie uns eine ganz andere Seite zu, als es diejenige war, die wir, als sie noch zu vollziehen war, im Auge hatten. Von der Veränderung dieses Gesichtspunktes rührt es, dass wir jetzt Fehler an ihr entdecken, die uns vorher unbekannt waren: wir bereuen sie. Wollen Sie diesem entgehen, m. F., so gewöhnen Sie sich nun, eine jede Sache von ihrer guten sowohl als von ihrer schlechten Seite zu betrachten; gewöhnen Sie sich, mit gleicher Unparteilichkeit nicht nur dasjenige, was für eine Sache spricht, sondern auch dasjenige, was ihr entgegensteht, zu erwägen; verändern Sie, bevor sie es sich erlauben, über den Wert oder Unwert einer Sache ein entscheidendes

Urtheil zu fällen, erst den Gesichtspunkt Ihrer Betrachtung so oft und auf so verschiedene Art, als es nur möglich ist; versuchen Sie insbesondere, bevor Sie den Entschluss zu einem Schritte fassen, sich lebhaft vorzustellen, dass er bereits gethan wäre, und beobachten Sie genau, wie Ihre eigene Vernunft ihn dann beurtheilen würde. Hat diese Vorstellung etwas Beunruhigendes für Sie, o! so entnehmen Sie hieraus sogleich, dass Sie die That einst bitter bereuen würden, wenn sie vollbracht werden sollte, und stehen Sie beizeiten ab.

3. Inzwischen gibt es auch eine Besorglichkeit im Handeln, die zu groß ist. Diese versetzt uns in eine gewaltsame Spannung, bei der wir unser natürliches Vermögen zu urtheilen nicht gehörig brauchen können; und das ist der dritte Grund, warum wir erst hinterher einsehen, was wir in gewissen Verhältnissen hätten thun sollen. Jede gewaltsame Spannung, nämlich alles, was unsere Kräfte in eine widernatürliche Richtung versetzt, das hindert sie auch in ihrer Verrichtung, und macht, dass wir nicht zustande bringen können, was uns zu anderer Zeit ein Spiel ist. Gerade die Wichtigkeit des Schrittes, gerade die Einsicht, dass unsere Ehre, unser ganzes Glück, nicht unser eigenes allein, sondern auch aller anderen Menschen Wohlsein und Glück davon abhängt, wie wir in einem gewissen Falle uns benehmen, gerade dies macht uns oft verlegen und so verwirrt, dass wir nicht richtig urtheilen können; wir stehen da und wiederholen uns immer den Gedanken, wie wichtig diese That, die wir jetzt zu vollziehen haben, wäre; doch eben darum, weil wir das eine stets betrachten, können wir unsere Aufmerksamkeit nicht frei umherbewegen und nicht auf alles merken, was bemerkt werden muss, um recht beurtheilen zu können, ob und auf welche Art die Handlung ausgeführt werden soll. Wir sehen Umstände, die uns zu einer anderen Zeit gleich auf den ersten Blick eingefallen wären, nicht; und sehen dasjenige, was wir bemerken, nicht in seiner natürlichen Gestalt und Größe. Wir fühlen es wohl selbst, dass die Verlegenheit, in der wir uns befinden, uns nur unfähiger zur Überlegung mache; allein sie wird dadurch nicht geringer, sondern größer, je näher der Augenblick, da wir entscheiden müssen, anrückt. Endlich entschließen wir uns, wenn er schon da ist, in der größten Verwirrung des Geistes; beschließen oft das Gegentheil von dem, was uns der schwache Strahl der Vernunft, den wir noch übrig hatten, als das Gerathenste angab. Sehr begreiflich, dass wir in kurzer Zeit darauf Ursache haben, unseren Entschluss zu bereuen und die Klage zu führen: dass uns erst nach der That eingefallen wäre, was wir zu thun gehabt hätten. Schwer ist es, ich gestehe es, m. F., schwer diesem Übel auszuweichen! Wenn wir die

Wichtigkeit der Schritte, die wir zu thun haben, gar nicht bedenken: so verfallen wir in den Fehler des Leichtsinnes, und begehen aus Unüberlegung Thorheit, die wir auf keine Weise werden verantworten können. Fassen wir aber recht tief zu Herzen, wie wichtig und folgereich das sei, was wir jetzt zu beschließen haben: so wandelt uns Furcht und Verlegenheit an, und wir sind abermals nicht fähig, recht zu beurtheilen, was zu thun sei. Doch gibt es glücklicherweise ein Mittel, m. F., das zwischen beide Abwege hindurch führt. Wir können und sollen die Wichtigkeit der Schritte, die wir thun, erwägen; doch nicht zu lange sollen wir bei diesem Gedanken verweilen, sondern so lange nur und so oft, als eben nothwendig ist, um uns vor Leichtsinn und Unüberlegung zu sichern, und uns die Pflicht der Vorsicht einleuchtend zu machen. Ist dieser Zweck erreicht, dann lassen Sie uns nicht weiter denken, wie wichtig das sei, was wir verrichten wollen, sondern vielmehr nur, ob und auf welche Art wir es verrichten sollen. Wenn wir erst dann den Gedanken an die Wichtigkeit unserer Handlung beiseite setzen, da wir so eben über das Ob und Wie ihrer Ausführung nachdenken wollen: so werden wir unsere Betrachtung frei und ungestört anstellen können, und dabei gleichwohl nicht der Wichtigkeit des Zweckes, den sie hat, so ganz vergessen, dass wir sie gar nicht mit Fleiß anstellen sollten.

4. Doch aller Fleiß im Nachdenken führt nur auf Abwege, wenn wir nicht unparteiisch sind, wenn der Verstand bestochen ist durch unser Herz. Und eben in diesem Umstande liegt die letzte Ursache der Erscheinung, dass wir so oft genöthigt sind, zu gestehen, erst nach der That hätten wir einsehen gelernt, wie wir sie hätten verrichten sollen. Es kömmt dies nämlich in unzähligen Fällen nur daher, weil wir uns vor der That in keiner ganz unparteiischen Gemüthsstimmung befanden, weil wir nicht Unbefangenheit genug gehabt hatten, um alles ins Auge zu fassen; weil wir, bestochen schon von unserer Leidenschaft, so manchen Gegenstand, von dem wir es ahnten, dass seine weitere Betrachtung uns auf Folgerungen, die uns zuwider sind, leiten würde, immer wie ungesehen übergiengen. Diese Gewohnheit, m. F., ist es, worin die wahre heimliche Bösartigkeit des menschlichen Herzens besteht. Diese Gewohnheit ist es, die als die eigentliche Quelle fast aller Thorheiten und Verbrechen, die von Menschen je begangen worden sind, angesehen werden mag. Diese Gewohnheit ist es, die auch den größten Antheil hat an dem Übel, von dem wir heute sprechen. Wir leben durch Jahre und Jahrzehente in gewissen Verbindungen mit unseren Mitmenschen die uns bestimmte Pflichten gegen sie auflegen; wir befragen uns viel, leicht wohl täglich, worin diese Pflichten bestehen, und ob wir sie erfüllen,

und geben uns zur Antwort, daſs wir nach unſerer beſten Einſicht verführen; gleichwohl iſt alles nichts als Betrug und Täuſchung, und wir verletzen die wichtigſten Pflichten, und werden das ſelbſt mit zu ſpäter Reue erkennen, ſobald nur erſt der Tod oder ein anderer Umſtand jene Verbindung wird aufgelöst haben. So lange ſie aber beſtehen, bleibt es verborgen vor unſeren Augen nur darum, weil wir nie aufrichtig prüfen, weil wir, ſo oft unſer Blick auf gewiſſe Verhältniſſe fällt, denen wir nicht entſprechen, ſchnell ihn abziehen und auf etwas anderes richten. Dies treffen wir leider mit einer ſolchen Schnelligkeit, daſs wir uns ſelbſt deſſen nicht deutlich bewuſst werden, daſs wir daher uns ſelbſt ſowohl als andere überreden, wir thaten alles, was wir als unſere Schuldigkeit erkennen. Iſt aber die Verbindung aufgelöst; oder iſt nur die Leidenſchaft, die uns bisher verblendete, erloſchen; ſind die Verhältniſſe, die uns die Selbſttäuſchung vortheilhaft malt, geändert: dann öffnet ſich erſt unſer Auge; dann erſt erkennen wir, daſs wir nicht gethan, was unſere Pflicht geweſen; dann ſind wir oft frech genug, den Himmel anzuklagen, daſs er uns nicht zur rechten Zeit habe einſehen laſſen, was wir zu thun gehabt hätten, während wir doch nur ſelbſt ſchuld daran waren, daſs wir es nicht erkannt. — O, hüten wir uns, m. Fr., hüten wir uns vor der Quelle des Irrthums, die ſo verantwortlich iſt! Faſſen wir — oder, weil wir ihn doch gewiſs ſchon öfters gefaſst haben, — erneuern wir den ſo nothwendigen Vorſatz, unſeren Verſtand nie durch das Herz beſtechen zu laſſen; ſeien wir argwöhniſch nicht gegen Freunde, wohl aber gegen das eigene Herz! Richten wir unſere Aufmerkſamkeit bei jeder Selbſtprüfung mit Abſicht auf die Stelle, von der uns unſer Herz abziehen will! Achten wir nicht auf die Folgen, die für uns ſelbſt hervorgehen, ſo oft wir die Frage, was unſere Pflicht ſei, unterſuchen! Dann können wir hoffen, daſs wir auch hinterher nicht Urſache haben werden, in die Klage auszubrechen: erſt dann ſei es uns eingefallen, was wir hätten thun ſollen, als die Gelegenheit zu handeln bereits vorüber war. Allein auch wo es wirklich geſchehen wird, daſs wir erſt hinterher erkennen, was zu thun war, auch da werden wir gar keine Vorwürfe darüber fühlen, weil es nicht unſere Schuld, ſondern die Leitung Gottes war, durch die es geſchehen. Und eben darum werden wir ſelbſt ſogar den Troſt haben, daſs es im Grunde nicht einmal unrecht, ſondern gedeihlich für das Wohl des Ganzen ſein müſſe, was wir thaten, weil es Gott durch uns that. Denn alle guten Menſchen ſind Gottes Werkzeuge, und er bedient ſich ihrer zum Segen. Amen.

XXXIX.

Von der üblen Nachrede.

(Am 12. Sonntage nach Pfingſten 1809.)

Röm. 1, 18–32

Denn es offenbaret ſich der Zorn Gottes vom Himmel über alle Gottloſigkeit und Ungerechtigkeit der Menſchen, welche die Wahrheit Gottes durch Ungerechtigkeit aufhalten; denn, was von Gott kennbar iſt, das iſt unter ihnen offenbar; denn Gott hat es ihnen geoffenbaret; denn das Unſichtbare an ihm iſt ſeit Erſchaffung der Welt in den erſchaffenen Dingen kennbar und ſichtbar, nämlich ſeine ewige Kraft und Gottheit, ſo daſs ſie keine Entſchuldigung haben. Denn nachdem ſie Gott erkannt hatten, haben ſie ihn nicht als Gott verherrlicht, noch ihm gedankt, ſondern wurden eitel in ihren Gedanken, und ihr unverſtändiges Herz ward verfinſtert; ſie gaben ſich für Weiſe aus, waren aber Thoren. Sie vertauſchten die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes mit dem Gleichniſſe und Bilde des vergänglichen Menſchen, auch der Vögel und vierfüßigen und kriechenden Thiere. Darum überließ ſie Gott den Lüſten ihres Herzens, der Unreinigkeit, ſo daſs ſie ihre eigenen Leiber an ſich ſelbſt ſchändeten; ſie, welche die Wahrheit Gottes mit der Lüge vertauſchten, und mehr das Geſchöpf verehrten und anbeteten, als den Schöpfer, welcher geprieſen ſei in Ewigkeit! Amen. Darum überließ ſie Gott ſchändlichen Lüſten; denn ihre Weiber vertauſchten den natürlichen Gebrauch mit dem, der wider die Natur iſt. Und desgleichen verließen auch die Männer den natürlichen Gebrauch des Weibes, und entbrannten in ihren Begierden gegen einander, indem ſie Männer mit Männern Schändlichkeit trieben, und (ſo) den Lohn, der ihrer Verirrung gebührte, an ſich ſelbſt empfiengen. Und wie ſie die Erkenntnis Gottes verwarfen, überließ ſie Gott dem verwerflichen Sinne zu thun, was ſich nicht geziemt; ſie wurden voll jeglicher Ungerechtigkeit, Bosheit, Hurerei, Habſucht, Schalkheit, voll Neid, Mord, Zank, Argliſt, Bösartigkeit, Ohrenbläſer, Verleumder, bei Gott verhaſst, ſchmähſüchtig, hoffärtig, prahleriſch, erfindſam im Böſen, ungehorſam gegen die Eltern, vernunftlos, unbändig, lieblos, treulos, unbarmherzig; welche, nachdem ſie die Gerechtigkeit Gottes erkannt hatten, nicht einſahen, daſs die, welche ſolches thun, des Todes würdig ſind; und nicht allein, die ſolches thun, ſondern auch, die denen Beifall geben, welche es thun.

Eingang.

Merkwürdig iſt mir immer die Art geweſen, m. Fr., wie der Apoſtel Paulus in dieſem Briefabſchnitte unter den Laſtern ſeines verdorbenen Zeitalters auch der Verleumdungsſucht und der üblen Nach-

rede gedenket. Daher befleckten sie sich, spricht er in unserem Texte, daher befleckten sie sich auch mit aller Art von Ungerechtigkeit und Bosheit; und übergaben sich der Unzucht, dem Geize, dem Neide, der Falschheit und Arglist, dem Zanke und der Verfolgungssucht, der Mordsucht, gaben sie sich hin der üblen Nachrede und der Verleumdungssucht, den falschen Anklagen, dem Stolze, der Hoffart und der Verleugnung Gottes. Also mitten unter den gröbsten und häßlichsten Lastern erwähnt der Apostel auch den Fehler der üblen Nachrede und der Verleumdungssucht; er gehört, dieser Fehler, nach des Apostels Darstellung in die verrufene Classe eben der Dinge, wo die entehrende Unzucht, der wüthende Mord, die grausenerregende Gottesverleugnung sich befindet. Und nicht mit Unrecht, m. Fr.; denn wenn man das Böse überdenkt, was üble Nachrede und Verleumdungssucht, wenn sie erst herrschend geworden sind, in einem Staate anrichten; o, so begreift man wohl, daß sie den schädlichsten Lastern beigezählt werden müssen, darum, weil es gerade diese Fehler sind, welche das schon vorhandene Übel nur immer ärger machen; weil alle Laster, welche es in der menschlichen Gesellschaft geben mag, durch üble Nachrede und durch Verleumdungssucht anfangs zwar nur im Rufe, bald aber eben hiedurch auch in der Wirklichkeit je mehr und mehr verbreitet und vergrößert werden. — Allein, noch zu einer zweiten Bemerkung können uns die Worte des Apostels veranlassen. Die üble Nachrede, die er als einen der Hauptzüge seines verdorbenen Zeitalters schildert, sollte sie wohl nur seinem Zeitalter allein ausschließlich eigen gewesen sein? — Im Gegentheile, nichts ist begreiflicher, als daß ein jedes verdorbene Zeitalter nebst seinen übrigen Fehlern auch den der üblen Nachrede und der Verleumdungssucht an sich trage. Je müßiger nämlich, je müßiger die Menschen eines verdorbenen Zeitalters leben, um desto größer beides, die Gelegenheit und das Bedürfnis, sich um die Angelegenheiten ihrer Mitmenschen zu erkundigen, und darin vornehmlich das fehlerhafte und tadelnswürdige begierig aufzuspüren. Je mehr Bösartigkeit schon wirklich herrschend ist, um desto stärker der Argwohn, daß jeder neue Mensch, den man noch nicht geprüft hat, gleichfalls nicht besser sein werde, als es die große Menge ist. Je mehrere bösen Gerüchte man bereits vernommen hat, um desto größer auch die innere Wahrscheinlichkeit, die jedes neue hat, um desto leichter auch der Eingang, den es findet. Je schlimmer sich endlich ein jeder

einzelne in seinem eigenen Busen bewusst ist, um desto begieriger vernimmt und glaubt er jede auch noch so unerwiesene Nachricht von fremden Thorheiten und Lastern; denn es ist ihm ein Bedürfnis, ja sich selbst zu überreden, dass niemand besser sei, als er. — Wundern wir uns daher gar nicht darüber, m. Fr., dass auch in unserem Lande jetzt die üble Nachrede und die Verleumdungssucht äußerst verbreitet ist; denn mit der traurigen Wahrheit: „dass unser geliebtes Vaterland für jetzt allerdings in einem sehr großen sittlichen Verderben sich befinde," mit dieser traurigen Wahrheit mussten wir leider uns ja schon längst bekannt machen! — Wirklich, wo man nur hinkömmt in dieser großen Hauptstadt, hört man Gespräche über andere. Und wann, ich bitte Sie, m. Fr., wann sind es rühmliche Erwähnungen? wann wird nicht wenigstens eins und das andere zum Schlusse noch getadelt und bemängelt? Wie viele Gerüchte, ganz offenbar grundlose und erdichtete Gerüchte, die bald der Ehre des einen, und bald des anderen nachtheilig sind, entstehen nicht täglich und werden vom Munde zu Munde fortgepflanzt? Auch selbst der rechtlichste Mann, kann er der üblen Nachrede entgehen? und selbst der gleichgiltigste und unschuldigste Vorfall — wasfür arge und ehrenrührische Vermuthungen wissen nicht unsere Mitbürger — vielleicht selbst einige aus uns — aus ihm herauszuziehen? Und jede Möglichkeit, so unwahrscheinlich sie auch bei einer unparteiischen Betrachtung sich erweisen müsste, — unseren Mitbürgern gilt sie sogleich für Wirklichkeit, für eine entschiedene Thatsache. Ach, kein geringes Verdienst würde ich mir um mein Vaterland erwerben, wenn ich den häßlichen Fehler der üblen Nachrede und der Verleumdungssucht zuerst nur unter Ihnen, m. Fr., dann mittelbar durch Sie auch unter unseren übrigen Mitbürgern in etwas steuern könnte! Zu diesem Endzwecke arbeitete ich bereits in meinen zwei letzten Vorträgen hin; denn, in dem ersten derselben erklärte ich Ihnen, „ob und mit welchen Vorsichtsregeln wir uns ein eigenes Gedankenurtheil über andere erlauben dürften?" und in dem letzten Vortrage bestimmte ich: „ob und mit welchen Vorsichtsregeln uns auch die Mittheilung dieses Urtheiles an unsere Nebenmenschen erlaubt werden könne?" Hier hätten wir nun freilich die üble Nachrede, auch ohne sie zu nennen, als etwas Unrechtes bezeichnet. Allein, es ist bei Lastern, die so im Schwunge sind, bei weitem noch nicht genug, dass man bloß das entgegengesetzte Benehmen als das pflichtmäßige empfehle; man muss auch

ihrer selbst erwähnen, in allen ihren Arten erwähnen; muss ihre Schändlichkeit einleuchtend darstellen, und kräftige Mittel angeben, wie sie zu meiden sind. Lassen sie mich denn heute noch diesen letzteren Theil meiner Pflicht erfüllen; lassen sie mich fürs erste die Schändlichkeit der üblen Nachrede in ihren gewöhnlichsten Arten einleuchtend darstellen; und dann fürs zweite auch einige Mittel angeben, durch deren Gebrauch sie diesen Fehler bei sich und anderen bestmöglichst steuern können. Der Himmel segne meinen Vortrag, und lasse ihn dazu beitragen, dass immer größer die Anzahl jener Vollkommenen werde, welche, wie der Apostel spricht, mit ihrer Zunge sich nicht versündigen, sondern sich zu bezähmen wissen!

Abhandlung.

I. Ich setze voraus, m. Fr., dass Sie die Regeln noch in frischem Angedenken haben, welche ich erst vor acht Tagen nur als eben so viele Rücksichten aufstellte, die man bei der Verbreitung guter und böser Nachrichten von anderen nehmen müsse. Jede Abweichung von diesen Regeln ist, wo sie wissentlich geschieht, Sünde; allein nicht jede ist — üble Nachrede. Diese, so fordert es der Sprachgebrauch, bezieht sich nur auf eine unzeitige Mittheilung schlimmer Nachrichten von anderen. Wir haben nur dann ein Recht, das Gespräch über fremde Angelegenheiten für eine üble Nachrede zu erklären, wenn es der ersten Regel, welche wir neulich bei der Verbreitung schlimmer Nachrichten aufstellten, widerspricht; der Regel, meine ich: „Du sollst das Schlimme von anderen nur dann, wenn du bestimmte Vortheile für das Ganze dabei vorhersiehst und beabsichtigst, dem Nächsten mittheilen." Also nur der, m. Fr., der schlimme Nachrichten von anderen weiter erzählt, ohne dass es der allgemeine Nutzen fordert, ohne dass er diesen Nutzen vorhersieht und beabsichtigt, der redet nach. Aber wie viele verschiedene Arten dieser Nachrede; und wie verschieden dann auch der Grad ihrer Schädlichkeit und Bösartigkeit! Es bleibt der Name der Person, von der man Übles erzählt, entweder verschwiegen, oder er wird bekannt gemacht. Im ersten Falle ists eine Versündigung, die an der Menschheit im allgemeinen, im letzteren überdies noch eine, welche an einer einzelnen Person begangen wird. In beiden Fällen aber kann

das erzählte Böse jetzt eine Erdichtung, die man auch als eine solche ausgibt, jetzt etwas Wahres sein, das man als Wahrheit weiter erzählt, jetzt endlich etwas Falsches, das man für Wahrheit ausgibt. Wir wollen von jedem dieser sechs Fälle das nöthigste in aller Kürze nur erwähnen.

A) Nachrede an der Menschheit im allgemeinen.

1. Auch bloße Erdichtungen menschlicher Thorheiten und Laster, Erdichtungen, die wir selbst für nichts weiter ausgeben, können unter gewissen Umständen vor dem Richterstuhle der strengen Sittenlehre sträflich befunden werden, m. Fr., und machen den ersten Grad der üblen Nachrede aus. Zwar ist es nicht zu leugnen: der Dichter hat die Erlaubnis, und wird sie immer behalten, zur Beförderung unserer Menschenkenntnis, zu unserer Belehrung und Besserung, auch selbst erdichtete Schilderungen menschlicher Thorheiten und Laster aufzustellen. Vergisst er nie seines edlen Zweckes, und weiß er ihn mit Klugheit auszuführen: wer sollte ihn tadeln? wer ihm für seine Erdichtungen nicht recht viel Dank wissen? Allein, wenn er zum bloßen Scherze nur, nur um das Zwerchfell seiner Zuhörer und Leser zu erschüttern, uns mit erdichteten Thorheiten unterhält; wenn er die Thorheiten in seiner Dichtung häuft und aneinander drängt, wie sie in der wirklichen Welt nicht einmal angetroffen werden: sollte er uns dann nicht wirklich schädlich werden? Wird der Gedanke, dass dieses bloße Erdichtungen sind, sich nicht ganz unvermerkt verlieren, und wird uns nicht allmählich auch selbst die wirkliche Welt in eben dem Maße geringschätziger werden, in welchem wir die erdichtete so oft belachten? Wie erst, wenn uns der Dichter nicht — Thorheiten bloß, die nur zum Lachen anreizen, sondern selbst Laster, die Hass und Verachtung rege machen, zu unvorsichtig schildert? Wie, wenn er Ungeheuer aufstellt, wie sie nur seine erhitzte Einbildungskraft allein erzeugt, die die Welt noch nie gesehen hat?*) Gewiss, m. Fr., wer viele dergleichen Schilderungen gehört und gelesen hat, wie sie von einigen unserer beliebtesten Dichter aufgestellt worden sind; der wird, ohne es selbst zu wissen und zu merken, dadurch zum Menschenfeinde werden; wird diese wirkliche Welt allmählich mit jener eingebildeten verwechseln. Auch bloße Erdichtung menschlicher Fehler, die sich für nichts anderes, als für Erdichtung ausgibt, ist unrecht, schmälert unsere Achtung gegen

*) Z. B. Marinelli's, Franz Moor's u. dgl.

das Menschengeschlecht, ist eine Versündigung gegen dasselbe, sobald sie unbehutsam, und nicht zu dem bestimmten Zwecke, dadurch zu lehren und zu bessern, unternommen wird.

2. Aber noch nachtheiliger ists, und schon die zweite Stufe der üblen Nachrede, wenn wir wahre Verirrungen der Menschen, zwar mit Verschweigung ihres Namens, doch dort, wo es nicht nöthig ist, erzählen. Ich brauche es nicht erst zu bemerken, m. Fr., wie ausgebreitet dieser Fehler ist. Man scheuet sich doch noch häufig der großen Sünde, den Menschen namentlich zu nennen, von welchem man jetzt etwas Nachtheiliges — ganz ohne Noth, nur um des drückenden Geheimnisses los zu werden — kund machen will. Wie hilft man sich? Man verschweigt den Namen, und glaubt es nun ohne mindeste Bedenklichkeit und ohne Vorwürfe der horchenden Gesellschaft mittheilen zu können. Aber mit Unrecht, m. Fr.; es leidet freilich kein einzelner, bestimmter Mensch an seiner Ehre; aber die Menschheit selbst leidet dabei, und hiedurch alle Menschen. Je mehrere Thorheiten und Laster uns als wirklich stattgefundene Verirrungen des menschlichen Geschlechtes zu Ohren kommen, um desto tiefer muss nothwendig unsere Achtung gegen das ganze menschliche Geschlecht sinken. Ich schweige von manchen zufälligen Schäden, die diese Plauderhaftigkeit nach sich ziehen kann. Selten wird eine Geschichte dieser Art mit Verschweigung des Namens erzählt, ohne dass unsere Zuhörer hiedurch fast unwillkürlich zu manchen Deutungen veranlasst werden, und diesen und jenen Argwohn schöpfen. Sie mögen nun recht oder unrecht rathen; so haben wir uns in jedem Falle an unseres Nächsten Ehre versündiget: im ersten Falle an eines Menschen Ehre, den wir doch selbst zu schonen willens waren; im zweiten sogar an eines Menschen Ehre, der völlig schuldlos ist, und der durch unsere Unachtsamkeit allein in einen Verdacht geräth. Es bleibt also in jedem Falle dabei, m. Fr., auch ohne Nennung des Namens dürften wir uns noch nicht erlauben, das Böse von unseren Nebenmenschen zu erzählen, wo es sonst keinen Nutzen bringt.

3. Um wie viel weniger, m. Fr., wird es erlaubt sein, erdichtetes Böse für wahres auszugeben, obgleich man niemanden benennt; denn dieses ist schon die dritte Stufe der üblen Nachrede. Man erlaubt sich nämlich besonders dann, wenn man persönlich beleidigt worden ist, und um sich schadlos dafür zu halten, dass man seinen Beleidiger nicht mit Namen nennen darf; auch wohl, um

Aufmerksamkeit und Mitleid anderer desto mehr zu erregen, die erlittene Unbilde mit Übertreibung zu beschreiben, und Züge beizumischen, die ganz erdichtet sind; man erlaubt sich dies um so eher, weil man sich fälschlich überredet, dass man ja hiedurch am Ende niemandem schade, indem man den Namen seines Beleidigers nicht nennt. Aber aus dem, was wir nur vorhin sagten, erhellt deutlich, dass solche Übertreibungen und wirklich falsche Nachrichten auf keine Weise gerechtfertigt werden können. Denn ist schon die Erzählung wahrer Begebenheiten, dort, wo sie ohne Noth geschieht, nicht zu entschuldigen: um wie viel sträflicher muss die Erzählung erdichteter Vorfälle sein! Zu allen Nachtheilen nämlich, die schon die erstere nach sich zieht, gesellt sich hier auch noch der Nachtheil einer Lüge. Wir lügen, und lügen zur Verunehrung und Beschimpfung unseres eigenen Geschlechtes, so oft wir uns dergleichen Übertreibungen in der Beschreibung menschlicher Fehltritte zuschulden kommen lassen; es war jetzt nicht mehr nur bloße Nachrede — eine eigentliche Verleumdung an dem menschlichen Geschlechte war es, die wir begangen haben.

B. Nachreden an einzelnen Personen insbesondere.

4. Jedoch in allen diesen Fällen beobachteten wir den Grad der Mäßigung doch, m. Fr., dass wir den Namen des Getadelten verschwiegen. Lassen Sie uns jetzt auf jene Fälle kommen, wo man den Namen selbst verräth. Also zuerst der Fall, wenn man gehörte Nachrichten vom schlimmen Inhalte, welche ganz das Gepräge der Erdichtung an sich tragen, an andere mittheilt, doch mit dem Beisatze, dass man sie bloß vom Hörensagen habe. Es ist leicht zu begreifen, m. Fr., dass diese vierte Art der üblen Nachrede die vorhergehenden an Schädlichkeit beinahe überwiege. Denn, bei dem namentlichen Tadel wird doch die Ehre des Menschengeschlechtes nicht weniger, als bei dem unbestimmten verletzt und beschädigt; aber nebst dem wird jetzt auch noch die Ehre des einzelnen gekränkt. Denn, das ist außer Zweifel, auch selbst die ungewisseste Erzählung, selbst eine Erzählung, die man für völlige Erdichtung ausgibt, wenn sie vom schlimmen Inhalte ist, es bleibt doch etwas von ihr hangen, sie schwärzt doch den guten Namen des Verleumdeten, er bleibt doch nicht mehr so ganz weiß und tadellos, als er es vorhin war. Wollen wir uns hievon recht lebhaft überzeugen, m. Fr., so fragen wir uns nur selbst, um welchen Preis wir es zugeben wollten, dass sich ein nachtheiliges Gerücht über unsere Person unter unseren

Mitbürgern verbreite, gesetzt auch, dass es von den Erzählern für noch so unwahrscheinlich gehalten und ausgegeben werden möge? — Was wir denn selbst nicht wünschen, das wollen wir auch anderen nicht thun; und um so weniger, da es nicht einmal in unserer Macht mehr steht, dass eine Nachricht, die zwar selbst nur als erdichtet oder doch als höchst ungewiss erzählt, von unseren Zuhörern gleichfalls nur dafür angenommen, und dafür ausgegeben werde. Die meisten falschen Gerüchte mögen von ihren ersten Urhebern und Verbreitern nur mit dem Beisatze vorgebracht worden sein, dass es Vermuthungen bloß sind; allein wie bald vergaß man nicht auf diesen Beisatz, und pflanzte sie für völlige Gewissheit fort. Die Schuld von diesem Versehen, und von all dem Unheile, so daraus ferner hervorgienge, würde sie nicht auf uns zurückfallen, die wir's verhindern konnten, wenn wir zur Unzeit nicht geredet haben würden? Nein, sträfliche Nachrede ist es, so oft man ungewisse Gerüchte vom schlimmen Inhalte weiter erzählt, ohne dass man einen bestimmten Nutzen für das Ganze bei seiner Erzählung beabsichtigt.

5. Noch sträflicher aber, und noch nachtheiliger für unseres Nächsten Ehre, wenn man Gewissheiten, die aber bisher der Welt unbekannt und verborgen waren, ans Licht hervorzieht, ohne dass es das allgemeine Wohl und die Gerechtigkeit erfordert. Es spricht sich selbst aus, m. Fr., wie schändlich diese fünfte Stufe der üblen Nachrede, dies Ehrabschneiden sei. Gewiss, ein jeder rechtschaffene Mensch hält seine Ehre, hält seinen guten Namen zunächst der Tugend für sein höchstes Erdengut; ein jeder rechtschaffene Mann sucht seinen guten Namen, wofern es sein müsste, selbst mit Aufopferung seines Lebens zu erhalten: welch eine Grausamkeit also, dem Nächsten dort, wo es die Pflicht nicht aufs bestimmteste befiehlt, dies unschätzbare Gut zu rauben! Ist dieser Raub nicht wirklich mehr als Mord? — Und wir begehen ihn, diesen fürchterlichen Raub, ja wir begehen ihn so oft, so oft wir die heimlichen Vergehungen eines Menschen, der noch nicht ganz verdorben ist, der noch auf andere Art vielleicht gebessert werden könnte, der zur Verwahrung anderer noch nicht ganz nothwendig gebrandmarkt werden müsste, aufdecken und zur allgemeinen Kenntnis bringen.

6. Lassen Sie uns diesen Gesichtspunkt nie verlieren, m. Fr.; so werden wir auch imstande sein, die sechste und letzte Stufe

der üblen Nachrede in ihrer ganzen Schändlichkeit zu erkennen: ich meine diejenige, wo man sich nicht begnügt, die Fehler des Nächsten nur so, wie sie der Wirklichkeit nach sind, der Welt bekannt zu machen, sondern sie boshafterweise noch vergrößert und vermehrt. Ein Raub, der wichtiger als selbst ein Mord ist, bleibt es schon, wenn man auch nichts anderes als nur die Wahrheit spricht, um seines Nächsten Ehre und guten Namen zu vernichten; allein, wenn nun noch Lügen, abscheuliche Lügen als Mittel zur Ausführung dieses schlimmen Zweckes gebraucht werden; und wenn der giftige Zahn des Verleumders auf einen Mann herfällt, welcher der Menschheit besonders wichtig ist, der ihr durch seine Tugenden und seltenen Geisteskräfte die wesentlichsten Dienste zu leisten fähig wäre, der eben nur durch die höllischen Künste der Verleumdung in seiner edlen Wirksamkeit gehemmt und aufgehalten wird: dann kann die Verleumdung ein Verbrechen werden, das an Abscheulichkeit kaum seinesgleichen hat auf Erden! Oder, wie ist nicht die ganze Art, wie der Verleumder wirkt, geeignet, ihn als den schändlichsten Verbrecher zu bezeichnen, den man sich denken mag! Ganz insgeheim wirkt er seine Bubenstücke, trägt äußerlich die Maske des zärtlichsten Freundes, und hinterrücks führt er den Todesstreich; mit voller Besinnung geht er dabei zuwerke, recht wohlbedächtig, so dass er selbst dabei gar nichts zu wagen hat; und was das Teuflischeste ist: er führt sein Bubenstück auf eine solche Art aus, dass es nicht wieder gut gemacht, ja von ihm selbst nicht wieder gut gemacht werden könnte, auch wenn er wirklich wollte!

II. So schändlich, m. Fr., so überaus schändlich ist die üble Nachrede und die Verleumdungssucht in allen ihren Arten! Können wir es bedenken, ohne den lebhaftesten Abscheu vor ihr zu fühlen und von dem festesten Vorsatze durchdrungen zu werden, einem so häßlichen Fehler bei uns und anderen nach aller Möglichkeit zu steuern? Dazu wollen wir uns noch eben mit den tauglichsten Mitteln in aller Kürze bekannt machen.

A. Mit dem Verbessern muss man stets bei sich selbst anfangen, m. Fr. Um nun den Fehler der üblen Nachrede erst bei sich selbst zu verbessern, muss man besonders auf zwei Stücke Rücksicht nehmen. Man muss von außen — und man muss von innen alles, was zur üblen Nachrede versuchen kann, vermeiden.

1. Lassen Sie uns erst dafür sorgen, m. Fr., dass uns von außen nichts verführe! Von außen pflegt uns vornehmlich das Beispiel anderer zu verführen. Wenn die Personen, mit welchen wir genauen Umgang pflegen, dem Fehler der Verleumdung selbst ergeben sind; wenn sie in ihren Gesprächen so oft auf Fehler anderer zu reden kommen; wenn sie uns unsere Bedenklichkeit und Scheu durch ihre Frechheit und ihr kühnes Absprechen je mehr und mehr benehmen und verschwinden machen: dann fangen wir nach ihrem Beispiele an, gleichfalls zu urtheilen über Dinge, die uns nichts angehen, oder worüber wir doch unser Urtheil nicht mittheilen sollten; um nur bei ihren Gesprächen nicht so ganz stumm da zu sitzen, als wüssten wir selbst so ganz und gar nichts von dem, was in der Welt vorgeht, und müssten alles erst von unseren Gästen lernen: lassen wir uns in manche Erzählungen ein, die eine strenge Vernunft gar nicht gut heißen kann; wir haben den Anfang gemacht, und es gelingt uns gleich eine gute Aufnahme zu finden; wir sprechen, und sprechen in süßer Entzückung fort, bis wir am Ende zu spät gewahr werden, dass wir unser Gewissen durch unsere Gespräche sehr schwer verletzt haben! — Wollen wir diesen Gefahren entgehen, m. F., so meiden wir nur, so viel es thunlich ist, verleumderische Leute; und weil dies leider nicht immer möglich ist, verschaffen wir uns einen Vorrath brauchbarer Nachrichten von solcher Art, wie sie in jeder Gesellschaft ohne Verletzung des Gewissens mitgetheilt werden dürfen; Nachrichten, meine ich, welche die Ehre unserer Mitmenschen entweder gar nicht berühren, oder ihr wohl gar förderlich sind; Nachrichten von guten und edlen Handlungen, es sei nun lebender, es sei verstorbener Menschen, mit deren Hererzählung wir sowohl uns, als anderen einen eben so nützlichen als anmuthigen Unterhalt verschaffen können.

2. Aber wir müssen auch dafür Sorge tragen, dass uns von innen nichts zur Verleumdung verführe, m. Fr. Von innen könnte es heftige Leidenschaft thun. Wenn wir beleidigt worden sind, könnten uns Hass und Rachsucht verführen, sich an der Ehre unseres Beleidigers, weil wir ihm doch vielleicht auf eine andere Art nicht wohl beikommen können, zu vergreifen. Wenn wir der Eitelkeit und Ruhmsucht huldigen, könnten wir uns versucht fühlen, alles um uns herum, so viel nur möglich, zu verkleinern, damit wir selbst nur um so größer dann erscheinen. Wenn wir uns grober Laster bewusst sind, könnten wir einen eigenen Vortheil darin suchen, uns selbst und andere zu

bereden, daſs alle anderen Menſchen auch ihre gleichen Fehler haben, und daſs die Tugend auf Erden nur Schein, nur Blendwerk iſt. Ich brauche es alſo nicht erſt zu ſagen, m. Fr., wovor wir uns in dieſer Hinſicht inacht zu nehmen haben: Nach Tugend und Weisheit müſſen wir ſtreben; vor jeder Leidenſchaft uns zu bewahren ſuchen. Aber, was uns hier vornehmlich zuſtatten kommen wird, das iſt, wenn wir uns oft zu Gemüthe führen, daſs der Verleumder nicht nur anderen, ſondern auch eben ſo ſehr ſich ſelber ſchadet; denn über kurz oder lang wird er von jedem, mit dem er umgeht, für das, was er iſt, für einen ſchändlichen Verleumder anerkannt, und alsbald auch verachtet, gehaſst und gemieden. Dagegen wie ſchön iſt es, wie viele Freude macht es uns, und wie viel Anſehen und Achtung gibt es uns auch ſelbſt bei anderen Menſchen, wenn wir (nach des Apoſtels Ausdrucke) die Zunge wohl zu beherrſchen wiſſen, d. h., wenn wir in allen unſeren Reden der Überlegung folgen, und nie aus Leidenſchaft und Unachtſamkeit auch nur ein einziges Wort ausſprechen, das wir bei ruhiger Vernunft verdammen müſsten.

B) Wenn wir ſchon nahe an dieſem Ziele ſind, m. Fr., dann ſteht es uns zu, auch für die Beſſerung anderer zu ſorgen, um dem unſeligen Fehler der üblen Nachrede auch bei unſeren Mitbürgern zu ſteuern. Es iſt hier nicht meine Abſicht, umſtändlich anzugeben, auf welche Art wir durch die Verbreitung richtiger Begriffe, durch die Veredlung der Herzen bei unſeren Mitbürgern auf eine ſehr ſichere, aber entfernte und mittelbare Weiſe zur Steuer der Verleumdungsſucht beitragen können. Nur darauf ſchränke ich mich jetzt ein, was wir für dieſen Zweck unmittelbar und jetzt ſchon thun können. Das läſst ſich denn beiläufig in die zwei Regeln faſſen: wir ſollen andere von der Gelegenheit zur üblen Nachrede, ſo viel es möglich iſt, ganz abhalten; und wenn ſie denoch nachreden, ihnen unſer Miſsfallen darüber vorſichtig zu erkennen geben.

1. Abhalten, ſage ich zuerſt, abhalten ſollen wir jedermann, ſo viel es möglich iſt, von der Gelegenheit zur üblen Nachrede. Denn freilich, wenn die Gelegenheit zur Sünde fehlt, muſs auch die Sünde ſelbſt unterbleiben. Ein eigenes Verdienſt alſo erwerben wir uns um unſere Nebenmenſchen, beſonders um jene, die der Verleumdungsſucht bereits ergeben ſind, woferne wir ihnen ſelbſt die Gelegenheit, wo ſie verleumden könnten, auf eine kluge Art benehmen. Und dieſes kann wirklich öfter geſchehen, m. Fr., als wir

es uns vielleicht einbilden. Wir dürfen nur in unserem Umgange mit ihnen allezeit von unschuldigen und nützlichen Gegenständen reden, und von den Thorheiten und Lastern der Menschen unser Gespräch absichtlich ablenken: dann mangelt es ihnen an einer schicklichen Veranlassung, ihre schlimmen Bemerkungen an Mann zu bringen. Wir dürfen nur, wenn es zuweilen doch geschieht, dass die Rede auf die Verirrungen unserer Mitbrüder verfällt, das Wort zuerst ergreifen, und den Verleumder mit einem guten Beispiele, d. h. mit einem bescheidenen und gemäßigten Urtheile über sie vorangehen; wir dürfen nur den Ton der Sanftmuth und Liebe, jedoch den unverstellten Ton der Sanftmuth und Liebe anstimmen; wir dürfen allenfalls selbst ein paar Worte fallen lassen, wie leicht man sich durch ein zu voreiliges Urtheil täuschen, und seinem Nebenmenschen ein Unrecht anthun könne: und wer — ich bitte Sie, m. Fr. — wer wird so unverschämt sein, dass er auch jetzt noch, nach dieser Vorbereitung noch, mit seinen Verleumdungen hervortreten sollte?

2. Aber gesetzt, dass es gleichwohl geschehe, oder — was häufiger der Fall sein wird — dass man uns nicht Zeit gelassen hat, alle diese Vorkehrungen zu treffen; nun denn, wenn wir Verleumdungen einmal anhören müssen: lassen Sie uns darüber ein so deutliches Missfallen an den Tag legen, dass der Verleumder zum wenigsten für die Zukunft die Lust verliere, wieder zu verleumden. Denn, dass wir ein vollkommenes Recht — was sage ich? — dass wir die Pflicht haben, unser Missfallen zu bezeugen, so oft wir irgendwo was Böses thun sehen, ist außer Zweifel, m. Fr. Auch wenn wir also nachreden und verleumden hören, steht es uns zu, und ist sogar unsere Pflicht, ein deutliches Missfallen darüber an den Tag zu legen. Nicht also, wie so gewöhnlich geschieht, nicht mit der gespanntesten Aufmerksamkeit und mit sichtbarem Wohlgefallen lassen Sie uns die schlimme verleumderische Erzählung auffassen: sondern mit abgewandtem Gesichte, mit sichtbaren Spuren einer mit Absicht bewirkten Zerstreuung, die nicht gerne hören will, was sie nicht hören soll, lassen Sie uns der Erzählung beiwohnen. Sofern es möglich ist, lassen Sie uns dieselbe unterbrechen; oder — wenn dieses vielleicht nur noch schlimmere Gedanken bei einigen aus den übrigen Zuhörern erwecken sollte — lassen sie uns erst nach beendigter Erzählung fragen: wo die Beweise dazu sind?*) Und in den meisten Fällen wird der Verleumder auf diese Frage in eine

*) Heil. Augustinus — Joan. Kantius.

solche Verlegenheit gerathen, dass von sich selbst in ihm der Vorsatz entstehen wird, in Zukunft nicht mehr zu verleumden. Dieses wird um so sicherer erfolgen, wenn wir es ihm deutlich zu verstehen geben, dass er durch seine Verleumdungen ganz unsere Achtung verloren habe und dass es ihm nicht anders möglich sei, sich diese wieder zu erwerben, als wenn er sich von seinem Fehler gänzlich bessert. Verfahren wir so mit den Verleumdern, m. Fr., so wird es uns gewiss gelingen, ihre Anzahl im Lande zu vermindern, und es wird wahr werden, was uns die Schrift im Buche der Sprichwörter vorhersagt: Der Nordwind vertreibet den Regen, und ein ernstes Antlitz die verleumderische Zunge. (Sprichw. 25, 23.) Amen.

XL.

Was zur Herbeiführung einer beſſeren Zeit ſchon durch uns ſelbſt geleiſtet werden könne.

(Am 14. Sonntage nach Pfingſten 1818.)

Eingang.

So lange ich das Amt eines Lehrers in Ihrer Mitte bekleide, m. Fr., habe ich aus guten Gründen mir erlaubt, in meinen Vorträgen von Zeit zu Zeit auch ſolche Begriffe und Gedanken zu entwickeln, von denen ich wohl einſah, daſs ſie für jetzt noch gar nicht ausgeführt werden könnten. Nicht immer ſprach ich mit Ihnen nur von Ihren eigenen Pflichten und Obliegenheiten; nicht immer nur ſprach ich von Dingen, die durch Sie ſelbſt, und zwar gleich in der Gegenwart geleiſtet werden konnten. Vielmehr ſchien es mir zweckmäßig zu ſein, zuweilen Ihre Blicke auch auf die Zukunft zu richten — und müſste es ſelbſt eine Zukunft ſein, die durch Jahrtauſende noch von uns getrennt iſt. Es ſchien mir nöthig, Ihnen zuweilen einen und den anderen Zug von jener Verfaſſung auf Erden zu ſchildern, die meiner Meinung nach die allerzweckmäßigſte iſt; obwohl ich eingeſtehen muſste, daſs wir weder die Hoffnung, ſie ſelbſt zu erleben, noch die Gelegenheit hätten, an ihrer Einführung auf eine unmittelbare Art zu arbeiten. So wenig ich auch hierwegen Tadel zu verdienen glaube, m. Fr., ſo ſehr beſorge ich doch, daſs nicht vielleicht mehrere aus Ihnen gerade darum, weil Sie nicht alles ausführen können, was Ihnen wünſchenswert ſcheint, nicht einmal dasjenige, was ihnen möglich iſt, verſuchen. Denn nur zu gewöhnlich iſt dem Menſchen die Unart eigen, daſs er verdrießlich und übel gelaunt wird, ſobald er ſieht, daſs er nicht alles erreichen, nicht das Vollkommene darſtellen kann: nur zu gewöhnlich iſt es, daſs er in dieſem Verdruſſe, in dieſer Übellaunigkeit beſchließt, nur lieber gar nichts anzufangen. Nur zu gewöhnlich iſt es ferner, daſs er die Unmöglichkeit einer Ausführung, die man bei einigen Fällen ihm zugeben muſste, aus Trägheit gerne auf mehrere ausdehnt; daſs er ſich

überredet, nicht bloß dasjenige, wovon man ihm zugestanden, daſs es nicht ausführbar sei, sondern auch vieles andere, was doch recht wohl geschehen könnte, gehöre unter die frommen Wünsche, die nie zur Wirklichkeit gelangen werden und können. Um diese doppelte Gefahr von Ihnen, m. F., so viel ich vermag, zu entfernen; um zu verhüten, daſs nicht so mancher nützliche Vorschlag, den ich die Zeit meines öffentlichen Lehramtes hindurch gethan, bloß darum unausgeführt bleibe, weil Sie ihn irrigerweise zu den bloß frommmen Wünschen zählen; um endlich auch Vorschläge, die ich in früheren Jahren gethan, denjenigen aus Ihrer Mitte, die sie noch nie gehört, zur Kenntnis, meinen älteren Freunden aber in frische Erinnerung zu bringen: nahm ich mir heute vor, eine kurze Übersicht, nicht zwar von allen, aber doch von den wichtigsten Dingen zu geben, die zur Herbeiführung einer besseren Zeit von Ihnen selbst geleistet werden können. Ich werde nichts von dem, was ich heute berühre, festhalten und umständlicher betrachten: allein Ihr eigenes Urtheil soll, wie ich hoffe, entscheiden, daſs ich nur lauter Forderungen mache, die sehr wohl ausführbar sind. Auf daſs Sie aber erkennen, wie vieles Gute, als eine mittelbare Folge aus dem wenigen, was ich von Ihnen jetzt verlange, durch Gottes allmächtigen Segen noch in der Zukunft sich entwickeln dürfte: so gestatten Sie, daſs ich erst eine Stelle aus dem Worte Gottes vorlese. Derjenige, der unser aller Lehrer bleibt, unser Herr und Heiland Jesus, möge uns auch diesmal belehren. Vernehmen wir also seine eigenen Worte, wie sie das Evangelium aufbewahrt hat. Math. 13, 31—33.

Bei jener Gelegenheit trug Jesus folgende Gleichnisse vor. Das Reich der Himmeln, sprach er, ist einem Senfkorne ähnlich, das jemand nimmt, und auf sein Ackerland aussäet. Es ist beinahe das kleinste aus allen Samenarten und doch, wenn es aufwächst, ragt es hervor hoch über alle die übrigen Gartengewächse, und wird zu einem Baume, zu dem die Vögel der Luft herbeieilen, um ihre Ruhestätte auf seinen Zweigen zu finden. — Weiter sprach er: Das Himmelreich kann man auch einem Sauerteige vergleichen. Nur etwas weniges von diesem nimmt eine Haushälterin, mischt es in eine große Mehlmasse ein, daſs es verschwunden zu sein scheinet: und siehe! dennoch wird die ganze Masse davon durchsäuert.

Abhandlung.

Sie wissen es, m. Fr., daſs auch unser Herr, auch dieser einzige aus allen Sterblichen, dem die allmächtige Kraft Gottes selbst zur Seite stand, nicht alles das, was er als Mensch gewünscht hätte,

ja nur das wenigste davon bei seinen Lebzeiten noch zur Vollendung gebracht habe. Er, der unendlich mehr denn Salomo war; der des unsichtbaren Gottes sichtbares Ebenbild war, so dass, wer ihn gesehen, sich freudig rühmen mochte, er habe den Vater gesehen; der eben deshalb auch wahrlich aus keiner Eitelkeit, sondern aus reiner Liebe zum Guten gewünscht haben musste, dass sich der Menschen recht viele aus allen Gegenden der Welt herbeidrängen möchten, um durch Bekanntschaft mit ihm für das Reich der Himmeln gewonnen zu werden, und andere zu gewinnen: er brachte es gleichwohl bei seinen Lebzeiten nicht weiter, als dass schon nahe vor seinem Tode einige Griechen erscheinen, die ihn persönlich kennen zu lernen wünschen. Er, der von Gott erkoren war, Segen und Heil über alle Völker der Erde zu bringen; dessen liebendes Herz alles, was Mensch ist, umfasste; dem kein Unglücklicher, wer es auch immer gewesen sein mochte, fremd oder gleichgiltig war: er konnte gleichwohl nicht einmal sein eigenes Volk vom schmählichsten Untergange erretten, und musste schon sterben, als er noch kaum ein hundert und zwanzig Personen zählte, die entschlossen waren, das von ihm angefangene Werk auf Erden fortzusetzen. Dennoch, m. Fr., dennoch berichtet uns das Evangelium auch nicht von einer einzigen Klage, die über seinen so beschränkten Wirkungskreis je seinem Munde entfallen wäre. Nirgends bemerken wir, dass er aus Verdruss darüber, dass er nicht alles thun könne, es verschmäht habe, das wenige zu thun, was sich in seiner Lage thun ließ. Wir finden im Gegentheile, dass er dies wenige mit größtem Eifer verrichtet, und mit fester Zuversicht erwartet habe: was er nicht unmittelbar vermöge, das werde ihm noch durch die entfernten Folgen dessen, was er jetzt thut, gelingen. Wie treffend verglich er daher die Schicksale, welche die von ihm gegründete Anstalt auf Erden haben werde, mit den Veränderungen, welche ein Senfkorn erfährt oder die Kraft des Sauerteiges bewirkt! Das Reich der Himmeln, das ich auf Erden zu errichten angefangen habe, spricht er in unserem Texte, ist einem Senfkorne ähnlich, das jemand nimmt, und auf sein Ackerland aussäet. Es ist beinahe das kleinste aus allen Samenarten; und dennoch, wenn es aufwächst, ragt es hervor hoch über alle die übrigen Gartengewächse, und wird zu einem Baume, zu dem die Vögel der Luft herbeieilen, um ihre Ruhestätte auf seinen Zweigen zu finden. Wie wahr ist dies nicht! Wie hoch, und unvergleichlich hoch ragt nicht das Christenthum über alle anderen Anstalten hervor, die zur Beglückung der

Menschheit jemals getroffen worden sind! Wie viele Millionen haben in den vortrefflichen Lehren desselben nicht ihre Ruhe und Beseligung gefunden! — So sei denn also der Anfang, der etwas Gutes hat, noch so geringfügig: nach den Grundsätzen Jesu dürfen wir uns nicht abhalten lassen zu hoffen, dass es durch Gottes Segen noch sein weiteres Gedeihen finden werde. Um desto getroster lassen Sie uns, wohin uns das Schicksal verschlagen mag, m. Fr., jeder das Wenige thun, was er in seiner Lage zur Herbeiführung besserer Zeiten thun kann. Nur an das Wichtigste will ich Sie jetzt in der gedrängtesten Kürze erinnern; nur auf die Verdienste will ich Sie aufmerksam machen, die Sie um die Verbreitung der Aufklärung, um die Beförderung echter Religiosität, um die Verbesserung der Sitten, um die Verminderung des Elendes und der Noth, um die Einführung zweckmäßiger Gesetze und Einrichtungen in der Gesellschaft sich werden beilegen können, sobald Sie nur ernstlich wollen.

1. Ich fange an mit dem Verdienste, das Sie sich um die Verbreitung der Aufklärung beilegen können, weil echte Aufklärung, das ist eine Vervollkommnung der Urtheilskraft, eine Hinwegräumung schädlicher Vorurtheile, eine Verbreitung nützlicher Kenntnisse das Erste und Wichtigste ist, was geschehen muss, wenn sich der Zustand der Menschen auf Erden verbessern soll. Und gerade hierin kann so viel geschehen, m. Fr., wenn Sie nur anders dafür sorgen, dass erst Ihr eigener Verstand vollkommen aufgeklärt werde, und dann eine jede Gelegenheit, die sich zur Aufklärung anderer darbeut, gewissenhaft benützen! Denn dass derjenige, der einmal selbst aufgeklärt ist, unzählig viele Gelegenheiten finde, auch wieder andere aufzuklären: ist eine eigene Einrichtung Gottes auf Erden, für die wir ihm nie genug danken können, weil ohne sie das menschliche Geschlecht schon längst ein Raub der Unwissenheit und des Irrthums geworden wäre. Wie vieles nützt der wahrhaft Aufgeklärte schon dadurch, dass er den Wert der Aufklärung, den Wert eines im Denken geübten Verstandes, den Wert des Nachdenkens bei jeder Gelegenheit anpreist, und mehr, als Worte vermögen, durch sein eigenes Beispiel anempfiehlt! Wie vielen Stoff zum Nachdenken, wie vielen Anlass zur Entdeckung der fruchtbarsten Wahrheiten kann der Weise zuweilen nicht durch ein einziges gehörig angebrachtes Wort, durch eine kurze Frage, durch eine nur gelegenheitlich eingeflochtene Bemerkung geben! Wer aus Ihnen wird wohl so abgesondert von allem menschlichen Umgange leben, oder wer müsste so leben, dass er nicht täglich

Gelegenheit fände, bald dieses bald jenes schädliche Vorurtheil — wenn nicht unmittelbar, so doch in seinen Gründen — anzugreifen, bald diese bald jene gemeinnützige und gleichwohl noch wenig erkannte Wahrheit vorzutragen, jetzt diesen, jetzt einen anderen der Gründe, auf denen sie beruht, darzustellen? — Wie viele Schriften und Bücher, die geeignet sind, um die Lust zum Denken zu wecken, um nützliche Kenntnisse aus den verschiedensten Fächern des menschlichen Wissens zu verbreiten, um Wahn und Irrthum zu stürzen und heilsame Wahrheiten zu einer allgemeineren Anerkennung zu bringen, sind Ihnen nicht schon jetzt bekannt? wie viele andere werden Sie nicht erst in der Folge kennen lernen, wenn Sie stets aufmerksam auf diesen Gegenstand bleiben? Wie vieles Gute kennen Sie nicht bloß durch Empfehlung solcher Bücher, bloß durch Bekanntmachung mit den Wegen, auf welchen sie zu haben sind, stiften? wie noch viel mehreres Gute, wenn Sie, so viel es in ihren Verhältnissen angeht, sich diese Bücher selbst verschaffen, um sie — nicht in den Schrank versperren, sondern — aus einer Hand in die andere bereitwillig wandern zu lassen? Sollte es nicht möglich sein, auch bei den ungebildetesten Menschen durch gewisse Kunstgriffe so viele Lust zum Lesen zu wecken, dass sie nicht abgeneigt sind, in eine für ihre Bedürfnisse passend eingerichtete Lesegesellschaft zu treten? Sollten sich jene, die selbst nicht zu lesen verstehen, nicht dahin bringen lassen, dass sie doch wenigstens begierig anhören, was ihnen von anderen vorgelesen und nach Möglichkeit erklärt wird? Sollte sich nicht in jeder auch noch so armen Gemeine eine kleine Büchersammlung, welche ihr bleibendes Eigenthum ist, errichten und nach und nach vermehren lassen? Welch ein Gewinn wäre es nicht für die Aufklärung, wo immer eine solche Anstalt zustande käme! — Was soll ich erst sagen von allen denjenigen aus Ihrer Mitte, m. Fr., die einst als Lehrer auftreten werden? Welch eine ausgebreitete Gelegenheit, Aufklärung zu befördern, wird nicht erst diesen zu Gebote stehen? Wie vieles und überaus vieles werden Sie nicht besonders dann leisten können, wenn Sie den Unterricht jungen Personen ertheilen, und wenn derselbe einen Gegenstand betrifft, der mit den wichtigsten Bedürfnissen des Menschen in Verbindung steht!

2. Doch dies erinnert schon an den zweiten Gegenstand, in Betreff dessen sich jeder aus Ihnen, der ernstlich will, Verdienste beilegen kann, nämlich die Religion. Dass sich diejenigen aus Ihrer Mitte, die Gott zu dem geistlichen Stande beruft, Verdienste um sie beilegen können und sollen: bedarf wohl keines Beweises. Denn wer begreift nicht von selbst, dass auf das Ansehen, in welchem die Sache des Christenthums

ſteht, nichts in der Welt einen entſchiedeneren Einfluſs habe, als jene größere oder geringere Achtung, die ſich die Diener der Religion durch ihre Tugend und durch andere Vorzüge erwerben, jener bald mehr bald minder unverdächtige Eifer, von dem ſie ſelbſt für dieſe heilige Angelegenheit beſeelt erſcheinen, jene bald richtigen, bald auch unrichtigen, bald mehr bald minder überzeugenden Beweiſe, welche ſie für die Göttlichkeit ihres Glaubens führen? Wer ſieht nicht ein, daſs aller Glaube zugrunde gehen müſſe: wenn ſelbſt diejenigen, die ihn anderen beibringen ſollen, ihn nicht im Herzen beſitzen; wenn die Beweiſe, die ſie für die erhabenſte Wahrheit des Chriſtenthums vorbringen, ſchwach und unhaltbar ſind; wenn ſie die heiligſten Handlungen, zu denen ihr Stand ſie ermächtigt, mit Kälte und Gleichgiltigkeit verrichten; wenn ihre Thaten und ihr ganzer Lebenswandel das gerade Widerſpiel von dem iſt, was er nach Grundſatz des Chriſtenthums ſein ſollte? — Aber ſo wahr dieſes iſt; ſo ſicher iſt es, daſs auch Perſonen, die nicht zum geiſtlichen Stande gehören, ſich ein ſehr großes Verdienſt um die Beförderung der guten Sache der Religion beilegen können. Und gerade Sie, m. Fr., vor tauſend anderen Menſchen! Denn eben Sie haben Begriffe erhalten, durch die ſich die Wahrheit und Göttlichkeit dieſes Glaubens ſo anſchaulich darthun läſst, wie es noch nie geſchehen iſt. Sie alſo, wenn Sie dieſe Begriffe, ſo viel es ſich thun läſst, verbreiten; wenn Sie bei jeder Gelegenheit an den Tag legen, daſs Sie dem Chriſtenthume nicht aus Gewohnheit bloß, ſondern aus innerer Überzeugung, aus Gründen anhängen; wenn Sie die Pflicht, die uns dasſelbe auflegt, alle auf das gewiſſenhafteſte, und ſelbſt zur Erbauung anderer befolgen; wenn Sie den Spöttern, die uns in unſerem Glauben zu beirren ſuchen, mit allem Ernſte begegnen, und ihre Einwürfe ſiegreich bekämpfen: dann, m. F., o! dann erwerben Sie ſich, in welchem Stande Sie immer ſein mögen, ſehr wichtige Verdienſte um die Beförderung des Chriſtenthums, und dadurch mittelbar auch um das Wohl der Menſchheit!

3. Um dieſes letztere können und ſollen Sie ſich jedoch auch durch Verbeſſerung der Sitten immer mehr verdient machen. Denn welchen Stand Sie auch immer erwählen; es wird ein Stand ſein, der Sie über andere erhebt, dem unſere bürgerliche Verfaſſung ſelbſt gewiſſe Vorzüge vor anderen eingeräumt hat. Um Ihres Standes alſo, und auch um Ihrer perſönlichen Vorzüge willen werden Sie hoffentlich alle ein Gegenſtand der Verehrung und Nachahmung für hundert andere werden. Ebendeshalb aber werden die Sitten, die Sie annehmen,

allmählich auch von vielen anderen angenommen werden; und Sie erhalten hiedurch Gelegenheit, unzähliges Gute zu wirken. Wenn Sie das Beispiel der Rechtschaffenheit in Ihrem eigenen Lebenswandel geben; wenn Sie sich durchaus nichts, was immer ungeziemend ist, erlauben: wie mächtig wird dieses nicht auch andere vom Bösen abhalten! Wenn Sie die Pflichten, die einst Ihr Amt von Ihnen fordert, mit der gewissenhaftesten Genauigkeit erfüllen; jede Ermunterung dazu, die man durch Geld oder andere Vortheile Ihnen zu geben versucht, als etwas Überflüssiges verschmähen: wie viele anderen Personen, welche ein gleiches Amt, wie das Ihrige, bekleiden, oder die Ihnen untergeordnet, oder vielleicht auch Ihre Oberen sind, werden sich jetzt nicht genöthigt sehen, ein gleiches zu thun? Wenn es offenbar ist, dass Sie sich weder um Reichthümer, noch um seltene Ehren und Auszeichnungen, noch endlich um auserlesene Genüsse der Sinne bestreben; und wenn gleichwohl jeder sieht, dass Sie ein recht vergnügtes und glückliches Leben führen: wie viele werden da nicht aus Ihrem Beispiele ersehen, worin das wahre Glück bestehe, und worin es nicht bestehe; und werden aufhören, es in gewissen Dingen zu suchen, in denen es nimmermehr liegt? Wenn sich das Haus der Schauspiele, wenn sich der Tanzsaal und so manche anderen Plätze eines den Regeln der Vernunft zuwiderlaufenden Vergnügens nie oder nur höchst selten berühmen können, dass sie von Ihnen besucht worden seien; wenn es Gesetz für Sie ist, dass Sie Getränke und Speisen, die als Arzneimittel dienen*), so lange Sie gesund sind, nie genießen wollen, um Sie nicht Kranken und Presshaften zu entziehen; wenn Sie die Thorheit verlachen, die sich Bedürfnisse, die die Natur nicht kennt, mit Mühe angewöhnt**); wenn Sie in Ihrer Art, sich zu kleiden, in den Geräthschaften, die man in Ihrem Wohnhause antrifft, zwar die Gesetze der Schönheit, aber nicht die des Prunkes und jeder albernen Mode befolgen; wenn in der Art Ihres Umganges, in Ihrer Sprache und in allem Äußerlichen eine gewisse Natürlichkeit herrscht; wenn eine edle Einfachheit und ein geläuterter Geschmack an Ihnen sichtbar ist: wird nicht dies alles die Menschen aufmerksam machen? sie nicht zum Nachdenken reizen? werden nicht viele, sehr viele erkennen, dass Ihre Sitte die vernünftigere sei und Ihre Nachahmer werden?

4. Verbreiten wir aber vernünftigere Sitten, m. Fr., so steuern wir auch der Noth und dem Elende unter den Menschen. Und gleichwohl ist nicht zu vergessen, dass wir zu diesem wichtigen

*) Wein, Kaffee oder dergleichen. **) Tabakschnupfen, Tabakrauchen.

Zwecke auch noch auf manche andere Art nicht wenig beitragen können. Wenn wir es nicht bis dahin bringen können, daſs es in unſerer Gegend durchaus gar keine Arme und Nothleidende gebe; wenn wir nicht bewirken können, daſs einem jeden, der einen erweislich unverſchuldeten Verluſt an ſeinem Eigenthume erfährt, von ſeinen Mitbürgern ein vollgiltiger Erſatz dafür geleiſtet werde: ſo wird ſich doch immer einiges thun laſſen. Wenn wir durch Wort und That beweiſen, daſs wir die Unterſtützung der Armen für unſere Pflicht und Schuldigkeit halten; daſs wir nicht glauben, der Forderung unſeres Gewiſſens genug gethan zu haben, wenn wir nur irgend einen ſehr unbeträchtlichen Theil unſeres Überfluſſes den Armen zukommen laſſen; wenn wir unſeren Mitbürgern zeigen, daſs die Ernährung der Armen, wo keine eigenen Verſorgungsanſtalten für ſie getroffen ſind, ihnen in der That viel größere Auslagen verurſache; wenn wir ihnen erzählen, welche zweckmäßigen Einrichtungen in dieſem Stücke bereits an manchen anderen Orten getroffen ſind, und ſich durch den glücklichſten Erfolg bewähren: wie ſollten ſie nicht endlich geneigt gemacht werden, an die Verbeſſerung des Schickſals einer Claſſe von Menſchen zu denken, von der ſie nicht wiſſen, ob nicht heut oder morgen ſie ſelbſt zu ihr gehören werden? Wie ſollte nicht jede Gemeine bewogen werden können, eine im Anfang auch noch ſo unvollkommene Anſtalt zur Pflege der Armen, und zum Erſatz verſchiedener Schäden, die ein unverſchuldetes Unglück erzeugt hat, bei ſich einzuführen? Sollte nicht jede Gemeine, in der es ein kluger Mann vorſchlägt, bereitwillig ſein, gewiſſe Vorrathshäuſer für die nothwendigſten Nahrungsmittel zur Aushilfe auf die Zeit eines Miſsjahres anzulegen? Sollte es endlich nicht möglich ſein, an allen Orten auch für die Erhaltung des Lebens und der Geſundheit der Bürger ein mehreres zu thun als bisher? Sollte ein Unterricht über die wichtigſten Regeln, die zur Erhaltung des Lebens und der Geſundheit befolgt werden müſſen, nicht in allen Schulen ſehr willkommen ſein? Sollte die Einführung einiger Anſtalten zur Rettung ſcheintodter Perſonen irgendwo Schwierigkeit finden? Sollte es nicht beſonders an kleineren Orten durch wechſelſeitige Übereinkunft möglich werden, den Kauf und Verkauf jedes verdorbenen und der Geſundheit ſchädlichen Nahrungsmittels zu verhindern? Sollten nicht viele Gemeinen, die etwas wohlhabender ſind, ſich auf vernünftige Vorſtellung entſchließen, bei vielen anderen Perſonen, die auf gemeinſchaftliche Koſten leben, auch einem Arzte ſo viel zu vergönnen, als er zu ſeinem Aufenthalte in ihrer Mitte bedarf?

5. Sie bemerken von ſelbſt, m. Fr., daſs ich bisher nur immer von Dingen ſprach, die Sie auch ohne alle Vermittelung der Obrigkeit

ausführen können. Gleichwohl ist nicht zu verzweifeln, dass auch die Obrigkeit des Landes selbst sich zur Unterstützung mancher guten Absicht herbeilassen werde. Es lässt sich vielmehr erwarten, dass Sie durch jenen Einfluss, den Ihnen ihr künftiger Stand verschaffen wird, manche zweckmäßige Einrichtung, manches recht weise und wohlthätige Gesetz des Staates werden bewirken können. Schon dadurch, m. Fr., dass Sie die Menschen vernünftiger urtheilen lehren, schon dadurch zwingen Sie, wenn ich so sagen mag, ihre Beherrscher, Gesetze und Anordnungen zu geben, die mit dem Wohle des Volkes nicht in so offenbarem Widerspruche stehen. Ist ferner nicht gewiss, dass viele obrigkeitliche Personen das Gute wollen, und nur aus bloßem Irrthume es hie und da verfehlt haben? Werden Sie diese nicht bald überzeugen können, dass sich noch vieles thun lasse für das gemeine Beste? dass es noch manches Gesetz, noch manche Einrichtung gebe, die viel zweckmäßiger wären, als die bisher bestehenden, oder die ihnen beigefügt werden könnten? — Werden nicht manche aus Ihnen vielleicht selbst Mitglieder des gesetzgebenden Theiles im Staate werden? Was werden nicht diese ausrichten können, wenn Sie mit tiefen Einsichten auch Muth und Standhaftigkeit verbinden, wenn Sie stets eingedenk bleiben, dass Sie nicht dem Fürsten, sondern der Menschheit zu dienen, die älteste Eidespflicht haben! Thuen Sie denn das, m. Fr.! Wirken Sie jeder in der Lage, darein Sie Gottes weise Fürsehung einsetzen wird, des Guten so vieles, als Sie nur immer zu können eingesehen haben! Es soll mir einst zu meiner Rechtfertigung vor Gottes Richterstuhle dienen, dass ich noch in der Stunde, da ich zum letztenmale zu Ihnen zu sprechen geglaubt, Ihnen dies alles zur Erinnerung gebracht. Ich glaube bezeugen zu können mit dem Apostel, dass ich ohne Schuld bin, wenn irgend einer von Ihnen verloren gehen sollte für das gemeine Beste! Auch ich glaube sagen zu können, dass ich mich durch keine Menschenfurcht oder Trägheit abhalten ließ von der Verkündigung jeglicher Wahrheit, die zur Verbreitung des Reiches Gottes auf Erden beitragen kann. Und so empfehle ich Sie denn, mit eben den Worten, deren sich einst der Apostel bediente, dem Schutze Gottes, des Allmächtigen, der allein mächtig genug ist, das zu vollenden, was ich anfieng; der Sie zur Vollkommenheit und zum Besitze des Erbtheils führe, das er für seine Auserwählten bereitet hat! Amen.

Inhalt.

Seite

I. Von den heilsamen Wirkungen, welche ein ununterbrochener Besuch dieser Erbauungsreden hervorbringen dürfte. (Am 25. Sonntage nach Pfingsten 1818) 1

II. Von den Pflichten, welche uns die Entdeckung einer neuen Kraft an uns auflegt. (Am 26. (letzten) Sonntage nach Pfingsten 1818) 11

III. Von dem Verhältnisse der Studierenden zu ihren Eltern (Am 1. Sonntage im Advente 1818) 20

IV Von dem Verhältnisse der Studierenden zu ihrer Lehranstalt und zu ihren Lehrern. (Am 2. Sonntage im Advente 1818) 29

V. Von dem Verhältnisse der Studierenden zu den Bewohnern dieser Hauptstadt und zu den Bürgern dieses Landes. (Am 3. Sonntage im Advente 1818) . 38

VI. Über den Umgang mit Personen des anderen Geschlechtes. (Am 4. Sonntage im Advente 1818) 47

VII. Die Ereignisse, die wir am Geburtsfeste unseres Herrn feiern, sind über alle Zweifel erhaben. (Am Geburtsfeste des Herrn 1819) 57

VIII. Das Leben und die Geisteseigenheiten des Apostels Johannes. (Am Sonntage nach Weihnachten 1819) 66

IX. Über die sträfliche Gewohnheit, unser Leben ohne Noth in Gefahr zu bringen. (Am Sonntage nach dem Neujahre 1819) 76

X. Von der Königswürde Jesu. (Am Feste der Erscheinung 1819) 85

XI. Von der Würde des geistlichen Standes. (Am 1. Sonntage nach der Erscheinung 1819) 94

XII. Gegen das Vorurtheil, dass der Geistliche nicht ausgezeichnete Geistes- und Herzensgaben brauche. (Am 2. Sonntage nach der Erscheinung 1819) . . . 105

XIII. Warum leistet man dem Geistlichen nicht die ihm gebührende Achtung. (Am 3. Sonntage nach der Erscheinung 1819) 115

XIV. Betrachtung auf Veranlassung vieler Todesfälle. (Am 4. Sonntage nach der Erscheinung.) 125

XV. Von der Pflicht der Fürsorge für Kranke und Presshafte. (Am Sonntage Septuagesimae 1819) 135

XVI. Wie vielfältig man die Tugend der Wohlthätigkeit gegen Kranke ausüben könne. (Am 1. Sonntage in der Faste 1819) 145

XVII. Über die uns eigenen, aber von uns nicht erkannten Fehler. (Am 2. Sonntage in der Faste 1819) 155

XVIII. Von der Selbstgefälligkeit. (Am 3. Sonntage in der Faste 1819) . . . 165

XIX. Über den Eigendünkel. (Am 4. Sonntage in der Faste 1819) 175

Seite
XX. Über den Stolz. (Am 5. Sonntage in der Faste 1819) 184
XXI. Über die Eitelkeit. (Am Palmsonntage 1819) 195
XXII. Der Schluss von Jesu Unsterblichkeit auf unsere eigene hat eine unbestreitbare Richtigkeit. (Am Ostersonntage 1816) 205
XXIII. Der Glaube an die Unsterblichkeit kann, auch wenn er ein Irrthum wäre, keine nachtheiligen Folgen haben. (Am Ostermontage 1816) 216
XXIV. Welche Pflichten uns die Auferstehung Jesu auflege. (Am 1. Sonntage nach Ostern 1816) 228
XXV. Über die Pflicht der möglichsten Lebensverlängerung, und von den gewöhnlichen Versündigungen dagegen. (Am 2. Sonntage nach Ostern 1816) . . . 238
XXVI. Mittel, uns vor jeder Verirrung von der Pflicht der Lebensverlängerung sicher zu stellen. (Am 3. Sonntage nach Ostern 1816) 250
XXVII. Begriff und Unerlaubtheit des Selbstmordes. (Am 4. Sonntage nach Ostern 1816) 259
XXVIII. Von den Ursachen des so häufigen Selbstmordes (Am 6. Sonntage nach Ostern 1816) 271
XXIX. Das heilige Abendmahl ist ein Mahl der Liebe. (Am 2. Sonntage nach Pfingsten 1816) 282
XXX. Das heilige Abendmahl ist ein Gedächtnismahl der Verdienste und des Todes Jesu. (Am 3. Sonntage nach Pfingsten 1816) 292
XXXI. Das heilige Abendmahl ist ein Mahl der Gnade. (Am 4. Sonntage nach Pfingsten 1816) 302
XXXII. Das heilige Abendmahl ist ein wahres Opfermahl. (Am 5. Sonntage nach Pfingsten 1816) 314
XXXIII. Vom Undanke der Welt. (Am Feste der heiligen Petrus und Paulus 1817) 325
XXXIV. Heimsuchung Mariens. (Am gleichnamigen Feste 1817) 336
XXXV. Der heil Aloisius verdient im vollen Maße auch noch in unseren Zeiten ein Gegenstand unserer Betrachtung, Verehrung und Nachahmung zu bleiben. (Am 6. Sonntage nach Pfingsten 1818) 346
XXXVI. Es ist ein großes Unglück für jeden, vorzüglich aber für den studierenden Jüngling, wenn zu frühe sein Geschlechtstrieb geweckt oder zu lebhaft aufgereizt worden ist. (Am 8. Sonntage nach Pfingsten 1809) 355
XXXVII. Einige Vorschläge und Räthe gegen die frühzeitige Weckung des Geschlechtstriebes. (Am 9. Sonntage nach Pfingsten 1809) 367
XXXVIII. Von dem Fehler, erst hinterher einzusehen, wie man da und dort hätte zu Werke gehen sollen. (Am 9. Sonntage nach Pfingsten 1819) . . . 380
XXXIX. Von der üblen Nachrede. (Am 12. Sonntage nach Pfingsten 1809). . 389
XL. Was zur Herbeiführung einer besseren Zeit schon durch uns selbst geleistet werden könne. (Am 14. Sonntage nach Pfingsten 1818). 420

Stanford University Libraries
3 6105 121 194 968

BR
123
B579
v. 1

Stanford University Libraries
Stanford, California

Return this book on or before date due.

MAY 8 - 1987

1467